





UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

WILLIAM H. DONNER
COLLECTION

*purchased from
a gift by*

THE DONNER CANADIAN
FOUNDATION

U. 0
OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM

IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren:

M. A. BECKER IN WIEN, G. DETRING IN SHANGHAI, F. VON HELLWALD IN CANNSTADT, F. VON HOCHSTETTER
IN WIEN, F. KANITZ IN WIEN, A. VON KREMER IN KAIRO, F. X. VON NEUMANN-SPALLART IN WIEN, A. PEEZ
IN WIEN, J. E. POLAK IN WIEN, F. VON RICHTHOFEN IN BERLIN, C. VON SCHERZER IN LEIPZIG, J. VON SCHWEGEL
IN WIEN, H. VÁMBÉRY IN BUDAPEST, G. WAGENER IN YEDO, EDMUND GRAF ZICHY IN WIEN, J. VON ZWIEDINEK
IN BUKAREST.

Redigirt von A. von Scala.

SECHSTER JAHRGANG.

1880.



WIEN, 1880.

VERLAG VON GEROLD & COMP.
AM STEPHANSPLATZ.

HF
13
04
Jg. 6



OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanltz in Wien, A. von Kremer in Cairo, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peez in Wien, J. E. Polák in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

Inhalt: Zur Hebung unseres Verkehrs mit Ostasien. Von Dr. Carl v. Scherzer. — Die Handels-Routen nach dem Orient. Von Carl Büchelen. — Fortschritte der Civilisation in Palästina in den letzten 25 Jahren. Von Baurath C. Schick in Jerusalem. — Aus Afrika. Von M. L. Hansal in Chartum. — Die Bereitung des japanischen Papiers. Von Heinrich v. Siebold in Jedo. — Miscellen: Transkaukasische Eisenbahnen. Pflanzen- und Insecten-Wachs Rhea-Faser. Saphirlager in Siam. — Literatur-Bericht: Dr. Gustav Nachtigal's Reisen in der Sahara und dem Sudán. Von Henri Duveyrier in Paris.

ZUR HEBUNG UNSERES VERKEHRS MIT OSTASIEN.

Eine volkswirtschaftliche Neujahrsbetrachtung.

Von Dr. Carl v. Scherzer.

Leipzig, den 1. Jänner 1880.



Seit mehr als einem Vierteljahrhundert ist in Wort und Schrift auf die Vortheile hingewiesen worden, welche aus einer Kräftigung unseres auswärtigen Handels und speciell unseres Verkehrs mit Indien und Ostasien für Oesterreich-Ungarn erwachsen müssten. Die Frage über die ungünstige Stellung unseres Vaterlandes im Welt-handel hat eine ganze Literatur hervorgerufen, welche nicht blos die Krebschäden unserer wirtschaftlichen Zustände offenlegte, sondern auch die Mittel zur Abhilfe in höchst beachtenswerther Weise in Vorschlag brachte. Immer lauter wurden die Klagen, dass das mächtige Donanreich, welches durch seine Institutionen und seinen Fortschritt in allen Zweigen des Culturlebens doch einen so hervorragenden Platz behauptet, in einer Zeit, wo der Handel die aussereuropäische Welt völlig umstaltet, wie absichtlich ausserhalb dieser gewaltigen Verkehrsströmung sich verhielt, obschon es im Besitze einer vorzüglichen Secküste und aller zur Herstellung ausgedehnter Handelsverbindungen erforderlichen materiellen Mittel sich befindet.

Von der Herstellung des Suez-Canales, welcher das Mittelländische mit dem Rothen Meere, Central-Oesterr. Monatsschrift für den Orient. Jänner 1880.

Europa mit Indien und Ostasien verbindet und in vollendeter Gestalt jenen Handelsweg wieder öffnet, der von den Zeiten der Ptolomäer bis zu jenen Vasco de Gama's die Länder des Mittelmeerbeckens gross, reich und mächtig gemacht hat, erhoffte man eine neue Aera für den österreichischen Handel, eine imposante Erweiterung der Absatzgebiete der nationalen Industrie.

Und in der That schien gerade Oesterreich-Ungarn durch die Vortheile seiner geographischen Lage ganz besonders berufen, von der Eröffnung der neuen Wasserstrasse, welche Triest um beinahe 9000 Seemeilen den indischen Emporien näher brachte, namhafte maritime und commerzielle Vortheile zu ziehen.

Leider haben sich die Erwartungen, welche man von dieser neuen Weltverkehrspassage, dicht vor den Thoren Oesterreichs, für die Ausdehnung unseres Verkehrs nach den productenreichen, absatzfähigen indischen und ostasiatischen Handelsgebieten hegte, gar nicht oder wenigstens in weit geringerem Masse verwirklicht, als man voraussetzen berechtigt war.

Selbst die beiden grossen See-Unternehmungen, welche die Regierung in den Jahren 1857—1859 und 1868—1871 mit grosser Munificenz ausüstete, haben zwar durch das Studium der wirtschaftlichen Verhältnisse von wenig bekannten Ländern, sowie durch den Abschluss von Handelsverträgen vorbereitend gewirkt, aber — so leid mir es auch thut, als Mitglied beider Expeditionen dies aussprechen zu müssen —, unser Handel und unsere Industrie haben nur geringen praktischen Nutzen davon gezogen und die heimgebrachten Erfahrungen und Informationen sind leider zum grössten Theile blos „schätzbares Material“ geblieben.

Im Momente, wo die Staatsverwaltung neuerdings beträchtliche Opfer nicht scheut, um die Schiffahrtsgesellschaft des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd zur Ausdehnung seiner Fahrten bis nach Ostasien zu veranlassen; wo zwischen der Monarchie und dem Deutschen Reiche zum Wohle beider Nationen ein intimeres Wirtschaftsleben sich vorbereitet und sogar der beglückende Gedanke eines gemeinsamen Zollbundes bereits in den Bereich ernster politischer Discussion gezogen wird;

wo eine für die Ausdehnung unseres Verkehrs so nothwendige Tarif-Ermässigung durch die Verstaatlichung wichtiger Eisenbahnlagen in Vollzug gesetzt zu werden verspricht; — in einem solchen Momente erscheint es mir zur rechten Stunde und am rechten Orte, die Frage der Hebung unseres Verkehrs mit dem fernen Osten nenerdings aufzugreifen und dieselbe in einem Organ zur Sprache zu bringen, welches die Förderung der Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich und dem fernen Osten zur Hauptaufgabe seiner Bestrebungen gemacht hat.

Die folgenden Betrachtungen werden allerdings nicht im Stande sein, neue Gesichtspunkte in einer Angelegenheit zu entwickeln, welche von Staatsmännern, Volkswirthen, Fabrikanten und Kaufleuten wiederholt in so erschöpfender Weise behandelt worden ist, dass uns mit Recht der Leser zurufen mag:

„Der Worte sind genug gewechselt,

Lasst mich auch endlich Thaten seh'n!“ —

Allein vielleicht wird es mir gelingen, nachzuweisen, dass alle nothwendigen Bedingungen vorhanden, um Oesterreich-Ungarn im Weltverkehr eine hervorragende Stellung einnehmen zu sehen; dass die bisher angewendeten Mittel nicht die richtigen oder wenigstens nicht ausreichend waren, um das angestrebte Ziel zu erreichen, und dass daher die seitherigen geringen Erfolge uns durchaus nicht abhalten oder gar abschrecken dürfen, weitere Anstrengungen in dieser Richtung zu wagen.

Dass Triest, gewissermassen die Ein- und Ausgangspforte für den Güterverkehr Central-Europa's mit den Mittelmeerstaaten und dem Osten, alle Vorzüge besitzt, um für den Süden ein ähnliches Emporium zu werden, wie es Hamburg, Bremen, Lübeck, Amsterdam, Liverpool u. s. w. für den Norden sind; dass der schöne Hafen an der Adria zu einem Hauptdepot der wichtigsten Producte des Ostens für den internationalen Austausch wie geschaffen erscheint, brauche ich wohl nicht erst des Näheren zu erörtern. Es ist dies zu wiederholten Malen in der überzeugendsten Weise und noch neuerlich in einer sehr ausführlichen, ganz vortrefflichen Studie des britischen Consul, Capitän R. F. Burton in Triest, nachgewiesen worden.¹⁾

Viel wichtiger dünkt mir, gewisse Bedenken zu beseitigen, als ob unsere Industrie nicht fähig und geeignet sei, auf den ostasiatischen Märkten die Concurrenz vortheilhaft bestehen zu können.

Die glänzenden Erfolge, welche unsere gewerblichen Erzeugnisse auf den Industrie-Ausstellungen in Paris, sowie in Wien und Philadelphia — umgeben von dem Schönsten und Besten, was der Fleiss und die Tüchtigkeit der fortgeschrittensten Industrievölker zu bieten vermochte — errungen haben und noch in diesem Augenblicke bei den Antipoden, auf der Ausstellung in Sydney, erzielen, sind wohl das sprechendste Zeugniß für die Gediegenheit und Vorzüglichkeit unserer gewerblichen Production.

Und wenn wir vielleicht in einzelnen Zweigen auf den aussereuropäischen Märkten eine Concurrenz noch nicht auszuhalten vermögen, so dürfte die Ursache davon

ganz anderswo zu suchen sein, als in einem Mangel an Güte, Billigkeit und Dauerhaftigkeit unserer Fabrikate, wenschon zugestanden werden muss, dass unsere Industriellen bisher die Bedürfnisse der asiatischen Völkerschaften noch nicht genügend studirt haben, um alle Anforderungen in vollkommen entsprechender Weise befriedigen zu können.

In allen überseeischen Ländern, wo die Sitten und Lebensgewohnheiten der Bewohner jenen der modernen Culturvölker ähnlich sind, finden die vaterländischen Industrie-Erzeugnisse einen guten und lohnenden Absatz. Klagte doch eben erst ein Correspondent des „Journal des Débats“ in seinem Berichte über die Weltausstellung in Sydney, „dass Oesterreich nicht bloß mit seinen böhmischen Glaswaaren, mit Möbeln und Bier, sondern auch mit Schuhwaaren und Meerscham-Fabrikaten glänzende Geschäfte macht“, was der eifersüchtige Industrielle einen „Eingriff in französische Specialitäten“ zu nennen sich berechtigt wähnt.

Und gleichwohl haben sich auch gegen die Beschickung der Sydney-Ausstellung gewichtige Stimmen erhoben, welche es sogar als eine „thörichte Idee“ bezeichneten, auch nur den Versuch zu wagen, mit England und Frankreich commercieell in die Schranken zu treten!

Die Concurrenzfähigkeit unserer Industrie auf dem Weltmarkte datirt übrigens nicht erst von gestern, wenschon in neuester Zeit verschiedene Umstände, namentlich aber der erleichterte Verkehr, wesentlich dazu beigetragen haben mögen, günstigere Resultate zu erzielen. Schon vor mehr als zwanzig Jahren wurden mir in Valparaiso und Lima, in St. Thomas und auf Cuba sehr beträchtliche Lager österreichischer Manufacte gezeigt, welche, da dieselben über Hamburg und Bremen zur Verschiffung gelangten, auf den südamerikanischen und westindischen Märkten als deutsche Waaren in den Handel kamen.

Eine weitere Frage, welche mir der Erörterung werth erscheint, betrifft die Länder, wohin wir unseren Export mehr als bisher gelenkt sehen möchten. Vielleicht sind die Hoffnungen, welche man auf jene Reiche des Ostens als Absatzgebiete für unsere Industrie setzt, überspannte, illusorische; vielleicht sind die Bedürfnisse jener primitiven Völkerschaften nicht derart, um durch die Producte moderner Cultur gedeckt werden zu können?

Die nachstehenden Daten dürften auf diese Fragen und Bedenken die beruhigendste Antwort erteilen.

Gleichsam vor unseren Thoren, in nicht viel mehr als drei Wochen von Triest erreichbar, breitet sich das gewaltige indische Reich aus, mit einer Bevölkerung von weit über 200 Millionen Seelen und einer Handelsbewegung, welche einen Werth von einer Milliarde Gulden österr. Währ. übersteigt.

Ein zweites, noch wichtigeres Absatzgebiet für die europäische Industrie bietet das chinesische Reich mit einer betriebsamen Bevölkerung von 400 Millionen Seelen, also fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung unseres Planeten, und mit einer Mannigfaltigkeit der Naturproducte, wie sie nur wenige Erdstriche in gleichem Masse aufzuweisen vermögen. Der auswärtige Handel China's repräsentirt gleichfalls einen Werth von ungefähr einer Milliarde Gulden oder fast ein Drittel mehr, als

¹⁾ *The Trade of Trieste. By Captain R. F. Burton, H. B. M.'s Consul at Trieste. Journal of the Society of Arts, London. Sept. 1876.*

die gesammte jährliche Handelsbewegung der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Das japanische Reich endlich mit einer Bevölkerung von etwa 25 Millionen Seelen weist einen jährlichen Handelsverkehr im Werthe von 100 Millionen Gulden aus, während Consumption und Production in stetigem Wachsen begriffen sind — obgleich die Bedeutung dieses Landes im Vergleich mit China, was Mannigfaltigkeit der Production, gewerbliche Tüchtigkeit seiner Bevölkerung und Absatzfähigkeit seiner Märkte betrifft, bedeutend überschätzt worden ist.

Man kann füglich annehmen, dass sich in Indien, in Siam, China und Japan, sowie auf den zahlreichen Inseln des malayischen Archipels ein Gütertausch vollzieht, welcher eine Summe von $2\frac{1}{2}$ Milliarden Gulden ausmacht und daher der Hälfte des Verkehrs der jährlichen Handelsbewegung Grossbritanniens gleichkommt.

Allerdings wird es viel Zeit, viel Mühe und manche Geldopfer kosten, um auf den eben geschilderten Gebieten mit der von mächtigen Capitalien unterstützten britischen Industrie eine gewinnbringende Concurrenz erfolgreich bestehen zu können. Allein dieser Umstand darf intelligente und strebsame Industrielle nicht abhalten, einen solchen Wettkampf um die Palme gewerblicher Tüchtigkeit mit Ernst, Energie und Ausdauer aufzunehmen. Wird doch selbst in Europa die Concurrenz mit jedem Tage gefahrdrohender und gewinnverderbender; bestreben sich doch auch andere Industrievölker — Deutsche, Franzosen, Italiener, Schweizer, Belgier, Schweden u. s. w. — für ihre Fabrikate in Indien und Ostasien ein Absatzgebiet zu erobern, obgleich Grossbritannien bereits 80 Per cent des Bedarfes jener Völker durch seine Industrie besorgt.

Wiederholt schon wurde gegen die empfohlene Ausdehnung unseres Handels nach Ostasien die Einwendung erhoben, man solle nicht in's Weite schweifen, wo doch unserm Handel und unserer Industrie viel näher, in der Levante und auf der Balkan-Halbinsel, so verlockende Aussichten sich eröffnen! Aber was sind diese durch Krieg und Misswirthschaft ausgesogenen Länder mit ihren armen, indolenten, bedürfnislosen Bewohnern gegenüber den mit Naturschätzen so reich gesegneten Gebieten in Indien und Ostasien, welche mit ihren emsigen, betriebsamen, tüchtigen Bevölkerungen alle handeltreibenden Völker der Erde wie mit magischer Gewalt anziehen?

Noch vor weniger als 25 Jahren galt Nordamerika als der Agriculturnstaat *par excellence* und ich erinnere mich gar wohl, bei meinem ersten Besuche in den Neu-England-Staaten auf das betriebsame Lowell aufmerksam gemacht worden zu sein, in welchem Fabrik-Städtchen sich damals noch die Textil-Industrie der nordamerikanischen Union concentrirte. Seit her hat sich die amerikanische Industrie in grossartiger Weise entwickelt und macht selbst dem britischen Gewerbeeiss nicht blos in den Colonien, sondern sogar im Mutterlande vortheilhaft Concurrenz. Man begegnet amerikanischen Fabrik-Erzeugnissen ebenso in Sydney und Melbourne, in der Capstadt und in Hongkong, wie in Manchester und Birmingham. Wenn ein solches Resultat die nordamerikanische Industrie mit ihren bedeutend höheren

Arbeitslöhnen und bei weit grösseren Entfernungen von den Verkaufsländern zu erreichen im Stande war, so ist wohl auch der österreichischen Industrie durch Energie und Ausdauer die Möglichkeit eröffnet, auf jenen Märkten für ihre Erzeugnisse vortheilhaften Absatz zu gewinnen.

Während also immerhin mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden sein werden, um unserer Industrie in Indien und Ostasien einen gebührenden Rang zu verschaffen, bietet sich dem vaterländischen Unternehmungsggeist in Ostasien ein anderes Feld der Thätigkeit, welches viel schneller lohnende Früchte zu tragen verspricht und auf das hinzuweisen eigentlich der Hauptzweck dieser Betrachtungen ist.

Der Hafen von Triest erscheint, wie wir das schon wiederholt hervorgehoben haben, gewissermassen von der Natur darauf angewiesen, als Vermittler des Güteraustausches zwischen Mittel-Europa und dem fernen Osten zu dienen. Ja es muss als ein ganz unbegreiflicher Zustand bezeichnet werden, dass, noch zehn Jahre nach Eröffnung des Suez-Canals, die meisten für Indien und Ostasien bestimmten Waaren aus Mittel- und Süddeutschland, aus der Schweiz und selbst aus den nördlichen Theilen Italiens den Weg über Hamburg und London durch die Strasse von Gibraltar nach Indien und Ostasien einschlagen, anstatt die um 10—14 Tage nähere und bequemere Route über Triest zu nehmen.

Der Grund dieser seltsamen Erscheinung liegt ausschliesslich in den hohen Frachtsätzen auf den deutschen und österreichischen Bahnen, sowie in dem Mangel einer wohlorganisirten, regelmässigen directen Dampfschiff-Verbindung zwischen Triest und Ostasien.

Leichtbegreiflicherweise wird die Bahnfracht für Waaren aus Deutschland nach Triest immer theurer zu stehen kommen, als die Spesen der Beförderung über Hamburg oder Rotterdam nach London. Allein auf der letzteren Route müssen zugleich nicht unbedeutende Unkosten für Ueberladung und Spedition in Anschlag gebracht werden, welche auf der Triester Linie bei directer Verladung wegfallen. Ebenso könnte bei einem gut organisirten Dienst die Lieferzeit der Waaren von Mitteldeutschland bis Triest leicht auf 14 Tage herabgesetzt werden, wodurch gegen die Route über England ein Vorsprung von mindestens drei Wochen gewonnen werden würde. Dies wären bedeutende Vortheile, welche selbst durch eine etwas höhere Fracht nicht aufgewogen würden und wesentlich zu Gunsten der Triester Linie in die Wagschale fallen dürften.

Um jedoch den Welt-Frachtenverkehr aus Mittel- und Süddeutschland nach Ostasien über Oesterreich zu leiten, ist vor Allem eine der Grösse der Aufgabe entsprechende commerzielle Agitation erforderlich, denn derlei gewaltige Aenderungen in den Welt-Verkehrslinien vollziehen sich nicht von selbst. Die Gründung von besonderen Agenturen des österreichisch-ungarischen Lloyd in Leipzig und München, als den Hauptsammlstationen der Güter für sogenannte Durchgangsladungen, erscheint unabweisbar. Es handelt sich darum, in Deutschland selbst eine Operationsbasis für diese neue Thätigkeit zu schaffen, Unterhandlungen mit den Eisenbahnen über die Landfrachten zu pflegen, mit der

exportirenden und importirenden Handelswelt constant im Contact zu bleiben, über Alles, was auf dem verwandten Gebiet vorgeht, stets rasch und gut informiert zu sein, directe Connoissements zu zeichnen und den im Osten befindlichen Lloyd-Dampfern Producte als Rückfracht zu sichern.

Schon bei der räumlichen Entfernung ist es unmöglich, solche Versuche im Correspondenzwege von Triest aus zu machen, während Agenten, welche nicht ausschliesslich im Dienste der Gesellschaft stehen, in der Regel wenig zuverlässig²⁾ und für solche grossen Aufgaben geradezu ungeeignet sind.

Auch die sonst so bürokratisch reservirte Peninsular and Oriental Company, sowie die grosse Liverpool-Linie nach Ostasien unterhalten seit Jahren besondere Agenten in Deutschland, welche alle Geschäfte direct vermitteln.

In noch grossartigerer Weise treten in dieser Hinsicht die französischen Messageries Maritimes auf. Sie haben für Deutschland und die Schweiz einen eigenen Dienst organisirt; besondere Uebereinkommen mit den Schweizer Bahnen über einen regelmässigen Verkehr zwischen Zürich (der Hauptsammelstation) und Marseille getroffen, und ihre Vertreter besorgen selbstständig die Geschäfte mit der Kaufmannschaft, schliessen Contracte wegen billigen Rückfrachten u. s. w. Die französische Gesellschaft hat zugleich einen ständigen Agenten in Hamburg, welcher an Ort und Stelle directe Ladungscheine (Connoissements) zeichnet, trotzdem die Waaren erst über England nach Marseille mit fremden Dampfern verladen werden müssen. Durch eine solche Gebahrung, welche den handeltreibenden Kreisen die Verfrachtung der Güter so leicht, bequem und zweckentsprechend als nur möglich zu machen sich bemüht, gewinnen die englischen und französischen Dampferlinien beträchtliche Quantitäten von deutschen Gütern, welche unter anderen Umständen die entgegengesetzte Route einschlagen würden, und sichern sich zugleich Ordres für die Rückfracht.

Es ist hier nicht der Ort, noch der Raum, um das Project, den Welt-Frachtenverkehr nach und von Ostasien über Oesterreich zu leiten, eingehender erörtern zu können. Doch vermag ich die Bemerkung nicht zu unterdrücken, dass dem österreichisch-ungarischen Lloyd, wie mir zufällig bekannt geworden, bereits vor mehr als zwei Jahren von einem mit den deutschen und ostasiatischen Verhältnissen wohl vertrauten, praktischen Geschäftsmann ein den gleichen Gegenstand behandelndes Memoire übergeben worden ist, sowie dass ich aus

²⁾ Wie der österreichisch-ungarische Lloyd in die-er Hinsicht dermalen zuweilen bedient wird, dazu liefert der nachfolgende Fall einen belehrenden Beleg: Ein Leipziger Kaufherr schickte vor einiger Zeit zwei Monate hindurch beträchtliche nach der Levante bestimmte Gütersendungen nach München mit der ausdrücklichen Weisung, dass dieselben mittelst Lloyd-Dampfern verschifft werden sollen. Gleichwohl hat der dortige Lloyd-Agent, welcher zugleich Agent einer italienischen Concurrrenz-Gesellschaft ist, die Waaren jedesmal der letzteren zur Verfrachtung übergeben. Und dieser Agent vertritt noch immer die Interessen des österreichisch-ungarischen Lloyd in München! Auf solche Art erwirbt die Gesellschaft nicht allein keine neue Kundschaft, sondern sie läuft sogar Gefahr, die alte zu verlieren!

dem brieflichen Verkehr mit den hervorragendsten Geschäftsfirmen Biemens und Hamburgs die Ueberzeugung von der praktischen Ausführbarkeit der angeregten Idee gewonnen habe.

Dagegen lauten ebenso entschieden und mit meiner schon vor Jahren auch in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Ansicht übereinstimmend die abträglichen Urtheile über die vom österreichisch-ungarischen Lloyd in Aussicht genommene Singapore-Linie. So schreibt mir z. B. einer der angesehensten Bremer Kaufherren: „Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit, mich über das Project des österreichischen Lloyd zu unterhalten, aber Jeder, der mit den Verhältnissen vertraut ist, erkennt, dass Singapore als Endpunkt unhaltbar ist. Ich bin überzeugt, dass die Gesellschaft über kurz oder lang den Entschluss wird fassen müssen, die Fahrten bis nach China auszudehnen³⁾“.

Dass der Güter-Austausch zwischen Deutschland und Ostasien bereits bedeutend genug ist, um einer von Triest ausgehenden regelmässigen Dampferlinie stets hinreichend Güter zuzuführen und deren Schiffe fortwährend lohnend zu beschäftigen, ist unschwer nachzuweisen. Zwar bin ich trotz emsiger Bemühungen nicht im Stande gewesen, die ganze Handelsbewegung Deutschlands mit dem Osten Asiens ziffermässig ermitteln zu können; doch dürfte dieselbe nach einer oberflächlichen Schätzung den Werth von fünfzig Millionen Mark übersteigen.

Nach den mir zu Gebote stehenden Daten beträgt der Werth der aus Mitteleuropa nach den ostasiatischen Häfen ausgeführten deutschen Fabrikate (feine Tuche, Flanelle, Stripes, wollene, halbwoollene und baumwollene Kleiderstoffe, Möbelstoffe, Wirkwaren, musikalische Instrumente, chemische Producte, Smalte, Nickel, Farbwaaren, Spielzeug u. s. w.) etwa 10 Millionen Mark. In den letzten Jahren ist dieser Export in Folge der verschiedenen Handelskrisen allerdings bis auf 7 Millionen Mark zurückgegangen, wie in der folgenden Tabelle ersichtlich gemacht ist:

Jahres-Ausfuhr (1877—1878)
von Mitteleuropa nach Ostindien, den Straits,
China und Japan, einschliesslich Manila.

| Waarengattungen | Werth in Mark | | Gewicht in Kilo per Tonne | |
|--|---------------|--------------------------|---------------------------|-----------|
| | in Mark | in Tonnen a 40 Kf. engl. | per Tonne | per Tonne |
| Tuche, Bukskins und ähnliche Stoffe | 2000000 | 1000 | 400 | 2000 |
| Thibets, Crêpes, Mousselines etc. | 1500000 | 430 | 400 | 3500 |
| Flanelle | 1000000 | 800 | 400 | 1250 |
| Baumwollene und halbwoollene Kleiderstoffe, Sarongs etc. | 800000 | 1000 | 500 | 800 |
| Strumpfwaaren in Wolle, Halbwole und Baumwolle | 500000 | 400 | 250 | 1250 |
| Farbwaaren (Anilinfarben etc.) | 400000 | 400 | 500 | 1000 |
| Möbelstoffe | 100000 | 50 | 400 | 2000 |
| Spielzeug und musikalische Instrumente | 100000 | — | — | — |
| Getränke | 100000 | — | — | — |
| Smalte und Nickel | 100000 | — | — | — |
| Drogen, Atherische Oele, Essenzen, Sitckereien, Posamentieren, Teppiche, Decken, Rothgarn, Hülber etc. | 400000 | — | — | — |
| | 7000000 | 5680 | — | — |

³⁾ Unseres Wissens hat sowohl die Lloyd-Direction, als auch die österreichische Regierung Singapore bis als vorläufige Endstation in's Auge gefasst und die baldige Ausdehnung der Fahrten bis Hongkong vornehmlich in Aussicht genommen. A. d. R.

Um indess eine richtige Ziffer von dem Werthe des Gesamt-Exportes aus Mitteldeutschland nach Ostasien zu erhalten, muss noch eine Summe von wenigstens 7 Millionen Mark für solche deutsche Fabrikate (circa 3500 Tonnen) hinzugezählt werden, welche jährlich consignationsweise unter starkem Vorschuss nach Osten gehen, um dort für Rechnung der deutschen Fabrikanten, meist durch englische Vermittlung, verkauft zu werden.

Wohl auf das Dreifache der Summe der festen Ausfuhr dürfte sich der Werth der aus Indien und dem Osten Asien's nach Mitteldeutschland eingeführten Producte (Baumwolle, Seide, Jute und andere Spinnstoffe, Kaffee, Zucker, Thee, Reis, Tabak, Indigo, Gewürze, Droguen, Metalle, Häute, Porcellan u. s. w. beziffern.

Dieses Frachtenquantum würde ausserdem für die Triester Linie durch Waarenzuflüsse aus Süddeutschland, der Schweiz und dem nördlichen Italien, sowie durch Rückladungen aus den asiatischen Häfen noch beträchtlich vermehrt werden. Haben mir doch schon vor einem Jahrzehnt, während meiner letzten Anwesenheit in Hongkong und Shanghai die dortigen deutschen Kaufleute mündlich und schriftlich erklärt: „dass sie die Gründung einer directen, speciell für den Waarentransport eingerichteten Dampferlinie zwischen Triest und verschiedenen Handelsplätzen Ostasiens, welche durch mässige Frachtsätze auch minder kostspieligen Gütern den Transport mittelst Dampfern gestatten würde, als ein äusserst zeitgemässes und Erfolg versprechendes Unternehmen betrachten, dem sie im Voraus ihre wärmste Theilnahme entgegenbringen und ihre Unterstützung zusichern, indem sie es als selbstverständlich betrachten, dass sämtliche deutsche Kaufleute, wo sich dies nur ohne Nachtheil einrichten lässt, der Triester Linie vor allen anderen Dampferlinien den Vorzug geben werden“.

Ich habe es mir angelegen sein lassen, mir eine Liste derjenigen Fabrikanten verschiedener Industriebranchen Deutschlands und der Schweiz zu verschaffen, welche sich hauptsächlich mit dem Export nach Indien und Ostasien beschäftigen, und obschon dieses Verzeichniss auf Vollständigkeit durchaus nicht Anspruch machen kann, so umfasst dasselbe doch 160 hoch angesehene Firmen, welche unzweifelhaft unter einigermaßen günstigen Bedingungen zum grossen Theil für die Triester Linie zu gewinnen wären.

Resumiren wir schliesslich meinen Vorschlag zur Hebung unseres Verkehrs mit Indien und Ostasien, so gipfelt derselbe in folgenden Punkten:

1. Entsprechende Reduction der Tarife für den Welt-Frachtverkehr auf den deutschen und österreichischen Bahnen.

2. Herstellung eines wohlorganisirten Dampfschiffdienstes zwischen Triest und dem fernen Osten, mit grossen, bequemen, speciell für den Waarentransport eingerichteten Schiffen, welche regelmässig mindestens einmal im Monat an einem im Vorhinein festgesetzten Tage eine directe Verbindung mit den Haupthandelshäfen Indiens und Ostasiens unterhalten. Es müsste hierbei mit der grössten Pünktlichkeit, Aufmerksamkeit und Sorgfalt vorgegangen werden, um für diese Linie nicht nur möglichst viele Güter, sondern auch — soweit

es die Raumverhältnisse gestatten — Passagiere anzuziehen ⁴⁾.

3. Errichtung besonderer Agentien des österreichisch-ungarischen Lloyd in Leipzig und München, als den Hauptsammelstationen der aus Deutschland nach dem südlichen Europa und dem Orient bestimmten oder von dort kommenden Waaren. Schon gegenwärtig bieten diese beiden Städte durch den Zusammenfluss der Güter für Süddeutschland, Oesterreich, die Schweiz und Italien den grossen Vortheil von prompten Waarenladungen in geschlossenen Waggons, wodurch die Lieferzeit so beträchtlich abgekürzt wird.

Und so empfehle ich diesen Vorschlag den kommerziellen und finanziellen Kreisen, sowie namentlich dem österreichisch-ungarischen Lloyd zur freundlichen Beachtung. Es handelt sich hier nicht, wie bei neuen industriellen Unternehmungen, um eine schwierige und langwierige Eroberung oder Wiedergewinnung eines fremden Marktes; es gilt vielmehr blos, ein durch die Natur der Lage uns zugewiesenes, legitimes Gebiet zu cultiviren und für Handel und Schifffahrt fruchtbringend zu machen.

DIE HANDELS-ROUTEN NACH DEM ORIENT.

Von Carl Büchelen, Ingenieur.

a) Die Donau.

Landläufige Ansicht ist es, dass die Donau für Oesterreich eigentlich den natürlichsten und billigsten Verkehrsweg nach dem Orient bilde und dies sicher dann ganz und vollkommen der Fall sein werde, wenn die Hindernisse, welche sich der Schifffahrt auf der Donau entgegenstellen, beseitigt seien.

Aus der Thatsache, dass die Donau einen längeren Lauf und ein grösseres Quellgebiet als der Rhein hat, den Schluss zu ziehen, dass es gelingen müsse, die Donau für den Verkehr ebenso heranzuziehen, wie den Rhein, erscheint uns zum mindesten gewagt und diese Behauptung nur durch die Ausserachtlassung anderer gewichtiger Momente erklärlich.

Von Pest abwärts kündet kein irgend nennenswerthes Bauwerk aus vergangenen Jahrhunderten — so wie am Rhein — von tausendjähriger rastloser Culturarbeit, von dem Fleisse der Bürger, welchen es in langen Friedensperioden möglich war, materielle und

⁴⁾ Klagen, wie sie zuweilen trotz des im Allgemeinen gut geleiteten Lloydienstes im Orient laut werden, dürften allerdings auf der neuen Linie nicht vorkommen, ohne den Erfolg des ganzen Unternehmens empfindlich zu schädigen. Wir führen in dieser Beziehung einen Athener Bericht aus einer der jüngsten Nummern der „Politischen Correspondenz“ an, weil derselbe in einem Organ abgedruckt erscheint, welches sicher über den Verdacht oder Vorwurf erhaben ist, gegen ein von der Staatsverwaltung subventionirtes Institut gehässige oder gar feindliche Angriffe sich zu Schulden kommen zu lassen. „Man klagt hier (in Athen) sehr über die österreichisch-ungarische Lloyd-Gesellschaft. Die österreichische und italienische Post, welche der österreichische Lloyd-Dampfer sonst gewöhnlich Mittwoch Abends hierher brachte, ist bis zur Stunde (Sonnabend) nicht eingetroffen. Ueberhaupt muss bemerkt werden, dass, wenn die Gesellschaft für ihren Dienst in den griechischen Gewässern nicht bessere Schiffe verwenden, für den leiblichen Comfort ihrer Passagiere nicht besser sorgen und die Tarife für Passagiere und Frachten nicht ermässigen sollte, es sicher zu erwarten ist, dass der „Lloyd“ durch die italienische Gesellschaft „Florio“ bald überflügelt werden wird.“

geistige Schätze anzusammeln, auf deren sicheren Fundamenten die jetzige Generation fortbaut; da wurden Fabriken errichtet, grösser an Ausdehnung, als manche Städte an der mittleren und unteren Donau; des weiteren Eisenbahnen längs des ganzen Rheinstromes zu beiden Seiten desselben, welche an Verkehr und Frequenz mit der lebhaften Schifffahrt wetteifern. Am Rhein sehen wir ein hoch entwickeltes Culturleben, Industrie und Handel in höchster Blüthe; während wir an der unteren, ja selbst mittleren Donau erst die Anfänge einer Cultur bemerken, welche ausgiebigerer Pflege bedürfen, als derjenigen, welche ein blosser Verkehr mittelst der Donau zu geben vermag. Man übersieht bei einem Vergleich zwischen Rhein und Donau ferner, dass ersterer von Süd nach Nord Länder unter verschiedenen, die Donau von West nach Ost aber Länder unter gleichen Breitegraden durchströmt, welche im steten Wechsel von Gebirge und Ebene gelegen, im Allgemeinen die gleichen natürlichen Bedingungen für die Landesproducte haben, mithin hier schon von Haus aus die Bedingungen für einen lebhaften Gütertausch mangeln. Wenn gleichwohl über die Donau und Save bisher 80 Percent des gesammten serbischen Aussenhandels gingen, so war dies nur möglich, weil eben Serbien jeder andere Verkehrsweg abging, und wird sich dies, sobald dieses Land eine Bahnlinie bis zum Meere hat, ebenso sehr zu unserem Nachtheile ändern, wie unsere Handelsbeziehungen mit Rumänien und Bulgarien abnahmen, als es England, Frankreich und anderen Ländern möglich wurde, mit ihren Schiffen das dortige Getreide abzuholen und als Gegenfracht ihre Industrie-Erzeugnisse dahin zu bringen.

Insolange aber das Meer seine Bedeutung für den Güterverkehr behält, oder insolange Ungarn unseren Bedarf an Getreide deckt und wir nicht als Consument rumänischen und bulgarischen Getreides auf dem Markte erscheinen, wird auch eine noch so gut regulirte Donau uns zu keinem namhaft grösseren Export unserer Erzeugnisse nach den unteren Donauländern verhelfen. Dieser kann in Bezug auf Güter, welche mehr oder minder von den Frachtsätzen unabhängig sind oder bei welchen die raschere Beförderung in Betracht kommt, allein nur mit Hilfe der Bahnen erzielt werden.

Was aber den Rhein noch mehr von der Donau unterscheidet, ist, dass an der Mündung des Rheins ein Welthandelsplatz, an der Mündung der Donau aber eine Wildniss gelegen ist; dass der Rhein, in den Ocean mündend, in den Routen liegt, welche von Deutschland und Belgien nach England, Amerika und den Orient führen, wogegen die Donau in das Schwarze Meer mündet, in dessen angrenzenden Ländern wir so gut wie nichts zu suchen haben und aus dem nur der eine Weg nach Constantinopel führt. Dieses können wir aber heute schon über Triest in viel rationellerer Weise erreichen, lebhaftere Handelsbeziehungen mit Constantinopel aber gleichwohl erst dann pflegen, wenn wir die Bahnverbindung — sei es über Serbien, sei es über Bulgarien — hergestellt haben werden.

Die Bedeutung, welche die Donau bisher für unseren Verkehr mit den unteren Donauländern hatte, ist im Schwinden begriffen und wird noch mehr schwinden, wenn einmal die türkischen Bahnen mit dem öster-

reichisch-ungarischen Bahnnetz verbunden sein werden; damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, dass die Donau aufgehört wird, überhaupt eine Verkehrsstrasse zu sein; doch wird dieselbe mehr nur eine locale Bedeutung haben und eine allgemeine Bedeutung erst dann wieder erhalten, wenn Handel und Wandel in den Donauländern durch die Eisenbahnen sich gehoben und wenn in Folge dessen die Verhältnisse in jenen Gebieten total geändert sein werden.

Wohl werden Rhein und Donau in manch' schönem Lied besungen und verherrlicht, aber wie Viele kennen den Rhein, wie Wenige die Donau.

Als im verflossenen Herbste der neue Donau-Verein eine Fahrt nach der unteren Donau unternahm, staunten die Theilnehmer über den geringen Verkehr auf dem mächtigen Strome, über die oft recht armseligen, spärlich genug sich zeigenden Ortschaften, wie nicht minder über das dürftige Aussehen der Stadt Belgrad. Erstaunten sie wohl auch darüber, dass sie fast Alle all' dies zum ersten Mal sahen, vielleicht zum ersten Mal Kenntniss von diesen betrübenden Verhältnissen erhielten?

Dass aber an all' der Misère die Regulirung des Eisernen Thores gar Nichts, die Regulirung der Gönyöer Strecke nur sehr Weniges, die Einbeziehung dieser Städte und Länder in das österreichisch-ungarische Eisenbahnnetz dagegen sehr Vieles zu ändern vermag, diese Ueberzeugung sollte nach meinem Dafürhalten von jedem Fahrt-Theilnehmer gewonnen worden sein.

Ganz gewiss ist die Regulirung der Donau höchst wünschenswerth; doch hüte man sich, übertriebene Hoffnungen daran zu knüpfen oder gar die Eisenbahnen für überflüssig zu halten, denn diese sind das einzige Mittel, innigere, beiden Theilen zum Vortheil gereichende Handelsbeziehungen mit diesen Ländern zu pflegen und den Bewohnern derselben die Möglichkeit zu bieten, nicht nur rasch und billig, sondern auch jederzeit und ungefährdet zu uns zu gelangen. Dies wird Jeder bestätigen, welcher die Verhältnisse kennt und z. B. wie ich selbst schon zwei Mal genöthigt war, im Winter denjenigen Theil der Donau in langer Ausdehnung auszuforschen, wo überhaupt ein Uebergang möglich oder mit der geringsten Lebensgefahr verbunden sei.

Nachdem aber Pressburg, Raab, Weizen, Pest-Ofen mit Hilfe der Bahnen sich zu ihrer heutigen Bedeutung emporgeschwungen, nachdem es nicht mehr lange anstehen wird, dass Wien und Pest-Ofen beiderseits der Donau mit Bahnen verbunden sein werden, ist die Zeit gekommen, der Donaustrecke Wien—Pest — deren beide Endpunkte ja schon mit grossen Opfern regulirt wurden — die grösste Aufmerksamkeit zu widmen und den Fluthen der Donau ein geregelttes Bett anzuweisen. Nicht nur soll hier ein regelmässiger Schiffsverkehr zwischen den beiden Hauptstädten, sowie ein solcher der aufblühenden Ortschaften unter sich und mit den beiderseitigen Handelscentren ermöglicht werden, sondern es würden auch die vor den Hochfluthen geschützten Grundstücke einer intensiven, auch der Approvisionirung beider Hauptstädte zu Gute kommenden Cultur zugeführt, der gleichzeitig die mit der Regulirung ermöglichte Bewässerung zu statten käme.

Die Schifffahrt aber durch das Eiserne Thor zu erleichtern, ist ohnehin eine Verpflichtung, welche die

Monarchie in dem Berliner Vertrag übernommen hat, und Oesterreich-Ungarn wird gewiss um so weniger zögern, auch diesen Vertragspunkt zu erfüllen, als dies nach den vorliegenden Plänen und approximativen Kosten-Voranschlägen nur eine mässige Summe erfordert, die sich überdies durch Péage noch verzinsen wird.

Alle weitergehenden Bestrebungen aber, wie: Regulirung einiger Theile der Donanstrecke Pest-Moldawa und Sprengung der die Donau und ihre Nebenflüsse aufstauenden Felsbarren des Eisernen Thores wären zu vertagen, bis die Verbindung der Länder der mittleren und unteren Donau mit den Culturcentren durch Eisenbahnen hergestellt, der Wohlstand der Bevölkerung sich gehoben haben und der Werth der Ländereien gestiegen sein wird.

Insolange aber nicht an der Donaumündung eine Handelsstadt entsteht gleich Rotterdam, Hamburg, Stettin, Danzig an den Mündungen des Rheins, der Elbe, der Oder, der Weichsel, insolange muss man verzichten, die Donau als eine Welthandelsroute zu betrachten.

b) Die Routen über Triest.

Triest eignet sich gleichermassen für unseren Verkehr mit der Levante, Egypten und Indien, wie für jenen mit Amerika. Wenn gleichwohl über Triest nur der geringere Theil dessen eingeführt wird, was wir aus genannten Ländern beziehen und die Mehrzahl dieser Güter über belgische, holländische und deutsche Seehäfen, und zwar in dem Quantum von sechs Millionen Centnern, zu uns gelangt, so ist dies in Ursachen begründet, deren Beseitigung glücklicherweise grossentheils nur von uns abhängt.

Wohl waren wir früher, zufolge der Handels-herrschaft Englands, gezwungen, Indiens, zum Theil auch Amerikas Producte durch Vermittlung Englands zu beziehen; doch wurden diese Producte grösstentheils, die Producte der Levante aber ausschliesslich über Triest importirt, sowie unsere Producte über diesen Hafen ausgeführt, als Oesterreich überhaupt angefangen hatte, sich mehr dem Aussenhandel zuzuwenden, gekräftigt durch den Jahrhunderte lang im Innern getriebenen Handel, gekräftigt durch das Aufblühen seiner Industrie und unterstützt durch eine zweckmässige Gesetzgebung, sowie ein ausgezeichnetes Strassennetz, vermöge dessen es Triest möglich war, selbst mit den entferntesten Provinzen in Handelsbeziehungen zu treten.

Dieses Verhältniss wurde in der Aera der Eisenbahnen ganz gewaltig geändert. Der Umstand, dass Triest mit Laibach und damit mit Wien und der Monarchie erst im Jahre 1857 — zwanzig Jahre nach Eröffnung der ersten Locomotiv-Eisenbahn in Oesterreich — durch eine Eisenbahn verbunden wurde, Wien aber schon sechs Jahre früher mit den norddeutschen Häfen verbunden war, schränkte die Handelsbeziehungen Triests derart ein, dass selbst in Laibach Colonial-Artikel consumirt wurden, welche über Hamburg bezogen waren.

Die ausserordentlich günstige Lage Triests kam aber mit der Zeit wieder um so mehr zur Geltung, als die Regierung, in Erkenntniss des hohen Werthes, welchen ein Handelshafen für ein Reich hat, den Bedürfnissen Triests stets warme Fürsorge widmete. Wie

wenig aber oft der Handelstand selbst die Mittel zu würdigen weiss, welche allein geeignet scheinen, seinen Bedürfnissen gerecht zu werden, beweist der Umstand, dass erst das Widerstreben Triests besiegt werden musste, bevor an die Ausführung der neuen Hafenbauten und die Errichtung von Lagerhäusern geschritten werden konnte. Die Folge ist, dass diese unumgänglich nothwendigen Einrichtungen erst jetzt dem Betriebe übergeben werden können, während Marseille, Venedig und Brindisi schon zur Zeit der Eröffnung des Suez-Canals gerüstet waren, den neu zu erwartenden Verkehr in der billigsten und raschesten Weise zu bewältigen; sowie auch Genua jetzt schon alle Vorbereitungen trifft, um bei Eröffnung der Gotthard-Bahn bereit zu sein, den erhofften Verkehr zu Nutz und Frommen der Handelswelt in sein richtiges Bett zu leiten. Wie sehr aber die Regierung die Ueberzeugung hatte, dass mit alledem, was sie schon für Triest gethan, das Mass dessen noch nicht erschöpft sei, was unbedingt zu geschehen hat, um Triest vor der mehr und mehr zu Tage tretenden Concurrenz anderer Seehäfen zu schützen, um Triest ein Aequivalent dafür zu bieten, dass im letzten Jahrzehnt in Oesterreich nur Bahnen gebaut wurden, welche in ganz eminentem Masse Venedig in seinem Handel mit Deutschland wie Oesterreich zu Statten kamen, haben die früheren Regierungen wiederholt in der unzweideutigsten Weise dargethan, indem sie einen Gesetz-Entwurf für den Bau der Predil-Linie einbrachten und denselben damit begründeten, „dass aus allgemein staatlichen, wie aus volkwirtschaftlichen und handelspolitischen Gründen die Rudolf-Bahn bis Triest fortzusetzen sei, um die in dem Aufschwunge von Triest verkörperten Interessen des österreichischen Seehandels und der österreichischen Schifffahrt gegen die drohende Concurrenz des Auslandes zu schützen und damit die Machtstellung der Monarchie im adriatischen Meere zu befestigen.“

Richtigen Blickes hat auch die damalige Regierung die Gefahren geschildert, welche für Triest und damit für das Reich aus der Unterlassung des Baues der Predil-Linie entstehen werden. Hören wir, was die Regierung damals sagte: „Es liegt aber ausserdem die Gefahr nahe, Triest nicht nur von der Theilnahme an diesem wichtigen Zweige des Welthandels (europäisch-indischer Transitverkehr), sondern auch von der Vermittlung des aus seinem natürlichen Hinterlande, und zwar aus Innerösterreich, der Moeresküste zustrebenden Verkehrs grossentheils ausgeschlossen zu sehen.“

In der That, was damals vorausgesagt wurde, ist heute bereits eingetreten. Die statistischen Handels-Anweise erbringen den unwiderleglichen Beweis, dass, trotzdem Oesterreichs Aussen- und Durchfuhrhandel selbst in den letzten Jahren fortwährend stieg, die Ausfuhr über Triest im abgelaufenen Decennium sich dennoch bloß gleich blieb, während der Handel mit Italien, d. h. vorzugsweise mit Venedig, in weit stärkerer Proportion zunahm, als der Gesamthandel Oesterreich-Ungarns.

Dank der Bereitwilligkeit der österreichischen Regierung, eine Dampfschiffahrts-Linie Triest-Bombay zu subventioniren, und dem Bestreben dieser Regierung, billige Tarife bei der Südbahn — wenigstens in einigen Artikeln — durchzusetzen, wie nicht minder Dank den

Bestrebungen des Orientalischen Museums, dessen Leitung unermüdet bedacht ist, dem österreichischen Handel ein Pfadfinder und Berather mit Rücksicht auf die Anknüpfung und Erweiterung von Handelsbeziehungen mit dem Orient zu sein, gelang es schon, Oesterreichs Handel in dieser Richtung zu kräftigen. Wenn es somit nicht ausbleiben konnte, dass der Suez-Canal auch auf Triests Handelsverhältnisse einen günstigen Einfluss ausübte, so gelang es immerhin Venedig weit mehr, als Triest, die Vermittlerrolle für andere weniger günstig situierte Länder zu übernehmen.

Zu der früher schon vorhandenen Concurrenz der Nord- und Ostseehäfen — deren Mancher vielleicht mit einigem Recht ein österreichischer Seehafen genannt werden kann — gesellte sich in den letzten Jahren Venedig, das aus dem Suez-Canal, der Brennerbahn, der Pusterthal- und Ponteba-Bahn, aus den im westlichen Böhmen und dem östlichen Baiern gebauten Bahnen neue Kräfte schöpft und, im Hinweis auf seine ruhmreiche Vergangenheit im Mercantil-Leben, die ihm stets treu gebliebenen Sympathien benützt, um auf's Neue Handelsbeziehungen nicht nur mit Deutschland, der Schweiz, Vorarlberg, Tirol und dem Salzkammergut, sondern auch mit Kärnten, Krain, Steiermark und Böhmen anzuknüpfen und zu befestigen; dafür spricht unter Anderem der Umstand, dass Venedig im Jahre 1877 über 300.000 Centner Baumwolle nach Süddeutschland und der Schweiz exportirte, Triest aber nichts.

Wie sehr auch die ungarische Regierung Alles aufbietet, den Seehafen Fiume zu heben und demselben einen Rang unter den Welt-Handelshäfen zu erringen, ist wohl ebenso bekannt, wie die Thatsache, dass dieses Bestreben von Erfolg begleitet ist.

Die von den anderen Ländern für ihre Seehäfen errungenen Erfolge weisen aber nicht nur darauf hin, dass Oesterreich seine Hände nicht müßig im Schosse ruhen lassen darf, sondern sie bezeugen auch, dass es thatsächlich Mittel und Wege gibt, Handelshäfen vor Verfall zu schützen, ja dieselben sogar zu unerwarteter Blüthe zu bringen.

Was vor zehn Jahren als ausreichend für Triests Interesse erachtet wurde, erscheint bei der heutigen Sachlage nicht mehr genügend. Was die Bahnverbindung anlangt, so muss nunmehr der Predil-Linie auch die Tauern-Linie beigefügt werden. Vermöge dieser Linie, welche die Stationen Spital der Pusterthal-Bahn und St. Johann oder Eben der Gisela-Bahn mit einander verbindet, gelangt Triest in den Besitz einer Transit-Linie nach dem Herzen Deutschlands, welche um circa 44 Kilometer kürzer ist, als die Linie, welche von Venedig nach Deutschland führt. Diese Distanz-Kürzung, wie auch der Umstand, dass die Güter eine Reichsgrenze weniger zu überschreiten haben, sichert Triest einen Erfolg in dem Concurrenz-Kampf mit Venedig sowohl, wie auch mit den Nord- und Ostseehäfen, da die durch die Tauern-Linie für die österreichischen Länder erzielten Distanz-Kürzungen so bedeutend sind, dass vermöge dieser, sowie auch in Folge der durch die Tauern-Linie nothwendigerweise eintretenden allgemeinen Tarif-Reducirung die Concurrenz dieser Seehäfen beseitigt werden wird. So würde beispielsweise der Weg von Salzburg nach Triest um 290 Kilo-

meter, der Weg von Prag nach Triest um 160 Kilometer gekürzt und beispielsweise die Route Prag-Triest um 150 Kilometer kürzer sein, als die Route Prag-Venedig, während heute Prag nach Venedig näher als nach Triest hat. Dies besagt aber nichts Anderes, als dass z. B. von Triest nach Salzburg für einen Waggon Baumwolle circa 120 fl. Fracht weniger zu zahlen wäre, als bisher.

Der grosse Vortheil, welcher durch den Bau der Predil- und Tauern-Linie erzielt werden kann, liegt nicht so sehr darin, dass, vermöge der dadurch erreichten Unabhängigkeit von der Südbahn, auch die letztere zu Tarif-Ermässigungen gezwungen werden könnte — allerdings erst dann, wenn die Rudolf-Bahn und die Franz Josef-Bahn in den Besitz des Staates übergegangen sein werden, da zwei concurrirende, im Privatbesitz befindliche Bahnen nur zu sehr geneigt sind, ihren Vortheil im Abschlusse von Cartell-Verträgen zu erblicken — sondern vielmehr darin, dass dadurch ganze Provinzen dem Meere und Triest nähergerückt, Triest nach Deutschland hin eine kürzere Transit-Linie erhielte, als sie gegenwärtig Venedig besitzt, und dass in Folge dessen Triest befähigt würde, nicht nur Oesterreichs und Süd-Deutschlands Bedarf an überseeischen Producten zu decken, sondern auch den Güterverkehr Deutschlands mit dem Orient zu vermitteln.

Zahlreich sind die Vertreter der Ansicht, dass auch die Arlberg-Bahn berufen sei, Triest das Verkehrsgebiet der Schweiz und des Bodensee-Beckens zu erschliessen. Es scheint uns bedauerlich, dass die Förderer dieses Projectes nicht sehen wollen, dass Venedig aus all' den über den Brenner führenden Routen weit mehr Nutzen ziehen muss, als Triest, selbst wenn die Predil-Linie gebaut wäre, und dass die Anhänger dieser Ansicht die St. Gotthard-Bahn ausser Betracht lassen, welche die Schweiz und das Bodensee-Becken Genua und Venedig viel näher rückt, als dies durch die Arlberg-Bahn in Bezug auf Triest oder selbst nur Venedig geschehen könnte.

Die Regierung, wohl erkennend, dass ein Wehr-gesetz auch ein Nahrungsgesetz bedingt, beabsichtigt, eine Vorlage über den Bau der Arlberg-Bahn zu machen, von der Erwägung ausgehend, dass die leider nur zu lange schon andauernde Stagnation in dem wirtschaftlichen Leben nur behoben und ein Impuls zu neuer Schaffens-thätigkeit nur gegeben werden kann durch den Bau von Eisenbahnen; von der ferneren Erwägung ausgehend, dass die Eröffnung eines neuen Verkehrsweges dem Handel zu statten komme und Ungarns Producte leichter abgesetzt werden können.

Es bedünkt mir, als hätten wir aus der Vergangenheit leider noch nicht genug gelernt, als sollten wir zum so vielen Male eine Bahn bauen, welche, für einen Weltverkehr berechnet, in Wahrheit nur einem beschränkten Gebiet und einem noch beschränkteren Handelsverkehr zu dienen berufen ist.

Wenn nun der mit dem Bau der Arlberg-Bahn zu erstrebende Zweck auch mit einem kürzeren als dem in Aussicht genommenen Tunnel erreicht werden kann, wie unlängst in überzeugender Weise von fachkundiger Seite dargelegt wurde, so erscheint es gewiss ungerechtfertigt, für den Bau der Arlberg-Bahn sechs Millionen (ohne Einrechnung der Geldbeschaffung) mehr aufzuwenden, als eigentlich nothwendig sind. Sechs Millionen

aber ersparen zu können, will in unserer Zeit schon etwas heissen; zwanzig Millionen aber noch mehr, die erspart werden könnten, wenn auf den Besitz eines grossen Alpentunnels — wie solche mit vereinten Kräften von Frankreich und Italien, von Italien, der Schweiz und Deutschland hergestellt wurden — Verzicht geleistet und der Arlberg einfach ganz überschient würde.

Die Techniker, welche den Kriegsministern die Ruhe der Nächte rauben, weil dieselben nie wissen, ob sie nicht beim Frühstück die Nachricht von irgend einer neuen Erfindung lesen, die sie nöthigt, mit Nachtragsforderungen kommen zu müssen, erfinden eben doch auch so Manches, was den Communications- und Finanzministern — sofern sie Kunde davon erhalten — zur Freude gereichen muss.

In neuen Bergbahn-Systemen — welche ausserordentliche Ersparnisse bei den Baukosten zulassen — haben wir aber, wie unter Anderen die Namen Riggenbach, Zschokke und Köstlin beweisen, eine ganze Auswahl, von welchen das Riggenbach'sche Zahnschienen-System den Vorzug hat, dass dasselbe an vielen Orten schon erprobt wurde und sich, was Leistungsfähigkeit, Sicherheit, Regelmässigkeit und Billigkeit des Betriebes betrifft, vollkommen bewährte.

Gewiss erfordert daher unter solchen Umständen eine Ueberschienung des Arlberg viel weniger Muth, als Ghega besass, da er trotz aller Einwendungen den Semmering zu einer Zeit überschiente, bevor er noch eine hiefür geeignete Maschine hatte. Nicht nur Ghega, vielmehr ganz Oesterreich erntete den Ruhm, den Gebirgsbahnen den Weg vorgezeichnet zu haben.

Wahrlich unser Eisenbahnnetz hat dringende Ergänzungen nöthig und auch eine Schienenverbindung mit dem isolirten Vorarlberg darf gewiss nicht ausgeschlossen werden; aber Alles zu seiner Zeit und nach der richtigen Werthbemessung.

So ergänzungsbedürftig unser Eisenbahnnetz, so reformbedürftig ist aber auch unser Schifffahrtswesen.

In dem Lloyd besitzen wir zwar ein Transport-Institut, das nicht nur leistungsfähig ist, sondern das sich — was die Führung und Leitung der Schiffe betrifft — mit Recht des allerbesten Rufes erfreut, das aber gleichwohl sehr Vieles, wenigstens für die Monarchie, zu wünschen übrig lässt.

Wenn beispielsweise nach Salonik bestimmte Güter per Lloyd nur mittels zwei- bis dreimaliger Umladung dahin gelangen, der Lloyd aber merkwürdiger Weise laut seines Betriebs-Reglements keinerlei Haftung für irgend welche Beschädigung der Güter — welche gerade zufolge Umladens von einem Schiffe auf ein anderes eintreten kann — übernimmt, so ist das etwas, wofür die Handelswelt ein sehr feines Gefühl hat.

Inwieweit der Lloyd dem Bestreben der Regierung, durch die subventionirten Indiensfahrten Triest einen Vortheil zuzuwenden, entgegenkommt, beweist wohl die Thatsache, dass nicht selten die Frachtsätze Bombay-Triest höher gehalten werden, als die Frachtsätze Bombay-Venedig; beweist ferner, dass der Lloyd auch jetzt, wo er directe Fahrten nach Calcutta eingerichtet hat, nichts thut, um es unserer Jute-Industrie zu ermöglichen, die Jute über Triest, statt wie noch jetzt über Hamburg, zu beziehen.

Wenn aber der Handel sich, wie es thatsächlich der Fall ist, veranlasst sieht, seine Güter nicht dem ohnehin italienisch administrirten Lloyd, sondern gleich den von Triest abfahrenden italienischen Dampfern anzuvertrauen, so ist es im Vereine mit unseren Land-Communications nur ein kleiner Schritt, um für die Verschiffungen nicht mehr den österreichischen Seehafen, sondern lieber gleich einen italienischen Seehafen zu wählen; von hier aber dann auch nicht mehr weit zu dem Calcul des fremden Handelsmannes im Orient — denn österreichische haben wir dort leider beinahe keine — die mit den italienischen Schiffen, über italienische Seehäfen bezogenen Waaren ein andermal von Italien, Frankreich und anderen Ländern, statt von Oesterreich, zu beziehen.

Oesterreich gewinnt nichts, wenn der Lloyd im Mittelmeer, im Dienste des fremden Handels, ein reges Frachtengeschäft betreibt; wohl aber verliert Oesterreich sehr Vieles, wenn zufolge eines eigenthümlichen Betriebs-Reglements, ungenügender Schiffsverbindungen, hoher Tarife und theurer Anladungs-Spesen an dem Bestimmungsort, wie nicht minder auch vollständiger Ausserachtlassung der Pflege von Beziehungen mit der Monarchie der Lloyd nicht so benützt werden kann, wie es im Interesse unserer Handelsbeziehungen mit dem Orient zu wünschen wäre.

Während beispielsweise in Deutschland in jedem Landstädchen ein Agent irgend einer transatlantischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft anzutreffen ist, welcher alle nöthige Auskunft zu ertheilen vermag, konnte es mir hier in Wien im Jahre 1870 geschehen, dass ich auf der hiesigen Lloyd-Agentie betreffs der alle vierzehn Tage nach Salonik fahrenden Schiffe eine falsche Auskunft erhielt und ich demzufolge in Triest in der Woche anlangte, in welcher kein Schiffsverkehr mit Salonik stattfand. Es blieb mir daher, da ich zu einer bestimmten Zeit in Salonik eintreffen musste, nichts übrig, als für mich und meine aus sieben Personen bestehende Reisebegleitung die Fahrt nach Constantinopel zu bezahlen und von da mit einem französischen Dampfer nach Salonik zu fahren.

Wenn ich schliesslich noch hervorhebe, dass Oesterreich ungleich anderen Ländern das heimatliche Schifffahrts-Unternehmen mit Rücksicht auf seine Orientfahrten einzig und allein um seiner Handels-Interessen halber subventionirt, so mag der Wunsch nach Reformen auch in diesem Zweige des Communicationswesens als gerechtfertigt erscheinen.

c) Die Orient-Route über Spalato.

Wenn Mançé in Spalato das österreichische Bründi-ersehen wollen und der Meinung sind, dass Spalato als der am weitesten gegen den Orient vorgeschobene grosse Hafenplatz der Monarchie aller Voraussicht nach berufen sei, dereinst die Stelle eines Vorpostens von Triest in Bezug auf den Transit-Verkehr mit Ostindien und der Levante einzunehmen, so dürften die Träger dieser Ansicht wohl auch hier Manches übersehen haben, was hiebei in Betracht zu ziehen kommt.

Die Bahn- und Sec-Distanzen dieser Route gestalten sich allerdings so günstig, dass es unter Einhaltung der landesüblichen Geschwindigkeit möglich

würde, von Wien über Spalato nach Alexandrien in derselben Zeit zu gelangen, wie über Brindisi.

Um es jedoch selbst nur Berlin möglich zu machen, diese Route benützen zu können, müssten die derzeit üblichen Fahrgeschwindigkeiten der Züge und Dampfer erhöht werden; wogegen selbst diese immerhin etwas kostspielige Massregel kaum genügen dürfte, auch den Personen-, Post- und Eilgut-Verkehr Westdeutschlands über diese Route zu leiten. Dass Frankreich und England sich derselben nach irgend einer Richtung hin bedienen würden, ist ganz ausgeschlossen.

Da aber der Anschluss Saloniks an das europäische Eisenbahnnetz trotz aller Gegner, die das Project haben mag, nur eine Frage der Zeit ist und die über Salonik nach Alexandrien führende Route für ganz Mittel- und Ost-Europa die geeignetste sein wird, so ist doch wohl das Augenmerk vor Allem auf diese Route zu richten, die um so befruchtender auf die bestehenden Bahnen der Monarchie zurückwirken wird, als sich die meisten Länder Europa's in ihrem Verkehr mit Macedonien, Griechenland und der Levante derselben bedienen werden.

Eine Bahnverbindung mit Spalato hat an und für sich Sinn genug, um einer so übertriebenen Begründung entbehren zu können. Nur eine vom Mutterlande ausgehende Eisenbahn vermag das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit zum Durchbruch zu bringen und etwaige separatistische Tendenzen unschädlich zu machen. Nur die Eisenbahnverbindung vermag den Wohlstand des in Folge Mangels an Communicationen im Innern des Landes in seiner volkwirtschaftlichen Entwicklung zurückgebliebenen Dalmatiens zu heben, insofern ja diese Bahn auch mit der in Bosnien schon erbauten Bahn (Novi—Banjaluka) in Verbindung gebracht werden kann. Die durch die Bahnen ermöglichten wechselseitigen Handelsbeziehungen werden aber nicht blos Dalmatien, sondern auch den übrigen Ländern der Monarchie zugute kommen.

Erhält Triest die ihm nothwendigen Bahnverbindungen, dann kann es auch auf Spalato neidlos blicken, wenn dasselbe durch Einbeziehung in das österreichisch-ungarische Bahnnetz — was jetzt bei der nun möglichen Führung der Trace von Siverié über Knin durch das Unnathal nach Novi leicht und billig zu erreichen ist — in die Lage versetzt wird, wieder eine seiner glänzenden Vergangenheit entsprechende Stellung unter den Seehandelsplätzen einzunehmen und einen wohlthätigen Einfluss auf die Entwicklung der Schiffahrt und des Seehandels auszuüben.

(Schluss folgt.)

FORTSCHRITTE DER CIVILISATION IN PALÄSTINA IN DEN LETZTEN 25 JAHREN.

Von Baurath C. Schick.

Jerusalem, im December 1879.

Das Erste, was ehemals einem europäischen Reisenden, der nach Palästina kam, auffiel, war der völlige Mangel an eigentlichen Wegen und Strassen. Das, was man hier „Wege“ oder gar „Heerstrasse“ (= Sultanich) nennt, sind nichts anderes, als die viel Steine und Gerölle enthaltenden trockenen Betten der Winterbäche

oder an anderen Stellen blos die Fusstapfen der über Stock und Stein, durch Gruben und über Abgründe hinweggegangenen Thiere und Menschen. Fast mehr als bei allen anderen Wahrnehmungen kommt es bei dieser dem europäischen Wanderer zum Bewusstsein, dass er im Orient sei. Jetzt ist das doch anders geworden; nicht nur hat der regere Verkehr die Wege mehr „markirt“ und ausgetreten, sondern es sind da und dort Wege und sogar Strassen angelegt worden. Von Beirut nach Damaskus führt über die beiden Libanongebirge eine gute Kunststrasse, auf welcher Omnibus und Frachtwägen verkehren. Auch von Jaffa nach Jerusalem ist eine ganz stattliche Strasse gebaut worden. Sind schon bei deren Anlage grosse Fehler geschehen und wird die Strasse auch durch die starken Winterregen von Zeit zu Zeit beträchtlich beschädigt, so wird sie doch auch wieder ausgebessert, so dass Fuhrwerke zwischen den beiden genannten Städten täglich verkehren können. Der Weg von Jerusalem gegen Hebron ist bis Bethleiem ebenfalls für den Wagenverkehr hergestellt und Reisende, die per Wagen Bethleiem besuchen, sind keine seltene Erscheinung. Der Weg nach dem Jordan ist verbessert und die Passage nirgends mehr gefährlich. Von Naplus aus wurde eine Strasse gegen Jaffa gebaut, und zwar so weit, als dessen Bezirk geht, und von Chaifa, am Fusse des Berges Carmel, eine fahrbare Strasse nach Nazareth und eine solche gegen Naplus angefangen, aber bis jetzt nicht weiter geführt.

Während man vor 30 Jahren in Egypten schon einzelne Fuhrwerke sehen konnte, zeigte sich hier in ganz Palästina noch kein einziges, auch nicht einmal ein Schubkarren. Im Jahre 1860 wurden Wägen aus Frankreich nach Beirut gebracht zum Bau und zum Befahren der durch die französische Gesellschaft erbauten neuen Strasse nach Damaskus. Nach Jerusalem kam das erste Räderfuhrwerk von Oesterreich zum Herschaffen der Steine beim Bau des österreichischen Hospizes im Jahre 1858. Etwa 10 Jahre später versuchten einige der europäischen Consuln, das Ausfahren mit kleinen Chaischen, hatten aber keinen rechten Erfolg; erst Kiamil Pascha führte das consequent durch und liess, um auch in die Stadt herein und bis zum Thor des Serai fahren zu können, die hohe Unterschwellen des nördlichen Stadthores, des sogenannten Damaskus-Thores, zum Durchgehen der Räder durchhauen, sowie in der Stadt selbst das Pflaster ausbessern und durch Abbrechen einiger kleinen Gebäude die gehörige Weite der Strasse herstellen. Zu einem Aufschwunge oder zum allgemeinen Gebrauche brachten erst später die deutschen Colonisten das Fahrwesen, so dass jetzt der Reisende in einem Tage von Jaffa hierher fahren kann. Zur Sicherheit der Strasse sind Wachtthürme (etwa 15 an der Zahl) erbaut worden, in denen berittene Gensdarmen stationirt sind. Mehr noch aber als diese haben in neuerer Zeit die Fuhrwerke zur Sicherheit beigetragen, so dass der Weg so sicher ist, als irgendwo in Europa. Güterbeförderung geschieht noch vermittelst der Kameele, da die Strasse mehrere Stellen hat, welche die Passage für die Wägen, wenn nicht unthunlich, so doch kostspielig machen. Aber auch dies soll sich bald zum Besseren ändern.

Als ich im Jahre 1846 hieher reiste, besuchte bloß alle vier Wochen einmal ein Triester Dampfer die syrische Küste, und zwar Beirut. Von da hatte man mit einem arabischen Segelboot nach Jaffa zu fahren. Erst mehrere Jahre später liefen hie und da Dampfer Jaffa an; bald österreichische, bald solche einer anderen Nation, bis schliesslich der regelmässige Dienst des Oesterreichischen Lloyd, dessen Schiffe Jaffa alle vierzehn Tage besuchen, eingerichtet wurde. Jetzt ist es so, dass jede Woche mehrere Dampfschiffe dort anlaufen und sich ein lebhafter Verkehr entwickelt hat. Ausserdem, dass die Aus- und Einschiffung in Jaffa doch einigermassen besser bewerkstelligt werden kann, als früher, weil nicht mehr Alles durch das kleine sogenannte „Meerthor“ durchzugehen hat, indem dasselbe abgebrochen worden und ein grosser offener Platz da ist, erhebt sich nun, in einiger Höhe über den Häusern, auf alten Grundmauern erbaut, ein Leuchtturm.

Dass der Dampferverkehr auch jenen der Post mit sich bringt, versteht sich von selbst. Vor einem Vierteljahrhundert musste jeder Brief von hier nach Europa der wöchentlich einmal abgehenden türkischen Post nach Beirut anvertraut, an eine Mittelsperson dortselbst adressirt werden, welche dann den Brief in Beirut der europäischen Post übergab, und so geschah es auch mit den Briefen, die von Europa kamen. Da lief dann ein Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, mit den Briefen, in ein Sacktuch gebunden, in den Strassen der Stadt hin und her, und Jeder konnte sich da seine Briefe aussuchen und nehmen, wenn er die darauf haftende Taxe bezahlte. Dass da Briefe in Verlust gerathen oder in unrechte Hände kommen konnten, liegt auf der Hand. Heute hat sich dies geändert, auch die türkische Post hat ihre Office hier, bei der man mit türkischen Briefmarken frankiren und angekommene Briefe abholen kann. Ausserdem haben die einzelnen Nationen ihre besonderen Posten, am häufigsten wird aber die österreichische benutzt. Jeden Tag kann man Briefe nach der Hafenstadt Jaffa schicken und auch von dort solche erhalten. Aus dem Gesagten erhellt, dass man früher, um Briefe zu befördern, selbst in die unmittelbare Nähe einen Expressboten zu schicken hatte und dass mit Europa die Correspondenz eine sehr langwierige war. Um eine Antwort von dort zu erhalten, bedurfte es zum mindesten drei Monate Zeit, jetzt ungefähr einen Monat. Der Portosatz ist ein viel geringerer und die Correspondenz doch eine viel sichere und schnellere. In Folge dessen hat der Brief- und Zeitungsverkehr vielleicht um das Hundertfache zugenommen. Der Post folgt in der Regel auch der Telegraph. Nicht nur haben heute die Hafenstädte Telegraphenstationen, sondern auch die hauptsächlichsten Binnenstädte; so vor allen Damaskus, dann auch Naplus und Jerusalem und selbst Bethlehem, so dass ein Telegramm von Bethlehem oder Jerusalem nicht nur nach den grossen Weltstädten gesandt werden kann, sondern auch in das Herz des Landes, selbst in kleinere Ortschaften oder Dörfer. Die türkische Regierung hat den Telegraphendienst ausschliesslich in ihrer eigenen Verwaltung und zum Verkehre mit den Bezirksleitern und gestattet die Beförderung von Privatdepeschen nur insoweit, als die Regierungsdepeschen freie Zeit lassen.

Mit der Zunahme der Verkehrsmittel nahmen Zahl der Reisenden und Güterverkehr zu. Mit letzteren stieg die Zahl der Herbergen und Hotels. Während ehemals zur Beherbergung von Reisenden bloß die Klöster einige Einrichtung, zur Beherbergung ihrer Pilger, hatten, in welchen in der Regel auch der fremde Reisende Aufnahme fand, nie aber der Einheimische¹⁾, sind jetzt in allen grösseren Ortschaften entweder förmliche Hotels oder sonstige Herbergen eingerichtet, in denen man ein Unterkommen findet. Im Jahre 1854 erachtete ich es als ein grosses Glück, dass eine jüdische Familie in Jaffa ein Zimmer den Fremden zur Verfügung stellte, in dem ich mit meiner kleinen Familie absteigen und für Bezahlung über Nacht bleiben konnte. Kurz darauf etablirte ein Italiener ein eigentliches Hotel, das aber nie zu einer Blüthe gelangen konnte. Erst durch die Einwanderung Deutscher (speciell Württemberger) kam die Sache in ein besseres Gleise und das neu gegründete „Jerusalem-Hotel“ des Herrn Hardegg, in der deutschen Colonie in Jaffa, wurde bald stark besucht und allgemein bekannt, denn bald ein anderes, zuerst als das der „Zwölf Stämme“, jetzt „Howards Hotel“, als Rivalin an die Seite getreten ist.

Auch die gesammten Franziskanerklöster des Landes trafen nun die Einrichtungen, dass Reisende in denselben gegen eine vom Gaste selbst zu bestimmende Zahlung, die aber doch mit dem Kostenaufwand in einiger Uebereinstimmung sein solle, wie in einem Hotel aufgenommen werden können. Diese Klöster sind schön eingerichtet und haben nicht selten hohe Gäste. Was speciell Jerusalem betrifft, so hatte da zuerst ein Proscelyt viele Jahre das einzige Hotel, dem man diesen Namen beilegen mag. Später kam dasselbe in die Hände eines Deutschen und ist schliesslich das heutige „Mediterranean Hotel“ daraus geworden. Aus dem Versuche eines Italieners entwickelten sich noch zwei weitere Hotels, von denen eines wieder eingegangen ist.

Für die vielen christlichen Pilger haben die betreffenden Klöster ihre Einrichtungen, so können z. B. im armenischen bis zu 6000 aufgenommen werden, ähnlich ist es bei anderen Klöstern. Für die muhamedanischen Pilger sind auch einige Herbergen da und neuerdings auch bei den Juden solche errichtet worden. Ausser den Genannten haben die „Johanniterritter“ des protestantischen Zweiges ein Hospiz für protestantische Reisende errichtet und Oesterreich hat ein solches für Katholiken aus Oesterreich, werden aber, wenn Platz ist, auch die von anderen Nationen aufgenommen Zwischen Jaffa und Jerusalem, da, wo der Weg in das eigentliche Gebirge eintritt — „Bab wady Imam Ali“, d. h. das Thor des Thales von „Imam Ali“, genannt —, stand, als ich das erste Mal vorbei kam, nichts als ein Feigenbaum, unter welchem die Reisenden gewöhnlich ausruhten, später ein sehr primitives arabisches „Café“, das aus drei trockenen Mauern (ohne Mörtel gebaut) bestand, die, in rechten Winkeln nebeneinandergesetzt, oben mit Baumstämmen, Zweigen und einer Schicht Erde zugedeckt, in der Mitte durch ein oder zwei kurze Baumstämm:

¹⁾ So wurde ich im Jahre 1817, weil von Jerusalem kommend und wieder zurückfahrend, also als „Einwohner“ betrachtet wurde, in Jaffa im Kloster abgewiesen.

gestützt waren. Nach einer Seite hin stand der Bau offen und bei kaltem Wetter konnte man sich nur an dem beständig unterhaltenen Feuer wärmen, wohl auch Kaffee kochen und eine Pfeife anzünden. Bei Regenzeit wurden auch die Reitthiere mit hineingenommen. Beim Bau der Strasse errichtete die Municipalität von Jerusalem hier ein förmliches Gebäude, wo unten die Stallungen für Thiere und oben Wohnungen und Gastzimmer angebracht sind. Auch ist da eine Weg-, Zoll- und Polizeistation. Das Haus ist an einen Israeliten vermietet, der es „Herberge“ (oder Hotel) zum „Gebirge Juda“ nennt. Kein Wunder, dass die Concurrenz sich regte und ein Jerusalemer Privatmann eine Stunde weiter westlich und so ziemlich in der Mitte des Weges beim Dorfe „Latrun“ neben einem neu aufgedeckten Brunnen ein schöneres, grösseres und noch besser eingerichtetes Hotel, nebst Stallungen und Kaffeehaus daneben liegend, erbaute, es „Hotel der Maccabäer“ nannte und an einen Unternehmer, M. Howard, vermietete. Obwohl in mancher Beziehung besser situirt, als das erstgenannte, hat es bis heute doch noch denselben Zuspruch. Selbst in der Jericho-Ebene hat die Speculation eines Christen eine Herberge erbaut, und so primitiv dieses „Jericho-Hotel“ ist, so nähert sich der Fremde nach harter Tagesstrapaze mit Freuden dessen Thüre als einem Erquickungsplatze. In Bethlehem besagt das Schild eines Deutschen, dass man da auch einkehren möge; ebenso in Chaifa. In Ain Karim oder St. Johann sowie bei den neuen Missions-Niederlassungen in Ramalleh, Dschifna, Naplus, Tiberias u. s. w. ist auch Vorsorge für Reisende getroffen.

Auch für die Kranken beginnt man zu sorgen, nicht nur für die Fremden, sondern besonders für die Eingebornen hat man da und dort Spitäler errichtet, eine Sache, die man dem Namen nach wohl auch vorher schon in diesem Lande kannte, aber nicht in der That und der Wirklichkeit. So viel mir bekannt ist, wurde das erste in Jerusalem von der Londoner Mission errichtet, bald auch eines von Sir Montefiore für die Juden, dann errichteten solche auch die Klöster und die Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt, so dass mit wenigen Ausnahmen die sämmtlichen Klöster für die verschiedenen Nationen in Jerusalem Hospitäler haben. Auch die Muhamedaner suchen, solches nachzumachen. Während es vor zwanzig Jahren nur ganz wenige eigentlich studirte Aerzte gab (neben einer Anzahl eingeborner Logenärzte), gibt es jetzt eine grosse Anzahl in Jerusalem (ungefähr 12), darunter drei deutsche und zwei jüdische aus Oesterreich. Neben einem Halb-Engländer in Bethlehem ist auch ein Deutscher mit Apotheke dort. Ebenso wie in Jaffa und Caipha sind in Nazareth studirte europäische Aerzte, welche zugleich Spitäler und (an allen diesen Orten) auch förmliche Apotheken haben. Es fehlt also an Spitälern, Aerzten und Arzneimitteln nicht mehr!

Für die „Aussätzigen“ ist in Jerusalem ein Asyl errichtet, das sich immer mehr vergrössert, und für die, welche dort keine Aufnahme erhalten können oder solche nicht nachsuchen, ist im Kidronthal, unterhalb Silvan, in der Nähe des Nehemiabrunnens, ein Haus von der Municipalität erbaut worden. Die Franzosen bauen gegenwärtig grossartig angefangene Spitäler in Jerusalem und auch in Jaffa.

Wie mit den Spitälern u. s. w., der Sorge für leibliche Pflege, so ist es auch mit den Schulen, den Unterrichts- und Erziehungsstätten. Von jeher gab es muhamedanische Schulen, wo Arabisch, Lesen und Schreiben, auch etwas Rechnen und Koran gelehrt wurden, die aber gewöhnlich nur von bevorzugten Kindern besucht wurden, da die ärmeren Leute die Kosten hiefür scheuten. Nun hat aber die Regierung seit etwa zwölf Jahren auch eine höhere Schule für muhamedanische Jünglinge errichtet, wo ausser den genannten Fächern noch manches Andere, auch Türkisch und Französisch, gelehrt wird. Der Hauptlehrer und Vorsteher ist ein muhamedanischer Gelehrter aus Constantinopel. In Naplus errichtet der gegenwärtige Pascha dort eine grossartige Schule, die nach eben beschriebener Weise eingerichtet werden soll. Ich hatte jüngst Gelegenheit, die Localitäten zu sehen und mich von der Zweckmässigkeit der Anlage zu überzeugen.

Mehr noch geschieht zur Hebung der Volksbildung durch christliche Schulen. Die ersten Schulen nach europäischen Begriffen errichteten die amerikanischen Missionen vor ungelähr vierzig Jahren, diese Missionäre räumten jedoch bald das Feld wieder und zogen sich nach Beirut zurück, wo sie nun sehr blühende Schulen und eine Art Universität gegründet haben. Der evangelische Bischof Gobat richtete schon im Jahre 1847, bald nach seiner Hierherkunft, Schulen ein und setzte seine Bestrebungen rastlos fort, so dass jetzt hier und in vielen Orten des Landes eine grosse Zahl von Schulen existiren, in welchen die Kinder (Knaben und Mädchen) neben dem Arabischen auch Englisch, Schreiben und Lesen lernen. Dieses Vorgehen fand bei den lateinischen und dann auch bei den griechischen Christen eifrige Nachahmung, die, den protestantischen Einfluss auf ihre Leute fürchtend, auch Schulen errichteten, um diesen Einfluss zu paralyisiren. So gibt es nun nicht nur hier, sondern auch da und dort im Innern des Landes Schulen dieser verschiedenen Confessionen. Die Folge war und ist, dass nun im Verhältniss gegen früher doch sehr viele Einwohner der Städte und Dörfer lesen und schreiben können und auch sonst aufgeklärter sind.

Man begnügte sich aber nicht nur mit der Errichtung solcher Elementarschulen, sondern errichtete auch höhere Schulen, und zwar trat zuerst jene vom lateinischen Patriarchen in Beitschala, dann die vom griechischen Kloster im nahen Kloster des „Heiligen Kreuzes“ in's Leben, später jene von dem sogenannten „Tempel“ (einer deutschen protestantischen Secte), sowie von der deutschen und englischen Mission und weiter in neuerer Zeit jene von den lateinischen Schulbrüdern. Auch für Töchter gibt es einige katholische und protestantische Schulen und Erziehungshäuser, sowie Waisenhäuser für Knaben und Mädchen in grosser Zahl. Neben den alten Talmudschulen, deren es eine grosse Menge in Jerusalem gibt, sind von einigen Privaten auch bei den Juden Versuche zu einer besseren Einrichtung von Schulen gemacht worden; dieselben hatten bisher nicht viel Erfolg, da die Rabbinen diese Bestrebungen aus Furcht, sie könnten der alten Orthodoxie Abbruch thun, nach Thunlichkeit hindern, sie werden sich aber auf die Länge nicht davor erwehren können. Dagegen haben die Juden in einem anderen Punkte einen gewissen Vorsprung vor den anderen Nationen zu verzeichnen.

Die französische Israelitische Allianz hat nämlich schon vor mehr als 12 Jahren in der Saron-Ebene, nahe bei Jaffa, eine Ackerbauschule eingerichtet. Die Regierung räumte zu diesem Zwecke ein grosses Areal guten Landes ein, auf welchem drei Brunnen gegraben und eine Anzahl nicht zusammenhängender, passender Gebäude errichtet worden sind. In diesen befinden sich in der Regel unten die Oekonomie-Räume und oben die Wohn- und Schlaf-Räume. Ich traf jüngst zwanzig Zöglinge (jüdische Knaben und Jünglinge von 12 bis 18 Jahren) dort an, welche während der Tageszeit entweder auf dem Felde oder aber in der Stadt bei Meistern arbeiten, um passende Handwerke zu erlernen. Alle haben dann des Abends gemeinsamen Schulunterricht. Die Baulichkeiten sind mit neu angelegten Baum- und Gemüsegärten umgeben, welche von den Brunnen auf künstliche Weise bewässert werden, und weiterhin dehnen sich die Fruchtfelder aus. Ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden nördlich davon haben die Deutschen eine Colonie, „Saron“ genannt, angelegt. Dieselbe ist meist von Landleuten bewohnt, die das Feld ringsum bearbeiten. Auf den Besucher macht diese Erscheinung einen äusserst wohlthuenden Eindruck. Auch in der Nähe von Caïpha und noch an anderen Orten sind solche Versuche gemacht worden. Die Versuche, eine Modellfarm in Jaffa herzustellen, haben sich nicht recht bewährt.

In Jerusalem hat die englische Mission auch ein Industriehaus gegründet, in dem Jünglinge verschiedene Handwerke erlernen. Die lateinische Mission hat ein ähnliches in Bethlehem eingerichtet, das bereits da und dort Colonien anlegt. Auch die Anstalt St. Peter in Jerusalem verfolgt den gleichen Zweck und erbaut nun ein grosses Haus ausserhalb der Stadt.

Der Einfluss, den nun alle diese verschiedenen Schulen auf den jungen Nachwuchs ausüben werden, kann nur ein vortheilhafter sein. Das englische Industriehaus in Jerusalem hat dem Verarbeiten des Olivenholzes zu allerlei nützlichen Artikeln sein Augenmerk zugewendet und eine Reihe von Jahren diesen Unterricht fortgesetzt; das hat nun solche Nachahmung gefunden, dass die Holz-Industrie für Jerusalem und theilweise auch für Bethlehem einige Bedeutung erlangt hat, die insbesondere für die Juden gilt.

In Bethlehem wurde schon früher die Erzeugung von Rosenkränzen und dergleichen Dingen aus Horn und Perlmutter betrieben. Gegenwärtig wird nun das Oelbaumholz in ähnlicher Weise verwendet; Bethlehemer Kaufleute reisen in alle Länder, und nicht allein nach Europa, sondern auch nach Amerika und Australien, um Absatz zu gewinnen. Ueberall im Lande, besonders aber auch zu Jerusalem, haben die verschiedenen Handwerke und auch der Handel in den letzten 15 Jahren sehr zugenommen, während früher hier (in der Hauptstadt des Landes) noch manche Handwerke ganz fehlten; auch war Vieles an europäischen Erzeugnissen absolut nicht zu bekommen. Ich erinnere mich, dass ich vergeblich nach Eisendraht, Schrauben u. dgl. suchte und noch weniger einen Schleifstein fand. Jetzt ist hier Alles zu erwerben, was ein Europäer etwa brauchen mag, sei es an Kleidern, an Mobilien oder an Nahrungsmitteln.

Auch für den gewöhnlichen Mann haben sich die Verhältnisse gebessert; während man ehemals z. B. bloss arabische Brodfladen bekommen konnte, gibt es jetzt Bäcker, die gutes Brod backen, und selbst ein Conditör hat sich hieselbst eingefunden. Auch sind die Mühlen besser geworden. Während es früher ausser den Turbinen an den Flüssen, welche alle dem Staate gehören und häufig zerfallen oder bloss noch spärlich im Gange sind, in jeder Haushaltung eine sogenannte Handmühle gab und gibt, sind in der letzteren Zeit in Jerusalem, Chaïfa und Nazareth eine Anzahl Mühlen nach europäischem Muster eingerichtet worden, die meist mit Pferden betrieben werden, einigen dient auch der Dampf als Motor, andere sind Windmühlen.

Die Dampfmaschinen brauchten ehemals sehr viel Holz und dasselbe wird hiezulande immer seltener; nun greift man zur Steinkohle, die jetzt selbst von Schlossern und Schmieden benützt wird. Wo wird man Brennmaterial heinnehmen, wenn das vorhandene vollends verbraucht sein wird? Dies eine der Fragen, denen man ehemals häufig begegnete. Der rege Steinkohlenhandel beantwortet sie.

Die hohen Oelpreise führten das Petroleum in's Land und in dem Saale des Reichthums, wie auch in den von Rauch geschwärtzten Hütten des armen Landbewohners verbreitet das billige Petroleum oder „Gas“, wie es die Leute hiezulande nennen, sein helles Licht. Sind die Lebensmittel hier theuer, wie es z. B. dieses Jahr der Fall ist, so führt der Handel ausländisches Getreide und Mehl, auch Cerealien her; so sind, besonders in den letzten Jahren, auch die Kartoffeln eingebürgert worden und werden theilweise hiezulande selbst gepflanzt, in grösseren Quantitäten aber, ebenso wie Reis, Zucker und Kaffee, eingeführt. — Dagegen werden Oel enthaltende Samen (Sesam etc.), auch Baumfrüchte, Oliven, Feigen, Orangen u. s. w., besonders aber Wein, ausgeführt, in guten Jahren auch Getreide und andere Früchte. Wein wird erst seit dem letzten Vierteljahrhundert von Juden und Christen bereitet, da derselbe ein den Muhamedanern verbotener Artikel ist. Rohe Häute werden aus-, Leder dagegen eingeführt. Bis jetzt gibt es hiezulande noch keine verbesserten Gerbereien. Auch die Erzeugung von Ziegeln und Töpferwaaren steht auf niederer Stufe, doch wurden in letzter Zeit auch in dieser Richtung rationellere und erfolgreiche Versuche gemacht.

Die grosse Zahl von neuen Verkaufsläden und Geschäftsunternehmungen sprechen für zunehmende Handelsthätigkeit. Seit meinem Hiersein haben sich die Verkaufsläden und Handwerkerläden oder Buden um das Vierfache vermehrt. In Berücksichtigung dieses Aufschwunges wurde wiederholt die Frage der Erbauung einer Eisenbahn zur Sprache gebracht — wohl bisher ohne Erfolg. Für ein solches Communications-Mittel ist denn doch der Verkehr noch zu gering. Auch müsste dem Bahnbau die Errichtung eines guten Hafens in Jaffa vorhergehen, da der Mangel eines solchen auf die Geschäfts- und Verkehrs-Entwicklung in diesem Lande sehr hemmend einwirkt.

(Schluss folgt.)

AUS AFRIKA.

Der österreichisch-ungarische Consul in Chartum, Herr Hansal, schreibt an den Präsidenten der Afrikanischen Gesellschaft, Se. Excellenz Freiherrn v. Hofmann:

Chartum, den 14. November 1879.

Die schon angedeutete Expedition zur Hinwegräumung der seit Jahr und Tag nicht bewältigten Schilf-Barrière im Bahr el abiad hat Herr Marno am 4. September mit dem Dampfer „Delahauin“, zwei Segelbarken und 20 Mann Bedeckung angetreten. Am 12. October wurde auch der Dampfer „Burdeni“ als Succurs nachgeschickt. Herr Marno sendete nach genommenem Augenschein per Express-Dampfer „Mansura“ bereits einen eingehenden Bericht über die thatsächliche Beschaffenheit des Vegetations-Chaos in der Sumpfgregion hierher, der als Beilage folgt. Vorgestern kehrte „Mansura“ mit neuen Vorräthen und Verstärkungen an den „Sett“ zurück und verfügt Herr Marno nun über die nach seiner Anschauung erforderlichen drei Dampfer, womit auch der Hoffnung Raum gegeben ist, dass der nächste Bericht in Bälde den erfolgten Durchbruch bis Ghaba Schamby notificiren werde.

Ueber den Zustand dieses Strom-Labyrinthes von der Südseite her schreibt Herr Buchta aus Ghaba Schamby, 6. Juni 1879, Folgendes:

„Gestern Abends kam ich in Begleitung Dr. Emin Bey's von einer Excursion nach dem „Sett“ (der Pflanzenbarre, welche den Bahr abiad versperrt) hier nach Schamby zurück. Der genommene Augenschein von dem gegenwärtigen Stande lässt leider keine Hoffnung aufkommen, dass vor Ablauf von Monaten und aber Monaten an eine Wiederaufnahme der Fluss-Schiffahrt zu denken ist, insbesondere wenn zur Hinwegschaffung der meilenweit sich ausdehnenden Verstopfung ungenügende Mittel verwendet werden, wie dies nach den uns zugekommenen Nachrichten der Fall zu sein scheint; denn es wäre geradezu lächerlich, zu glauben, dass zwei Dampfer diese Kiesenarbeit bewältigen könnten. Da das Flussbett auf eine Ausdehnung, deren annähernde Schätzung schon kaum möglich ist, von flottirendem Schilf, Gras und Papyrusbüschen eingefasst ist, die durch die Gewalt der Strömung eine fortwährende Veränderung erleiden, indem enorme Stücke fortgerissen werden, welche, vom Strome weitergetrieben, sich an einer anderen Stelle stauen, von nachkommenden Vegetations-Inseln dann immer mehr zusammengeschlossen werden, bis sie eine undurchdringliche Masse bilden, die dem Fluss den Durchgang nur unterwärts gestatten, bis dieser sich einen neuen Weg bahnt, so zeigt sich bei dem Mangel eines festen Ufers, dass der seit Monaten festgesetzte „Sett“ täglich durch nachgeschobene Schilf- und Grasmassen vergrößert wird, und zwar in einer Masse, das sich nur beurtheilen lässt, wenn man Augenzeuge dieser Vorgänge gewesen. In der That bestehen drei Verstopfungen, die erste in einer Entfernung von vier Stunden per Dampfer, d. i. also circa 16—18 englische Meilen, unterhalb Schamby; die zweite 14 $\frac{1}{2}$ Stunden, das wäre 65—70 englische Meilen, von diesem Orte; diese beiden Verstopfungen aber bilden kein Hinderniss für die Fluss-Schiffahrt, da der Strom sich neue Wege gebahnt hat, welche, nachdem sie mehr oder weniger starke Krümmungen beschreiben, wieder in den alten

Flusslauf zurückführen; mit der dritten Barre, welche von der zweiten noch etwa 60 englische Meilen entfernt sein mag, steht die Sache schlimmer, da es uns nicht gelingen konnte, einen Durchbruch zu finden, obwohl es nicht zweifelhaft ist, dass auch hier ein Ablauf der enormen Wassermassen sich gebildet haben muss; doch wie kann man in diesem Labyrinth von Parallel-Läufen, Hinterwassern, Maia's, die Dimensionen riesiger Binnenseen annehmen, sich zurecht finden? Das könnte man vielleicht mit einem leichten kleinen Schiffe versuchen, welches grosse Manövrierfähigkeit besitzt, nimmer aber mit einem schweren langen Dampfer gleich der „Sáfia“. Bei dem Anblicke der riesigen Wassermengen, die sich dem von der durch nichts unterbrochenen Einförmigkeit und Armseligkeit des gebotenen Landschaftsbildes ermüdeten Auge zeigen, drängt sich uns unwillkürlich die Ueberzeugung auf, dass der Nil, wie er z. B. bei Muggi daherbraust, trotz Strömungsgeschwindigkeit und grosser Tiefe des Flussbettes unmöglich dieses Wasserquantum fortschaffen könne, dass daher Zuflüsse existiren müssen, welche bis nun noch völlig unbekannt sind und den Strom in den Gegenden des Noér-Landes alimentiren — Zuflüsse, welche möglicherweise mit dem Bahr Ghasal in Verbindung stehen; erforscht ist ja diese Gegend doch noch nicht; die Reisenden, welche den Bahr abiad oder richtiger Bahr el Gebel befahren, können bei der grossen Entfernung der wahren Uferlinie darüber sich keine richtige Meinung bilden. Wann unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Weg nach Chartum wieder offen stehen wird, weiss der Himmel; es ist das für mich, der ich nun in Central-Afrika internirt bin, keine tröstliche Aussicht. Was mir die Sachlage geradezu peinlich macht, ist der Mangel jeder Correspondenz; seit 1 $\frac{1}{2}$ Jahren habe ich keine Mittheilung aus der Heimat, nicht eine Silbe von Cairo oder Chartum seit mehr als zehn Monaten. Warum Gordon Pascha die Post nicht mit den Leuten schickte, welche von Bor aus nach Faschoda gingen, ist mir unerklärlich; ich sollte glauben, dass bei Postexpeditionen der schnellste Weg, der sich bietet, benützt werden sollte. Dass es Gesetz sei, dass die Briefe den Flussweg nehmen müssen, will mir durchaus nicht einleuchten. Ein anderer Weg, der nun schon seit Monaten offen steht, ist der über Mischra er Rek; wäre die Post auf diesem Wege expedirt worden, so müsste sie bereits in unseren Händen sein; so aber liegt sie, so wie eine Menge schlichst erwarteter Sachen, in den Dampfern, vermittelt deren sie ganz gewiss im Jahre 1879 den Weg nach Lado nicht finden wird.“

In welcher trister Situation die Besatzungen der südlichen Stabilimente in Folge der seit August 1878 andauernden Verkehrsstockung in Anbetracht des Mangels der allernothwendigsten Existenzbedingungen sich befinden, darüber zeugen einige in der Zwischenzeit von Dr. Emin Bey und Herrn Buchta auf dem ungeheuren Umwege über Schaka, Darfur und Kordofan nach fünfmonatlichen Landmärschen hier eingelangte Briefe. Unterm 7. Juli d. J. schreibt Emin Bey aus Lado:

„Hochverehrter Herr Consul!

Soeben — 7. Juli 1879 — erhalte ich Ihren lieben freundlichen Brief vom 23. Jänner d. J., welchen Sie Taha Effendi für mich übergaben. Es ist dies seit

13. Jänner 1878 das erste Lebenszeichen, das mir aus Chartum zukommt, und bin ich um so erfreuter darüber, als es mir beweist, dass Sie, der Altmeister und Veteran afrikanischer Forschung, noch frisch auf sind. Sie sind ja eine halbe Vorsehung für den Sudan und seine Reisenden.

Ich habe neuerdings eine kleine Collection schöner und seltener Samen für Prof. Fenzl zusammengestellt, welche Sie mit erstem Dampfer erhalten sollen. Ist es Ihnen erwünscht, eine Anzahl von ethnologischen und anthropologischen Objecten zu haben, so bitte ich, mir Ihre Wünsche speciell zu notificiren. Ich will Ihnen zunächst eine kleine Sammlung von Bari- und Schuli-Sachen senden. Interessiren Sie sich dafür, so wollen wir mehr finden. Ich möchte gar so gerne Sie mit irgend Etwas erfreuen und Ihnen so zeigen, dass ich all' Ihre Freundlichkeit, all' Ihre Zuvorkommenheit mir gegenüber gebührend zu schätzen weiss; leider weiss ich nicht, wie und was; also heraus mit Ihren Wünschen!

In Uganda sind jetzt französische Missionäre angekommen, wovon ich Mr. Comboni zu unterrichten bitte. Ich habe bisher keine Briefe von ihnen; Post jedoch für sie will ich gerne befördern. Es scheint übrigens dort oben nicht Alles gehener zu sein und ich werde Ihnen nächstens recht merkwürdige Dinge mittheilen.

Ich habe mir zwei Leute zum Präpariren abgerichtet und bis jetzt etwa 300 Exemplare von Vögeln gesammelt, bestimmt und präparirt. Nun aber fehlt es mir am Nöthigsten: sehr feine Schrote (Nr. 11) in Menge, arseniksaures Natron, Alaun und Messer. Sind solche Artikel dort zu haben, so bitte, lassen Sie sich die Mühe nicht verdriessen und senden mir recht viel davon, besonders Schrote.

Können Sie sich vorstellen, wie ich mich nach einer Zeitung, einem Buche sehne? 11 Monate!! Die nöthigsten Bedürfnisse sind uns hier längst ausgegangen Zucker — eine Phantasie; Kaffee — habe ich mir aus Uganda kommen lassen; Seife — fabriciren wir im Lande; Kleider — nun da liegt der Haken! Trotz alledem haben wir Fortschritte gemacht und ich bin glücklich, dass ich 10 Monate lang meine Provinz verwaltet und verproviantirt, ohne jede Hilfe von Aussen. Sehen wir zu, was die neue Verwaltung durch Gessi Pascha uns bringen wird.“

„Lado, 24. Mai 1879.

Für Herrn Buchta habe ich nach bester Möglichkeit gesorgt und, falls sein Aufenthalt hier ihm Manches zu wünschen gelassen, lag dies nicht an mir, sondern an den so erschwerenden Zeitverhältnissen, Flusssperre u. s. w.

Ueber das, was wir hier thun und treiben, Ihnen zu berichten, wäre unnützerweise Ihre Zeit beanspruchen. Bleibe ich auf meinem Posten, so denke ich binnen zwei Monaten Ihnen allerlei Neues berichten zu können, da ich eine grössere Excursion geplant und nur die Ankunft des Dampfers erwarte, um energisch vorzugehen. Ich habe inzwischen eine herrliche Vogelsammlung angelegt, die schon heute über 110 verschiedene Arten zählt (nur in Lado gesammelt). Eine grössere Arbeit über Zoologie unseres Gebietes möchte ich gern mit Marno zusammen in Angriff nehmen. Mit dem ersten Dampfer sende ich einen Muaviu (?) nach dort, dann

erhalten Sie nähere Auskunft und wohl auch einiges altes Holz- und Eisenwerk von hier.“

„Lado, 16. Juli 1879.

Sie wissen, dass ich sehr eifriger Ornithologe bin und fleissig sammle. Sie werden aber meine Lage bedauern, wenn ich Ihnen sage, dass ich sehr seit langer Zeit mit Glasperlen schiesse, weil Schrote für uns hier, wie so viele andere Dinge, zu den Erinnerungen einer besseren Zeit gehören. Falls es also feine Schrote dort gibt, so bitte um ein gehöriges Quantum, und ich will Ihnen dankend einige gute Sachen für das Wiener Hof-Naturalien-cabinet übermitteln.

Wir gehen langsam, aber sicher vorwärts, und wäre nicht die Flusssperre, die uns nun beinahe seit einem Jahre von der Welt abschliesst, so hätten wir schon fleissiger arbeiten können. Es fehlt aber schon an Allem. Als ich meinen Posten antrat, fand ich Casse und Magazine leer; Zufahren habe ich nie erhalten. Trotz alledem schlagen wir uns durch. Könnte ich nur wenigstens meine Briefe und Zeitungen haben, die seit Monaten in den Dampfeln am Sett faulen. Ich wollte ja gerne allen anderen Bedürfnissen entsagen — nur ein Buch!

Ich erwarte dieser Tage Herrn Felkin von der Englischen Uganda-Mission, der mit Aufträgen von Mtesa zu mir kommt. Es ist dort eben so gekommen, wie ich es voraussah. Nachdem man die Citrone ausgepresst, will man sie wegwerfen.“¹⁾

Herr Buchta sagt in einem Briefe aus Lado, 23. Mai 1879:

„Mittheilungen von Neuigkeiten kann ich leider nicht machen, da das Leben hier ziemlich in gleichförmiger Weise hingeht, Regen und Gewitter mit Sonnenschein wechselt und man schliesslich froh ist, von den hier arg hausenden Löwen verschont zu bleiben, die wenige hundert Schritt von der Mohadda (Station) Leute am lichten Tage anfielen und wegschleppten; zu Lande die Löwen, zu Wasser die Krokodile, das sind so Annehmlichkeiten, die dem hiesigen Aufenthalte ein unverfärbtes afrikanisches Cachet aufdrücken.

Ich bin Gast Herrn Dr. Emin's, daher auf das Beste aufgehoben und durch einen angenehmen, belehrenden und anregenden Umgang über jede Langeweile hinweggehoben. Mit einer Sehnsucht, die Sie sich, Herr Consul, wohl vorstellen können, harren wir von Tag zu Tag der Ankunft des erlösenden Dampfers, der so langentbehrte Nachrichten aus der Heimat und von den uns lieb und werthen Bekannten aus Chartum bringen soll. Es ist natürlich, dass schon eine Menge Sachen fehlen, die zum täglichen Lebensbedarfe höchst nöthig sind, so z. B. Seife, Kerzen, Lebensmittel etc.; wo sich dergleichen findet, muss es mit enormen Preisen bezahlt werden. Wie lange wird noch die Stromsperre dauern? Es wäre dessen wahrlich genug.“

Von Gessi Pascha sind vor wenigen Tagen neuere Briefe aus Dem Suliman, 1. September d. J., eingetroffen worin er die letzten Kriegereignisse und die gänzliche Unterdrückung der Insurrection in der Provinz Schaka schildert.

¹⁾ Nach anderweitigen Briefen stünde der Rückzug der ganzen Mission bevor. M. L. Hansal.

„Heute erst,“ schreibt Gessi, „empfang ich Ihren geschätzten Brief vom 10. Juni 1879. Als die Post in Dem Suliman ankam, war ich in Darfur, in der Nähe von Djebel Marra, abwesend, wohin mir die Post nachgeschickt wurde; allein wegen der vielen Umwege, welche ich machen musste, um den Feind zu finden, wusste Niemand positiv, wo ich mich befinde, und so kam die Post erst heute hier retour.

Die Zugänge werden Sie übrigens kennen, wie der Ausgang des Krieges stattgefunden hat. Nachdem sich Suliman gegen die Niam-Niam (?) und die Kupferminen (Hofrat en Nahás) geflüchtet hat, fand er überall eine schlechte Aufnahme; er sammelte aber doch 3000 Basinger und Araber und 2600 Dschellaba. Ueberall, wo diese Bande passirte, bemächtigte sie sich alles Getreides, misshandelte die Eingebornen, mordete Alles, was ihr nicht geneigt war, so dass endlich die Neger alles Getreide verbrannten und in die Wälder flüchteten. Suliman und seine Leute litten Hungersnoth, vier Wochen ernährten sie sich mit Blättern und Pflanzen. Abgeschwächt durch die Strapazen und Mangel an Nahrung, blieb ihnen die Hoffnung, nach Djebel Marra in Darfur zu gehen und ihre Dienste dem Harun zu offeriren. Dieser nahm die Anträge an und so drangen die Rebellen nach Tascha (?). Sie verwüsteten das Land, die Leute von Tascha griffen zu den Waffen und tödteten 130 Silber'sche Leute; allein zu schwach, um Widerstand zu leisten, folgten sie dem Beispiel der Niam-Niam und vernichteten die Dura. Suliman sah keine andere Rettung, als so schnell als möglich nach Gebel Mara sich zu begeben. Er kam an die Grenze von Darfur und, um Lebensmittel zu verschaffen, wechselte er einen Ochsen gegen zwei Slaven ein. Er hatte 800 Slaven mit sich, über 1000 starben an Hunger. Ich hatte in Kalaka 600 Mann regelmässiges und irreguläres Militär. Allein während dieser Vorgänge wurde ich von Sr. Exc. Gordon Pascha nach Tucscha berufen, und, nachdem wir uns dort über die nöthigen Operationen verabredet hatten, ging ich nach Dara, um noch 3 Compagnien Infanterie zu nehmen. Am 4. Juli marschirte ich nach Kalaka, um mich mit den 600 Mann zu vereinigen; allein diese konnten in Kalaka keinen Proviant bekommen und so gingen sie wieder nach Schaka. Da ich erfuhr, dass Suliman mit forcirten Märschen gegen Gebel Mara vorrückt, gab ich den Truppen schriftlich Befehl, sich sogleich in Eilmärschen mir anzuschliessen; aber der Mangel an Transportmitteln und der Charif (Regenzeit) verspätete ihre Ankunft. Ich durfte nun keine Minute versäumen. Durch anhaltende Märsche Tag und Nacht gelang es uns, Dank der starken Regen, dem Feinde den Weg abzuschneiden. Durch drei Tage und Nächte regnete es ohne Unterlass. Suliman konnte nicht ahnen, dass wir ihn bei solchem Wetter verfolgen würden, und blieb sorglos in dem Dorfe Gara. Ich bivouakirte 3 Stunden von seinem Lager. Von meinen 300 Soldaten sind 42 Marodeure unterwegs geblieben, also besass ich nur 258 Mann. Am 16. Juli, Morgens um 5 Uhr, machten wir während eines schrecklichen Regens unseren Vormarsch zum Angriff. Rings um die Seriba war Alles Gesträuch, welches die Soldaten verdeckte und dadurch den Feind über unsere Schwäche täuschte. Alle Händlinge schliefen, kein

Mensch hatte eine Ahnung unseres Daseins. Ich liess Suliman sagen, dass, wenn er in 5 Minuten die Waffen nicht strecke, ich sogleich feuern werde. Sie können sich denken, welche Verwirrung in der Rebellen-Seriba entstand. Man wusste nicht, was aufzulegen, Zeit war nicht, um Pläne zu machen, die Basinger schienen wenig Disposition zu haben, ich sah viele ohne Gewehre rechts und links fliehen. Endlich trat Suliman herans und sagte, er ergebe sich; seine Anführer machten dasselbe. Ich befahl, alle Waffen vor mir niederzulegen. Dies geschah. Da liess ich eine Compagnie vorrücken, nahm Waffen und Munition und dann erst ging ich in die Seriba und übernahm die Gefangenen. Alle Basinger schickte ich sogleich nach Bahr Ghasal, 157 Araber schickte ich unter Escorte einer Compagnie Soldaten nach Dara, um an die Behörden abgeliefert zu werden. Suliman mit neun Anführern liess ich erschiessen. So endete die Comödie! — Als Suliman unsere wenigen Truppen sah, fragte er mich, ob diese alle meine Soldaten seien? Ja, erwiderte ich. Ich konnte den Ingrim in seinem Tigergesichte lesen, dass er so leichtsinnig in die Falle gegangen.

Nun blieb mir nichts Anderes übrig, als schnell nach Bahr Ghasal zurückzukehren. Einen Monat habe ich dazu gebraucht — es ist unmöglich, zu sagen, was wir ausgestanden haben. Gott sei Dank! ich bin seit 6 Tagen zurück und ruhe ein wenig aus, nachdem ich 3½ Monate immerwährend im Sattel war.

Die ganze Grenze ist fest besetzt. 2000 Neger habe ich bewaffnet. Der Slavenhandel ist ganz vertilgt. Die Neger sind stark bewaffnet und lauern auf einen Dschellab, wie der Jäger auf einen Haser.

Meine Belohnung habe ich reichlich in der Dankbarkeit der Neger gefunden. Diese guten Schwarzen haben nun Ruhe gefunden; sie können einmal ruhig schlafen und unbekümmert auf ihren Feldern arbeiten. Kein Mensch thut ihnen das mindeste Unrecht und die Freudentänze und Fantasia's haben noch nicht aufgehört. — 2000 Dschellab starben in Niam-Niam, nur 500 suchten einen Durchweg nach Schaka; allein von den Negern an der Grenze überfallen, wurden Viele getödtet, die Anderen ergaben sich. Ich werde sobald als möglich dieselben aus dem Lande verweisen. Der Tod des Suliman war von grosser Wichtigkeit, da erst, nachdem er todt, jede Sorge vor einem neuen Aufstande verschwunden ist; übrigens nicht ein Mal, über tausend Mal verdiente diese Hyäne gefoltert zu werden; seine Grausamkeiten kann ich nicht schildern, denn kein Mensch wird es glauben, dass unter menschlichen Creaturen solche infamen Wesen sich befinden. Der Suliman (Sibér) hatte 41 Sandjak mit 12.000 bewaffneten Leuten. Seine nachgerückten Reserven beziffern sich auf 8000 Mann. Diese Statistik hat sich in den Papieren des Suliman und seines Unter-Commandanten Edman gefunden.

Wir haben nur Gott zu danken, denn er hat uns geholfen — es ist nicht unser Talent, welches uns aus dieser schweren Lage gezogen hat. Von den 41 Sandjak wurden 39 getödtet; daraus können Sie sich leicht einen Begriff machen, wie viele Araber den Tod gefunden haben und mit welcher Todesverachtung sie sich

schlugen. Was ihnen fehlte, war ein verständiger Anführer. Hätte der Suliman von Anfang sich begnügt, uns zu blokiren und unsere Communication zu sperren, so hätten wir alle sterben müssen, denn in die Hände dieser Tiger zu fallen, wäre schlimmer gewesen, als der Tod; aber er stürmte im Gegentheile jeden Tag unsere verschanzte Position, verlor dabei viel Leute, und Demoralisation war die Folge. Die Sandjak verloren die Köpfe und führten durch dumme Angriffe, welche jedesmal unglücklich ansiefen, ihren Tod selbst herbei. — Aus der weiteren inneren Gegend von Niam-Niam kommen die Schechs und bringen Elfenbein in Masse²⁾ — alle feiern die Niederlage der Rebellen. Diese schöne Provinz wird in einem Jahre die einträglichste von ganz Sudän werden. Ich lasse überall Verbindungen machen durch Anschaffung von Barken, damit die Communication erleichtert werde. Bald wird die Schifffahrt bis zum Herzen vom Bahr Ghasal den Verkehr vermitteln anstatt des mühseligen Träger-Transportes durch Menschen.“

Am 12. v. M. traf der erste Gefangenen-Transport von Gessi auf der Landstrasse über Darfur und Kordofan hier ein — lauter heruntergekommene Subjecte von der Race der Berberiner und Dongolaner, die Mehrzahl überdies mit dem Frenitit behaftet. Diese das Mitleid erregenden Leute, welche eine halbe Lebenszeit in den südwestlichen Raubstaaten zubrachten, werden nun an den väterlichen Herd in ihre Heimat befördert, nachdem sie die Ehrenerklärung leisteten, dass sie das Land der Neger nie mehr betreten.

Gordon Pascha begab sich nach kurzem Aufenthalte in Cairo anfangs September nach Massaua und von da nach Debre Dabor, um mit König Johannes persönlich die bestehenden Differenzen bezüglich der Reichsgrenzen zu begleichen. 36 Tage nach seinem Eintritte in Abyssinien lief aus Massaua ein 17 Tage altes Telegramm von Gordon hier ein, datirt aus Habesch ohne nähere Ortsangabe, wornach er über Kalabat herauskomme und ein Dampfer in Abuharass bereit zu halten sei, auch möge man keine Sorge haben, falls längere Zeit nichts von ihm verlautet. Am 28. October kam abermals eine Depesche Gordon's, gleichfalls aus Habesch ohne Ortsbezeichnung, über unwichtige Dinge, z. B. eine Bestellung bei den hiesigen Goldarbeitern auf 3 goldene Cigaretten Dosen. Gestern telegraphirte der Mamur von Kalabat, dass nach Aussage der abyssinischen Händler Gordon in der Nähe sei und in wenigen Tagen dort ankommen werde. Nichtsdestoweniger werden hier allerlei Bedenken rege über den unerwartet langen Aufenthalt Gordons in Abyssinien, zumal man seinen Ueber-eifer kennt und weiss, dass er keine Stunde unnütz verliert.

Ich habe früher der politischen Sendung des Capitäns Winstanley nach Abyssinien Erwähnung gethan, sowie auch, dass der König Johannes die Creirung eines abyssinischen Consulates in Massana wünschte, was von Egypten gerne genehmigt wurde. Als Winstanley im Juni d. J. aus Habesch hieher zurückkehrte, erhielt er von Gordon Pascha aus Darfur den Befehl, sofort nach Senhit abzugehen, wo er weitere Instructions erhalten werde. Winstanley, der Sprache unkundig, eines

Dragomans ermangelnd, seiner dortigen Aufgabe unbewusst, refusirte, wornach ihm bedeutet wurde er möge nach Europa heimkehren. Es hat sich nachträglich aufgeklärt, dass Winstanley zum abyssinischen Consul für Massaua destinirt war.

Unmittelbar nach Gordon's Ankunft in Cairo wurde die neuerliche Inangriffnahme der vor längerer Zeit eingestellten Eisenbahn-Arbeiten in Dongola angeordnet, jedoch in der Art, dass die Monat-Ausgaben auf 1500 Guineen beschränkt werden.

Von den am Beginne dieses Jahres im Staatsdienste verwendeten Europäern wurden die Herren Rigolet in Dara, Dr. Alfieri in Darfur und Dr. Zuechinetti von der Truppe Gessi's neulich verabschiedet. Auch der seit 2 Jahren als Mudir von Senhit bedienstete Franz Hassen aus Ungarn, vormals französischer Consular-Agent in Massaua, erhielt kürzlich die Demission. Der mit Gordon auf Urlaub nach Egypten abgereiste Chefarzt Dr. Lowe erkrankte während der Reise sehr bedenklich und befindet sich bis jetzt im Spital zu Alexandrien. Falls er nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren sollte, dürfte Dr. Zurbuchen in Kordofan den hiesigen Platz als Oberarzt einnehmen.

M. L. Hansal.

DIE BEREITUNG DES JAPANISCHEN PAPIERS.

Von *Heinrich v. Siebold.*

Jedo, November 1879.

Eines der wichtigsten, im Leben des Japaners vielseitig benutzten Erzeugnisse ist das Papier, und bewundernd sehen wir die sinnige Verschiedenartigkeit seiner Verwendung im japanischen Hause, sowie ausserhalb desselben.

Es schmückt ebenso als Tapete die Wände der Zimmer bei Arm und Reich, wie es unsere kunstvoll gewebten Fussteppiche ersetzt; es findet Verwendung an Thüren und Fenstern statt des Glases; wir begegnen ihm auf dem Rücken des Arbeiters sowohl wie auf dem des feineren Japaners als Regenmantel, und wieder sehen wir es Schutz gewähren gegen den Sonnenschein; nicht zu gedenken der verschiedenartigen, oft kunstvoll gearbeiteten Fächer; es prangt an der Seite des Mannes, wie im Gürtel der Frau in Form einer zierlichen Tabakstasche; ein Stück Papier bildet für Männer und Frauen ein unentbehrliches Toilettstück, das man ebenso sorgfältig zusammengefaltet verwahrt, wie unsere feinsten Taschentücher von Battist und Seide, als Haarschmuck der Mädchen strahlt uns Papier im Goldglanz entgegen, wie wir es, zu waschbaren Kleidern verwendet, kaum mehr als Papier erkennen; es wird zu schmucken, verschiedenfarbigen Bindfaden oder stärkeren Stricken zusammengedreht; es findet endlich, wie bei uns, reichlich Verwendung in der Staats- und Privatnoten-Fabrikation, sowie als Schreib-¹⁾ und Packpapier etc.

Was nun den Ursprung dieses wichtigen Artikels betrifft, so erfahren wir aus japanischen Geschichtsbüchern, dass das Papier von Korea aus eingeführt wurde.

²⁾ Gessi soll bereits 2000 Cantar Elfenbein am Lager haben und weitere Lieferungen noch am Wege sein. M. L. Hansal.

¹⁾ Früher benützte man zum Beschreiben nur dünne Holzspäne oder auch ein Gewebe von Seide.

Gelehrte, Doncho und Hoyo mit Namen, kamen, so heisst es dort, im Jahre 610 n. Ch. nach Japan und zeigten dem Sohne des damaligen Mikado, Shōtoku Daishi, gest. 621, die Kunst, aus einer Maulbeerstaude, *Broussonetia papyrifera* genannt, Papier zu machen. Der Herrscher, von der Neuheit der Sache eingenommen und bald von der grossen Wichtigkeit dieser Erfindung überzeugt, liess im ganzen Lande die zur Papierbereitung dienende Maulbeerstaude pflanzen und cultiviren. Zwar hatte das im Anfange angefertigte Papier die Uebelstände, dass es die Tusche²⁾ nicht gut annahm und dem Wurmfrass bald unterlag; doch wurden auch diese in Kurzem beseitigt.

Die zur Bereitung des Papieres am meisten verwendete Staude ist, wie bemerkt, die *Broussonetia papyrifera*, japanisch ma Kōdsu³⁾. Sie wird in den südlich gelegenen Theilen Japans schon im neunten oder zehnten Monat gebaut, im mittleren Japan jedoch geschieht dies erst im ersten Monate (Jänner). Nachdem der Boden mit besonderer Sorgfalt gewählt und gedüngt worden — die besten Resultate erzielt man durch das Bepflanzen der etwas erhöhten Seitenraine der Reisfelder, sowie man auch befunden hat, dass Abhänge und Hügel weniger günstig seien, weil sie dem Wilde und den schädlichen Herbstwinden mehr ausgesetzt sind —, werden Wurzel-Setzlinge, gegen 3" lang, so in die Erde gesetzt, dass sie ungefähr $\frac{1}{2}$ " hoch über die Oberfläche herausragen. Dieselben erreichen im ersten Jahre eine Höhe bis zu 1', im zweiten Jahre werden sie 2'—3', im dritten Jahre gegen 4' und im vierten gegen 6', mitunter sogar 10'—12' hoch.

Im Jänner, nachdem die Staude ihre Blätter⁴⁾ verloren, schneidet man die Aeste bis an die Wurzel ab, worauf dann im nächsten Jahre um die Stelle eines jeden Abschnittes herum etwa fünf neue Schösslinge hervorsprossen. Erst im fünften Jahre werden die Aeste zur Papier-Fabrikation verwendet. Die Procedur ist folgende: Zuerst werden die Aeste in Stücke, von $2\frac{1}{2}$ '—3' Länge, geschnitten, in einem Kessel, ungefähr 3' im Durchmesser, so lange im Wasser gekocht, bis sich der Bast an den Enden abzulösen beginnt, wozu circa zwei Stunden erforderlich sind, so dass in einer Nacht sechs solche Kochungen vorgenommen werden können. Hierauf wird der Bast mit der Hand abgeschält und getrocknet. Zu dem Zwecke hängt man ihn in Büscheln, etwa so gross, als sie eine starke Hand umspannen kann, über Bambusstöcke und bindet die Enden lose zusammen. Zwei bis drei Tage genügen gewöhnlich zum vollständigen Trocknen. Alsdann wird der Bast zu Portionen von circa 32—40 Pfund abgewogen und in Bündel gebunden⁵⁾. Der so getrocknete Bast wird hierauf in fliessendes Wasser gelegt und vierundzwanzig Stunden darin gelassen, wodurch die leichtere

Ablösung des äusseren groben, dunklen Bastes von dem inneren feinen, weissen erzielt wird. Dieses Ablösen geschieht mittelst eines Messers⁶⁾. Der nun frei geschälte innere weisse Bast, zu den besseren Sorten nur verwendet, wird nochmals im Flusse tüchtig durchgewaschen; in Holzgefässe gelegt, durch Beschweren mit Steinen gut ausgepresst und sodann gekocht. Dem Wasser, worin der Bast gekocht wird, ist etwas Buchweizen-Asche beigemischt. Während des Kochens selbst wird der sich nun bildende Brei mittelst zweier, an den Boden angesetzter Rührstöcke in gleichförmig rotirender Bewegung erhalten, bis das Wasser aus den nach Wegnahme der Rührstöcke zurückgebliebenen tiefen, bis an den Boden reichenden Löchern emporquillt und sich gleichmässig an der Oberfläche des Breies vertheilt. Sollte der Brei nicht schnell genug kochen, so wird ungefähr ein Quart Wachs-Asche, robai genannt, zugesetzt⁷⁾.

Dieser so gekochte Brei heisst sosori. Er wird hierauf in einen Korb gebracht, um abermals im fliessenden Wasser gewaschen zu werden, bis er von allen Unreinlichkeiten möglichst gesäubert ist, worauf man das Wasser ablaufen lässt. Sodann wird er mit einem Teig aus der Tororo-Wurzel, *Iibiscus Manihot*, vermengt⁸⁾, wohl durchgerührt und muss durch Zusatz des Tororo-Teiges so dickflüssig werden, dass das schnelle Herausziehen des Rührstockes einen Schnalzlaut hervorbringt; sodann wird er auf einem (circa 5' langen, 3' breiten, $3\frac{1}{2}$ " starken) Tische von Eichen- oder Kirschbaumholz mittelst eines an 3' langen, viereckigen, mit einem runden Griffe versehenen Schlägels eine Zeit lang, beiläufig zwanzig Minuten⁹⁾, kräftig geschlagen und endlich in einen Kasten (Fune, Boot) gebracht. Nun schöpft man mittelst eines Doppelrahmens, der einen sogenannten falschen Boden aus fein gespaltenem Bambus oder Riedgras deckt, etwas von dem sosori heraus. Ein schnelles Hin- und Herschütteln in horizontaler Richtung verbreitet den Brei gleichmässig über den Boden des Rahmens, der alsdann gegen die am „Boot“ angebrachte Lehne gestellt wird, um das sich absondernde Wasser ablaufen zu lassen. Inzwischen wird ein zweiter Rahmen gefüllt, geschüttelt und angelehnt. Diese Manipulation geht mit ungemein grosser

⁶⁾ Der äussere dunkle Bast saru Kaira, wird nur zur Bereitung schlechterer Papiersorten verwendet. Sie kommen im Handel unter den Namen ekirigami und kizo suki vor. Nachdem dieser Bast nochmals im fliessenden Wasser rein gewaschen worden, wird er ebenfalls zu einem Teige gekocht, wohl geschlagen und der Gährung überlassen, bis er zur Fabrikation tauglich ist.

⁷⁾ Gewöhnlicher Leim bewirkt zwar dasselbe, doch leidet unter beiderlei Beimischungen die Farbe des Papiers wesentlich, indem dasselbe gelblich wird.

⁸⁾ *Iibiscus Manihot* blüht im Frühling und wird durch Samen vermehrt. Blatt und Blüthe haben keine Verwendung; nur die Wurzel wird in der Regen-Saison (Juli, August), nachdem die Pflanze abgestorben ist, ausgegraben, getrocknet, zu einem breiartigen Teige gekocht und durch ein Haarsieb geschlagen. Man rechnet $\frac{1}{2}$ Quart auf 32 Pfund sosori. In manchen Gegenden nimmt man auch Reisswasser anstatt des Tororo-Teiges als Zusatz; doch hat dieses den Nachtheil, dass das Papier schnell wurmstichig wird.

⁹⁾ Wie unsere Köchin an das „Vater Unser“, so hält sich der Japaner bei der Zeitangabe an seinen Reis, resp. an die Zeitdauer, binnen welcher der Reis gekocht zu werden pflegt, was an 20—25 Minuten ausmacht.

²⁾ Auch die Kenntniss der Tusch-Bereitung verdankt Japan Korea.

³⁾ Ueberdies finden Verwendung: *Broussonetia Kampferi*, *Daphne mezereum*, *Edgeworthia cartacea* und *Passerina Gampii*; als die beste gilt die in Japan unter dem Namen Tsukuri Kake bekannte Staude; sie kommt jedoch sehr spärlich vor; ihr zunächst an Güte steht die Takaso-Staude; sie erheischt weniger Pflege, kommt überall leicht fort und hat längere, stärkere Aeste.

⁴⁾ Man verwendet dieselben als Seldenraupe-Futter.

⁵⁾ Je zwei Bündel machen gewöhnlich eine Pferdeadung aus.

Schnelligkeit vor sich, so dass ein geschickter und fleissiger Arbeiter mit zwei Rahmen in einer Stunde gegen 200 Blatt fertig bringen kann.

Ist das Wasser abgelaufen, so wird das Blatt mittelst eines Bambusstäbchens vom falschen Boden abgenommen und mit einem Besen auf eine 6' lange Planke gestrichen, wo es bei schönem Wetter sehr schnell trocknet. Bei ungünstiger Witterung wird auch künstliche Wärme angewendet. Dieses so zubereitete Papier besserer Sorte heisst Hanshi-Papier. Je zwanzig Blatt werden aufeinander gelegt und durch zwei bis drei eingelegte Strohhalme in Lagen geschieden, sodann zu fünf Bogen (hundert Blatt) auf eine Unterlage gelegt, mit einem schweren Brett, das zugleich als Lineal dient, beschwert und, während man dieses mit dem rechten Fusse fest andrückt, mittelst eines gekrümmten Messers an den Rändern beschnitten. In den Handel kommt das Papier zu 12.000 Blatt kleinen Formates, in Matten verpackt, und wiegt ein solcher Ballen etwa 50—60 Pfund, oder auch zu 8000 grosses Format, von ungefähr gleichem Gewichte. Der Preis eines solchen Ballens variiert zwischen 12 und 13 Yen.

Es sei nur noch der weiteren Behandlung einzelner Sorten, als Lederpapier, Oelpapier, Chirimen-gami- oder Krepp-Papier, sowie des zu waschbaren Kleidern (Shifu) verwendeten Papiers, gedacht. Die Bereitung des sogenannten Lederpapiers, welches besonders zur Verfertigung von Tabakstaschen, zum Ueberziehen von Kasten, Wagen, zu Etuis, sowie als Fussboden-Bekleidung sehr verwendbar ist, kann ebenfalls als eine einfache bezeichnet werden. Die Stärke desselben wird durch Uebereinanderkleben verschiedener Lagen erzielt; mit dem von *Celtis Wildenoria* oder Yenoki gewonnenen Oele getränkt, werden die Muster mit schweren hölzernen Pressen aufgedrückt, getrocknet und mit einer dünnen Lackschicht überzogen. Das Papier heisst Toza senka. Das zu Regenschirmen und Schirmen verwendete Papier wird gewöhnlich mit der aus *Diospyos Kaki* gewonnenen, sehr tanninreichen Säure getränkt. Bei der Bereitung des Chirimen-gami oder Krepp-Papiers wird der angefeuchtete Bogen einmal der Länge und einmal der Breite nach auf einer hölzernen Walze, in die das Muster selbst eingeschnitten ist, gerollt, dann vorsichtig abgestreift und getrocknet. Dadurch bekommt das Papier ein krepptartiges Aussehen und Elasticität.

Endlich sei hier noch einer zu waschbaren Kleidern verwendeten Sorte, des Hôshô- oder auch Senka-Papiers, erwähnt. Diese Papiersorte wird mit der zu einem dünnen Teige gekochten Ronniaka-no dama-Wurzel an beiden Seiten bestrichen und an der Sonne getrocknet; dann besprengt man das Papier mit Wasser, bis es gut durchfeuchtet ist, in welchem Zustande es eine Nacht bleiben muss. Sodann wird es mit den Händen so lange zusammengedrückt, bis es ganz weich ist, hiernach glatt gezogen und gepresst. Es kann darnach wie Leinwand wiederholt gewaschen werden.

MISCELLLEN.

Transkaukasische Eisenbahnen. Am 3. November (22. October a. St.) 1879 sind in St. Petersburg die Statuten der „Transkaukasischen Eisenbahn-Gesellschaft“,

welche sich aus der ehemaligen „Poti-Tifliser Gesellschaft“ neu constituirt hat, von der Regierung bestätigt worden. Die „Poti-Tifliser Compagnie“ war die Eigenthümerin zweier Bahnstrecken; der einen von Poti nach Tiflis in einer Länge von 289 $\frac{1}{2}$ Werst, der anderen, 7 Werst lang, von der Station Rion bis Kutais führend. Die neu constituirte Gesellschaft ist nun verpflichtet, binnen acht Monaten nach der Bestätigung ihrer Statuten Anlage-Pläne für zwei neue Bahnen vorzulegen und binnen dreissig Tagen nach deren Bestätigung durch den russischen Wegebauten - Minister den Bau dieser beiden Bahnen in Angriff zu nehmen. Diese sind: 1. die längst schon projectirte Bakuer Eisenbahn, welche von Tiflis nach Baku gehen und sowohl in Tiflis eine Vereinigung mit der von Poti nach dieser Stadt führenden Eisenbahn, als auch eine Verbindungsbahn mit dem See-Handelshafen in Baku erhalten soll — diese Bahn wird eine Länge von 521 Werst haben, — und 2. die sogenannte Naphta-Bahn, von Baku bis Sabuntschi und Surachan führend und verbunden mit einer von der Eisenbahn-Station Baku zum Naphta-Hafen gehenden Zweiglinie, in einer Gesamtlänge von 25 Werst. — Somit wird die neue „Transkaukasische Eisenbahn-Gesellschaft“ nach Beendigung der erwähnten Banten über einen Schienenstrang von 843 Werst Bahnlänge verfügen. Durch die Statuten der Gesellschaft erscheint gewissermassen auch die Frage der in Aussicht genommenen Batumer Eisenbahn im Vorhinein geregelt, indem die neue „Transkaukasische Eisenbahn-Gesellschaft“ gehalten ist, falls die Regierung dieses verlangen sollte, den Betrieb der künftigen Batumer Bahn unter den von der Regierung für gut befundenen Bedingungen zu übernehmen.

Nicolaus v. Nasackin.

Pflanzen- und Insecten-Wachs. Das „Journal of Applied Science“ bringt in seiner jüngsten Nummer interessante Daten über die verschiedenen Sorten von Pflanzen- und Insecten-Wachs, die wir in Nachstehendem wiedergeben: *Pela*-Wachs oder chinesisches Insecten-Wachs sondert sich an den jungen Zweigen von *Praxinus chinensis* durch den Einfluss der *Coccus Pela* ab. Es gleicht in seinem Aussehen dem Spermacet, ist schneeweiss, krystallinisch, spröde und faserig und schmilzt bei 82 $\frac{1}{2}$ ° Celsius. Dieses Wachs wird mitunter in grossen Quantitäten aus China nach Europa eingeführt. — *Carnauba*-Wachs, aus den Blättern von *Copernicia cerifera*, kommt von Brasilien, ist hart und spröde und schmilzt bei 83 $\frac{1}{2}$ bis 84° Celsius. Seines hohen Schmelzpunktes halber wird dieses Wachs zum Mischen mit anderen in der Kerzen-Fabrikation verwendeten Materialien von leichter Schmelzbarkeit verwendet. — *Koga*-Wachs wird wahrscheinlich das in Japan von *Cinnamomum pedunculatum* gewonnene Wachs genannt, das weicher als das gewöhnliche japanische Wachs ist und im europäischen Handel nicht erscheint. *Ibota*-Wachs wird von einem Insect auf *Ligustrum Ibota* erzeugt, ist sehr fest und gleichfalls in der europäischen Industrie unbekannt. — Der chinesische vegetabilische Talg wird von dem Samen der in China heimischen *Stillingia sebifera* gewonnen und in der Kerzen-Fabrikation verwendet. Es ist dies eine weiche, geschmeidige Substanz, die bei 37° Celsius schmilzt. — *Palm*-Wachs wird von einer auf den höchsten Spitzen

der Cordilleren vorkommenden Palmorte, *Ceroxylon andicola*, erhalten, von deren Rinde man es abschabt und mit Wasser kocht. Das Wachs schmilzt und wird von der Oberfläche abgeschöpft, während die Unreinlichkeiten im Wasser bleiben. Der Schmelzpunkt dieser Wachsort, die dem *Carnauba*-Wachs gleicht, ist 83 bis 86° Celsius. — Myrthen-Wachs wird durch Kochen aus der Frucht von *Myrica cerifera* und anderen Arten in Südamerika, dem Bahamen und in der Cap-Colonie gewonnen und zur Fabrikation von Kerzen verwendet. Eine Varietät dieses Wachses ist das *Ocuba*-Wachs, welches in der Provinz Para in Brasilien und an den Ufern des Amazonenstromes gewonnen wird. Dieses Wachs hat olivengrüne Farbe und schmilzt bei 47,5 bis 49° Celsius. — *Andiquius*-Wachs ist das Product eines in den vom Orinoco und Amazonenstromen bewässerten Regionen vorkommenden Insectes; dieses Wachs schmilzt bei 77° und hat eine ähnliche Zusammensetzung wie Bienenwachs. — Das sogenannte Japan-Wachs kommt in Masse oder in concav-convexen Kuchen, die mit einem weisslichen Staub bedeckt sind, im Handel vor. Es wird aus den Früchten von *Rhus succedanea* und *R. vernicifera* in China und Japan gewonnen und insbesondere von letzterem Lande nach Europa eingeführt. Japan-Wachs hat eine weisse, in's Gelblichgrüne stechende Farbe, kurzen, sandigen Bruch, unangenehmen, salzartigen Geruch und schmilzt bei 52 bis 53° (Wagner sagt, bei 42°); wenn alt, ist es in kochendem Alcohol und warmem Aether löslich, die sich aber beim Erkalten wieder ausscheiden. Es wird zum Poliren des Holzes, in der Fabrikation von Wachskerzen und Zündern, sowie in der Parfümerie verwendet.

Rhea-Faser. Aus Indien wird gemeldet, dass die Versuche mit den für die Regierung-Prämie von Pf. St. 5000 concurrenden Maschinen für die Herstellung und Präparation der Rhea-Faser zwischen dem 22. September und 8. October v. J. in Saharunpore stattgefunden haben. In den dortigen botanischen Gärten wurde unter der Leitung unseres correspondirenden Mitgliedes, Herrn Duthie, eine grosse Quantität des Rohmaterials für diese Versuche gezogen. Es betheiligten sich zwei englische, zwei amerikanische, zwei französische, drei indische und ein javanischer Constructeur. Leider vermischen wir in der Liste einen Oesterreicher, der vor zwei Jahren eine Methode, die Rhea-Faser zu präpariren, ausfindig machte, die, wie wir uns persönlich überzeugten, sehr schöne Resultate im Kleinen ergab. Von den in Saharunpore erzeugten Fasern sind einige zum Behufe der Werthbestimmung nach England gesendet worden. Wie wir vernehmen, zeigen sich die nach der Methode des Dr. Collyer behandelten als die besten. Dr. Collyer hatte im Jahre 1873 in Wien Muster seiner Rhea-Faser ausgestellt, die sich durch Kraft und herrlichen Seidenglanz auszeichneten. Einige dieser Muster, sowie solche von Stoffen, die aus Chinagras in England und Frankreich ausgestellt wurden, befinden sich im Besitze des Orientalischen Museums in Wien. Bekanntlich haben auch einige nordböhmische Fabriken Versuche in der Verarbeitung von Chinagras gemacht, die aber nicht von günstigem Erfolge begleitet waren.

Saphirlager in Siam. Die jüngsten Nachrichten aus Bangkok erwähnen der Auffindung mehrerer Saphire von

ganz besonderer Schönheit im Norden des siamesischen Reiches. Die Steine hatte man nach der Hauptstadt gebracht und zu hohen Preisen verkauft. Kaum wurde diese Thatsache bekannt, als schon eine Anzahl siamesischer und birmanischer Beamter resignirte, um sich in die Minen zu begeben und dort ihr Glück zu versuchen.

LITERATUR-BERICHT.

Paris, im Jänner 1880.

Sahara und Sudän. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gust. Nachtigal. I. Theil. Berlin, 1879. Weidmann'sche Buchhandlung.¹⁾

Die wissenschaftliche Welt wird freudig und dankbar ein Werk empfangen, das bestimmt ist, eine lange Zeit, wenn nicht immer, als ein Grundstein der Erkenntniss von Afrika zu gelten. Vier Jahre nach seiner Rückkehr aus Afrika liefert Herr Dr. Nachtigal die erste Abtheilung von der reichen Ausbeute, welche er unter so vielseitigen Gefahren und mit einer alles Lobes werthen Ausdauer in der grossen Wüste, sowie in den muhamedanischen und heidnischen Staaten des Negerlandes gesammelt hat. Dieser erste Theil des Reisewerkes enthält die Ergebnisse der Reise von Tripoli durch die Sahara bis Kúka, Hauptstadt von Bornu. Schon mehrmals haben europäische Reisende diesen Weg zurückgelegt, und dem Publicum, ja sogar jenen Geographen, welche sich vorzüglich mit Afrika beschäftigen, würde es vielleicht erscheinen, dass nach den Arbeiten von Tully, Lyon, Oudney, Denham, Clapperton, Richardson, Barth, Overweg, Vogel und Kohlfs eine sehr spärliche Nachlese übrig dastände. Der kundige Leser wird bald enttäuscht. Sogar für die unmittelbare Nachbarschaft von Tripoli bringt Herr Dr. Nachtigal neue Auskunfts. Während einer Anwesenheit von 9^{1/2} Monaten in Fezzán hat er eine Masse von Beobachtungen, das Land, das Klima, die natürlichen Producte, die Bevölkerung und ihre Fähigkeiten umfassend, machen können, welche er zu einem vollständigen Gesamtbilde verschmolzen hat. Der längere Ausflug nach dem vor seinem Besuche vollständig unbekanntem Lande der Tebu (oder Tédä), aus welchem Dr. Nachtigal nur mit Lebensgefahr entkam, nachdem er beinahe vier Monate dort zubrachte, bildet aber unbedingt die anziehendere Abtheilung des Bandes, denn hier enthüllt der Reisende unseren Augen, was bis jetzt er allein unter den Europäern aller Zeiten zu sehen und zu fühlen vermochte. In der Schilderung der verhängnissvollsten Momente seiner abenteuerlichen Wanderungen, gleichwie in der schwierigen Auffassung der allgemeinen Verhältnisse, wird ein Jeder die seltene Bescheidenheit des Verfassers bewundern, wenn er nur bedenkt, dass er vor einem Meister steht. Und wenn der erste Band von „Sahara und Sudän“ des Dr. Nachtigal eine so lehrreiche Lectüre bildet, was müssen wir von den folgenden erwarten, welche die Ergebnisse der Reise im eigentlichen Negerlande, in Bornu, in Bagirmi, in den heidnischen Staaten, in Wadaï und Fôr, schildern werden?

Henri Duveyrier.

¹⁾ Der grosse Sahara-Forscher, Herr Duveyrier, hatte die besondere Güte, der Afrikanischen Gesellschaft in Wien das Manuscript der obigen Besprechung, von ihm in deutscher Sprache redigirt, einzusenden.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detrlug in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Cairo, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. = 10 Mark.

Inhalt: Herat und der europäische Handel. Von *H. Vámbéry*. — Die Handels-Routen nach dem Orient. Von *Carl Büchelen*. (Schluss.) — Die Donau als Verkehrs-Strasse nach dem Orient. Von *Donawerein*. — Oesterreichisch-ungarischer Lloyd. (Eine Entgegnung.) — Projectirte Eisenbahn- und Strassen-Bauten in Persien. Von *J* in Teheran. — Eine neue Passagier-Route nach Constantinopel. Von *Hugo Kutschera* in Constantinopel. — Chronik der bemerkenswerthesten Ereignisse des Jahres 1879 in Ost- und Süd-Asien, Afrika und Australien. — Miscellen: Ueber japanisches Berg- und Hüttenwesen. Von *K. Paul*. — Jute und Jutefabrikate in Indien. — Industrielles aus Japan. — Pilze für China. — Literatur-Bericht: Les Colonies Françaises par *Paul Caffarel*. — Strange Stories from a Chinese Studio by *Herbert A. Giles*.

HERAT UND DER EUROPÄISCHE HANDEL.

Von *H. Vámbéry*.

Her liegt nicht an mir, sondern an den politischen Begebenheiten, dass ich vor die Leser dieser Zeitschrift immer mit so fernliegenden Thematoren treten muss. In meinem letzten Aufsätze hatte ich von den Turkomanen, dem alten Oxusbette und von dem alten Margiana zu sprechen, heute müssen wir noch weiter gegen Osten ziehen, um der Stadt und Provinz Herat, die schon in der nächsten Zukunft auf's Tapet politischer Erörterungen gelangen werden, einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wie viele andere Orte der inner-asiatischen Welt in Folge ihrer Lage an den letzten Ausläufern einer grossen Gebirgskette, durch grössere Urbarkeit des Bodens und durch die naturgemäss sich dort kreuzenden Verkehrsadern schon im grauen Alterthume in öconomischer, commerzieller und militärischer Hinsicht zur Berühmtheit gelangten, so ist es mit dem an den südöstlichen Ausläufern

des Paropamisus gelegenen Herat der Fall. Diese Stadt sammt Umgebung war von jeher der Eris-Apfel der in Inner-Asien um Ascendenz kämpfenden Parteien, so dass es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn ein emsiger Historiker in der Geschichte 52 Belagerungen nachzuweisen weiss, von denen diese Stadt heimgesucht ward. Zweifundfünfzigmal eingenommen, zerstört und verwüstet, bildete Herat noch immer das Kleinod, auf welches moderne Eroberer ihren lüsternen Blick gerichtet haben. An die Stelle der früheren asiatischen Weltstürmer sind nun moderne diplomatische Kämpen getreten, daher die Schlagwörter: „die Pforte Indiens“, „der Schlüssel Hindostans“. „das Juwel Chorasans“ u. s. w., Epitheta, die der Wahrheit vollkommen entsprechen, denn dass Herat ein merkwürdiger Ort, der günstig situirt, reichlich bewässert, dem Rufe seiner Fruchtbarkeit vollauf würdig ist, davon hatte ich mich persönlich überzeugt, trotzdem die Stadt sich mir damals nur als Trümmerhaufen präsentirte, und die umliegenden Dörfer noch von dem Feuerbrande afghanischer Kriegshorden rauchten.

Was Herat fruchtbar macht, sind nicht nur die Bodenverhältnisse, nicht nur seine geschützte Lage vom Norden und Nordosten her, sondern auch die auf der Dschölgei-Herat (Ebene von Herat) wohnende Bevölkerung, ihrem Nukleus nach iranischer Abstammung, später natürlich

und besonders unter den Dschingiziden von starker turanischer Beimischung entnationalisirt, aber in ihrem Grundwesen durch und durch von dem alten fried- und kunstfertigen Geiste der Iranier durchdrungen. Diese unsere Bemerkung bezieht sich allerdings nicht auf das halbnackte, bettelarme Raubgesindel der auf den kahlen Bergen im Norden und Nordosten wohnenden Hezare's und Firuzkuhi's, auch nicht auf einige unruhige Fractionen der Timuri und Teimeni, denen übrigens das Schwert durch stete politische Anarchie sozusagen in die Hände gedrückt wird. Unter dieser emsigen Bevölkerung verstehen wir den altchorasanischen Dorfbewohner, der mit eben so viel Geschicklichkeit als Ausdauer dem Boden den Reichthum abzugewinnen versteht, die Canäle und Wasserleitungen sorgfältig pflegt und selbst die tiefsten Wunden des Krieges vernarben macht. So gutes Schafffleisch, solch' köstlichen Rahm, vorzügliches Brod und Obst wie in Herat, habe ich in keinem Theile der asiatischen Welt gefunden und die orientalischen Sprichwörter: „Könnte man den Boden Isphahans, die kühle, aromatische Luft von Herat und das Wasser von Charezim an einem Orte vereinigen, so gäbe es keinen Tod mehr“; oder — „Chorasan ist die Muschel der Welt und Herat ist ihre Perle“ charakterisiren am besten die Meinung der Orientalen von diesem Orte. Herat ist reich an Mineralien verschiedener Gattung, die, wenn gehörig exploitirt, allein die Verwaltungskosten decken würden. Herat hat einen vorzüglichen Viehstand, eine bemerkenswerthe Haus-Industrie, seine Teppiche, Woll- und Seidenstoffe sind weit und breit gesucht und geschätzt. Und dabei birgt die Bevölkerung trotz des rauhen kriegerischen Aussehens noch so manchen Funken aus jener Periode, da Herat allein als die Bildungsfackel der halben moslimischen Welt galt, der Zeit, von welcher die arabischen Gelehrten sagten: „Der Baum des Wissens wurzelt bei uns, doch seine Früchte reifen in Chorasan.“

Dass eine solche Bevölkerung im Schutze einer geregelten Regierung dem friedlichen Handel und Wandel von jeher

gerne oblag und, so thunlich, auch heute noch gerne obliegt, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Auf der Hauptstrasse zwischen Indien und Central-Asien gelegen, war es von jeher als grosses Handels-Emporium bekannt und ihm von den Asiaten selber das Epitheton „Bender“, d. h. Hafen beigelegt. Wer mit dem Karawanenleben vertraut, wird es wissen, dass bei längeren, Monate dauernden Märschen eine neue Verpackung beziehungsweise Umladung der Waarenballen unuingänglich nothwendig wird, und dass eine solche Arbeit zumeist am Kreuzungspunkte mehrerer Strassen vorgenommen wird. Nun in Herat mussten von jeher die Karawanen aus Indien, Afghanistan und Persien diese Arbeit verrichten. Von Indien langten hier die verschiedensten Waaren, als: Indigo, Gewürze, Shawls, Zucker, Catune, Musline, Brocate und sonstige durch englische Firmen nach Mittel-Asien importirte europäische Stoffe, Waffen und Kurzwaaren an, die theils in östliche Richtung nach Persien, theils in nördliche Richtung nach den Chanaten ihren Weg fanden. In westliche Richtung, d. h. via Tebris, Teheran und Mesched kamen Artikel europäischer Industrie, als: Porcellan, Glaswaaren, Baumwollstoffe, Tuch und Zucker an, wozu speciell Persien selber noch die heimischen Erzeugnisse, als: Jezder, Filz, Teppiche und Tabak sendete, während vom Norden, d. h. von jenseits des Oxus auf dem Wege nach Süden und Westen Rohstoffe, *Assa foetida*, gedörrte Früchte, Pistazien, Lederwaaren, fertige Kleider ihren Weg über Herat nahmen. Wohl hatte die Handelsverbindung über Herat von jeher einen Rivalen in der Strasse über Belch, Kabul und Peschawer, doch war die Concurrrenz nie eine besonders gefährliche, weil dieselbe in Folge der hohen Pässe über den Hindukusch und der unbändigen Raublust der Cheiber-Montaguarden theils nur eine kurze Zeit im Jahre passirbar, theils wegen der grossen Gefahren vor Plünderung eigentlich nie besonders belebt war; ja es kommt heute nicht noch selten vor, dass selbst Kabuler Kaufleute, um die persischen und mittelasiatischen Märkte aufzusuchen, den grossen Umweg über Ghazni und Kandahar nicht scheuen,

um nach längerer Rast in Herat über Meimene in die Länder des rechten Oxus-Ufers zu gelangen. Wohl ist die Communication zwischen Turkestan und Indien via Herat beinahe noch einmal so lang als die via Kabul, doch haben die verhältnissmässig geringeren Hindernisse der Bodenbeschaffenheit schon im grauen Alterthume dem Ersteren den Vorzug verschafft und wird dies auch noch für lange so bleiben.

Was von Herat bisher gesagt worden, bezieht sich selbstverständlich nicht auf die heutige Stadt und Umgebung, die durch afghanische Rauheit und Tyrannei auf's Tiefste herabgekommen, und mit einem Worte nicht auf das Herat der letzten anderthalb Jahrhunderte, sondern auf die Bedeutung und Culturfähigkeit der Stadt und Provinz im Allgemeinen, die unter einer stabilisirten Regierung und bei einigermaßen geregelten Verhältnissen in den Nachbarländern leicht wieder jenen Blüthenpunkt erreichen kann, auf dem es unter der Herrschaft eines Schahruchs Mirza und Hussein Baikara gestanden. Im Laufe der vergangenen vier Jahrhunderte hat Herat diesen grossen Kampf um's Dasein unter den verschiedenen Wechselfällen des Glückes zu kämpfen gehabt. Es hatten um sie einzelne Fractionen des Afghanenvolkes und Persien abwechselnd geworben und in der unablässigen Fehde hatte die Stadt und Bevölkerung am meisten zu leiden. Heute jedoch treten die Repräsentanten unserer abendländischen Macht in der Arena des Kampfes um sie auf. Die Folgen desselben werden nicht von vorübergehender Wirkung, sondern stabile und nachhaltige sein. Dies die Ursachen, die uns veranlassen hier von Herat zu sprechen und das Interesse unserer Leser auf die Wichtigkeit des schon in der nächsten Zukunft hier entbrennenden Weltkampfes hinzulenken.

Nach den britischen Constellationen zu urtheilen, muss Herat unbedingt seinen Herrn wechseln. Es kann afghanisch nicht bleiben, weil es als werthvolles Object eines Schlüssels Indiens nicht in solchen Händen belassen werden kann, wie die der Afghanen, die zur Beschützung des Ortes unfähig, aus der Stadt ein stetes

Ziel im Wettkampfe der Rivalen machen würden. Dies bezieht sich auch gewissermassen auf Persien, das wohl den Titel der Legalität, doch nicht die Macht und Fähigkeit zur Herstellung der Ordnung besitzt. Als eigentliche Bewerber können daher nur Russland und England auftreten. Ein Erfolg des ersteren, das durch seinen strengen Prohibitivzoll in seinen Besitzungen den fremden Handel beinahe gänzlich ausschliesst — wie wir dies heute in Mittel-Asien sehen, wo der Import vom Süden und Westen auf Null herabgesunken — muss für die österreichisch-ungarischen Handels-Interessen von unbedingtem Schaden sein. Russland, das durch seine Stellung an der Ostküste des Kaspi-See's und seine Handelsstrasse via Astrabad, Schahrud und Chorasán einzelnen österreichischen Import-Artikeln, als: Glaswaaren, Tuch und Galanterie-Artikeln im Osten Persiens den Weg schon gänzlich verrannt hat, würde durch die eventuelle Besitznahme von Herat dem gesammten europäischen Handel nach dieser Gegend den Garaus machen. Die Alternative der Besitz-Ergreifung Herats durch die Engländer dagegen verdient vom Standpunkte der Humanität und der Cultur-Interessen unbedingt den Vorzug. ¹⁾

DIE HANDELS-ROUTEN NACH DEM ORIENT.

Von Carl Büchelen, Ingenieur.

(Schluss.)

d) Die Routen über Salonik.

Seit Boué und Grisebach im Jahre 1840 den geographischen Mythos einer westöstlichen Centralkette bekämpften und nachwiesen, dass die dinarischen Alpen keineswegs so lückenlos und in alpinen Formen in die Balkankette übergehen, wie bis dahin allgemein angenommen wurde; vielmehr tiefe Einrisse vorhanden sind, und die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Beckengebiete des Mittelmeeres relativ von nur geringer Höhe ist, war es insbesondere der k. k. Generalconsul J. H. v. Hahn, welcher die Anschauung vertrat, dass über Salonik die Herstellung einer kürzeren Verbindungslinie zwischen Europa, Egypten und Indien möglich sei.

Um dies zu begründen, unternahm Hahn im Jahre 1859 aus freiem Antriebe eine Reise von Belgrad

¹⁾ Vorgehender Aufsatz war schon geschrieben, als mir das in London soeben erschienene Werk: „*Herat the Granary and Garden of Central-Asia*“ von Col. G. B. Malletson zukam. Dieses Buch behandelt die von uns berührte Frage mit Ausführlichkeit, und wir können nicht umhin die Aufmerksamkeit des Lesers auf dasselbe zu lenken.

nach Salonik und verdanken wir demselben eine höchst interessante und lehrreiche Beschreibung dieser Route, die insbesondere den Ingenieurcn zu stattem kam, welche im Jahre 1869 unter der Oberleitung des, um die Durchforschung der europäischen wie asiatischen Türkei so überaus hochverdienten, Ingenieurs Wilhelm Pressel diese Route zu traciren hatten.

Schon vor 20 Jahren hat Generalconsul Hahn mit Rücksicht auf den Orient-Handel Ideen entwickelt, von denen nur das Eine lebhaft zu bedauern ist: dass dieselben noch nicht Gemeingut der dabei doch in so hohem Grade interessirten österreichischen Bevölkerung geworden sind.

Mit Hahn stelle auch ich die Frage: „Wann wird nun der grosse Umschwung eintreten, welcher das ungarisch-österreichische Verkehrswesen aus der Peripherie in das Centrum des europäischen Grossverkehrs vorschoben wird?“

„Der natürliche Endpunkt — sagt Hahn, welcher seiner Zeit um einige Jahrzehnte vorausleite —, der bis Cattaro geführten Bahn ist der Pyräns, sowie die von Essegg nach Brood an der Sau projectirte Bahn erst dann vollendet ist, wenn sie über Serajewo nach Salonik läuft.“

„Im Westen“, sagt dieser weitblickende Orientreisende weiter, „und im Norden der Reichsgrenze macht sich jeder Bahnanschluss gleichsam von selbst; hat der Schienenstrang die Grenze erreicht, so ist auch die Aufgabe der Unternehmer gelöst. Anders im Osten und Süden; denn mit Erreichung der Reichsgrenze ist dort überall nur die Hälfte der Arbeit geschehen und fällt die andere meist grössere Hälfte jenseits derselben. Wenn wir aber deren Leistung wie im Westen von Anderen erwarten wollen, so möchte uns die Zeit lang werden, bis wir das uns von der Natur gesteckte grosse Ziel erreichen. Dies sollten wir mehr als bisher beherzigen und dabei bedenken, dass der Ausbau der Ost- und Südbahnen nicht blos Sache der östlichen Reichshälfte ist, sondern dem höchsten Interesse unseres gesammten Verkehrssystems entspricht, weil es durch diesen Ausbau aus der Peripherie des europäischen Grossverkehrs in dessen Centrum gerückt wird.“

„Vor Allem möchte es zu dem Ende eines Wechsels in unserem gewohnten Standpunkte bedürfen. Der Verfasser glaubt nicht zu irren, wenn er denselben dahin bestimmt, dass wir in der Regel dem Osten den Rücken kehren und gegen Westen nach Rom, Paris, London und Berlin blicken; wir machen wohl mitunter eine Schwenkung gegen Nordost und sehen dann nach Petersburg, Moskau, Odessa und Constantinopel; der letzte Punkt ist aber der südlichste in dieser Richtung, und wenn wir dann nach Salonik und Alexandrien sehen wollen, so drehen wir uns nicht etwa nach Süden, sondern nach Südwesten und blicken über Triest und die Adria, um ganz Griechenland herumschweifend, nach Salonik oder Pyräns, Smyrna und Alexandrien, gleichsam als ob die mythische Centralkette des Balkan, welche nach der Darstellung unserer älteren Karten die Süd-Donauländer hermetisch von dem Beckengebiet des Mittelmeeres abschliessen sollte, den Blick hindere, von Wien auf gerader Linie bis Salonik zu dringen und über dieses hinaus nach Pyräns, Alexandrien oder Smyrna zu sehen.“

Beredter, als mit diesen Worten Hahn die hohe Bedeutung der Route über Salonik schildert, vermöchte ich es gewiss nicht zu thun; dagegen möchte ich mir erlauben, die Route nach Salonik zu beleuchten.

Wollen wir in der kürzesten Zeit die Gestade des Mittelmeeres und damit auch Indien erreichen, so sind wir auf die über Brindisi führenden Routen angewiesen, da die bedeutend längere Bahnverbindung mit Brindisi mehr als reichlich ausgeglichen wird durch dessen kürzere Seeverbindungen, wie des weiteren durch den hier schwer in das Gewicht fallenden Umstand, dass man mittelst der Eisenbahnen ungefähr zweimal so rasch vorwärts kommt, als mit Dampfschiffen.

Die Thatsache, dass die künftige Bahnlinie Wien-Salonik um ungefähr 200 Kilometer kürzer sein wird, als die Linie Wien-Brindisi, die Seeroute Salonik-Alexandrien um circa 165 Seemeilen oder rund 300 Kilometer kürzer ist, als Brindisi-Alexandrien; die von Salonik nach Pyräns und Smyrna führenden Routen — wie ein Blick auf die Karten zeigt — aber noch um vieles kürzer sind, als die von Brindisi dahin führenden Routen, beweist wohl zur Genüge die Wichtigkeit Saloniks für uns.

Die Thatsache, dass Stettin näher, Berlin nur um Weniges weiter, Hamburg nur um circa 230 Kilometer weiter von Salonik, als von Brindisi gelegen ist, gibt der begründeten Hoffnung Raum, dass sich auch Deutschland, Dänemark, Schweden-Norwegen und selbstverständlich West-Russland in ihrem Schnell-Verkehr mit Indien und den ostasiatischen Ländern der über Salonik führenden Routen bedienen werden; wogegen jedenfalls England und Frankreich auch fernerhin Brindisi als geeignetsten Ausgangspunkt nach Indien beibehalten werden; in ihrem Verkehr mit den Handelsplätzen des Archipels dagegen sich ebenfalls der über Salonik führenden Route bedienen werden und müssen.

Die Bedeutung der Saloniker Route ist daher nicht blos darin zu suchen, dass wir dadurch dem Orient nähergerückt werden und dadurch lebhaftere Handelsbeziehungen mit demselben anknüpfen und erhalten können als bisher, sondern auch darin, dass dieselbe befruchtend auf unsere sämmtlichen bestehenden Bahnen wirkt, insofern eben Personen, Post- und Eilgüter über unsere Bahnen gehen müssen, während dieselben heute mit vollständiger Umgehung oder nur mit Benützung eines verschwindend kleinen Theiles unserer Eisenbahnen den Weg über Brindisi nehmen.

Eine Eisenbahn-Verbindung mit Salonik erschliesst uns aber Gebiete, welche für uns ganz unentbehrliche Güter produciren, wie Hanf, Baumwolle, Schafwolle, Seide, Knopperrn, Tabak, Reis, feinere Obstsorten etc. In dem Masse, in welchem wir, begünstigt durch die Nähe — nach dem im Alterthum die „Braut Griechenlands“ genannten Üsküb beispielsweise kaum man dann in circa 1¼ Tagen gelangen, während wir heute über Brindisi circa 8, über Triest circa 10 bis 12 Tage zur Reise dahin gebrauchen —, als Käufer dieser Producte auf den dortigen Märkten erscheinen, werden wir auch Lieferant für die, diesen Gegenden unentbehrlichen Erzeugnisse der Industrie. Wenngleich diese Handelsbeziehungen grosser Ausdehnung fähig sind, da die Bewohner mit der Möglichkeit des Absatzes ihrer Producte

sich mehr und mehr von dem Bau von Getreide — welches wir ohnehin nicht benöthigen — ab, und dem vermehrten Anbau von Handelspflanzen zuwenden werden, so erscheint doch auch schon heute der Handel dieser Länder wichtig genug, denn der Werth der über Salonik ein- und ausgeführten Güter erreicht heute ungefähr das 2 $\frac{1}{2}$ -fache des Werthes der durch die sämtlichen 62 dalmatinischen Häfen vermittelten Ein- und Ausfuhr.

Die Verbindung der seit 6 Jahren im Betriebe befindlichen Bahn Salonik-Mitrowitza lässt sich vermittelt zweier wesentlich verschiedener Linien — deren jede wieder mehrere Varianten hat — herstellen; es sind dies die unter diesen Namen bekannten: serbischen und bosnischen Linien.

α) Serbische Linie.

Zu Gunsten der serbischen Linie wird gemeinhin vorgebracht, dass dieselbe, als die dem Bau die wenigsten Schwierigkeiten entgegengesetzende, die günstigeren Betriebs-Verhältnisse aufweisende Linie, auch die dem Handelsverkehr entsprechendste sei. Hört man aber dann von den Vertheidigern der serbischen Linie auch die Aarlberg-Bahn preisen und behaupten, dass diese — überaus kostspielig geplante und nur den Theil einer auch sonst ungünstig zu betreibenden Linie darstellende — Bahn den bestehenden, günstige Betriebsverhältnisse aufweisenden Bahnen eine ernsthafte Concurrenz zu bereiten vermöge und dass dieselbe nothwendig sei, um uns in unserem Export nach Westen hin von den Zoll- und Tarif-Massregeln Deutschlands unabhängig zu machen, so kommen uns bei einer solchen Inconsequenz wirklich ernsthafte Bedenken, und wir fragen, ob die für die serbischen Linien angeführten Momente auch wirklich stichhältig und ausschlaggebend sind.

Wo das Bau-Capital für die zwei in Frage stehenden Linien auch von zwei verschiedenen Staaten aufzubringen, beziehungsweise zu garantiren ist, sind vor Allem die Bankkosten bei einer Vergleichung der beiden Linien wegzulassen und dies nmsomehr, weil dieselben, zufolge der vorwaltenden sehr verschiedenen Verhältnisse, auch nicht einmal annähernd einen Massstab für die Höhe der künftigen Tarife beider Concurrenzlinien bieten würden. Eine Vergleichung der Betriebs-Verhältnisse beider Linien dagegen wäre von Werth um ermessen zu können, welche Linie einmal rascher befahren werden könnte und daher von den nach Salonik Reisenden bevorzugt würde; eine derartige Vergleichung ist aber heute kaum möglich, wo über die bosnische Linie nur ganz generelle Projecte vorliegen, welche uns nur das Maximum der zu erwartenden Schwierigkeiten zeigen. Aber selbst angenommen, dass die über Serbien führende Linie nach Salonik — welche ja doch nicht die ihr von der Natur vorgezeichnete günstige Richtung erhalten wird — in einer kürzeren Zeit zurückgelegt werden könnte, als die über Bosnien führende Route, so folgt daraus doch nur, dass dieselbe von den nach Salonik Reisenden bevorzugt würde, wogegen es für den — von der Geschwindigkeit der Züge unabhängigen — Güterverkehr durchaus nicht ausgemacht ist, dass derselbe ebenfalls diese Route aufsuchen wird.

Wenn man als Parole für den Bau der Aarlberg-Bahn das Schlagwort: „Unabhängigkeit von Deutschland“ ausgiebt, so müsste man consequenter Weise der bosnischen vor der serbischen Linie schon darum den Vorzug geben, weil uns Erstere in unserem Verkehr mit dem Orient unabhängig von Serbien macht, weil uns dieselbe in directen Verkehr mit der Türkei setzt; so müsste man ferner bei einem Vergleich beider Linien zugeben, dass die bosnische Linie zum Mindesten für den Güterverkehr geeigneter sei, als die serbische.

Für Serbiens Verhältnisse wäre zwar ein Netz billig erbauter Localbahnen, welche heute in Nisch endigten und erst später vervollkommenet und in Anschluss mit den türkischen Bahnen gebracht würden, entsprechender; jedoch wenn Serbien den Ehrgeiz hat, „dicke“ Bahnen zu wollen, zu deren Herstellung es sich überdies in der Berliner Convention — wie schon zu wiederholten Malen in früheren Zeiten — verpflichtet hat, so mag es in Gottes Namen dieselben bauen.

Uns aber kann und darf dies nicht abhalten, so schnell als möglich an die Ausführung der bosnischen Bahnen zu schreiten. Diese Bahnen sind nothwendig, weil wir noch gar nicht abschen können, wann endlich Serbien seine Bahnen bauen wird; sie sind nothwendig, weil wir uns durch dieselben zum Mindesten in dem Güterverkehr unabhängig machen können von Serbien, das uns bei seiner künftigen Zolltarif-Politik nicht so leicht vergessen wird, dass wir ihm heute zu Gunsten Ungarns einen Zoll von fl. 2 per Schwein — seinen wichtigsten Ausfuhr-Artikel — auferlegen; sie sind aber ferner nothwendig, weil uns die in Üsküb an die macedonische Bahn anschliessende serbische Bahn in unserem Verkehr mit dem Becken des Amselfeldes von nur sehr geringem, mit Bosnien dagegen von gar keinem Nutzen wäre.

β) Bosnische Bahnen.

Das culturelle Moment der Bahnen hervorzuheben, möchte in unserer Zeit, wo dasselbe allseits anerkannt ist, fast überflüssig erscheinen; doch kommt dasselbe bei den bosnischen Bahnen ganz besonders in Betracht, wo es die Ehre der Monarchie erheischt, die in Folge vielhundertjähriger Missregierung brach gelegenen geistigen Kläfte eines unleugbar tüchtigen Volksstammes zu wecken und eine auch im Interesse des Reiches gelegene völlige Umgestaltung der dortigen Verhältnisse herbeizuführen.

Bosniens und Albaniens Erzeugnisse sind nicht so unbedeutend, um es nicht als wünschenswerth erscheinen zu lassen, dieselben unseren Märkten zuzuführen. Von dem Augenblicke an, wo wir der Bevölkerung dieser Länder ihre Producte abnehmen können, vermehrt sich auch die Kaufkraft dieser Völker und werden wir in nächster Nähe die so wünschenswerthen Abnehmer unserer Industrie-Erzeugnisse haben; denn nach den heutigen Bedürfnissen dieser Bevölkerung ihre Kaufkraft zu bewerthen und darnach die commercielle Bedeutung der bosnischen Bahnen bemessen zu wollen, ist total falsch. Diese Bevölkerung wird neue Bedürfnisse kennen lernen und wird dieselben befriedigen, sobald ihr die Möglichkeit dazu geboten wird; das mag Jeder bestätigen, welcher auch nur einigermassen mit den Sitten, Gewohnheiten und der Anschauungsweise dieser

Bevölkerung vertraut ist. Dürfte wohl schon durch das soeben Gesagte der Bau der bosnischen Bahnen in volkswirtschaftlicher Beziehung begründet sein, so ist dies noch mehr der Fall, wenn man der, von der bestehenden türkischen Bahn schon erschlossenen Gebiete gedenkt.

In handelspolitischer Beziehung ist die bosnische Bahn, wie schon früher erwähnt, von höchster Wichtigkeit; denn es gibt europäische Mächte, welchen das bosnische Bahnproject höchlichst missfällt und welche, wenn sie es zu Stande bringen können, dass sich Oesterreich an dem Bau anderer theurerer Bahnen verblutet, Serbien dazu benützen möchten, uns den freien Verkehr mit dem Orient zu unterbinden.

In politischer und militärischer Beziehung aber sind die bosnischen Bahnen von einer Bedeutung, deren Tragweite weder ermessen, noch erörtert werden kann; welche aber Derjenige gewiss nicht unterschätzen darf und wird, welcher die Meinung vertritt, dass der Berliner Vertrag nicht der letzte ist, welcher in orientalischen Angelegenheiten geschlossen wurde.

Sollte das bei den bosnischen Bahnen noch hinzutretende „staatsrechtliche“ Moment wirklich ein dem Bahnban entgegenstehendes Hinderniss bilden, welches selbst bei einigem guten Willen nicht zu entfernen ist, so müsste man es lebhaft bedauern, dass Bosnien nicht unter türkischer Verwaltung verblieb, unter welcher wir dann jedenfalls rascher zu der, unserem Handel so nothwendigen bosnischen Linie gekommen wären.

Angesichts der geschilderten Vortheile sollte eigentlich die finanzielle Seite des Unternehmens ganz in den Hintergrund treten, da jedoch hierüber oder vielmehr über die technische Ausführbarkeit der bosnischen Bahnen ganz irrige Meinungen Verbreiter fanden, ist es wohl nothwendig, diesbezüglich die Thatsachen sprechen zu lassen.

Das grosse Publicum begreift leider noch heute unter der bosnischen Linie diejenige, welche von Banjaluka ausgeht, zwischen Jaiče und Travnik den Kornar-Pass übersetzt, Serajewo berührt, zwischen hier und dem Drina-Thal die Wasserscheide bei Gorowitz überschreitet, vom Drina-Thal das Lim-Thal aufwärts bis Priepolje verfolgt und von hier über Sieniza und Novibazar bis Mitrowitz wieder drei hohe Wasserscheiden übersetzt. Von dieser Linie, welche eine ganze Reihe ausserordentlicher Schwierigkeiten zu überwinden hätte, ist aber glücklicher Weise weitaus das Meiste erdichtet; denn, wo die Möglichkeit vorliegt, Serajewo mit einer im Bosna-Thal zu erbauenden Bahn und zudem noch auf dem kürzesten Weg zu erreichen, hiess es wirklich, das Geld zwecklos verschwenden, wenn man die schwierige Bahn Banjaluka-Travnik-Serajewo bauen wollte. Dasselbe gilt für die Strecke Priepolje-Mitrowitz, denn keinem Techniker wird es einfallen, geflissentlich die allergrössten Schwierigkeiten aufzusuchen, wo er nur die eibe — zwischen den langgestreckten Thallinien des Lim und des Ibar sich erhebende — Wasserscheide der Kruševica zu übersetzen hat, um nach Mitrowitz zu gelangen.

Wahrlich, es ist nicht patriotisch gehandelt, wenn man Oesterreichs Bevölkerung täuscht und in der Täuschung erhält über die bosnische Linie, welche, wenn

ihr die unter der Oberleitung W. Pressel's von den Ingenieuren aufgefundene Richtung über Brood, Serajewo, Priepolje, Kruševica, Mitrowitz gegeben wird, mit ihren zwei einzigen Wasserscheiden, die nur 220, beziehungsweise 1040 Meter lange Tunnels erfordern, nicht viel mehr Schwierigkeit bieten würde, als die serbische Linie dort, wo sie gebaut werden soll.

Baut aber Serbien wirklich seine Bahn als grosse Durchzugslinie nach dem Orient, so haben wir den grossen Vortheil, die bosnische Linie nicht ebenfalls als Weltbahn bauen und ausstatten zu müssen; dann können wir dieselbe, unter Einhaltung strengster Solidität, aber bei möglichster Anschmiegun an das Terrain, sowohl in Richtung als in Höhe, unter Weglassung aller der bei grossen Bahnen als nothwendig erachteten Sicherheitsvorkehrungen in billigster Weise herstellen, ohne dadurch den Zweck der Güterbeförderung im Allergeringsten zu alteriren.

Diejenigen aber, welche nur darum behaupten, dass es mit Hilfe der Ailbergbahn und der bosnischen Bahn möglich sei, die englisch-ostindische Ueberlandspost über Oesterreich-Ungarn zu leiten, um eben ihrer Meinung nach die Wichtigkeit des Baues beider Bahnen ganz besonders zu begründen, schaden damit gerade dem Unternehmen und den Interessen der Monarchie ganz Leutend. Die englisch-ostindische Ueberlandspost wird — wie ich schon vor Jahresfrist in unwiderleglicher Weise bewiesen habe — niemals den Weg über Salonik nehmen, und wäre es ebenso, wie bei dem Ailberg, sehr gefehlt, die bosnische Bahn einem nur eingebildeten Verkehr gemäss construiren zu wollen.

Man missachte nicht das erreichbar Gute, um des Besseren willen, das eben einmal nicht zu erreichen ist, und überlasse dies der Zukunft, wenn sich mit Hilfe eben dieser billig erbauten Bahn der allgemeine Wohlstand in Oesterreich geloben haben wird.

Das Geld für die höchst nothwendigen Investitionen in Bosnien aber ersparen zu wollen, müsste schon unter den heutigen Verhältnissen als „Pfennigsparsamkeit und Pfundvergeudung“ bezeichnet werden; eine Sparsamkeit, welche sich bei Eintritt immerhin möglicher Eventualitäten nur allzu sehr rächen würde.

Selbst vom kaufmännischen Standpunkt aus handelt die gemeinsame Regierung richtig, wenn sie die Schmalspurbahn bis Serajewo ausbauen will; nur wäre hierbei darauf Bedacht zu nehmen, dass der Weiterbau so ausgeführt wird, dass diese Schmalspurbahn später leicht in eine Normalbahn umgewandelt werden kann.

Ein nicht minder hohes Verdienst würde sich aber die gemeinsame Regierung erwerben, wenn sie Einleitungen treffen würde, um die Bahn bis Mitrowitz in Bälde im Detail traciren lassen zu können.

Wer unsere Handelsbeziehungen mit dem Orient studirt und sie mit denen anderer Länder vergleicht, muss die Ueberzeugung gewinnen, von der Wichtigkeit der Verbesserung unserer Orient Routen zu Land und zu Wasser.

Wohl bleibt auch dann noch manch' Anderes zu thun übrig; doch, wie der fleissige und intelligente

Arbeiter ohne Handwerkszeug nichts zu leisten vermag, so kann auch der Handel ohne die ihm nöthigen, guten Communicationen seiner Aufgabe nicht nachkommen, kann die Industrie nicht gedeihen.

Die von uns so hoch bewunderten Staatengebilde des Alterthums schöpften ihre Kraft aus dem Handel; die Macht der italienischen Freistädte, wie hernach diejenige Portugals und Hollands, wurzelten in deren Handel; England und Amerika verdanken ihre Macht, ihren Reichthum dem Welthandel. Darum wünschen wir, dass auch Oesterreich-Ungarn all das thue, was nothwendig ist, um eine bedeutende Stellung in dem wirtschaftlichen Leben der Völker einzunehmen, dass es gemäss der geographischen Lage, durch die es begünstigt, den Orient-Routen eine erhöhte Bedeutung schenke, dieselben ausbilde und nutzbar mache für sich selbst wie für Deutschland.

Eine Reihe ausgezeichnete und patriotischer Männer könnte aufgezählt werden, welche gleich den vergangenen Regierungen in überzeugender Weise dargethan haben, welche grosse Erfolge Oesterreich-Ungarn zu erringen vermöchte, wenn es mehr als bisher dem Handelsverkehr Aufmerksamkeit schenken, wenn es, des grossen belebenden Elementes des Meeres eingedenk, seine Blicke richtete auf die Adria und das Aegäische Meer.

Der Hinweis auf das letztere ist keine Aufforderung zu Krieg oder Occupation, denn so wenig Frankreich daran dachte, als es den Mont Cenis subventionirte, um sich und England damit den nächsten Weg über Brindisi nach dem Orient zu schaffen, Brindisi in seinen Machtbereich einzubeziehen, ebensowenig hat Oesterreich — nur um seinen Handel zu fördern — nöthig, Salonik in seine Macht-Sphäre einzubeziehen.

Das Cultur-Element der Eisenbahn wird sich mächtiger erweisen, als das Regierungs-System türkischer Paschas, die socialen Gegensätze werden sich mehr und mehr ausgleichen, und damit ungestörte Handelsbeziehungen möglich werden.

Möge man über den trügerischen Hoffnungen, welche der Bau der Arlberg-Bahn rege macht, nicht vergessen, dass derselbe uns die erstrebte wirtschaftliche Unabhängigkeit von Deutschland in nur verschwindend kleinem, dass uns aber die Predil- und Tauern-Linie dieselbe in ganz bedeutendem Maasse erringem wird; sowie dass diese, wie die bosnischen Linien, unseren bestehenden Bahnen ganz unentbehrlich sind, wenn wir denselben Frachten zuführen, wenn wir „aus der Peripherie in das Centrum des europäischen Handelsverkehrs vorrücken wollen“.

Oesterreich-Ungarn hat es somit in der Hand, seinen Seehäfen und seinen Bahnen einen bedeutenden Theil des europäisch-orientalischen Verkehrs zu sichern, seinen Wohlstand, seine Industrie und seinen Handel zu heben, indem es mit Hilfe der baldigst herzustellenden Orientrouten den handelspolitischen Einfluss der Westmächte im Orient aus dem Felde schlagen kann.

Dann wird der Orient in Wirklichkeit für die Monarchie die Bedeutung des Aufganges haben.

DIE DONAU ALS VERKEHRS-STRASSE NACH DEM ORIENT.

In dem unter dem Titel „Die Handelsrouten nach dem Orient“ in der Jänner-Nummer dieses Blattes erschienenen Artikel wird in erster Reihe die Donau-Route besprochen und gelangt der Verfasser, nachdem er die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse des Rheins und der Donau dargelegt hat, zu dem Schlusse, dass die Bedeutung, welche die Donau bisher für den Verkehr Oesterreich-Ungarns mit den unteren Donauländern hatte, im Schwinden begriffen sei und noch mehr schwinden werde, wenn einmal die türkischen Bahnen mit dem österreichisch-ungarischen Bahnnetze verbunden sein werden.

Es heisst da wörtlich: „Landläufige Ansicht ist es, dass die Donau für Oesterreich eigentlich den natürlichsten und billigsten Verkehrsweg nach dem Orient bilde und dies sicher dann ganz und vollkommen der Fall sein werde, wenn die Hindernisse, welche sich der Schifffahrt auf der Donau entgegenstellen, beseitigt seien.“

Wir müssen aufrichtig gestehen, dass wir uns bis heute ebenfalls zu dieser „landläufigen Ansicht“ bekannten und wenn dieselbe eine irrthümliche gewesen sein sollte, so haben wir diesen Irrthum zum Mindesten mit tausend Anderen getheilt.

Gerade in der neuesten Zeit scheint die Ansicht von der Wichtigkeit der Donau — als einer der bedeutendsten Verkehrs-Adern — in immer weitere Kreise zu dringen. Die Petitionen um Regulirung dieses mächtigen Stromes mehren sich und die bisher nur allgemein ausgesprochenen Wünsche nehmen nunmehr schon ganz bestimmte Formen an, indem für die Beseitigung der bestehenden Hindernisse auf der Donau von Linz bis unterhalb des Eisernen Thores die entsprechenden Projecte mit ziffermässigen Kosten-Voranschlägen bereits ausgearbeitet vorliegen. Unter diesen Projecten nimmt aber jenes, welches die Regulirung der Stromhindernisse an den Katarakten und am Eisernen Thore behandelt, den ersten Platz ein und unserer Auffassung nach mit vollem Rechte, weil bei ungehinderter Schifffahrt auf diesen Stromstrecken die für Oesterreich-Ungarn so wichtigen Handelsbeziehungen mit den Ländern der untersten Donau nicht nur in dem bisherigen Umfange aufrecht erhalten werden können, sondern alsdann die Hoffnung keine unberechtigte ist, die wechselseitigen Verkehrsbeziehungen von Jahr zu Jahr wachsen zu sehen,

Die ausserordentlichen Vortheile nun, welche für den Handel Oesterreich-Ungarns durch günstige Verkehrswege zu seinen östlichen Nachbarländern geschaffen werden können sowohl, als die hohe Bedeutung, welche die massgebenden Kreise darauf legen müssen, in einer so wichtigen Frage wie die der Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit der Regulirung der Katarakten-Strecke und des Eisernen Thores sich ein richtiges Urtheil zu bilden, diese beiden Momente allein schon werden es rechtfertigen, wenn wir uns die Ausführungen etwas näher besehen, welche zu einem solch' abfälligen Urtheile in Bezug auf die Bedeutung der Donau als Verkehrs-Strasse nach dem Oriente führen konnten und wenn wir vorurtheilslos untersuchen, ob die daraus hergeleiteten Folgerungen auch unzweifelhaft begründete und feststehende sind.

Wir wissen nicht, was den Verfasser der erwähnten Abhandlung veranlasste, bei Besprechung der Verkehrs-Wege nach dem Orient gleichzeitig den Nachweis führen zu wollen, dass die Donau mit dem Rheine nicht in Vergleich gezogen werden könne. Dass der Rhein als Verkehrs-Strasse viel günstigere Verhältnisse aufzuweisen hat, als die Donau, ist ausser aller Frage, da derselbe hochcivilisirte und reiche Culturländer durchströmt, während die Völkerschaften, die insbesondere an den Ufern der unteren Donau ihren Wohnsitz haben, sowohl was ihre Culturstufe anbelangt, als auch was materielle Mittel betrifft, weitaus gegen die Bevölkerung der Rheinländer zurückstehen.

Den Ausschlag aber für die Grösse der Güterbewegung innerhalb eines bestimmten Verkehrsgebietes gibt in erster Linie die Dichtigkeit der Bevölkerung, der grössere oder geringere Wohlstand derselben und in dessen Folge die erhöhte Consumtions-Fähigkeit; endlich die Entwicklungsstufe, auf welcher sich ihr Handel und ihre Industrie befinden. Vermehrt wird natürlich diese Güterbewegung auch in dem Falle, als die betreffenden Verkehrswege so günstig situirt sind, dass sie auch von dem Transit-Handel benützt werden.

Welchen colossalen Unterschied in der Bevölkerungsmenge aber die Uferländer des Rheins gegenüber jenen der Donau zeigen, mögen nachfolgende Ziffern veranschaulichen.

Zu den Uferstaaten des Rheins zählen Baden, Hessen, die Rhein- und Niederlande, woselbst die Bevölkerungszahl per Quadratmeile sich zwischen 5170 und 6870 Seelen bewegt, während die Uferländer eines Theiles der mittleren, dann der unteren Donau, Ungarn, die ehemalige Militärgrenze, Serbien, Rumänien und die ehemalige Türkei bilden, in welchen Ländern die Einwohnerzahl per Quadratmeile zwischen 1130 und 1830 Seelen schwankt.

Wenn es also auch im Hinblick auf die oben dargelegten Verhältnisse Niemanden einfallen wird, zwischen Donau und Rhein eine Parallele ziehen zu wollen, und wir daher mit dem Verfasser der mehrerwähnten Abhandlung vollständig darin übereinstimmen, dass sich Donau und Rhein in Bezug auf ihre Verkehrsbedingungen wesentlich von einander unterscheiden, so leiten wir gerade aus diesen eigenthümlichen Verhältnissen der Donau-Uferländer die zwingende Nothwendigkeit für dieselben ab, diese mächtige Wasserstrasse vorwiegend für den gegenseitigen Austausch ihrer Producte zu benützen. Agriculturstaaten par excellence, wie es die Uferländer eines Theiles der mittleren und unteren Donau sind, müssen — namentlich wenn die räumlichen Entfernungen so bedeutend — ihre im Allgemeinen nur geringwerthigen Producte unter günstigen Bedingungen verfrachten können, da die Frachtkosten eine bestimmte Ziffer nicht übersteigen dürfen, soll die Verwerthung bis zu einem gewissen Verkehrsgebiete überhaupt möglich gemacht werden. Wir sind weit davon entfernt, nicht die hohe Bedeutung und den gewaltigen Einfluss anzuerkennen, welchen der Bau von Eisenbahnen auf die Entwicklung des Verkehrslebens der Völker und auf die Verbreitung der Cultur geübt hat. Wir zögern ferner nicht einen Augenblick, zuzugestehen, dass in dieser Richtung noch vieles — namentlich was den Bau der

serbischen und türkischen Bahnen im Anschlusse an jene Oesterreich-Ungarns betrifft — im Interesse unseres Handels und unserer Industrie geschehen soll, ja geschehen muss; allein damit können wir uns nicht einverstanden erklären, dass die Regulirung der Katarakten-Strecke und des Eisernen Thores insolange verschoben werden soll¹⁾ bis die Verbindung der Länder der mittleren und unteren Donau mit den Culturcentren durch Eisenbahnen hergestellt, der Wohlstand der Bevölkerung sich gehoben haben und der Werth der Ländereien gestiegen sein wird.

Wir glauben im Gegensatze zu obiger Ansicht, dass die Strom Regulirung der Strecke Moldova-Guravoja im wohlverstandenen Interesse unseres Handels und unserer Industrie von einer einsichtsvollen Regierung in kürzester Zeit in Angriff genommen und so rasch als thunlich zu Ende geführt werden sollte, da eine gut regulirte Wasserstrasse nebst den vielen Vortheilen, welche sie dem Exporte der heimischen Producte aller Art nach den östlichen Nachbarländern zu bieten vermag, gewiss auch einen mächtigen Impuls zu neuen gegenseitigen Verkehrsbeziehungen geben würde. Keinesfalls aber wird die Donau-Route, selbst wenn die projectirten Eisenbahnen nach dem Oriente zur Ausführung kommen, an Bedeutung und Wichtigkeit eine Einbusse erleiden.

Die projectirten serbischen Bahnen, von Belgrad ausgehend und weit ab von der Donau in das Innere des Landes führend, sollen sich an das projectirte bulgarische Schienennetz anschliessen und mit Benützung der schon bestehenden türkischen Bahnen eine directe Bahnverbindung mit Constantinopel und Salonich herstellen.

Dieses Gebiet wurde bisher ohnedem nur in geringem Masse durch die Donau-Route bedient, da der grösste Theil desselben gegenwärtig seinen Verkehr viel vortheilhafter via Constantinopel und Salonich vermitteln kann.

Wir können daher in dem Ausbaue des türkischen Bahnnetzes eine Gefahr für die Donau-Route nicht erblicken, sondern glauben sogar behaupten zu dürfen, dass durch den Bau der serbischen Bahnen sowohl, als jener, welche in Bulgarien von Sofia aus bis zum Anschlusse an die Donau bei Widdin und Nicopoli geführt werden sollen, der Donau-Verkehr nur ausserordentlich gewinnen würde.

Da die Transportgebühren auf der Donau sich im Allgemeinen wesentlich billiger stellen, als jene der betreffenden Bahn-Concurrenz-Linien, der Vortheil der Wasserstrasse aber insbesondere dann sich geltend machen kann, wenn es sich — wie bei dem Export österreichisch-ungarischer Erzeugnisse nach unseren östlichen Nachbarländern — um die Beförderung dieser Güter stromabwärts handelt, so werden nach dem Ausbaue dieser Schienen-Strassen gewiss grosse Quantitäten Güter, welche heute entweder ganz andere Wege eingeschlagen haben oder andere Absatzgebiete aufsuchen mussten oder die überhaupt in Folge Mangels an entsprechenden Communicationsmitteln gar nicht zur Verfrachtung auf weitere Entfernungen gelangen konnten, den kürzesten Weg zur Donau aufsuchen, wodurch sich sowohl in Belgrad, als

¹⁾ Unseres Wissens hat auch Herr Büchelen sowohl auf die Dringlichkeit der Regulirung der Gyönyer Strecke als auch auf die Wichtigkeit hingewiesen, die Schifffahrt durch das eiserne Thor durch Ausführung der geplanten Canäle zu erleichtern. A. d. R.

auch an den übrigen Anschlusspunkten der Bahnen an die Donau ein reger Verkehr entwickeln wird.

Ziehen wir nun weiter in Betracht, dass die neue politische Gestaltung der ehemals türkischen Provinzen voraussichtlich auch eine intensivere und rationellere Bewirtschaftung von Grund und Boden zur Folge haben wird, wodurch sich die Productionsfähigkeit wesentlich erhöht, so muss auch von diesem Gesichtspunkte aus die Donau als Verkehrs-Strasse eine erhöhte Bedeutung erlangen, da nicht allein der zur Abgabe gelangende Ueberschuss an Naturobjecten sich vermehrt, sondern auch bei erhöhter Thätigkeit und vermehrten Einnahmen die Bedürfnisse in proportionalem Verhältnisse wachsen.

Nach den weiteren Ausführungen in der erwähnten Abhandlung müsste auch angenommen werden, dass Oesterreich-Ungarn bis heute noch keinen Centner Getreide aus den unteren Donau-Ländern bezogen habe und dass die Transport-Verhältnisse auf der Donau in einem so primitiven Zustande sich befinden, dass denselben im Interesse unseres Exporthandels einzüg und allein nur durch den Bau von Eisenbahnen abgeholfen werden könne.

Nun gehen aber schon seit einem Decennium nicht unbeträchtliche Mengen Getreide aus Rumänien und Bulgarien nach Oesterreich-Ungarn und zwar wurden davon auf der Donau allein in den letzten zehn Jahren folgende Quantitäten eingeführt:

| im Jahre | 1870 | 113,524 | Zoll-Centner |
|----------|------|---------------|--------------|
| " " | 1871 | 341.603 | " |
| " " | 1872 | 4,526 489 | " |
| " " | 1873 | 2,399.359 | " |
| " " | 1874 | 2,131.031 | " |
| " " | 1875 | 677.393 | " |
| " " | 1876 | 2,511.112 | " |
| " " | 1877 | 1,659.666 | " |
| " " | 1878 | 3,199.482 | " |
| " " | 1879 | ca. 1,800.000 | " |

Wenn also Oesterreich-Ungarn trotz der unregulirten Donau so beträchtliche Quantitäten Getreide aus Rumänien und Bulgarien bezieht, so bedarf es wohl keines besonderen Scharfsinnes, um zu dem Schlusse zu gelangen, dass dieser Massenverkehr durch die Regulirung der Donau nur ausserordentlich gehoben werden könnte und dass damit auch ein erhöhter Export österreichisch-ungarischer Erzeugnisse dahin Hand in Hand gehen würde.

Die regulirte Donau soll es aber auch ermöglichen, dass jene Getreide-Quantitäten, welche bisher zum grössten Theile ihren Weg via Braila, Galatz, Sulina nach Marseille, Triest, Venedig, Rotterdam etc. nahmen, um dann weiter nach der Schweiz, Süddeutschland, Italien und Norddeutschland expedirt zu werden, nach und nach auf die Donau-Route und für den Transit durch Oesterreich-Ungarn herangezogen werden. Was in dieser Richtung noch geleistet werden kann, erhellt wohl daraus zur Genüge, dass die Cerealien-Ausfuhr über Braila-Galatz-Sulina, je nach den Ernte-Ergebnissen der unteren Donauländer sich zwischen 5 und 15 Millionen Zoll-Centner per Jahr bewegt.

In dem Augenblicke ferner, wo Oesterreich sich anschickt, den Bau der Arlbergbahn mit einem Kosten-Aufwande von circa 36,000.000 Gulden (?) in Angriff zu nehmen, mit dem ausgesprochenen Zwecke, um einerseits die Verkehrsbeziehungen des Reiches von aus-

ländischer Tarif- und Zollpolitik möglichst unabhängig zu gestalten, hauptsächlich aber deshalb, um den österreichisch-ungarischen Cerealien-Export nach der Schweiz und Süddeutschland, welcher durch die Vollendung der Gotthardbahn und die dadurch erleichterte russische Concurrenz wesentlich gefährdet erscheint, gegen diese zu erwartenden Nachtheile durch die thunlichste Verbesserung der österreichischen Export-Routen zu schützen, in einem solchen Augenblicke glauben wir wohl auch im Interesse des österreichischen Exporthandels nach den unteren Donauländern von Seite Ungarns den ernstlichen Beginn der Donau-Regulierungsarbeiten erwarten zu dürfen.

Ungarn nimmt übrigens unter den Getreide producirenden und ausführenden Ländern als Verkäufer der Schweiz und Süddeutschland gegenüber die günstigste Stellung ein, da seine Getreide-Ernte gewöhnlich um mehrere Wochen früher eingebracht wird, als die der übrigen Länder, und die geringe Entfernung von den Absatzgebieten sowohl, als die verschiedenen zu Gebote stehenden Verkehrswege eine rasche und sichere Abfuhr dahin ermöglichen.

Werden diese Momente von dem österreichisch-ungarischen Getreidehandel richtig erfasst und gewürdigt, so kann Ungarn oft schon einen grossen Theil seines Productions-Ueberschusses gleich nach der Ernte an die Bedarfsländer verschlossen haben, bevor noch Russland und Amerika auf dem Markte erschienen sind. Unter allen Umständen wäre es aber Aufgabe Ungarns, begünstigt durch seine vorzüglichen Qualitäten, auch bei schwächeren Ernten sich Absatzgebiete wie die Schweiz und Süddeutschland zu sichern, selbst wenn dies nur auf Rechnung einer erhöhten Cerealien-Einfuhr aus Bulgarien und Rumänien geschehen könnte.

Um aber solche geschäftliche Combinationen mit einer gewissen Sicherheit und Ruhe durchführen zu können, dazu gehört wieder eine gut regulirte Donau am Eisernen Thor und an den Katarakten, da nur dadurch der anstandslose und verhältnissmässig billige Bezug von Getreide aus den unteren Donauländern selbst in der Herbstzeit gesichert erscheint.

Was nun die Transport-Verhältnisse auf der Donau betrifft, so sind dieselben, abgesehen natürlich von den Schwierigkeiten, welche die unregulirten Theile dieser Wasserstrasse der Schifffahrt bereiten, ausserordentlich günstige und geregelte, da ein vollständig organisirter und ineinandergreifender Dienst auf der Donau sowohl von Regensburg bis Sulina, als auch auf den Nebenflüssen derselben, der Theiss, Save, Drau, Raab, Inn, dann auf dem Bega- und Franzens-Canale und endlich auf der Seelinie von Sulina nach Odessa durch die Erste k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft aufrecht erhalten wird.

Speciell für den Export österreichisch-ungarischer Producte nach den unteren Donauländern sind vorzügliche Einrichtungen geschaffen.

Es werden nämlich dreimal in der Woche von Wien und Pest Schiffe abgefertigt, welche direct, ohne umgeladen zu werden, bis Galatz gehen. Solche directe Expeditionen, bei welchen die Waare nur bei der Einladung und bei der Ausladung manipulirt wird, während der ganzen Fahrt aber unberührt bleibt, haben für den Handel deshalb einen besondern Werth, weil die Güter

im Allgemeinen, insbesondere aber leicht gebrechliche, welche durch öftere Manipulation mehr oder minder Schaden erleiden, ausserordentlich conservirt werden.

Die Fahrzeit für die 1800 Kilometer lange Strecke Wien-Galatz beträgt — günstigen Wasserstand an den Katarakten vorausgesetzt — bei diesen Güterfahrten 9 bis 12 Tage. Die Beförderung der Eilgüter erfolgt in der Regel von Wien nach Galatz in fünf Tagen.

Nachdem nun laut den reglementarischen Bestimmungen der meisten Bahnen Deutschlands und Oesterreichs für die Beförderung der Frachtgüter für je angefangene 225 Kilometer zwei Tage, für Eilgüter ein Tag angesprochen wird, so würde die von den Bahnen beanspruchte Fahrzeit für die gleiche Entfernung, wie sie die Donaustrasse Wien-Galatz aufzuweisen hat, bei Frachtgut 16 Tage, bei Eilgut aber 8 Tage betragen.

Wir wollen hierdurch nur constataren, dass die Schiffahrt auf der Donau in Bezug auf Schnelligkeit den Bahnen gegenüber nicht zurücksteht, namentlich aber nicht stromabwärts und insbesondere nicht im Verkehre nach den Ländern der unteren Donau.

Was also zur Hebung des Exportes durch Raschheit der Beförderung auf der Donau-Route geschehen konnte, ist bereits geschehen und hat daher die Behauptung des Verfassers, „dass die Hebung des Exportes in Bezug auf Güter, bei welchen die rasche Beförderung in Betracht kommt, allein nur mit Hilfe der Bahnen erzielt werden könne“, hier wenigstens keine Berechtigung. Die weitere Bemerkung aber, „dass ein grösserer Export in Bezug auf Güter, welche mehr oder minder von den Frachtsätzen unabhängig sind, allein nur mit Hilfe der Bahnen erzielt werden kann“, ist uns geradezu unverständlich.

Thatsache aber, und zwar unbestreitbare Thatsache ist es, dass billige Frachten bei der Mehrzahl der österreichisch-ungarischen Exportartikel nach den unteren Donauländern einen Hauptfactor ihrer Exportfähigkeit bilden, ja dass sogar die Donau-Schiffahrt allein nur durch ihre aussergewöhnlich ermässigten Transportgebühren nach gewissen, namentlich durch die englische und französische Concurrenz gefährdeten Punkten — wie Braïla, Galatz, Odessa — diesen Export ermöglicht.

Da nun aber die gegenwärtigen misslichen Strom-Verhältnisse auf der Strecke Moldava-Guravoja einer ungehinderten und zu jeder Zeit gleich billigen Güterbewegung entgegenstehen, so gelangt man wieder zu der logischen Folgerung, dass diesen Uebelständen im Interesse des heimischen Handels und Verkehrs nur durch die Donau-Regulirung abzuhelfen ist.

Aus dem letztjährigen Geschäfts-Bericht der Ersten k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft ist zu ersehen, dass diese Unternehmung allein pro 1878 193 Dampfer und 699 eiserne Schleppboote in Thätigkeit hatte und damit 1,679.880 Personen mit Passagierschiffen, 1,516.563 Personen mit Ueberfuhr- und Localschiffen und 29,174.450 Zollcentner Güter beförderten.

Diese Gesellschaft besass im Jahre 1859 114 Dampfer und 470 eiserne Schleppboote und transportirte damit 649.477 Personen mit Passagierschiffen, 778.008 Personen mit Ueberfuhr- und Localschiffen und 15,483.989 Zollcentner Güter.

Obige Ziffern constataren innerhalb 20 Jahren eine Vermehrung der Passagier-Frequenz um circa 150 Per-cent, während sich die beförderte Gütermenge beinahe verdoppelte.

Diese beträchtliche Hebung des Schiffs-Verkehres in einer Zeitperiode, wo gerade den Wasserstrassen durch das Entstehen vieler neuer Eisenbahnlinien grosse Concurrenz erwuchs, liefert gewiss den sprechendsten Beweis für den hohen Werth dieser Verkehrswege.

Berücksichtigt man ferner noch, dass ausser dem Materiale der Dampfschiffahrts-Gesellschaft noch 59 Dampfer, 358 eiserne Schleppboote und mehrere hundert hölzerne Ruderfahrzeuge und Segelschiffe im Besitze von Privaten an dem Verkehre der Donau und ihrer Nebenflüsse sich betheiligen, so kann die Güterbewegung, welche auf diesen Wasserstrassen stattfinden, besonders im Hinblick auf die vielen einer geregelten Schiffahrt entgegenstehenden Hindernisse, gewiss heute schon nicht mehr unbedeutend genannt werden.

Auch die Güterbewegung zwischen der oberen und mittleren Donau einerseits und der unteren Donaustrasse andererseits ist eine lebhaft, wovon der durch die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft vermittelte Verkehr der letzten zehn Jahre ebenfalls beredtes Zeugnis gibt.

Die über die Grenz-Station Orsova beförderten Gütermengen betragen nämlich:

| Im Jahre | 1,028.990 | Zollcentner, |
|----------|-----------|--------------|
| 1869 | 1,028.990 | |
| 1870 | 1,421.202 | „ |
| 1871 | 1,625.016 | „ |
| 1872 | 7,084.372 | „ |
| 1873 | 4,260.805 | „ |
| 1874 | 4,652.799 | „ |
| 1875 | 2,467.523 | „ |
| 1876 | 5,234.238 | „ |
| 1877 | 4,043.306 | „ |
| 1878 | 5,730.516 | „ |

Wenn weiters noch in Betracht gezogen wird, dass beispielsweise auf dem Donauwege von Bulgarien und Rumänien alljährlich im Transit durch Oesterreich-Ungarn via Wien, Passau und Simbach Hunderttausende von Centnern Getreide, für die Schweiz und Süddeutschland bestimmt, zur Expedition gelangen, dass Holz aus Slavonien und Croatien in ganzen Schiffsladungen und ebenfalls in Hunderttausenden von Centnern via Wien, Passau, Simbach, Regensburg zu directen Uebernahmsätzen nach Deutschland, Belgien, Holland, Frankreich und England befördert wird, während in umgekehrter Richtung stromabwärts die Erzeugnisse der Industrie und des Gewerbetreibenden aus Oesterreich, Ungarn, Deutschland, ja selbst aus der Schweiz, Belgien und Frankreich nach den Ländern der unteren Donau und nach Russland zur Verschiffung kommen, so kann doch bei einer solch' ausgedehnten Güterbewegung von einer bloss localen Bedeutung der Donau als Verkehrs-Strasse wohl nicht mehr die Rede sein.

Wir hoffen, dass es uns gelungen ist, durch vorstehende Darstellung den Nachweis von der hohen Wichtigkeit und Bedeutung der Donau als Handelsstrasse sowohl für den Local- als Transitverkehr geliefert und dargethan zu haben, dass an dieser Thatsache der Bau der türkischen Bahnen nur eine Aenderung in günstigem Sinne hervorzubringen in der Lage wäre.

Wir glauben aber auch weiters den Beweis erbracht zu haben, dass die Regulirung der Donau im

eminenten Interesse des österreichisch-ungarischen Handels baldigst in Angriff genommen und gründlich durchgeführt werden sollte.

Ausser den Vortheilen, welche die Beseitigung der Stromhindernisse unserem Handel und Verkehr zu bringen vermag, scheidet uns aber auch die Donau-Regulirung, insbesondere aber jene der Katarakten-Strecke und des Eisernen Thores, eine Angelegenheit von hoher politischer Bedeutung für Oesterreich-Ungarn zu sein, da die heimische Handels-Schiffahrt auf der unteren Donau nur dann dominirend werden kann, wenn sie nicht durch die Felsenbänke und Riffe auf der Strecke Moldova Guravoja vom Mutterlande oft Monate hindurch abgesperrt bleibt. Mit jedem neuen Schiffe aber, welches die Flotte auf der unteren Donau vermehrt, welches durch seine Flagge die österreichisch-ungarische Abstammung laut verkündet und österreichisch-ungarisches Territorium repräsentirt, wird auch die Bedeutung unserer Monarchie bei den Völkern der unteren Donau wachsen.

Oesterreich-Ungarns Aufgabe muss es sein, seinen Einfluss in Bulgarien sowohl, wie in Rumänien zum herrschenden zu machen und in dieser Beziehung wird die gut regulirte Donau wesentliche Dienste leisten können. Wird der richtige Augenblick versäumt, so kann dies in der Zukunft vielleicht gar nie mehr gut gemacht werden.

Russland wird voraussichtlich von Odessa sowohl, als von seinen übrigen Donauhäfen aus durch Etablierung einer Donau-Schiffahrt die Verbindung mit seinen bisherigen Schützlingen aufrecht zu halten suchen und bemüht sein, auch ferner, so wie bisher, die Geschicke dieser Länder von Petersburg aus zu leiten. Dem muss aber im Interesse Oesterreich-Ungarns entgegen gearbeitet werden.

Als eines der wirksamsten Mittel betrachten wir die Erleichterung und Förderung unserer Handelsbeziehungen zu den unteren Donau-Staaten durch eine gute Wasserstrasse. *Der Donau-Verein.*

OESTERREICHISCH-UNGARISCHER LLOYD

(Eine Entgegnung).

Aus Lloydkreisen geht uns die nachstehende Entgegnung auf den unter dem Titel „Die Handelsrouten nach dem Oriente“ publicirten Aufsatz des Ingenieurs Bichelen zu:

Der Verfasser des Artikels „Die Handelsrouten nach dem Oriente“ (Nr. 1 der „Oesterr. Monatschrift für den Orient“) hat bei Erwähnung des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd einige Behauptungen aufgestellt, die mit der Wahrheit allzusehr im Widerspruche stehen¹⁾ um nicht eine Berichtigung zu verdienen.

An verschiedenen Stellen des Artikels ist nämlich zu lesen:

„Dass Venedig im Jahre 1877 über 300.000 Centner Baumwolle nach Süddeutschland und der Schweiz exportirte, Triest aber nichts.“

¹⁾ Herr Ingenieur Bichelen ersucht uns, an dieser Stelle bekannt zu geben, dass er in der nächsten Nummer unseres Blattes den Beweis der Richtigkeit seiner Behauptung einbringen werde. *D. R.*

„Dass beispielsweise nach Salonik bestimmte Güter per Lloyd nur mittelst zwei- bis dreimaliger Umladung dahin gelangen und der Lloyd merkwürdigerweise keinerlei Haftung für irgend welche Beschädigung der Güter übernimmt.“

„Dass die Frachtsätze Bombay-Triest nicht selten höher gehalten werden, als die Frachtsätze Bombay-Venedig; ferner, dass der Lloyd auch jetzt, wo er directe Fahrten nach Calcutta eingerichtet hat, nichts thut, um es unserer Jute-Industrie zu ermöglichen, die Jute über Triest, statt wie noch jetzt über Hamburg zu beziehen...“

Wer dies liest, muss von der geschäftlichen Thätigkeit des Lloyd eine sonderbare Meinung bekommen. Die obigen Behauptungen entbehren der Richtigkeit, denn: in Wirklichkeit sind im Jahre 1877 205.000 Centner Baumwolle per Lloyd nach Triest gebracht und von da ohne Zweifel nach den bekannten Consumgebieten befördert worden — unterliegen Güter nach Salonik per Lloyd keiner Umladung, wenn sie mit dem vierzeln-tägigen directen Dampfer der sogenannten Thessalischen Linie verschifft werden — haftet der Lloyd, wie alle übrigen Gesellschaften, unter gewissen Bedingungen für Beschädigung der Güter während des Transportes und der Ueberschiffung — endlich hält er die Frachten Bombay-Venedig grundsätzlich um 4 Sh. per Tonne Baumwolle höher, als nach Triest und rücksichtlich der Jute-Verfrachtung ab Calcutta ist es kein Geheimniss, dass noch jeder Dampfer mehrere hundert Tonnen des Artikels zu *current rates* gebucht hat

Das sind Thatsachen, über welche der Verfasser des beredten Artikels bei der Lloydverwaltung sich mühelos hätte unterrichten können.

Die übrigen Aeusserungen des Artikels geben zum Theile Ansichten des Verfassers, welche im Obigen ihre Widerlegung finden, zum Theil sind es müßige Bemerkungen, wie jene vom „ohnein italienisch administrirten Lloyd“, oder komisch wirkende, wie die Angabe von der falschen Auskunft, welche der Verfasser vor einem Decennium bei der Wiener Lloyd-Agentie erhalten haben will. — Der Lloyd ist einer fachgemässen Kritik und wohlmeinenden Anregung gegenüber niemals verschlossen geblieben, wie viele Neuerungen und Verbesserungen in seinem Dienste, welche solchen Einwirkungen zuzuschreiben sind, beweisen.

PROJECTIRTE EISENBAHN- UND STRASSENBAUTEN IN PERSIEN.

Teheran, 28. December 1879.

Seitdem die Dampfschiffe der europäischen Stationen das Schwarze Meer, den Kaspischen See und den Persischen Meerbusen regelmässig befahren, ist Persien unlegbar ein namhafter Factor im Welthandel geworden. Allein die persische Regierung hat ihrerseits bisher noch wenig gethan, um Persien dem belebenden Verkehre mit anderen höher entwickelten Völkern wirklich zu erschliessen und die Hindernisse, welche demselben zunächst die Natur der geographischen Landesgrenzen entgegenstellt, in entsprechender Weise zu überwinden.

In Folge dieses Versäumnisses befindet sich Persien bis zur Stunde thatsächlich in einem Zustande

der Handels- und Verkehrssperre, der bei dem Umstande, als es dem Lande an den nöthigen Elementen zu einer Wiedergeburt aus sich selbst entschieden fehlt, auf dessen Entwicklung im Sinne des allgemeinen Fortschrittes höchst nachtheilig wirkt.

Die dermalen bestehenden Hauptverkehrsadern Persiens sind durch Schwierigkeiten aller Art mehrfach unterbunden, denn die wichtigsten Handelsstrassen, nämlich von Trapezunt und Täbris, von Rescht und von Buschir (über Schiraz und Isfahan) nach Teheran, sind zum grössten Theile nur mangelhafte Karawanenwege, die im Laufe der Jahrhunderte über Berge und Ebenen durch die Fusstapfen der Lastthiere bezeichnet worden sind, und an denen nur hier und da die menschliche Hand schüchtern nachgeholfen hat.

Die wichtigste für den continental-europäischen Handel bleibt noch immer die alte Strasse von Trapezunt über Täbris, dem ersten Handels-Emporium Persiens, weiter nach Teheran, einmal weil sie für den Verkehr mit West-Europa die directeste ist, und dann weil in dieselbe zwei andere Strassen aus dem weiten Ländergebiete Russlands, nämlich über Dschulfa und Rescht, einmünden. Man hat die besondere Bedeutung dieses Strassensystems von jeher anerkannt und in neuerer Zeit auch einen Zweig desselben für den Bau einer Eisenbahn in Aussicht genommen, um dadurch eine möglichst rasche und directe Verbindung mit Europa herzustellen.

So sollte laut dem mit Baron Reuter im Jahre 1872 abgeschlossenen Vertrage der grosse persische Eisenbahnbau mit der Linie Rescht-Teheran begonnen werden. Nachdem in Folge der Lösung jenes Contractes der Bau nicht in Ausführung gekommen und die ganze Eisenbahnfrage fallen gelassen worden war, ist dieselbe durch die dem Pariser Hause Alléon vor einem Jahre ertheilte Concession für den Ausbau der Linie Rescht-Teheran (circa 48 deutsche Meilen) neuerdings wieder aufgenommen worden.

Im verflossenen Herbste ist ein Agent des genannten Hauses in Begleitung des österreichischen Ober-Ingenieurs v. Scherzer hier erschienen, um durch den letzteren die Trace-Studien für diese Bahnstrecke machen zu lassen. Das Ergebniss der diesbezüglichen Vorstudien war ein befriedigendes, insofern zunächst die Möglichkeit der in Frage stehenden Linie festgestellt wurde, gegen welche bisher im Hinblick auf die bedeutenden Terrain-Schwierigkeiten beim Uebergange über den mehr als 6000 Fuss hohen Charsan grosse Bedenken und Zweifel bestanden. Es ist dies ein Gebirge, das sich am Rande des dort über 4000 Fuss hohen Plateaus von Iran erhebt und ziemlich steil gegen das Thal des Kizil Uzen (Sefid Rud) abfällt. Die ohnehin schon grossen Schwierigkeiten, aus dem bedeutend tiefer gelegenen Flussthale nach dem Hochplateau zu gelangen, werden durch den Charsan noch in aussergewöhnlicher Weise erhöht.

Den eifrigen Bemühungen Scherzer's ist es aber gelungen, eine Trace ausfindig zu machen, bei welcher der Charsan im Südwesten auf einem nicht allzu grossen Umwege umgangen und die iranische Hochebene in Serpentinien, die eine Steigung von ungefähr 3 Percent haben würden, erklimmen werden kann. Die Höhen-

differenz zwischen dem Thale und dem höchst gelegenen Uebergangspunkte beträgt 1400 Meter. Scherzer, der demnächst wieder in Teheran eintreffen soll, wird sich sofort an die Zeichnung der Tracirungs-Karte machen.

Wenn nun auch die Möglichkeit des Baues dieser Bahn ausser Zweifel gestellt ist, so bleibt die Strecke Rescht-Kaswin (westlicher Theil) immerhin eine sehr schwierige und kostspielige, denn abgesehen von den angedeuteten Hindernissen, bereitet auch das an mehreren Stellen sehr enge Thal des Sefid Rud ganz erhebliche Schwierigkeiten, indem dort namhafte Felsensprengungen und Aufdämmungen, theils um für die Linie selbst Raum zu gewinnen, theils um an gefährlichen Stellen den drohenden Bergabstürzungen vorzubeugen, vorgenommen werden müssten.

Es kann demnach vorderhand auch nicht einmal eine annäherungsweise Ziffer des Kostenüberschlages angegeben werden.

Die Frage des Eisenbahnbaues wäre somit zwar in eine Phase vorgerückt, wonach dieselbe, bei dem lebhaften Wunsche des Schah, sein Land auch mit dem Dampfwagen zu beschenken, ihrer Verwirklichung um einen Schritt näher gekommen zu sein scheint. Allein die hiesigen allgemeinen Zustände berechtigen uns leider zu dem Zweifel, ob man wirklich schon für die nächste Zukunft eine Eisenbahn in Persien erwarten dürfe.

Wir meinen nämlich, dass der thatsächlichen Lösung dieser Frage eine andere höchst wichtige, damit zusammenhängende, entgegenstehen werde; das ist die Frage der von der persischen Regierung zu leistenden Garantie für einen bestimmten Percentsatz (7 Percent) des von der Baugesellschaft aufzubringenden Anlagecapitals, indem der Betrieb der hergestellten Bahn voraussichtlich, wenigstens in den ersten Jahren, nur ein geringes Erträgniss abweisen dürfte.

Die persische Regierung verpflichtet sich zwar, den Concessionären als Garantie hierfür die Gesamteinkünfte der Landesmauthen zu überlassen. Allein wird diese stets in Geldnoth befindliche, wenn auch nicht verschuldete Regierung, die über ein Staatseinkommen von kaum 40 Millionen Franken verfügt, wovon ein grosser Theil von der unverhältnissmässig kostspieligen Hofhaltung des Schah aufgebraucht wird, auch im Stande sein, für die Dauer auf eine ihrer Haupteinnahmequellen zu verzichten? Wir erlauben uns diese Frage vorläufig in aller Bescheidenheit zu verneinen. Wenn nun aber die persische Regierung das eine oder andere Mal plötzlich mit der überraschenden Erklärung herausrücken sollte, dass sie in diesem oder jenem Jahre der Zolleinkünfte, oder wenigstens eines Theiles derselben, für anderweitige Staatszwecke dringend bedürfe — was dann? Die Antwort lautet unbestimmt, und weil dies der Fall ist, so werden die Concessionäre, und in zweiter Linie die allfälligen Actionäre, sich vorerst über diesen Punkt volle Gewissheit zu verschaffen haben.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich von selbst die weitere Frage, welches ist die Garantie, dass die gegebene Sicherstellung, auf welche ja die Baugesellschaft unter allen Umständen zählen muss, auch wirklich eingehalten werden wird, mit einem Worte, was ist die Garantie der Garantie?

Insolange man uns diese letztere Frage nicht in einer befriedigenden Weise zu beantworten vermag, werden wir fortfahren, alle persischen Eisenbahnprojecte mit skeptischem Blicke zu betrachten, es sei denn, dass es sich um eine russische Gesellschaft handelt, mit welcher die russische Regierung selbst sich identificirt, die den Bau einer Eisenbahn in Persien in die Hand nimmt.

Denn Russland ist die einzige der hier in Betracht kommenden Mächte, die im Falle einer Vorenthaltung der gegebenen Sicherstellung, ohne besonderen Kostenaufwand, ein directes und wirksames Pressionsmittel, Persien gegenüber, ausüben kann (z. B. durch Besetzung eines Gebiettheiles des persischen Talisch).

Käme die Bahnstrecke Rescht-Teheran wirklich zu Stande, dann könnte, nach Ausbau der Linie Tiflis-Baku, die persische Hauptstadt von Wien aus über Odessa — Poti — Baku — Rescht in 10 Tagen bequem erreicht werden.

Etwas bessere Aussichten auf wenigstens theilweise Verwirklichung hat die beabsichtigte Herstellung einer Fahrstrasse zwischen Täbris und Teheran, wodurch einem von der Handelswelt lebhaft gefühlten Bedürfnisse entsprochen würde.

Gegenwärtig ist von dieser 94 Farsakh ¹⁾ langen Strecke nur das Stück Teheran—Kaswin (21 Farsakh) von persischen Ingenieuren in halbwegs fahrbarem Zustande hergestellt, doch wird selbst dieses, bei dem bestehenden Mangel an Fuhrwerken, für den Gütertransport noch nicht benützt. Unter normalen Verhältnissen brauchen die mit Waaren beladenen Karawanen von Tauris nach Teheran 20 Tage und sind auch auf dieser Strecke eben so viele Post-Stationen (Tschaparhané) errichtet, die sich aber in dem kläglichsten Zustande befinden, und den Reisenden eben nur die allernothdürftigste Unterkunft bieten.

Im verflorenen Monate October wurden die persischen Generäle Gasteiger Chan und Bühler beauftragt, zunächst die Strecke von Kaswin nach Miané (60 Farsakh) zu bereisen und das Ergebniss ihrer Terrain-Studien sammt einem Ueberschlage der Herstellungskosten einer Fahrstrasse zwischen den genannten beiden Punkten der Regierung zu unterbreiten.

Nach den mir hierüber freundlichst gemachten Mittheilungen zerfiel obige Strecke in zwei Haupttheile:

I Von Kaswin—Zendsehan, 40 Farsakh, ebenes Terrain.

II. Von Zendsehan—Miané, 20 Farsakh, gebirgisches Terrain.

Der erste Theil zerfiel wieder in fünf Sectionen, deren Länge und Baukosten sich folgendermassen beziffern:

| | | Bankkosten Frcs. |
|---------------------------|-----------------------------------|---------------------|
| 1. Section Kaswin—Siadun, | Länge 6 Farsakh | 37.500 |
| 2. „ Siadun—Kerwer, | „ 5 „ | 37.900 |
| 3. „ Kerwer—Hidetsch, | „ 5 ¹ / ₂ „ | 39.000 |
| 4. „ Hidetsch—Sultanié, | „ 6 „ | 37.800 |
| 5. „ Sultanié—Zendsehan, | „ 7 „ | 55.100 |
| Summa | | 207.300 |

Der zweite Theil zerfiel in drei Sectionen und zwar:

| | | Bankkosten Frcs. |
|------------------------------|-----------------|---------------------|
| 1. Section Zendsehan—Nikbey, | Länge 6 Farsakh | 111.000 |
| 2. „ Nikbey—Sertschem, | „ 7 „ | 121.000 |
| 3. „ Sertschem—Miané, | „ 6 „ | 151.000 |

* Summa 383.000

Dieser zweite Theil ist, obwohl um die Hälfte kürzer als der erste, dennoch weit schwieriger und kostspieliger, indem die Strasse nicht nur zumeist in gebirgischem Terrain zu führen und sogar den hohen Kaplankuh, zwischen Pulik-Dukhter (am Kizil Uzen) und Miané zu übersetzen, sondern auch dreimal Flüsse und breitbetigte Giessbäche bei Nikbey, Dschengidsché und Saramsakti, auf circa 150 Meter langen Brücken zu passiren hätte — von vielen anderen kürzeren Brücken, in der Länge von 10—20 Metern, sowie zahlreichen Wasserdurchlässen nicht zu sprechen.

Wenn man zu dem obigen Kostenüberschlage, in der üblichen Weise, noch 10 Percent desselben für unvorhergesehene Ausgaben hinzurechnet, so ergibt sich für den Bau einer Fahrstrasse von Kaswin nach Miané die Gesamtkostensumme von rund 650.000 Frcs.

In einem Lande wie Persien, oder besser gesagt, wie das persische Hochplateau, wo das Klima so ungemain trocken ist und es nur höchst selten und wenig regnet, brauchen auch die Strassen nicht so solid wie anderwärts in feuchteren Klimaten gebaut zu werden, ja man glaubt hier des Unterbaues geradezu gänzlich entzathen zu können.

So ist denn auch die bereits als fertig betrachtete Strasse von Teheran nach Kaswin lediglich nur etwas nivellirt und auf beiden Seiten durch Wassergräben abgegrenzt worden.

Auf dieser Strecke sind auch schon mehrere Stationshäuser neu errichtet worden, deren wenn auch bescheidene Räumlichkeiten den Anforderungen des hiesigen reisenden Publicums immerhin genügen.

Die beiden Generäle hoffen, dass die Regierung ihre Vorlagen genehmigen und sie mit dem Baue der Strasse, den sie gleich im Frühjahr in Angriff zu nehmen gedenken, betrauen werde.

Nachdem man jedoch hiezulande sich gar oft für eine Sache rasch erwärmt, um selbe ebenso rasch wieder fallen zu lassen, wird man gut thun, selbst diesem bescheideneren Projecte gegenüber eine gewisse Reserve zu beobachten.

An Geld fehlt es eben in Persien und das wenige vorhandene brauchen die grossen Herren vor Allem anderen für sich selbst, und somit bleibt zum Zwecke der Hebung des Landes nichts übrig. So ist z. B. gerade vor Kurzem ein bekannter amenischer Edelsteinhändler aus Paris hier eingetroffen, der eine eigens für den Schah neu angefertigte Agraffe mit einem riesigen gelben Cap-Brillanten von 123 Karat, mitgebracht hat, über deren Verkauf um die Kleinigkeit von 1,250.000 Frcs. er mit dem König in Verhandlung steht.

Mehr als anderswo wird in Persien das Volk nur als eine Kuh angesehen, die man immerfort blos melken zu können glaubt und dabei ganz darauf vergisst, dass man ihr auch etwas Nabrung geben müsse!

¹⁾ 1 persischer Farsakh beträgt etwas weniger als eine deutsche Meile.

EINE NEUE PASSAGIER-ROUTE NACH CONSTANTINOPEL.

Pera, Januar 1880.

Das ungarische Handelsministerium beschäftigt sich gegenwärtig, wie Budapester Blätter melden, mit der Anarbeitung eines Fahrplanes für die Siebenbürger Eisenbahnen, welche durch die Vollendung der siebenbürgisch-rumänischen Verbindungsbahn über den Tömöcher Pass nunmehr aus einem System von Localbahnen zu grossen Verkehrslinien für den internationalen Transit umgestaltet wurden.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es vielleicht am Platze sein, auf eine durch diese Verbindung erschlossene neue Reiseroute nach Constantinopel die Aufmerksamkeit zu lenken, welche, wenn die Fahrpläne der betreffenden Bahnen einen directen unmittelbaren Anschluss sowohl untereinander, als auch mit den Schiffen des Oesterr.-ungar. Lloyd sichern, in vieler Beziehung die angenehmste und schnellste Fahrt den aus Mittel-Europa nach dem Oriente Reisenden bieten könnte. Es ist dies die Route über Galatz. Denn nur diese Linie müsste bei Herstellung directer Anschlüsse der siebenbürgischen an die rumänischen Bahnen zunächst in Betracht gezogen werden.

Die siebenbürgischen Eisenbahnen stellen nämlich die kürzeste und directeste Verbindung zwischen Wien und Galatz her; denn während die bisher am häufigsten benützte Route über Galizien 1413 und diejenige über Verciorova-Bukarest 1403 Kilometer Länge beträgt, ist die Linie über Grosswardein, Klausenbnrg, Kronstadt, Plojescht um ein Beträchtliches kürzer, da sie nur 1332 Kilometer misst. In der Richtung gegen Bukarest können die siebenbürgischen Bahnen mit der Linie über Orsova-Verciorova nicht leicht concurriren, da diese letztere Strecke nur 1155 Kilometer misst und daher kürzer ist als die 1184 $\frac{1}{8}$ Kilometer lange Linie über Kronstadt.

Die gegenwärtig von Orientreisenden am meisten frequentirte Route führt über Bukarest, Rustschuk, Varna nach Constantinopel. Sie ist auch die kürzeste, indem man, wenigstens im Sommer, binnen 3 $\frac{1}{2}$ Tagen die ganze Reise zurücklegen kann, wobei jedoch in Ermanglung eines directen Anschlusses der Züge in Bukarest die Reisenden dort eine Nacht zubringen müssen. Diese Route jedoch weist eine Reihe der mannigfaltigsten Unannehmlichkeiten auf, welche die Reise nach Constantinopel zu einer der beschwerlichsten in ganz Europa machen. Zunächst sind es die vielfachen Verzögerungen, veranlasst durch die wiederholten Wechsel der Transportmittel und Umladungen des Gepäcks. Es sei hier nur der gänzlich unmotivirte Aufenthalt in Bukarest, die Ueberschiffung von Gurgewo nach Rustschuk über die Donau und endlich die Einschiffung auf dem Lloyddampfer in Varna erwähnt, welche in der offenen Rhede bei bewegter See durchaus nicht ungefährlich zu nennen ist. In neuerer Zeit kamen zu allen diesen Schwierigkeiten auch noch die Pass- und Zollplackereien der bulgarischen Behörden in Rustschuk und Varna, welche durch ihr brüskes und vexatorisches Gebahren selbst die Strenge der früheren türkischen Autoritäten in den Schatten stellen, und vielleicht eben

dadurch den Fremden die Existenz des nach voller Unabhängigkeit ringenden neuesten Vasallenstaates der Türkei documentiren wollen.

Würde hingegen durch Einführung eines directen Eilzuges auf der Linie Grosswardein, Kronstadt-Galatz der unmittelbare Anschluss an den wöchentlich einmal von Galatz nach Constantinopel abgehenden Lloyd-dampfer gesichert, so würde sich diese Linie hauptsächlich dadurch den Reisenden empfehlen, dass die Route durch Siebenbürgen zu den an landschaftlichen Scenerien reichsten und schönsten gehört, dass die Einschiffung am Donau-Quai in Galatz direct vom Ufer aus ohne jede Gefahr und Aufenthalt stattfinden kann, und dass das Nachtlager in Bukarest auf diesem Wege vermieden wird.

Der einzige Nachtheil dieser Strecke ist die längere Seefahrt, welche gegenwärtig 48 Stunden beträgt, wovon jedoch 12 Stunden auf den ruhigen Fluss entfallen. Vielleicht könnte auch die Lloyd-Gesellschaft in ihrem eigenen Interesse zur Hebung des Verkehrs auf dieser Linie bewogen werden, die schnellere Fahrt von 10 Seemeilen per Stunde, wie auf der Linie Varna-Constantinopel einzuführen, in welchem Falle die ganze Seereise in 37 Stunden zurückgelegt werden könnte. Denn nach den in den Conrsbüchern des Lloyd angegebenen Daten beträgt die Entfernung von Constantinopel nach Küstendsche 198 Seemeilen, Küstendsche-Sulina 83 Seemeilen, Sulina-Tultscha 48 Seemeilen, Tultscha-Galatz 42 Seemeilen, also im Ganzen 371 Seemeilen. Dies ist die genaue durch zahlreiche anderweitige Angaben bestätigte Distanz der genannten Häfen von einander.

Dem Gesagten zufolge liesse sich also im Falle der Einrichtung von Schnellzügen auf den siebenbürgischen Linien, bei Sicherung des Anschlusses an die Lloyd-dampfer in Galatz, deren Fahr-geschwindigkeit von 3 auf 10 Meilen per Stunde erhöht werden müsste, die Reise von Wien nach Constantinopel in dreimal 24 Stunden unter den für die Passagiere angenehmsten Verhältnissen bewerkstelligen, wobei nur zu bemerken ist, dass die Fahrten auf dieser Linie während der Wintermonate, in welchen die Donaumündungen mit Eis bedeckt sind, eingestellt werden müssen. *Hugo Kutschera.*

CHRONIK DER BEMERKENSWERTHESTEN EREIGNISSE DES JAHRES 1879

in Ost- und Süd-Asien, Afrika und Australien.

Januar — April.

1. Januar. Die ausserordentliche chinesische Gesandtschaft, an deren Spitze Tschong-Hau steht, trifft in Petersburg ein und wird am 21. vom Kaiser empfangen, dem sie einen eigenhändigen Brief des Kaisers von China in Betreff der Kuldscha-Angelegenheit übergibt.

— Die „London Gazette“ veröffentlicht den Finanzbericht der Donau-Commission, welcher für 1877 einen Ausfall von 416,791 Frs. ergibt.

— Durch einen Ministerial-Erlass vom 30. December 1878 werden neue Einkommensteuern (2 Procent) und Luxussteuern auf die in Niederländisch-Indien lebenden Europäer und anderen Ausländer gelegt.

— Neu-Seeland gibt für 1878 den Werth der Einfuhr zu 8,755,663 und der Ausfuhr zu 6,015,525 Pfund Sterling an.

3. Januar. Truppen des General Roberts besetzen Khost.

— Die Washingtoner Regierung beschliesst, Verhandlungen mit der chinesischen Regierung anzuknüpfen über die Beschränkung der chinesischen Einwanderung nach den Vereinigten Staaten.

5. Januar. Die vom Schah von Persien berufenen österreichischen Officiere treffen in Teheran ein.

— Der französische General-Consul in Tunis verlangt Gengthung von der tunesischen Regierung für den Fall Sancy.

6. Januar. Ein Extrablatt des „Regierungshoten“ meldet das Auftreten einer verheerenden Epidemie im Gouvernement Astrachan.

— Die Reiterei der Kwettah-Colonne schlägt die Afghanen bei Sifudin und macht 1200 Gefangene.

— Bis zu diesem Tage sind in Wetjanka (Gouvernement Astrachan) 246 tödtliche Pestfälle vorgekommen und in Tsaritsin (Gouvernement Saratow) 173.

7. Januar. In Petersburg wird eine ausserordentliche Conferenz des Medicinalrathes zur Berathung von Massregeln gegen die Pest berufen.

8. Januar. Ein Decret des Khedive verfügt, dass in Zukunft die Steuer-Erhebung nur nach gesetzlicher Bestimmung geschehen soll.

— Die Königin Victoria bestätigt die am 12. März 1878 geschehene Besitzergreifung der Walfisch-Bai und ihre Angliederung an die Cap-Colonie.

— Die Regierungs-Commissäre für die Liukin-Inseln verlassen Tokio in Begleitung des Ersten Secretärs des Inland-Amtes, um auf diesen Inseln die Vorbereitungen für ein neues Verhältniss zu Japan zu treffen.

9. Januar. Der ausserordentliche japanische Gesandte kehrt aus Korea zurück mit der Annahme der japanischen Forderungen seitens Koreas.

10. Januar. Nach Empfang einer französischen Drohnote am 6. Januar bewilligte der Bai von Tunis alle Forderungen Frankreichs bezüglich des Falles Sancy.

11. Januar. Nachdem Ketschwäyo die Bedingungen des britischen Ultimatus nicht erfüllt hat, überschreiten die britischen Streitkräfte unter Lord Chelmsford den Tugela.

12. Januar. Nachdem der Statthalter geflohen besetzt General Stewart Kandahar ohne Widerstand.

— Yokohama wird von einer Feuersbrunst heimgesucht, in der eine Anzahl Menschenleben verloren geht.

13. Januar. General Kaufmann ladet Schir Ali ein, nach Taschkent zu kommen.

14. Januar. Eine Verschwörung mehrerer Izokas wird von der japanischen Polizei in Kumamoto entdeckt und ihre Pläne zu nichte gemacht.

16. Januar. Zur Untersuchung der Missstände in Türkisch-Armenien wurde eine gemischte Commission eingesetzt.

17. Januar. Der chinesische Gesandte Kwo-Fa-Yen überreicht der Königin Victoria in Osborne sein Abberufungsschreiben.

18. Januar. Das Opium-Monopol für Hongkong wird für drei Jahre zu 205,000 D. jährlich verpachtet.

22. Januar. Bei Isandlana wird die vorrückende Heersäule des Colonel Glyn von Zulus überfallen und nahezu vernichtet. 63 Officiere und 500 Mann der europäischen Truppen werden getödtet, 2 Geschütze, 1 Fahne und viel Munition und Proviant fallen den Zulus in die Hände.

— Durch den General-Gouverneur von Ost-Sibirien gelangt die erste Nachricht nach Europa, dass Nordenskjöld mit der Vega 40 Meilen vom Ost-Cap eingefroren sei.

— Der Tod des deutschen Reisenden Dr. Rutenberg auf Madagaskar wird bestätigt.

— In Neu-Seeland wird die Eisenbahnlinie Christchurch-Invercargill eröffnet, welche die Km.-Zahl der Eisenbahnen der Mittelinsel auf 1100 bringt.

24. Januar. Oberst Wood schlägt einen Angriff der Zulus bei Rorkes Drift entschieden ab.

— Die Seebehörde von Triest ordnet amtliche Beschauung der Sec-Provenienzen aus Russland an.

— Ein Meistbegünstigungs-Vertrag zwischen dem Deutschen Reiche und den Samoa-Inseln wird unterzeichnet.

27. Januar. Aus Tokio wird der Tod des Königs von Korea gemeldet.

28. Januar. Die deutsche Regierung verbietet die Einfuhr von Fellen, Hadern, Caviar u. s. f. aus Russland.

— Das Repräsentanten-Haus der Vereinigten Staaten beschliesst ein Gesetz zur Regulirung der chinesischen Einwanderung, welches festsetzt, dass jeder Schiffscapitän straffällig wird, der in einem chinesischen Hafen mehr als 15 Chinesen aufnimmt, um sie nach den Vereinigten Staaten zu bringen.

— Der Legislative Council von Singapur beschliesst eine durchgreifende Reform der Küstenbeleuchtung in den Straits Settlements.

— Der District Khotur wird von den Türken an Persien abgetreten.

30. Januar. Aus Numea wird gemeldet, dass der Gouverneur von Caledonien eine Commission von 22 Mitgliedern eingesetzt hat, um die Ursachen des letzten Aufstandes zu untersuchen.

— Eine Forschungs-Expedition unter Forrest verlässt Degney (West-Australien), um nach Port Darwin vorzudringen.

31. Januar. Jakob Khan lehnt entschieden die britischen Friedensvorschläge ab und will Kabul vertheidigen.

1. Februar. Die russische Regierung ordnet eine Anzahl energischer Massregeln gegen die Pest (u. a. Niederbrennen von Wetjanka und Versetzung der Einwohner, Militärcordon u. s. f.) an.

— Eine Volkszählung in Tokio gibt die Zahl der Bewohner dieser Stadt zu 1,042,888 an.

— In der Präsidentschaft Madras wird der Buckingham-Canal eröffnet, welcher eine Wasserlinie von 450 engl. Meilen von Sadras bis Coconada aufschliesst.

2. Februar. In Bangkok stirbt Prinz Praong Tschan Saang Chandr, Sohn des dritten Königs der gegenwärtigen Dynastie, welcher von 1824—51 regierte.

3. Februar. Jakob Khan zieht seine Streitkräfte um Kabul zusammen.

4. Februar. In Kabul sind innere Zwistigkeiten ausgebrochen, welche Jakob Khan nöthigen, einen Stadttheil zu beschliessen.

— Sir Bartle Frere hat in Pietermaritzburg eine Besprechung mit dem Führer der Boers von Transvaal, Joubert, in welcher er die von den letzteren geforderte Rückgängigmachung der Annexion rundweg abschlägt. Die Boers ihrerseits erklären, nur als Bundesgenossen, nicht als Unterthanen mit den Engländern gegen die Zulus kämpfen zu wollen.

— Eine Abordnung von Gewerbetreibenden aus Lancashire beantragt beim Staats-Secretär für Indien, Viscount Cranbrook, die Aufhebung der indischen Zölle auf Baumwollwaaren und erhält den Bescheid, dass dieselben allmählig verringert werden sollen.

— In Fez brechen Unruhen aus, welche den Gouverneur zwingen, in einem Heiligthum Schutz zu suchen.

5. Februar. Von den Samoa-Inseln wird der eintretende Ausbruch des Bürgerkrieges gemeldet.

— Die Regierung von Neu-Südwesten setzt eine Belohnung von 8000 Pf. St. für den Fang einer Bande von „Bush-Rangers“ aus, welche seit Jahren die Colonie unsicher macht.

7. Februar. Lord Loftus wird zum Governor von Neu-Südwesten ernannt.

— Eine königliche Commission beginnt die Aufnahme für eine Eisenbahnlinie Manila-Dahapan, welche die erste auf den Philippinen sein wird.

— Die englische Regierung schliesst mit der P. & O. Gesellschaft einen neuen Postvertrag, der vom 1. Februar 1880 an gültig sein soll. Derselbe schreibt die Fahrten Brindisi—Alexandrien (einmal die Woche), Suez—Bombay (einmal die Woche), Suez Point de Galle—Singapur—Hongkong—Shanghai (einmal in zwei Wochen) vor. Für die Reise Brindisi—Shanghai sind 875, bei Nordost-Monsun 947 Stunden vorgeschrieben, für die Reise Shanghai—Brindisi 910 beziehungsweise 1006 Stunden Dauer. Die Unterstützung der Regierung ist auf 370.000 Pf. St. angesetzt.

8. Februar. England schliesst mit der Pforte ein Uebereinkommen wegen käuflicher Ueberlassung der Staatsgüter auf Cypern.

9. Februar. Der endgiltige Friedensvertrag zwischen Russland und der Türkei wird in Constantinopel abgeschlossen.

— General Chelmsford richtet von Durban (Natal) aus das Ersuchen an den Kriegsminister, ihn seiner Stelle als General-Lieutenant zu entheben. Gleichzeitig stellt der Oberst-Commissär Sir B. Frere dasselbe Gesuch für sich.

10. Februar. Die österreichische und deutsche Pest-Commission treffen in Warschau zusammen und setzen von hier ihre Reise nach Moskau gemeinschaftlich fort.

— Das Aufhören der Pest-Epidemie wird amtlich gemeldet.

12. Februar. Von England werden eiligst sechs Bataillone, zwei Reiter-Regimenter und zwei Batterien nach dem Cap geschickt, und an den Vicekönig von

Indien ergelt die Aufforderung, Truppen von Indien und Mauritius zu senden.

13. Februar. In Sydney wird der Grundstein zum Ausstellungsgebäude gelegt.

14. Februar. Lord Beaconsfield erklärt im Oberhaus, dass die Einkünfte Cyperns im ersten Jahre nicht nur die Kosten der Civil-Verwaltung decken, sondern auch einen Ueberschuss ergeben.

— Lord Salisbury gibt die Erklärung ab, dass Russland seine Gesandtschaft aus Kabul in Folge von Verhandlungen zurückgezogen habe, die England mit ihm darüber pflog.

— Das Budget von Neu-Südwesten für 1878 zeigt einen Ueberschuss von 49.169 Pf. St.

16. Februar. Ein Pöbelhaufe zerstört die Methodisten-Capelle in Yuntschun (Fukian).

18. Februar. In Cairo sammeln sich entlassene Officiere vor dem Finanzministerium, beleidigen Nubar Pascha und Wilson und können erst durch den Khedive selbst bernaligt werden.

19. Februar. Dem Parlament werden diplomatische Schriftstücke vorgelegt, aus denen hervorgeht, dass England die am 14. December 1878 geschehene Zurückziehung der russischen Mission als Bedingung ansah, unter der die früheren englisch-russischen Verabredungen über Central-Asien und Afghanistan allein in Kraft bleiben könnten.

— Eine Abtheilung der Besatzung von Macao geht nach Portugiesisch-Timor, um gegen die anständischen Eingebornen Verwendung zu finden.

— In Melbourne wird der Grundstein zum Ausstellungsgebäude gelegt.

21. Februar. Schir Ali stirbt in Mazar i-Scherif.

— Die britischen Besitzungen in West-Afrika treten dem Welt-Postvertrag bei.

— In Monrovia (Liberia) trifft das nordamerikanische Schiff „Ticonderoga“ mit Commandant Schufeldt ein und entsendet eine Abtheilung zur Aufnahme des S. Paul-Flusses.

24. Februar. Ein Gesetz, welches die Colonie West-Australien ermächtigt, eine Anleihe von 200.000 Pfund Sterling für Eisenbahnzwecke aufzunehmen, hat die königliche Genehmigung erlangt.

25. Februar. In Sydney wird das Denkmal des Capitän Cook feierlich enthüllt.

— Der Governor von Sierra Leone gibt bekannt, dass vom 31. März an eine englische Zollstätte am Searcie-Flusse (nördlich von Sierra Leone) errichtet werden soll. Der französische Consul protestirt hiergegen, da das Gebiet des Searcie-Flusses bisher neutral galt.

26. Februar. Jakob Khan meldet dem Vicekönig von Indien den Tod Schir Ali's in einem verständlichen Schreiben.

— Prinz Louis Napoleon reist nach Natal ab, um Theil am Zulu-Kriege zu nehmen.

27. Februar. Der neue Governor von Victoria Marquis Normanby, trifft in Melbourne ein und übernimmt sein Amt.

— Schatzkanzler Northcote verlangt einen Credit von 1½ Millionen Pfund Sterling für den Zulu-Krieg.

1. März. Ketschwäyo lässt durch Abgesandte erklären, dass er nie die Absicht gehabt habe, die Eng-

länder anzugreifen und bittet um Aufhören der Feindseligkeiten und Wiederaufnahme der Verhandlungen.

— Ein dreitägiger Orkan verwüstet in der ersten Woche des März die Samoa-Inseln.

— Der Aufstand in Neu-Caledonien wird als vollständig unterdrückt erklärt. 900 Eingeborene sollen in demselben gefallen und 1100 nach benachbarten Inseln verbannt sein, so dass die eingeborene Bevölkerung durch denselben insgesamt um 2000 abgenommen hat.

— Der Census für 1878 gibt die Bevölkerung Neu-Seelands zu 414.412 an.

— Das britisch-indische Budget für das Rechnungsjahr 1878/79 schliesst mit 64,680.000 Pfund Sterling in den Einnahmen und 63,380.000 in den Ausgaben ab. Das Deficit von 1877/78 wird zu 3½ Millionen Pfund Sterling angegeben.

— Aus Hoikau wird berichtet, dass der Hakka-Aufstand auf Hainan vollständig niedergeworfen sei.

— Die niederländische Regierung hat die Blockade der ortschinesischen Häfen aufgehoben.

4. März. Der Zulu-Häuptling Oham, Ketschwäyo's Bruder, unterwirft sich mit 6—700 seiner Anhänger den Engländern.

6. März. Ein Orkan verwüstet die Freundschafts-Inseln, zerstört auf Tonga eine neue Kirche, die Mehrzahl der europäischen und zwei Drittel der Häuser der Eingeborenen.

7. März. Die erste Abtheilung britischer Verstärkungen landet vom Dampfer „Shah“ in Natal.

8. März. Unterstaats-Secretär Stanhope erklärt, dass angesichts der Unruhen in Birma die Garnison von Britisch-Birma um drei Regimenter Fusstruppen verstärkt worden sei.

— In dem neugebildeten ägyptischen Cabinet ist Tewfik Pascha, Sohn des Khedive, Conseil-Präsident, während Wilson und Bignières je zwei Stimmen erhalten.

— England und Frankreich verständigen den Khedive in einer gemeinsamen Note davon, dass seine Souveränität von seinem guten Willen in der Durchführung der Reformen abhängt.

— Ein Trupp Maoris verjagt die Aufseher und Arbeiter an der neuen Strasse bei Ohinomuri (Neu-Seeland), kurz darauf geschieht das Gleiche auf der Ebene von Waimati.

— Das Maori-Parlament in Orakei beschliesst seine Tagung, welche kein wichtiges Ergebniss zu Tage fördert.

— Nach Berichten aus Fidshi haben die Zoll-Einnahmen in den Häfen dieser Colonie sich von weniger als 9000 in 1875 auf 20.000 in 1878 erhöht.

9. März. Der Präsident der Vereinigten Staaten legt sein Veto ein gegen das Gesetz zur Beschränkung der chinesischen Einwanderung.

10. März. Ein Rundschreiben des japanischen Ministeriums empfiehlt allen Behörden die strengste Sparsamkeit.

— Vanrees, früher Vorstand des Indienrathes, ist zum niederländischen Colonial-Minister ernannt.

— Aus Dschellalabad gehen englische Vertreter mit Friedensvorschlägen nach Kabul.

11. März. Die „China Coast Steam Navigation Cy.“ erklärt eine Dividende von 9 Percent.

12. März. Eine Proviant-Colonne mit 104 Mann des 88. Regiments wird auf dem Wege von Derby nach Lüneberg von 4000 Zulns unter Umbelini angegriffen und ihr Transport weggenommen. 40 Mann der Bedeckung wurden getödtet, 20 vermisst.

14. März. Die englisch-indische Regierung verfügt die Aufhebung des Einfuhrzolles auf alle rohen Baumwoll-Stückgüter, welche Garne von nicht höherer Feinheit als Nr. 30 enthalten.

15. März. Von New-York wird eine erstmalige Sendung amerikanischen Eisens nach China befördert.

— Eine Abtheilung französischer Truppen nimmt die Insel Matacony (Sierra Leone) in Besitz, welche seit 1826 als britische Colonie betrachtet wurde.

16. März. Der Appellhof in Kairo erklärt den Consuln, dass er in Sachen, bei denen die Regierung interessirt sei, keine Klage mehr annehme, da Urtheile gegen die Regierung nicht vollstreckt würden.

18. März. Stanley trifft auf der Yacht Albion in Zanzibar ein und unternimmt die Erforschung des Kingania.

— Der brasilianische Minister des Auswärtigen kündigt an, dass Brasilien demnächst mit China in Unterhandlungen treten werde, um einen Vertrag in Betreff der Einfuhr von chinesischen Kulis zu erlangen.

20. März. Die Insel Bourbon wird von einem Wirbelsturm heimgesucht, welcher 35 Menschen tödtet und 3 Schiffe zum Stranden bringt.

— Bei Tunis wird auf dem Hügel, wo Ludwig der Heilige 1250 gestorben sein soll, von französischer Seite der Bau eines Hospitales und eines Missionshauses begonnen.

22. März. In Akyab (Br. Birma) wird die Eingeborenen-Stadt durch Feuer zerstört.

— Die Linie für eine Eisenbahn Brisbane (Queensland) - Pt. Darwin (Nord-Australien) ist aufgenommen und sind keine ernsthaften Schwierigkeiten der Boden-gestaltung vorhanden.

— Die russische Regierung verfügt die Legung eines Kabels zwischen Baku und Krasnowodsk.

22. und 23. März. Ein Erdbeben im nördlichen Persien zerstört bei Mianeh einige Dörfer und elfhundert Menschenleben.

23. März. Unter dem Vorsitze des Prinzen von Wales wird eine königliche Commission zur Förderung der Weltausstellungen von Sydney und Melbourne eingesetzt.

24. März. Im englischen Unterhaus stellt Sir W. Fraser eine Interpellation bezüglich der projectirten Ansiedlung italienischer Unterthanen auf Neu-Guinea, über welche der Colonial-Minister angibt, keine Mittheilung erhalten zu haben.

— Aus Rangün wird gemeldet, dass die Absicht eines Ultimatums an den König von Birma fallen gelassen sei und man sich englischerseits zusehend verhalten werde.

— Nach einer Meldung aus Kairo betrogen die vom Finanzministerium eincassirten Einkünfte 1878 7,149.000 Pfund Sterling, gegen 8,721.100 im Vorjahre.

— In der Capstadt spricht eine grosse Versammlung Sir Bartle Frere das Vertrauen in seine Führung der Angelegenheiten der Colonie aus.

— Aus Adelaide wird gemeldet, dass Süd-Australien einen Ueberschuss von 170,000 Tonnen Weizen für die Ausfuhr bereit hat.

25. März. Das britische Oberhaus lehnt den Tadel-Antrag des Marquis of Lansdowne. gegen die Regierung wegen der südafrikanischen Angelegenheiten mit 156 gegen 61 Stimmen ab.

— Die britische Regierung hat mit der „Eastern Telegraph Cy.“ einen Vertrag wegen Legung eines Kabels nach Süd-Afrika abgeschlossen. Dasselbe wird Aden über Zanzibar, Mozambique und Delagoa-Bai mit Natal verbinden.

26. März. Der Legislative Council von Sydney hat den ministeriellen Gesetzentwurf zur Beschränkung der chinesischen Einwanderung zurückgelegt.

— Der erste japanische Geschäftsträger für Korea, Hanabusa, verlässt Tokio, um sich auf seinen Posten zu hegeben

27. März. Im britischen Unterhaus sucht die Regierung um die Ermächtigung nach, eine Anleihe von 10 Millionen Pfund Sterling für Indien auszugeben.

28. März. Lord Chelmsford verlässt den Tugela mit 3300 europäischen, 2150 eingeborenen Truppen und 6 Geschützen zum Entsatz des in Ekowe belagerten Col. Pearson.

— Gessi meldet, dass er bis zu diesem Datum im Gebiete des Bael Ghasal 10.000 Sklaven in Freiheit gesetzt habe und dass er eine Macht von 7000 Mann unter seinem Befehl vereinigt.

— Die Heersäule des Colonel Wood wird von 20.000 Zulus bei Kambula angegriffen und vermag dieselben erst nach vierstündigem Kampfe und starken Verlusten zurückzuschlagen.

29. März. Col. Pearson meldet, dass 50 Mann seiner Truppen verwundet, 150 krank und nur 500 kampffähig seien.

30. März. Vollendung der Telegraphen-Linie zwischen Peschauer und Kandahar.

— Ein Erdbeben zerstört in der Westhälfte von Java Menschenleben und zahlreiche Häuser.

31. März. Eine Schwadron des 10. Husaren-Regiments verliert 51 Mann durch Ertrinken beim Ueberschreiten einer Furth im Kabulflusse bei Dschellalabad.

MISCELLEN.

Ueber japanisches Berg- und Hüttenwesen. Es ist eine ziemlich verbreitete Gepflogenheit, von fernem und minder bekannten Landgebieten, wenn sie dem Verkehre mit der Aussenwelt erschlossen werden, exorbitante Reichtümer an Edelmetallen und anderen Mineralschätzen zu erwarten. Bezüglich Japans, eines Landes, dessen nicht zu unterschätzende industrielle Entwicklung wir durch die Weltausstellungen der letzten Jahrzehnte kennen lernten, und das daher unter den fernem Ostländern wohl ein hervorragendes Interesse in Anspruch nimmt, werden wir in der angedeuteten Richtung durch eine werthvolle neuere Publication eines Besseren belehrt.

Es ist dieses der Aufsatz „Ueber japanisches Berg- und Hüttenwesen“ von G. Netto (erschienen in den „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur-

und Völkerkunde Ostasiens“, October 1879), dem wir auszugsweise einige kurze Daten entnehmen wollen.

Was zunächst das Gold betrifft, so war man in Japan, wie in den bei weitem beträchtlicheren Goldfeldern von Australien, Californien etc., schon ziemlich lange gezwungen, vom Auswaschen goldhaltiger Alluvionen zum Gangbergbaue überzugehen. Doch auch in den Gängen tritt das Gold meist in nur geringen Quantitäten auf, und die Verbreitung und Ausdehnung der Gänge selbst ist eine so wenig belangreiche, dass selbst eine musterhafte Ausbeutungsmethode in vielen Fällen kein sehr bedeutendes Resultat verspricht.

Ebenso wie die Goldproduction, die im Jahre 1877 nur circa 11.000 englische Unzen betrug, ist auch die Silberausbeute, die sich in demselben Jahre auf circa 350.000 Unzen belief, eine niedere zu nennen.

Weitere Enttäuschungen folgten in Betreff des Kupfers, dessen Export mit der Erschöpfung der alten Vorräthe bald wieder abnahm, obwohl das Interesse der Japaner dem Bergbaue stets zugewendet war, und manche Districte von alten Versuchs- und Ab-Bauen geradezu durchlöchert sind. Nichtsdestoweniger glaubt Herr Netto, dass der Bergbau auf Kupfer innerhalb gewisser Grenzen die Bedingungen zu einer bedeutenden Zukunft in sich trägt, während die Production von Blei, Zinn, Kobalt, Quecksilber und Petroleum nie eine beträchtliche Höhe erreichen wird. Auch die Eisenproduction nimmt vorläufig eine ziemlich niedere Stufe ein.

Das wichtigste Bergbau-Object Japans ist nach Netto dermalen die Kohle. Herr B. S. Lyman, früherer Chef-Geologe der Kaitakushi, berechnet in seinem geologischen Rapport über Yesso die Quantität der dort vorhandenen gewinnbaren Kohle auf circa 400.000 Millionen Tons, ein Quantum, welches diese Insel in den Stand setzen würde, auf 1000 Jahre die jetzige jährliche Kohlenproduction Grossbritanniens zu liefern. Die Aufschliessung der Flöze von Yesso wird gegenwärtig von der Regierung in Angriff genommen.

Die Durchschnitts-Qualität der Kohle von Yesso (über deren geologisches Alter sich leider in dem Aufsatze Netto's keine Angabe findet) soll jedoch der der englischen nicht gleichkommen.

Ausser mehrfachen Verbesserungs-Vorschlägen, die sich auf Details der Bergbau-Aufbereitungs- und Schmelzmethoden beziehen, empfiehlt Netto als allgemeine, allen Bergbau-Objecten Japan's zugute kommende Massregeln: 1. Eine durchgreifende Verbesserung der Beamtens- und Arbeiterverhältnisse (Sicherung der Stellung der Beamten, Gründung von Arbeitercassen etc.). 2. Einrichtung moderner Muster-Anlagen. 3. Bildung von Privatgesellschaften. 4. Anlage von Central-Hüttenwerken und Aufbereitungs-Anstalten. 5. Gründung eines Ingenieur-Bureaus, wo sich die Minenbesitzer über technische Fragen informiren können, und durch welches zugleich die bisher gänzlich mangelnde Bergpolizei ausgeübt werden könnte, endlich 6. Die Vornahme einer systematischen geologischen Landes-Aufnahme, welche sich nicht nur das Studium der geologischen Verhältnisse des Landes im Allgemeinen zur Aufgabe machen, sondern alles für den Bergbau wissenschaftliche Material sammeln und der Allgemeinheit zugänglich machen soll.

Das rascheste Mittel, den japanischen Bergbau auf die Höhe der Zeit zu bringen, wäre wohl zweifellos die Zulassung Fremder zum Betriebe der Minen. Es stehen dem jedoch mannigfache Bedenken entgegen, worunter mindestens eines wohl Beachtung verdient. Es wäre nämlich bei vollkommen freier Eröffnung des Innern des Landes eine Ueberfluthung durch chinesische Arbeiter nicht hintanzuhalten. Der japanische Arbeiter ist zwar geschickt, aber leichtlebig und freigebig, der chinesische arbeitsam, genügsam und sparsam; es würde daher die erste Sorge des Betriebsführers eines jeden von Fremden betriebenen Bergbaues sein, sich mit chinesischen Arbeitern zu umgeben.

Hat nun schon erfahrungsmässig in einem Lande mit so colossalem Arbeitsbedürfnisse, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die unbeschränkte chinesische Invasion so viele Unannehmlichkeiten nach sich gezogen, welche Folgen würden dann erst aus einer solchen für die japanische Arbeiterbevölkerung entstehen! Es muss daher wohl vorläufig von diesem Mittel zur Hebung des Bergbaues abgesehen werden. *K. Paul.*

Jute und Jutefabrikate in Indien. Die abgelaufene Jute-Saison 1878—79 weist in Bezug auf den Consum dieses Textilproductes in Indien selbst sowohl, als mit Rücksicht auf den Export gegenüber den Vorjahren sehr günstige Ziffern auf. Ausgeführt wurden:

| | Ctr. | Rs. 1) |
|---------|-----------|------------|
| 1874—75 | 5,493,957 | 32,468,823 |
| 1875—76 | 5,206,570 | 28,053,396 |
| 1876—77 | 4,533,255 | 26,366,466 |
| 1877—78 | 5,450,276 | 35,181,137 |
| 1878—79 | 6,021,381 | 38,004,263 |

Unter den einzelnen europäischen Consumtions-Gebieten war es insbesondere Frankreich, das sich in der Deckung seines Jutebedarfes grossentheils vom Londoner Markte unabhängig zu machen bestrebt war. Die directe Ausfuhr roher Jute nach Frankreich stieg von 329 Tonnen im Vorjahre auf 6372 Tonnen im Jahre 1878—79. Auch die Ausfuhr von Jute-Manufacten aus Indien hat im letzten Jahre eine grosse Steigerung erfahren, wenn schon diese nicht als ein Beweiss des Aufblühens der Jute-Industrie angesehen werden darf. Das Gros des Exports dieser Erzeugnisse geschah in Folge von rapider Anhäufung von Vorräthen zu wenig lohnenden Preisen. Der Werth der ausgeführten Jute-Manufacte betrug:

| | Rs. |
|---------|------------|
| 1874—75 | 2,386,398 |
| 1875—76 | 4,891,813 |
| 1876—77 | 7,194,776 |
| 1877—78 | 7,711,270 |
| 1878—79 | 10,984,341 |

Bekanntlich beschränkte sich die Verwendung der Jute vor dem Jahre 1857 in Indien nur auf die Haus-Industrie, erst nach dem Krimkriege, der ein zeitweiliges Versiegen der Bezugsquellen von russischem Hauf und Flachs mit sich brachte, trat Jute in die Zahl der europäischen Handelsartikel. Heute spielt derselbe in England und Frankreich in der Fabrication von Teppichen, Möbelstoffen u. s. f. eine bedeutende Rolle: in Indien

beschränkt sich die Verwendung dieser Faser in der Gross-Industrie auf Erzeugung von Säcken und Sackgeweben. Für beide Manufacte ist Indien selbst durch seinen grossen Export von Getreide, Oelsaaten und roher Baumwolle ein grosses Absatzgebiet. Ausserdem sind Australien, Californien und Egypten Abnehmer für Getreidesäcke und Jutestoff für Baumwoll- und Wollballen. Indien zählt gegenwärtig 21 Jutefabriken, die sich mit Ausnahme von zweien sämmtlich in der Provinz Bengalen, die meisten derselben in den Vorstädten von Calcutta befinden.

Industrielles aus Japan. Die japanische Post bringt die Nachricht von der Eröffnung der neuerrichteten Baumwollspinnerei in Himeji. Die Maschinen für dieses Etablissement wurden durch ein deutsches Haus in Japan bezogen. Der Bau der Spinnerei sowie die Aufstellung der Maschinen wurde ausschliesslich von Japanern ohne jedwede fremde Hilfe besorgt. Die Fabrik wird mit Wasserkraft betrieben. — In der vor zwei Jahren in der Nähe von Tokio von der Regierung errichteten Tuchfabrik, die unter der Leitung des Herrn Seyzon Ino-ue steht, sind gegenwärtig sechs Europäer, darunter ein Oesterreicher (Troppauer) beschäftigt. Das Etablissement hat durchwegs deutsche Maschinen. Herr Ino-ue hat seine technische Ausbildung in Sachsen und Rheinpreussen erhalten und ist mit einer Deutschen verheiratet. — Ein Arbeiter aus Hiroshima hat eine Procedur erfunden, durch welche Hundehaar vortheilhaft in der Fabrication von Decken und Kotzen verwendet werden kann. Grosse Quantitäten dieser Hundehaar-Decken erscheinen gegenwärtig im Handel. — Die unter dem Namen Mitsui Bussan Kwaisha bestehende Vereinigung von 21 Seide producirenden Dörfern in der Provinz Joshii, deren Züchter für die Qualität der producirtten Cartons einen ausgezeichneten Ruf in Europa geniessen, haben beschlossen, ein Zweig-Etablissement ihres Geschäftes in Italien zu errichten und ihre Cartons directe nach dort zu exportiren, anstatt sie in Japan an die italienischen Graineurs zu verkaufen. — Die Production der Takashima Kohlenminen hat in der jüngsten Zeit in überraschender Weise zugenommen und wurden an einem Tage nicht weniger als 1107 Tonnen Kohle zu Tage gefördert. — Der Eisenbahn-Bau der Strecke zwischen den Urouchi Kohlenlagern und Ishigari in Jezo schreitet fort. — In Shizoku hat sich eine Gesellschaft zur Gründung einer grossen Pferde- und Rindviehfarm gebildet. — Die Pferdezüchter und Händler von Awomori verzeichnen dies Jahr besonders günstige Geschäfte; auf dem Pferdemarkte von Sannobe allein wechselten 3014 Ponnies im Durchschnittsalter von zwei Jahren ihre Eigner. Der Durchschnittspreis betrug 32'31 Yen (à fl. 2'20) per Poni, 40 erzielten zwischen 100 und 200 Yen, 9 zwischen 200 und 300 Yen, 7 zwischen 300 und 400 Yen und 2 zwischen 400 und 500 Yen.

Pilze für China. Nach einem von der Philosophischen Gesellschaft zu Wellington in New Zealand veröffentlichten Berichte findet zwischen dieser Colonie und China ein lebhafter Handel in den gewöhnlich als „Judenohr“ bezeichneten Pilzen statt. Namentlich wird die Species *Hirnoola polytricha*, die auf faulendem Holze in allen Forstdistricten in grossen Quanten vorkommt,

1) 1 Rupie (gegenwärtig) = 1 sh. 9 d.

als geschätzter Handelsartikel bezeichnet. Vor dem Jahre 1872 wurde hievon nur wenig ausgeführt. In diesem Jahre stieg der Export auf 57 Tonnen im Werthe von 9635 Dollars, das Jahr 1877 wies 220 Tonnen im Werthe von 16,590 Dollars auf und im abgelaufenen Jahre wurden nicht weniger als 838 Tonnen Schwämme im Werthe von 189,060 Dollars aus Neu-Seeland nach China ausgeführt. Der Marktwert dieser Sorte von Pilzen wird gegenwärtig mit 220 Dollars per Tonne veranschlagt, was mehr als das $4\frac{1}{2}$ fache dessen beträgt, was die Kaufleute an die Einsammler bezahlen.

LITERATUR-BERICHT.

Les colonies françaises par Paul Caffarel. Paris. Garnier Baillière.

Im Jahre 1815, nach dem Wiener Congresse, verlor Frankreich seine meisten Colonien und behielt nur einige unbedeutende Besitzungen, gewissermassen nur Erinnerungen seiner einstigen Colonialmacht. Seitdem hat sich die Lage in Folge von Gebiets-Erweiterungen und durch Eroberungen in Asien, Afrika und Polynesien wesentlich geändert und gegenwärtig nimmt Frankreich den dritten oder vierten Rang unter den Colonialmächten ein; übrigens haben die französischen Besitzungen, die ein Areal von 60 Millionen Hectaren haben und eine Bevölkerung von über 6 Millionen Seelen zählen, insofern eine grössere politische und volkswirtschaftliche Bedeutung, als sie in Asien sowohl wie in Afrika einer wichtigen territorialen Erweiterung fähig sind. Nach den neuesten Ereignissen, die seit der Publication des vorliegenden Werkes eingetroffen sind, zu urtheilen, steht eine nicht zu unterschätzende Action seitens Frankreichs in Tong-King und in Annam bevor und die Machtsphäre dieses Landes in Ost-Asien würde sich wieder erweitern.

Den alten wie den neuen überseeischen Besitzungen seines Vaterlandes widmet Herr Caffarel ein interessantes Werk, welches sonderbarer Weise gerade die wichtigste von allen, Algerien, auch nicht mit einem Worte berührt. In geographischer und zumal in historischer Beziehung ist das Caffarel'sche Werk hoch zu schätzen; für unsere Leser besonders sind die Abhandlungen über die Nachbarländer Cochinchina's, sowie über die Explorationen und Thaten eines Garnier, Doudart de la Grée und Dupuis, die übrigens in diesen Blättern mehrfach gewürdigt worden sind, besonders werthvoll und können wir bei dem Umfange der betreffenden Capitel, selbstverständlich nur auf das Werk verweisen. Wie sehr wir auch der historischen Kenntniss des Autors gerecht werden, können wir andererseits nur bedauern, dass derselbe den volkswirtschaftlichen Fragen, die doch bei Studien über Colonien massgebend sind, ziemlich fremd ist, was sich übrigens durch den Mangel an statistischen Daten und Angabe über Population, Handel und Finanzen der beschriebenen Länder nur zu sehr documentirt.

Die ostindischen Besitzungen Frankreichs haben, wie der Autor selbst zugibt, gar keine volkswirtschaftliche Bedeutung mehr; ungeachtet seines patriotischen Optimismus sieht Herr Caffarel selbst dem Tage entgegen, wo in den französischen Colonien das Stilleben,

das die portugiesische Colonie in Goa kennzeichnet, vorherrschen wird. Es ist zu bedauern, dass Frankreich im Jahre 1815 nicht auf den Vorschlag des englischen Unterhändlers, Lord Castlereagh, einging, welcher der Regierung Ludwigs XVIII. den Tausch der ostindischen Colonien gegen Ile de France (Mauritius) vorschlug. Ungleich bedeutender ist Chochinchina (von welchem die ersten zwei Provinzen 1862 und die drei anderen 1867 annectirt worden sind) mit seinen beiden Dependenz Cambodge und das Kaiserreich Annam, welche beide unter dem Protectorate Frankreichs stehen, deren Einverleibung in das Colonial-System jedoch nur eine Frage der Zeit ist. Cochinchina, das eine Bevölkerung von über 1,600,000 Seelen aufweist, von welcher Ziffer nur etwas über 1100 auf die Europäer fällt, ist zwar ein sehr fruchtbares, gut bewässertes Land, scheint aber berufen zu sein, nur eine commerciale Station für europäische Operationen zu bleiben, denn zu einer Colonie im wahren Sinne des Wortes eignet sich Chochinchina schon wegen seines nassen, ungesunden Klima's, das auch den Eingebornen nicht zuträglich ist, keineswegs. Das Land hat seit der französischen Herrschaft bedeutende Fortschritte gemacht, ist aber dennoch sehr zurück und würde durch Einwanderungen von Laos und hauptsächlich von Chinesen zu einem grösseren Gedeihen gelangen, da die Eingebornen selbst als überaus faul, schmutzig und abergläubisch geschildert werden. Chochinchina erzeugt Reis, Baumwolle, Tabak, Betel, auch Zucker und findet vermöge seiner überaus günstigen geographischen Lage einen leichten Absatz für seine Erzeugnisse in Asien selbst. Eine viel grössere Wichtigkeit als Cochinchina würde Tong-King erlangen, durch dessen Gebiet ein mächtiger, aus dem Yunan kommender Strom fliesst und eine natürliche und billige Strasse nach einem Lande bietet, das bis jetzt noch *terra incognita* ist.

E. D.

Strange Stories from a Chinese Studio. Translated and Annotated by Herbert A. Giles. 2. Vol. London: Thos. de la Rue & Co. 1880.

Der Verfasser, ein Beamter des englischen Consulates in China und gründlicher Kenner des chinesischen Volkes, seiner Sprache und Sitten, bietet in den uns vorliegenden Bänden die Uebersetzung der von dem chinesischen Gelehrten *Sung-ling* in den Jahren 1651 bis 1679 geschriebenen Erzählungen, 164 an der Zahl. Das unter dem Namen *Liao-Chai* bekannte chinesische Original hat im Reiche der Mitte eine alle Stände umfassende Verbreitung. Die Tendenz der zumeist recht anregend geschriebenen Erzählungen ist „das Gute zu verherrlichen, das Böse zu tadeln.“ Dem Fremden gestattet das Werk, insbesondere durch die höchst lehrreichen Noten des Uebersetzers mannigfache Einblicke in die Gebräuche und das sociale Leben der Chinesen. Ein dem zweiten Bande beigegebener Appendix gibt eine ebenfalls aus dem Chinesischen übersetzte interessante Beschreibung der zehn Höfe des Fegefeuers, welche nach dem Glauben der chinesischen Secte der *Tau-Kia* oder Rationalisten die Seelen der Verstorbenen zu passiren haben, ehe sie in veränderter Gestalt wieder auf dieser Erde oder im Raume der ewigen Seligkeit erscheinen.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Cairo, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. = 10 Mark.

Inhalt: Geistige und materielle Verhältnisse zu Sofia. Von *F. Kanitz*. — Briefe aus Egypten. Von *Dr. G. Schweinfurth* in Cairo. — Aus den Gebieten Ost-Turkistans. Von *Hermann von Schlagintweit-Sakintliński*. — Chronik der bemerkenswerthesten Ereignisse des Jahres 1879 in Ost- und Süd-Asien, Afrika und Australien. (Fortsetzung.) — Oesterreichisch-ungarischer Lloyd. Von *C. Büchele*. — Die serbischen Eisenbahnen. Von *Georg v. Gyurkovics*. — Miscellen: La Syrie centrale, par le Marquis de Vogüé. Mechanische Baumwoll-Spinnereien und -Webereien in Indien. Stanley's Congo-Expedition. Europäische Wissenschaft in China. Teppiche aus Besenstrauch-Fasern. — Indigo-Bau in British-Indien. China auf der Berliner Fischerei-Ausstellung. — Literatur-Bericht: Jungle Life in India by *A. Hall*. London 1880.

Beilage: Saal I des Orientalischen Museums in Wien.

GEISTIGE UND MATERIELLE VERHÄLTNISS E ZU SOFIA.

Von *F. Kanitz*.

Da die Bulgaren schon lange vor 1878 zu Sofia Wohnungsmangel litten, nahmen mehrere hundert christliche Familien nach dem Einzuge der Russen sofort Besitz von vielen Häusern mit Osman abgezogener Moslims, wodurch sie der Vernichtung entgingen, welcher die türkischen Viertel bald anheimfielen. Durch Feuersbrünste und absichtliche, von Russen und Bulgaren gemeinsam ausgeführte Demolirungen wurden 870 türkische und 8 jüdische Häuser, alle Tülbeler (Grabcapellen), die meisten kleinen und 8 grössere Moscheen zerstört; von den erhaltenen 14 aber 13 für militärische Zwecke verwendet. Die Moslims sahen es als deutliches Zorneszeichen Allah's an, dass bei eines Medschit's Sprengung der frevelnde Mineur durch die aufflatternde Mine getödtet, das bedrohte Minaret aber unverletzt blieb.

Das vielgedeutete Wunder nahm auf das Gebaren der Sieger keinen Einfluss. Auch der dem reichen Israeliten Farchi gehörende grosse Han, den Baron Hirsch während des serbischen Krieges in ein Musterhospital umwandeln liess, wurde zerstört und gleiches Los theilten jene, zwei Gassen in Mitte der Stadt einnehmenden Werkstätten, in welchen türkische Gerber das grössten-theils zum Export nach Oesterreich bestimmte Saffianleder zubereiteten; auf den rasirten Plätzen errichteten die Brotlieferanten für das russische Feldlager ihre Bäckereien. Ein am 10. December 1878 ausgebrochener furchtbar wüthender Orkan, welcher Flaggenbäume umstürzte und zwei Menschen unter fallenden Mauern begrub, vollendete das traurige Vernichtungswerk.

Unter solchen Verhältnissen war es kein Wunder, dass bei dem raschen Zuströmen von Einwanderern aus den benachbarten Städten und von Fremden, welche das Gold der ungemein luxuriös lebenden russischen Officiere anzog, sehr bald empfindlicher Wohnungsmangel eintrat. Da die Veräusserung ehemals türkischen Besitzes endlosen Schwierigkeiten von Seite des provisorischen Gouvernements begegnete, die erhaltenen moslimischen Häuser, soweit sie nicht bulgarischerseits occupirt oder zerstört, für die bedeutende Garnison in Beschlag genommen wurden, stiegen die Häuserpreise rapid um 20—30 Percent, trotzdem die stabile Bewohnerzahl sich

durch den Wegzug der Türken erheblich verringert hatte. Nach türkischer Berechnung flüchteten von Sofia: 2622 Muhammedaner (Nufus), nämlich: 2362 Türken, 220 Zigeuner und 40 Tataren. Da bei der Registrierung der steuerzahlenden „Nufus“ das weibliche Geschlecht und Kinder im zarten Alter nicht verzeichnet wurden, so darf man die Zahl der emigrierten Moslems auf etwa 5600 anschlagen. Im Jahre 1879 bewohnten die junge bulgarische Capitale nur mehr 500 Türken, 200 Zigeuner, 50 Tataren; hingegen mit Einschluss der neu eingewanderten Bulgaren, der wenigen Griechen und Armenier: 7700 Christen, dann 4250 Israeliten und 500 Fremde aus verschiedenen Staaten. Dies ergibt 13.200 Seelen, welche gegenwärtig in 2600 Häusern wohnen.

Unferne dem Palais steht der Uhrthurm, dessen hohes Geschoss, wenn man es auf abscheulichen Leitern im Innern erklimmen, die trefflichste Orientirung über Sofia und seine Umgebung gewährt, wobei die munteren Bursche, welche in dem wackeligen Observatorium die Feuerwehr versehen, gerne Ciceronedienste leisten. Von hier überblickt man erst recht die grosse tabula rasa, welche durch die Demolirung der türkischen Stadtviertel geschaffen wurde. Ueberall starren uns Ruinen und kahle Flecken an, denn noch immer ist der künftige Bauplan für das neue Sofia nicht entschieden, an dem Architekten in Berlin und anderen Städten herumkünsteln, ohne die wirklichen Bedürfnisse und geringen Mittel des jungen Gemeinwesens zu berücksichtigen. Einstweilen werden einzelne Strassen und Plätze nach Kräften regulirt und entstehen auch kleine Gebäude-complexe mit europäischem Anstrich. Für jeden Neubau muss beim Stadtrathe der bezügliche Plan zur Prüfung und Bewilligung vorgelegt werden, ein eigenes Bauamt ist auch für bessere Pflasterung und Beleuchtung der Strassen thätig, bei deren Taufe besonders Namen solcher Männer gewählt wurden, welche sich aner kennenswerthe Verdienste um das Land oder die Commune erwarben. Es gibt beispielsweise eine nach dem ersten russischen Gouverneur genannte Alabinska ulica, einen

Gurko- und Positano-Platz, letzterer nach jenem italienischen General-Consul benannt, der in schlimmster türkischer Zeit Sofia grosse Dienste leistete; auch jene des französischen Consuls Legé leben in einem Strassenamen fort. Die Hauptadern der Stadt, in welchen das Geschäftsleben am stärksten pulst, nannte man Carigradska-, Voznesenska- und Bulevarna ulica.

Die Ministerien, für welche Neubauten geplant sind, wurden vorläufig in einem grösseren Gebäude der Sv. Georgievska ulica vereinigt. Nahe befinden sich andere Aemter und auch einige Consulate. Hier und in den beim Alexander-Platze entstehenden Vierteln scheint sich das *high and scientific life* der jungen bulgarischen Residenz entwickeln zu wollen. Im Herbst siedelte dorthin auch die rasch sich vermehrende National-Bibliothek über. Wohl schwerlich liessen es sich die Sofiaer Moslems träumen, dass die stolzeste ihrer Moscheen, die neunkuppelige Bökük džami 1878 den gehassten Moskovs als Spital und Magazin, 1879 aber ihrer ehemaligen Rajah zur Aufstapelung der Wissensschätze des Occidents und slavischen Ostens dienen werde. Kismet! Den Grundstock der unter Prof. Kirkov's Direction täglich wachsenden Bibliothek bildete des bulgarischen Gelehrten Palauzov's Büchersammlung. Bis Jänner 1880 kamen ausserdem 1350 Bände aus Petersburg, ferner die Collection der Brailaer literarischen Gesellschaft und einige Widmungen von im Auslande lebenden bulgarischen Kaufleuten hinzu. Viele, theilweise kostbare Werke sandte beispielsweise Herr N. S. Kovačov in Wien, Bruder jenes strebsamen jungen Typographen, welcher in seinem Vaterlande die erste grössere Buchdruckerei begründete.

Nach dem letzten Kriege siedelte Herr Janko S. Kovačov mit einigen Handpressen nach Filipopel über und lieferte den Russen die nothwendigen Drucksorten; heute besitzt er dort und in Sofia ganz trefflich eingerichtete Druckereien, welche befähigt sind, für Ostrumeliens und Bulgariens Regierungen, sowie für ihre Schulen verschiedenartigste Arbeiten auszuführen. Es berührte mich sehr eigenthümlich, als ich Herrn Kovačov's Institut in der ehemaligen

Kafene baši-Moschee betrat, wo der näselnde Gesang zu Ehren Allah's und Mohammed's durch das Geräusch von Wiener Schnellpressen und Glätteylindern abgelöst wurde, wo statt Imam und Hodža nun böhmische Schriftsetzer mit bulgarischen Lehrlingen an der Herstellung einer fürstlichen Amtszeitung arbeiteten. Das rasche Wachsen von Pressen und Journalen zu Sofia, das unter türkischem Regiment, obschon dort ein General-Gouverneur residirte, sich ohne Gutenberg's Kunst behalf, kennzeichnet allein schon den merkwürdigen Umschwung, welchen die Etablirung einer nationalen Regierung auf die Culturverhältnisse des vernachlässigten Landes genommen. Auch das Schulwesen der aufblühenden jungen Hauptstadt empfängt täglich neue, zu höherem Aufschwunge führende Impulse, welche den Angehörigen aller Confessionen gleichmässig zu Gute kommen. Sofia's bulgarische Lehranstalten wurden in den letzten zwei Jahren sehr ansehnlich vermehrt und ebenso jene der anderen Nationalitäten.

Zur Leitung des staatlichen Ingenieur-Departements im Ministerium des Innern wurde der tüchtige russische Capitän Kopitkine berufen, welcher seine Obsorge zunächst dem vernachlässigten Strassenbauwesen zuwandte und für die fünf Landes-Districte ebenso viele Chef-Ingenieure mit den nothwendigen Hilfsorganen bestellte. Herr Kopitkine war während meines Besuches so freundlich, den von mir empfohlenen tüchtigen Ingenieur Čirič anzustellen und auf meinen Rath sofort mit dem Auftrage nach Etropol zu senden, um die über dieses Städtchen nach Rusčuk führende Balkanstrasse zu studiren und die zu ihrer Reconstruction nothwendigen Arbeiten in Vorschlag zu bringen. So löste ich im Jahre 1879 mein den Etropoljern im Sommer 1871 gegebenes Versprechen.

Die in's Ausland gedrunenen verheissungsvollen Nachrichten über Eisenbahn-, Strassen- und Privat-Bauten, welche in Bulgarien rasch ausgeführt werden sollten, brachten eine Menge von Baukünstlern und Capitalisten mit verschiedenartigsten Projecten nach Sofia. Unter den Eisenbahn-Unternehmern befanden sich: die

Herren Utin und Czerny, als Vertreter der russischen Firma Poljakoff, der General-Director Stempf für ein Wiener Consortium, Freiherr v. Schwarz mit Ingenieur Musika und Bau-Unternehmer Altmann mit Ingenieur Bürger aus Wien, Mr. George A. Barkley aus London. Sie Alle reisten, mit Ausnahme des Poljakoff'schen Vertreters Czerny, welcher im September eine Vorconcession erhielt, wieder ab, ohne dass die so wichtige Eisenbahnfrage bis heute definitiv entschieden worden wäre. Zur Ausführung von Privatbauten u. s. w. siedelten sich dauernd in Sofia an: Gariboldi's General-Agentur „Bulgaria“ für Bautechnik, Bergbau und Grundbesitz, der Architekt Joh. Handeck, Baumeister Aug. Schücke, der Bau-Unternehmer Radosavljevič, die Bautechniker des fürstlichen Palais Ciastiakoff et Cie., der Kalkbrennerei-Besitzer Jakisch u. A. Die rationelleren und kostspieligeren Bauten, welche durch diese ausländischen Meister hergestellt wurden, führten zur Gründung des Turn- und Lösch-Vereins „Balkanski sokol“ (Balkan-Falke) mit dem Motto „Bratska ljubav“ (Brüderliche Liebe), nach österreichischem Muster. Sein Präsident, Buchdrucker Prošek und die Comitéglieder Georgiev, Ivanov, Trudenko und Malcher suchen die bulgarische Jugend für ihren schönen Zweck zu gewinnen, der um so grössere Förderung von Seiten des Stadtrathes verdient, als gegenwärtig noch in Mitte des Handelsviertels, z. B. im grossen Hofe des „Hôtel Petersburg“ Destillirien von Spirituosen existiren, welche eine permanente Gefahr für ihre Umgebung bilden, die nicht allezeit so glücklich wie im September 1879 ablaufen dürfte.

Die Leichtigkeit, mit welcher die ausserordentlich gut bezahlten russischen Officiere und Beamten ihre Imperiale verausgabten, vertheuerte das Leben in dem früher so wohlfeilen Sofia in unglaublicher Weise. Auch nach ihrem Abzuge sind die Preise der nothwendigsten Lebensmittel nur wenig gesunken und schwerlich dürfte ein im September erlassenes Polizeigebot sie merklich beeinflussen, welches den Landleuten unter Strafe verbietet, vor 12 Uhr Mittags Lebensmittel an Zwischenhändler abzugeben. Dabei entsprechen die Waaren nur selten

den hohen Forderungen der Verkäufer. Der Fürst ergriff mit anerkannter Initiative den ersten Schritt zur Verbesserung der Fleischproduction, indem er die Etablierung des rationellen Viehhändlers Jacob Glaser aus Hermannstadt begünstigte. Dieser etablierte im August einen Fleischverkauf in der Čarši, welcher die Küchen des Hofes, der Minister, Consuln u. s. w. mit einem früher stark entbehrten, nun trefflichen Material versorgt. Der Fürst ging noch weiter, liess durch Glaser im October mit grossen Kosten 15 Stück Rindvieh edelster Racen in Ungarn ankaufen, ferner alle zur Gründung einer rationellen Milchwirtschaft nothwendigen Apparate, und schuf so die erste Muster-Meierei zu Sofia, welche hoffentlich erspriessliche Nachahmung hervorrufen wird. Auch für die Hebung der bulgarischen Gartenwirthschaft interessirt sich Fürst Alexander. Der von ihm berufene Zier- und Gemüsegärtner Carl Betz aus Ober-Hessen übernahm die oberste Sorge für die Hof- und städtischen Gartenanlagen und soll durch das praktische Beispiel Bulgariens primitive Obst-, Blumen- und Gemüsezuucht rationeller gestalten.

Fürst Alexander und seine Regierung begünstigen im wohlverstandenen Interesse des Landes die Heranziehung tüchtiger ausländischer Kräfte auf solchen Gebieten, welche von den Türken vernachlässigt blieben. Während es beispielsweise vor wenigen Jahren zu Sofia kaum einen vertrauenswerthen Arzt gab, liessen sich dort neustens nieder: der fürstliche Leibarzt Dr. Krauss aus Hessen, der Stadtphysikus Dr. Šišmanov aus Wien, der Kreisarzt Dr. Golubov, Dr. Nadherny, Dr. Bottalico, Dr. Roy aus Genf, Zahnarzt Hirschler aus Paris u. A., deren Ordinationen vier gut ausgestattete Apotheken effectuiren. Das neue Justizverfahren zog auch einige tüchtige Advocaten herbei. Der grössten Clientèle erfreuen sich die Herren Tišmanov und Viskovski. Ein Informationsbureau begründete Herr Pomeranz; für Export und Import etablierten sich die Firmen Raič et Šimič, Ph. et J. Simon Sieglitz, Max Ziegler u. A., durch deren Vermittlung ausländische Artikel, von der amerikanischen Näh-Maschine bis zum eleganten Wiener Phaeton

bezogen werden. Oesterreichische Biere und feine Weine importirt die Firma Carl Mann, eine elegante „Confiserie Radak“ etablierte sich gegenüber der Kathedrale, Tomov et Komanov sind Friseure im Pariser Style, der von Belgrad übersiedelte Bulgare Kara Stojanov und auch Hitrov liefern photographische Landschaftsbilder und Portraits von überraschender Schönheit, Josef Horn empfiehlt sich für Mobiliar und Zimmer-Decoration; überhaupt nimmt das Agenturwesen für ausländische Geschäfte einen stetigen Aufschwung.

Für den Importhandel im grossen Maassstabe sind zu Sofia seit einer Reihe von Jahren thätig die bulgarischen Firmen: Bratie H. Jankov, Lager aller dort absetzbaren Artikel mit Ausnahme von Woll- und Baumwollstoffen; für letztere und erstere aus Wien und Constantinopel bezogen: Taki Georgev, George Pančev, Nikola Georgiev und Bratie Vati. Unter den spaniolischen Kaufleuten gelten für Grosshandel und Bankgeschäfte als erste Firmen: Brüder Salomon A. Tager, Pinkas A. Tager, welche das ungarische Staatsbürgerrecht erwarben. Rachamin Farchi, Besitzer grosser Liegenschaften, Abraham B. David mit österreichischen Artikeln aller Gattungen, Samuel Gerson, Isak Mardochai, Nissim Farchi in Colonial-, Manufactur-, Leder-, Glas- und Metallwaaren; Brüder Pesaro mit Wiener Möbeln und italienischen Comestibles. Manche europäische Luxus-Artikel, beispielsweise Cigarren, fehlen aber noch heute auf dem Sofiaer Platze und liessen sich mit Gewinn dort einführen.

Der täglich steigende Fremdenzufluss verlangt auch die baldigste Reform des gänzlich vernachlässigten Badewesens. Das grosse türkische Hamam neben der Janabaši-Moschee ist furchtbar unreinlich und sein bulgarischer Pächter Stojan scheut selbst die geringste Ausgabe für nothwendige Reparaturen des sehr schadhaften Gebäudes und seines Inventars. Die immer häufigeren Besuche fremder Diplomaten, Gelehrten, Journalisten, dienstsuchender Officiere und Beamten, von Kaufleuten, Projectanten, Agenten u. s. w. begünstigten namentlich die rasche Vermehrung der un-

gemein schnell fahrenden, am Konjski pazar placirten Miethwagen zu 1 Franc die halbe Stunde, ferner der bereits während des russischen Provisoriums zahlreich etablirten Hôtels. Mein „Kara Dimitri han“, sowie andere primitive Hane verwandelten sich durch Zu- und Umbauten rasch in Gasthöfe mit tönenden Namen, in welchen speculative Franzosen, Griechen, Deutsche, Italiener u. A. ihre Zimmer mit bescheidenstem Comfort und „*cuisine recherchée*“ sich fabelhaft theuer bezahlen liessen. Zuletzt ermässigten sich die Preise und nicht allzu hoch gespannte Ansprüche finden ihre Befriedigung in den Hôtels d'Italie, de Pétersbourg, de Bulgarie etc. Dort, im Restaurant Parisien oder Isker dejeuner man zu 2½—3, Diners 3½—4 Francs. Billigere Gasthöfe und Restaurationen führen die Namen: Hôtel Odessa, Šipka, Stadt Prag, Sofia, Württemberger Hof, Stadt Constantinopel, Bulgarische Krone, Goldener Löwe, Café de l'Univers u. s. w.

Grossen Einfluss auf die raschere Entfaltung des socialen Lebens der jungen bulgarischen Capitale nehmen die seit einigen Monaten dort etablirten zahlreichen Gesandtschaften. Nahezu sämmtliche bedeutenden europäischen Staaten sind am fürstlichen Hofe vertreten. Ende 1877 fungirten für Russland, abgesehen von dem dem Fürsten Alexander persönlich attachirten kaiserlichen Flügel-Adjutanten Alexander Čepeloff, der diplomatische Agent und General-Consul Alexander Davydoff. In gleicher Eigenschaft vertraten Graf Khevenhüller Oesterreich-Ungarn, Herr v. Thielau Deutschland, Sir Belgrave England, Cavaliere Domenico Brunenghi Italien, Mr. Schefer Frankreich, Mr. Camille Janssens Belgien, Mr. de Stourdza Rumänien, Oberst Sava Gruič Serbien u. s. w.

Dem österr.-ung. General-Consulate ist ein vom Vice-Consul Lutteroti geleitetes Postamt attachirt, welches Briefe, Zeitungen, Packete über Orsova und Constantinopel befördert. Früher bestand auch eine österreichische Linie via Niš nach Belgrad, welche seit dem Ausbruche des serbisch-türkischen Krieges aufgelassen wurde. Bei der Annäherung der Russen flüchteten die im Consulatdienste stehenden moslimischen

Post-Tataren und Sofia's postalischer Verkehr blieb drei Monate lang, bis zur Einrichtung des provisorischen russischen, unterbrochen. Noch heute wird die österreichisch-ungarische Postlinie über Constantinopel vom Handel mit Vorliebe benützt, obschon gegenwärtig ein fürstlich bulgarisches Postamt zweimal wöchentlich regelmässige Verbindungen über Orhanieh, Plevna, Tirnovo, Rusčuk, Varna und via Rumänien nach dem europäischen Norden und Westen, ferner über Berkovica nach Lom und Vidin, über Trn nach Breznik, über Radomir, Köstendil, Dubnica, Rilomanastir nach Samakov, über Caribrod, Pirot und Niš nach Belgrad, unterhält. Die Adressen der in's Ausland bestimmten Briefe müssen mit lateinischen Lettern geschrieben sein; Francaturmarken für den einfachen Brief 25, für eine Zeitungsnnummer 5 Centimes. Briefe und Packete werden mit der auch Passagiere befördernden Fahrpost versendet, deren Einrichtung von Herrn F. Scherner, Kaufmann 1. Gilde aus Granica in Russisch-Polen, noch unter russischem Regime etablirt wurde. Seine Beamten sind sehr liebenswürdig, die Wagen der Unternehmung aber durchschnittlich federlose, auf jeder Station gewechselte offene Vehikel, auf welchen der Passagier seinen Sitz aus Heu und Gepäckstücken, so gut er kann, construiren mag. Von Sofia bis Lom, für eine in 18 Stunden zurückgelegte Strecke, bezahlt der Reisende 54 Francs, will er einen Phaeton benutzen, werden 4 Pferde zum doppelten Preise berechnet.

Zur Reform des bulgarischen Postwesens berief man französische Beamte. Selbst nach seiner Reorganisation wird sich aber namentlich im Winter, wenn der Verkehr über den Balkan nur schwer aufrecht zu erhalten ist, die Nothwendigkeit der endlichen Schienenverbindung Sofia's mit dem Occident immer dringender herausstellen. Vermittelt auch der Telegraph den nothwendigsten Gedankenaustausch, so kann man, abgesehen von dem hohen Tarife. (man bezahlt für 20 Worte im Innern 2, nach Oesterreich 7, Italien 10, Frankreich, England 11½ Francs) doch unmöglich Gelder, Packete und Waaren mittelst Draht-

post versenden. Die von den Türken hart vor Sofia's Enceinte begonnene, jetzt verfallene Bahntrace sollte daher eine beständige Mahnung für die bulgarischen Staatsmänner sein, diese wichtige Frage endlich definitiv und rasch zu entscheiden. Dann wird der seit dem Kriege nahezu ganz stockende Export von Getreide, Wolle, Fettwaaren, halbverarbeitetem Leder u. s. w. wieder zu blühender Aufnahme gelangen und auch die reichen Kohlenflötze in Sofia's nächster Umgebung dürften sich ganz anders als heute verwerthen, wenn Vicinallinien sie mit dem grossen Centralstrange verbinden werden.

Die Ausbeutung der nur 3 Stunden von Sofia entfernten, vollkommen schwefelfreien Lignitlager von Pernik und Kalkas im Struna-Defilé, zwischen des Vitoš' Syenitstock und dem Melaphyrrücken des Lülün Gebirges, wurde im September 1879 vom Finanz-Ministerium mit solcher Energie begonnen, dass innerhalb weniger Tage bereits ein bedeutendes Quantum zur Heizung von Zimmern, Küchen u. s. w. vollkommen geeigneter Kohle in das zur Aufnahme von 500.000 Kilogramm eingerichtete Centraldepôt der ehemaligen Kara džami (schwarze Moschee) geschafft werden konnte. Der Preis stellt sich loco Dépôt mit 20 Francs pro Tonne = 1000 Kilogramm oder 1 Franc pro 50 Kilogramm, welcher billiger Preis dem zur Schonung der Wälder behördlich eingeschränkten Brennholzverkaufte wirksame Concurrenz bereitet. Ein im September 1879 in der Kalkaser Mine ausgebrochener Brand wurde durch die glücklichen Massnahmen des Ingenieurs v. Zebrovsky, Leiter des fürstlichen Bergbau-Departements, rasch bewältigt. Die Verwerthung der ausserordentlich reichen Mineralschätze Bulgariens wird ihren localen Charakter ablegen, sobald sich ihr ausreichendere Capitalien zuwenden werden.

Heute schlümmern im Lande noch zahlreiche Sparpfennige unbenützt in Tausenden von Verstecken, denn das unter dem türkischen Regime gross gezogene Misstrauen wurzelt im bulgarischen Bauer zu tief, als dass er seine mühsam erworbenen Goldstücke irgend einem Geldinstitute anvertrauen möchte, und wäre es selbst so

solid fundirt, wie die von Fürst Dondukoff im Februar 1879 zu Sofia begründete „Bulgarische National-Bank“. Mit einem Regierungsfonds von 2 Millionen Francs, wovon 200.000 als Reserve, soll diese Bank, welcher auch die disponiblen Staats-Einnahmen zur Verfügung gestellt werden, alle Geschäfte ähnlicher europäischer Banken betreiben und namentlich für die Belebung von Handel und Industrie im Fürstenthum wirksam sein. Der vom Finanz-Ministerium abhängige und zu ernennende Bank-Director ist gegenwärtig Herr Želesko.

Wie der Leser aus meiner Schilderung des neuen Sofia ersieht, macht die junge Residenz, welche am 4. Jänner ihre zweijährige Befreiung von dem stagnirenden Türkenregiment feierte, bereits auf vielen Gebieten des socialen, culturellen und materiellen Lebens schöne Fortschritte, die trotz mancher Schwierigkeiten noch weit grössere in naher Zukunft erhoffen lassen. So schied ich nach zehn interessanten Tagen von dem verheissungsvoll aufstrebenden Gemeinwesen mit dem angenehmen Gefühle, dass meine 1876 geäusserte Voraussage „Sofia war nicht, sondern wird erst sein“ keine irrige gewesen ist.

BRIEFE AUS EGYPTEN.

Von Dr. G. Schweinfurth.

Cairo, 11. Februar 1880.

Sie werden sich wohl noch des jungen Böhmeⁿ erinnern, welcher als Photograph und Zeichner vor zwei Jahren die Expedition Dr. Mateucci's und Capitän Gesi's nach den Gallagrenzländern begleitete, in Chartum aber zurückblieb, um selbstständig seiner Aufgabe nachgehen zu können. Der Erwähnte, Herr Richard Buchta, von dem ich bereits wiederholt interessante Mittheilungen über seine Reisen in den obersten Nilregionen, sowie vorzügliche Proben seiner Kunst erhalten hatte, war im vergangenen Jahre bereits todtesagt worden, tauchte aber nach seiner glücklichen Rückkehr vom Somerset-Nil, wo er die Murchisonfälle aufgenommen und eine ganze Sammlung der interessantesten Racentypen in Photographien zu Stande gebracht hatte, in Lado wieder wohlbehalten auf, unermüdet neuen Reiseprojecten nachgehend. Soeben erhalte ich von dem wackeren Reisenden ein ausführliches Schreiben aus dem ehemaligen Standquartier des gegen die ägyptische Regierung in offener Rebellion aufgestandenen Sklavenhändlers Suleiman Sibér, des Sohnes von Sibér Pascha, des Eroberers von Darfur, Desselben, der seit Jahren in Cairo ein so unfreiwilliges Asyl gefunden hat. Der Brief, den ich mir des hohen Interesses halber, welches

sich an die letzten Vorgänge in jenem Gebiete knüpft und über welche bisher nur die Briefe Gessi-Pascha's selbst, von Gordon den Aufstand zu bekämpfen, an der Spitze einer ägyptischen Truppen-Abtheilung in das Bahr-el-Ghasal-Gebiet entsandt wurde, Nachricht¹⁾ gaben, Ihnen zur Verfügung zu stellen erlaube, ist das erste Urtheil eines völlig Unparteiischen, der als Augenzeuge über Dasjenige berichtet, was er wahrgenommen. Ich kann mich seinen Ausführungen nur anschliessen, da meine eigenen Erlebnisse in jenen Ländern viele Fälle von beispielloser Grausamkeit seitens der Sklavenhändler, an den unglücklichen Opfern ihrer Habsucht begangen, aufzuweisen haben, welche sich den von Herrn Buchta citirten ungeschenkt zur Seite stellen lassen. In meinem Reisewerke habe ich viele derselben ausführlich geschildert. Nun sind meine damals so zaghaft fautgewordenen Wünsche reichlich in Erfüllung gegangen und eine richteude Nemesis hat die Schändlichen creilt. Der Rücktritt Gordon Pascha's von der Verwaltung des ägyptischen Sudans stellt nun neuerdings diese herrlichen Errungenschaften Gessi's, die Niemand zu bemäkeln wagen wird, des Mannes, der für sich allein mehr in einem Jahre für die Sache der Neger-Emancipation gethan hat, als alle philanthropischen Vereine Alt- und Neu-Englands in Decennien, wiederum in Frage, und die Ernennung Rauf Pascha's zu seinem Nachfolger wird hier allgemein als ein bedenkliches Zeichen einer bevorstehenden Principveränderung in der Administration des Sudan betrachtet. Rauf gilt nicht für einen Freund der Europäer, und man sagt ihm einen gewissen Grad von Fanatismus nach. Die Sklavenhändler, vorläufig in den von ihnen investirten Ländern vernichtet, werden in neuen Schaaren zuströmen, sobald Aussicht vorhanden ist auf eine Wiederkehr der früher ihnen gegenüber geübten Toleranz. Die Race dieser Händler ist unausrottbar; die an die heidnischen Negerländer angrenzenden Gebieten des Sudan, Kordofan und Darfur allein, von Nubien gar nicht zu reden, beherbergen ihrer Tausende, deren ganzes Dichten und Trachten nur auf Sklavenerwerb und Sklavenhandel gerichtet ist. Es mögen nun wieder schlimme Zeiten für die armen Völkerreste in Aussicht stehen, die sich noch im Süden von Darfur und Kordofan erhalten haben; jedenfalls aber wird die Geschichte, wenn jemals eine solche von diesem Welttheil als Ganzes geschrieben werden sollte, der grossen Verdienste nicht vergessen, welche sich Gordon Pascha und der in seinem Auftrage in so heldenmüthiger Weise sich allen Gefahren und den unerhörtesten Strapazen unterziehende Gessi um die Menschenrechte der heidnischen Neger erworben haben. Bisher hat man nur theoretische Mittel zur Bekämpfung des Uebels in Anwendung gebracht; Gordon und Gessi waren in Afrika die Ersten, welche praktisch die Abhilfe an der Wurzel in Angriff nahmen, und sie waren die Ersten, welche den seit Menschengedenken daselbst so ruelos verübten Gräueln, welche den Schändern der Menschheit ein verdecutes Strafgericht bereiteten, ein Ende machten. Die

¹⁾ Vergl. „Oesterr. Monatsschrift für den Orient“ Nr. 7, 1879, und den in Mailand erscheinenden *Exploratore supplements* II, Anno III, sowie suppl. I, Anno IV, der einzigen Quelle für den in der Geschichte Afrikas epochemachenden Vernichtungskampf, den Gessi 14 Monate lang gegen die Sklavenhändler im Bahr-el-Ghasal-Gebiete geführt hat.

Seelen der an den Masten ihrer Schiffe aufgehängten spanischen und portugiesischen Sklavenhändler werden sich nicht mehr über die ihnen gegenüber bewiesene Parteilichkeit zu beschweren haben, seitdem ihre ruelosen Collegen auf dem Festlande nicht mehr die blutgetränkte Flagge des Islam deckt.

Ich bin ausser Stande, angeben zu können, ob Buchta's Brief seinen Weg über Kordofan oder den Fluss thalab gnommen. Die neuesten Nachrichten aus Chartum (von Dr. Junker, 12. Jänner) lauteten immer noch aussichtslos hinsichtlich der Beseitigung der Grasbarre, die sich in diesem Jahre nicht nur über den Weissen Nil (oberhalb Faschada), sondern auch über den Bahr-el-Gebel (vielleicht auch über die Mündung des Bahr-el-Ghasal in den letzteren) gelegt hat und an welcher Marno seit Monaten mit allen Dampfern und Barken der Regierung arbeitet. Marno aber soll trotzdem Hoffnungen auf ein Gelingen seiner Anstrengungen gefässert haben. Dr. Junker's Reise nach Sudan verzögert sich daher.

Am 11. Februar haben die beiden Afrika-Reisenden, Baron v. Miller-Capitany und Herr v. Lucken, Cairo verlassen, um sich von Suez nach Massaua einzuschiffen. Sie beabsichtigen, das erste Jahr der auf 2—3 Jahre veranschlagten Reise in den nördlichen Grenzländern Abyssiniens zu verbringen und über Wolkaif und Gallabat nach dem Fasoyl zu gehen, von wo aus sie versuchen wollen, in die Gallaländer nach Süden zu vordringen.

Cairo, 16. Februar 1880.

Ich erlaube mir, im Anschluss an meine letzte Mittheilung, welcher ein Brief des Herrn Buchta aus Dem Suleiman Sibér beigegeben war, Ihnen heute anzuzeigen, dass ich vorgestern einen Brief Buchta's älteren Datums, datirt: Ladó, 13. September 1879, erhalten habe. Hiernach ist es gewiss, dass die Pflanzenbarre auf dem oberen Nil glücklich durchbrochen ist und die so lange daselbst zurückgehaltenen, auf der Thalfahrt begriffenen Barken Chartum erreicht haben. Diese Thatsache ist erfreulich, da Dr. Junker's Reise sich nun nicht weiter in die Länge ziehen wird.

Herr Buchta hat mir wieder einige Proben seiner photographischen Aufnahmen zugesandt, die wirklich das Vollkommenste zu sein scheinen, was je in Central-Afrika derart zu Stande gebracht worden ist. Ein Bild: „Der Bombé Schech Rinzio mit seinen Frauen“ (Makaraka) ist auch künstlerisch so schön gruppirt, dass es doppelt fesselnd erscheint. An Schärfe und Reinheit lassen die Bilder nichts zu wünschen übrig.

Physiognomische und ethnologische Aufnahmen hat Herr Buchta im Makaraka-Gebiete von den nachfolgenden Stämmen zuwege gebracht: Makaraka, Morú, Mondú, Ligi, Abukája, Abakáb, Kakuák, Fedschilú und Bombeh, welch' letztere den östlichsten Zweig der grossen Sandeh- (Niam-niam) Familie bilden. Alle diese Stämme sind von Dr. Junker auf seiner früheren Reise besucht und in dem letzten Berichte in den Petermann'schen Mittheilungen erwähnt worden.

Herr Buchta hat also die Tour von Ladó nach Makaraka im Spätsommer vorigen Jahres ausgeführt und dann im Herbste die weite Ueberlandreise von Ghaba-

Schambah über das Rohl-Gebiet nach Dar-Festif angetreten

Cairo, 1. März 1880.

„Am 31. Jänner 1880 hat Dr. Junker Chartum auf einem nach der Meschera-el-Rey bestimmten Dampfer verlassen, nachdem 14 Tage vorher die Nachricht von der Freiwerdung dieses durch ungeheure Massen von flottirender Vegetation häufig verstopften Wasserweges durch denselben stromabwärts anlangenden Dampfer dorthin gelangt war. Ursprünglich hatte der Reisende die Absicht gehabt, seine Expedition nach dem Innern vom Bahr-el-Gebel aus in's Werk zu setzen; allein die geringe Aussicht einerseits, dieses Gewässer in Bälde von seinem Grasboden befreit zu sehen, dann andererseits die durch ein Zusammentreffen mit Gessi Pascha, welcher sich noch in Dem Soleiman aufhält, dargebotenen Vortheile bestimmten ihn, den Bahr-el-Ghasal zur Basis seiner Unternehmungen zu wählen, da er auf diesem Wege vor allem schneller sein vorläufiges Ziel, das Mombutu-Land zu erreichen im Stande ist. Den neuesten Briefen aus Chartum zufolge lauten die Nachrichten aus dem Bahr-el-Ghasal-Gebiete sehr günstig, und die Eröffnung neuer Wege durch das Niam-niam-Gebiet stehen dem unternehmenden Reisenden daselbst in Aussicht. Dass die Stationen südlich von Düfile aufgegeben worden sind, werden Sie bereits erfahren haben. Dagegen soll, wie Dr. Junker mittheilt, an der Westküste des Albert Nyanza eine neue Seriba gegründet worden sein, von wo aus ein neuer Handelsweg nach Mombutu angebahnt wird. Gessi Pascha scheint jenes Land gerade besonders in's Auge gefasst zu haben, und war die Ausrüstung einer grösseren Expedition dorthin während der letzten Zeit sein beständiger Wunsch. Hoffentlich gelangt Dr. Junker noch zur rechten Zeit hin, um Gessi's Plänen durch seine Betheiligung förderlich sein zu können. Von E. Marno sind auch neuere Nachrichten in Chartum eingetroffen, welche wir einem daselbst am 4. Februar aufgegebenen Briefe entnehmen. Demselben zufolge ist er mit einem Dampfer so weit in dem Bahr-el-Gebel stromaufwärts vorgedrungen, als Emin-Bey im vergangenen Jahre von Süden aus.

Es ist daher wohl anzunehmen, dass gegenwärtig der Fluss wieder frei und Marno nur damit beschäftigt sei, die grosse Masse von Munition und Material, das sich in den Depôts von Faschoda und am Sobat angehäuft hat, nach Lado zu schaffen. Der neuernannte General-Gouverneur des ägyptischen Sudan, Rauf Pascha, welcher Cairo immer noch nicht verlassen hat, dürfte in Chartum vor 1½ Monaten wohl nicht eintreffen. Die Absetzung Gessi Paschas gilt hier im Kriegsministerium als beschlossene Thatsache; überhaupt steht eine gänzliche Umgestaltung der Administration des Sudans in reactionär-arabischem Sinne bevor. So werden wohl über kurz oder lang alle Europäer, welche daselbst Aemter in der Verwaltung bekleiden, der Reihe nach eingeborenen Beamten weichen müssen. Vorläufig ist nur die Entsetzung Messidagliás von seinem Posten als Gouverneur von Darfur *de facto* erfolgt. Die ägyptische Regierung wirft dem Italiener grosse Uebergriffe, die er sich in selbstsüchtiger Weise zu schulden hätte kommen lassen, vor, und hat eine Klage gegen ihn eingeleitet. In Chartum und hier Indess betrachten Viele

die Sache als ein Werk der Verleumdung seitens eingeborener, mit der neuen Lage der Dinge unzufriedener Beamten.
G. Schweinfurth.

Buchta's Brief an Dr. G. Schweinfurth lautet:

Dem Suleiman (Sibêr) 25. November 1879.

„Seit wenigen Tagen in Begleitung Gessi Pascha's, den ich in Seriba Ghattas traf, hier angekommen, erlaube ich mir diese Zeilen an Sie zu richten, da ich glaube, dass es Sie interessiren dürfte, über die hiesigen, nun so sehr veränderten Verhältnisse einige Worte zu erfahren. Nach den heftigen, an blutigen, grausigen Episoden überreichen Kämpfen zwischen den Regierungstruppen und Suleiman's Macht ist Ruhe eingetreten, und so schwer es bisher schien, dem empörenden Menschenschacher ein Ende zu machen, so hat doch Gessi, freilich mit Mitteln, welche an Härte alle in Europa möglichen Massregeln weit hinter sich liessen, die Sklavenhändler nicht verjagt, nein, sondern ausgerottet; erbarmungslos wurden die Gellabas zu Hunderten, wie wilde Thiere in den Wäldern gehetzt und niedergemacht; um dies mit seiner geringen Truppenzahl, welche doch in erster Linie den Kampf gegen die Tausende von Basingers¹⁾ Suleiman's zu unterhalten hatten, vollführen zu können, rief er die Negerschechs mit ihren Leuten, die doch vor allen Anderen bei der Sache interessirt waren, zu seiner Hilfe, bewaffnete dieselben und fand an ihnen auch wirklich die erhoffte Unterstützung. Für die Gellabas und all' das Gesindel, welches mit ihnen unter einer Decke steckte, war dies Jahr eine Zeit des Schreckens und wird dieselbe wohl von den Wenigen, denen es vielleicht gelang zu entkommen, nie vergessen werden. Die Zahl der befreiten Sklaven beläuft sich auf mehr als Dreihunderttausend²⁾, alle diese armen Teufel wurden in ihre Heimat zurückgeschickt, Mädchen, Knaben sowohl, als Erwachsene, und überall haben diese Heimkehrten das Lob der „neuen“ Regierung verbreitet; die Neger im ganzen nun ausnahmslos der ägyptischen Regierung unterworfenen Bahr-ghasal-Gebiete zeigen sich überaus zufrieden und man hat nun Gelegenheit, zu sehen, dass es fast ausschliesslich das früher herrschende Raub- und Plünderungs-System gewesen, welches die schlechten Seiten des Neger-Charakters entwickelt hat. Ich war in hohem Grade erstaunt und befriedigt von der Freundlichkeit, Willfährigkeit und Docilität dieser Schwarzen, welchen so lange von ihren Peinigern alle Menschenrechte abgesprochen wurden. — Es werden sich wahrscheinlich in Europa Stimmen erheben, welche Gessi der Unmenschlichkeit anklagen, doch Sie, geehrtester Herr Doctor, welcher die Danaglas (Dongolanei) und ihre Exploitationen aus eigener Beobachtung kennen gelernt, Sie werden es wissen, dass mit halben Massregeln gegen diese Brut, welcher nichts heilig, nie und nimmer etwas auszurichten war. Kann man gegen Schensale, welche an bluttriefender Nichtswürdigkeit alles bisher Gehörte weit hinter sich lassen,

¹⁾ Aus Sklaven herangezogene Soldaten.

²⁾ Eine solche Zahl mag herauskommen, wenn man ausser den befreiten Sklaven-Transporten und Depôts, die Gessi zu Dutzenden aufgriff, auch den immensen Hausstand von ein paar Tausend Sklavenhändlern, die Bedienung in ihren zahlreichen Niederlassungen, die ackerbauenden Sklaven, Träger etc. hinzurechnet.

milde sein? Kann man Schonung den Bestien ähulichen Wesen angedeihen lassen, denen ein Menschenleben absolut nichts gilt, wenn es sich um einen Neger handelt, denen der Begriff, dass diese als Geschöpfe Gottes mit ihnen auf einer Stufe stehen, durch keine Mittel beizubringen ist? Was soll man sagen, wenn man von Gräuelszenen hört, welche einem Jeden, in dessen Brust ein Funke Nächstenliebe liegt, die Thränen in die Augen treiben. Schwangeren Weibern wurden die Kinder aus dem Bauche geschnitten und den in grässlichen Qualen mit dem Tode Ringenden die Placenta in den Mund gesteckt! Säuglinge wurden mit Schwerthieben zertheilt; auf der Flucht Soliman's von hier aus nach Darfur, nach dem Gebel - Marra wurden alle Kinder, welche nicht nachkommen konnten, wie Kälber abgeschlachtet. Gessi fand binnen drei Stunden über fünfhundert Leichen mit durchschnittenem Halse auf dem Wege liegen. In Djur-Ghattas tödtete ein Araber seine Sklavin mit Keulenhieben, weil dieselbe einige Fuls (Erdnüsse) gegessen! Gestern sprach ich ein Dinkamädchen, welches durch Flucht dem Schicksale ihrer drei Gefährtinnen entrann; sie war die Concubine eines Choterieh (nubischen Söldners), welcher nach Chartum zurückkehren sollte; da er dem gegebenen Befehle nach keine seiner Keksweiber mitnehmen durfte, beschloss er, dieselben zu tödten. Er band den armen Opfern die Hände und erschlug die Eine, hing die Andere und warf die Dritte in's Feuer! Dies ist eine beglaubigte, wahre Geschichte, keine Erfindung. Die Zahl der von Suleiman jährlich über Schakka ausgeführten Sklaven überstieg nach genauen Erhebungen Sechzigtausend; zumeist waren es von den Niam-niams erbeutete Sklaven, welche das Hauptcontingent stellen mussten. Das Land ist entvölkert und so gut als verödet. Es fehlt mir die Zeit, Ihnen, sehr geschätzter Herr, heute mehr von all' dem mitzuthellen, was durch übereinstimmende Aussagen aller Augenzeugen bestätigt wird; aber kann man es Gessi Pascha verargen, wenn er mit Galgen, Pulver und Blei gegen die Rotte dieser Halsabschneider vorgeht, wenn er das Wort Pardon vergass und, von dem Abscheu, den solches Wüthen in ihm erregen musste, geleitet, zu drakonischen Massregeln griff? Ich glaube, dass alle Jene, welche Antheil nehmen an der grossen Frage der Civilisation des schwarzen Erdtheiles, ihm ihre Zustimmung ertheilen müssen; hat er doch gezeigt, dass es Mittel gibt, um der Pest der Sklavenhändler ein Ende zu machen.

Diesem Schauerbild mit seinen düsteren Schatten fehlt es gleichwohl nicht an Lichtseiten. Rührende Beweise von Treue und Anhänglichkeit, todesverachtender Tapferkeit und Pflichttreue, alle Unbill vergessender Grossmuth zeigen uns, dass dem Menschen auch auf der untersten Stufe intellectuellder Ausbildung der Keim des Göttlichen eingepflanzt ist, welcher unter bestimmten Verhältnissen und Umständen zu schöner Blüthe hervorbricht. Idris-Wod-After, im vorigen Jahre als Mudir von Gordon Pascha eingesetzt in der nach Idris benannten Seriba, wollte über 100 seiner Basingers, Leute, welche ihm seit Jahren treu gedient, für ihn grosse Expeditionen mit bestem Erfolge unternommen auf den Sklavenmarkt nach Schakka senden; einer ihrer Führer, Sklave gleich ihnen, Namens Dschafar, machte

Idris Vorstellungen und versuchte alle seine Beredtsamkeit, um diesen von seinem Vorhaben abzubringen; umsonst. Als er wiederholt vorstellig wurde, ergriff Idris ein Gewehr und wollte Dschafar niederschliessen; dieser flüchtete, eilte auf dem Wege über Delgauna der Sklaven-Karawane voraus, befreite diese und rettete sich mit ihnen zu Soliman, welcher ihm ein Commando über 150 Basingers übertrug. Bald darauf überfiel Soliman den Dem (Dorf) Idris und nahm Schahin, den Sohn Idris', gefangen und legte ihn in Ketten. Durch seine wiederholten Niederlagen erbittert, sprach Soliman über Schahin das Todesurtheil und bestimmte den Tag der Enthauptung, welche im Dem Soliman vor dem grossen Gebäude, welches Sibér's Sohn als seine Residenz erbauen liess, executirt werden sollte. Schahin wandte sich an Dschafar und flehte ihn an, die Unbilden, welche er von ihm und seinem Vater erlitten, zu vergessen und ihn, Schahin, vom Tode zu erretten. Der oft misshandelte Neger vergass und versprach, Alles, auch sein Leben daran zu setzen, um den Sohn seines langjährigen Herrn zu befreien. Die Wache wurde durch 20 Flaschen Araki unschädlich gemacht und Schahin auf dem Rücken Dschafar's in der Nacht davongetragen; gefolgt von etwa neunzig seiner Basingers, gelang es Dschafar durch List, durch Kampf und eine herkulische Körperkraft, glücklich der Verfolgung der ihm nachgesandten Leute Soliman's in der Richtung nach dem Niam-niam-Gebiete zu entkommen, und Schahin war gerettet, obwohl er bald darnach in Dem Idris einer bössartigen Krankheit unterliegen sollte.

Und so gibt es noch viele Beweise, dass gerade der Neger eine bessere Natur sei, als der ewig betende, zu Allah schwörende Moslim. In einem späteren Briefe werde ich mir die Freiheit nehmen, auf Grund zahlreich gesammelter Notizen Ihnen ein zusammenhängendes Resumé des ganzen Krieges zu geben. Das Resultat desselben ist für die ägyptische Regierung, respective für Gordon Pascha auch in pecuniärer Beziehung ein glänzendes; ausser der Bente von mehr als 80.000 Thalern in Baarem, einer grossen Menge von Waffen, fiel an Elfenbein ein Werth von 100.000 Pfund in die Hände des Siegers, nicht zu rechnen die Erweiterung des Ländergebietes und den moralischen Erfolg, das Prestige, welches die Fahnen Effendina's umgibt. Möge nur das, was gewonnen wurde, auch festgehalten und nicht das so blutig vollzogene Werk durch kleinliche Rücksichten nachträglich zerstört werden; wollte doch Gordou Pascha das ganze Bahr-ghasal-Gebiet aufgeben, sowie zur Stunde das ganze Land südlich von Dufilé, all' die Stationen am Victoria-Nil, Moutan, im Schuli-Land geräumt werden. All' das Werk Baker's, Gordon's eigene dreijährige Arbeit wird annullirt, die kaum geöffnete Strasse von Norden zu den grossen Seen wieder geschlossen und die Hoffnungen, welche neunjährige Bemühungen erweckten, werden mit einem Schlage zerstört. Gordon Pascha gab gemessene Befehle, dass Mruli, Magungo, Foweira, Fatiko von den Truppen geräumt werden müssen, und ist gegenwärtig Dr. Emin Bey mit dem Vollzuge dieser Befehle beschäftigt.

Man sollte doch dagegen protestiren, ich glaube, dass wichtigere Gründe vorliegen, jeden eröffneten Zoll Central-Afrikas dem Einfluss der Civil-

sation zu erhalten, als die grössere oder geringere Rentabilität. Gordon Pascha als Engländer sollte diese Frage denn doch von einem anderen Standpunkte auffassen, als ein ägyptischer Effendi. — Mein Weg von Ghaba-Schambé über Rohl nach Seriba-Ghattas war der vielen Flüsse und Sümpfe wegen ein recht beschwerlicher, doch bin ich glücklich durchgekommen und noch immer vollständig gesund; leider bin ich an meiner Rückkunft nach Chartum durch das nun dreimonatliche Ausbleiben der Dampfschiffe in der Mesehra-er-Rig verhindert; es steht zu befürchten, dass der Bahr-el-Ghasal am Mogrèn-el-Bochur (Mündung der Gewässer) eben so wie der Bahr-el-Gebel durch eine Pflanzenbarre versperrt sei; wäre dies wirklich der Fall, so müsste ich mich entschliessen, den langen, beschwerlichen und kostspieligen Weg über Darfur und Kordofan einzuschlagen. Indessen bin ich bemüht, so viel als möglich zu arbeiten; leider bin ich am Photographiren durch Mangel an Glasplatten verhindert, muss daher meine Zuflucht zu Pinsel und Stift nehmen; eine Ansicht vom Dem Suleiman werde ich morgen per Camera aufnehmen; ein richtiger Standpunkt wird mir, wie ich hoffe, ein schönes Bild des jetzt doppelt interessanten Platzes geben.

Richard Buchta.

AUS DEN GEBIETEN OST-TURKISTANS.

Von *Hermann von Schlagintweit-Sakünlinski.*¹⁾

Nachdem nun mit meinem IV. Bande der „Reisen in Indien und Hoch-Asien“²⁾ die deutsche, beschreibende Bearbeitung beendet ist, seien hier, als Gegenstand neuer Betrachtung, solche Ergebnisse zusammengestellt, welche sich nur für die nördlichen Gebirgsstufen in Beziehung auf Geschichte und Cultur-Entwicklung geboten haben. Einige topographische Daten, welche damit zu verbinden waren, konnte ich meiner Mittheilung in der königl. bayerischen Akademie entnehmen, welche im nächsten Vierteljahrs-Hefte erscheinen wird.³⁾

Es lassen zwar für den Naturforscher die Anhaltspunkte, wie Geschichtliches und selbst Prähistorisches sie bieten, nur selten mit jenen Untersuchungen sich verbinden, durch welche geographische sowohl, als geologische Gestaltung gedeutet werden muss; die Entstehung jener Formen setzt fast in allen Perioden eine ungleich grössere Dauer voraus. Doch schliesst dies für ihn nicht aus, in fernem Lande nach unmittelbaren Beiträgen historischer Art ebenfalls zu streben.

Andernthails sind für die Fragen der Geschichte die Resultate „über Flüsse und Gebirge, über Klima und Charakter der Bewohnung“ als solche gleichfalls von wohlberechtigtem Werthe.

Zur Uebersicht über das Gesamtgebiet von Hoch-Asien, welches hier als die grösste Massenerhebung

der Erde die alten Culturstätten Indiens von den Reichen des östlichen Central-Asien trennt, habe ich ein Kürtchen beigelegt, das schon im III. Bande der „Reisen“ in einer Ecke meiner neuen Karte des westlichen Hoch-Asien gegeben war, auf dem aber jetzt in Revision von 1879, mit Umzeichnung, bis zur gegenwärtigen Zeit die topographischen Daten der späteren Untersuchungen berücksichtigt sind.⁴⁾ Es lässt sich auf demselben, ungeachtet des kleinen Massstabes von 1:294 Millionen, die Ausdehnung und die gegenseitige Verbindung der hier sich bietenden Gebirgsverhältnisse übersehen, weil die Darstellung auf Angabe der dominirenden Kämme und der grossen Ströme sich beschränkt.

Ost-Turkistán, das alte Türki-Reich, ist hier in seinen südlichen und östlichen Theilen enthalten. Gegen Norden ist es begrenzt durch die Thianshán-Kette, von welcher auch hier der westliche und etwas südliche Theil noch angegeben ist. Gegen Osten reicht es über den See Lop hinaus, aber nur wenig; es erstreckt sich an central gelegene, in secundärer Kettenbildung weit ausgedehnte Mittelstufen, welche verhältnissmässig nicht bedeutend ansteigen, deren unterer Theil jedoch schon an den Ufern des See Lop bei 2200 englische Fuss⁵⁾ Höhe über dem Meere beginnt. Gegen Westen bilden die centralen Erhebungen des Pámir-Hochlandes mit dem Bólor Tagh⁶⁾ die Grenze.

Gegen Süden hat sich die Grenze etwas weniger einfach gestaltet gezeigt, seit Bereisung für das westliche Hoch-Asien den Charakter der Bodenformen bestimmter beurtheilen lässt, als die vagen Angaben aus den Bazárs, die allein vor wenigen Jahren noch vorgelegen hatten. Im Süden Turkistáns bildet nämlich die Grenze gegen das westliche Tibet, am Hindukush beginnend, die Kammlinie der Karakorúm-Kette. Dann folgt als Grenze parallel der linken Seite des Kéria-Flusses ein secundärer Querkamm (der gleichfalls auf obiger kleinen Karte zu sehen ist), von dessen nördlichem Anschluss an die Künlün-Kammlinie bildet nun der Künlün die Grenze zwischen Tibet und Ost-Turkistán, wobei letzteres bis etwas über 91° östlich von Greenw⁷⁾ sich fortsetzt.

In der Bodengestaltung Hoch-Asiens, das von Ost-Turkistán bis Indien sich ausdehnt, ist für den Völkerverkehr sowohl die Lage und die Erhebung der Kammlinien, als die Ausdehnung der Basis von grosser Bedeutung gewesen.

Die Hauptketten sind drei: a) Die Himálaya-Kette im Süden; b) die Karakorúm-Kette nördlich von dieser

¹⁾ Für die Transcription auf der Karte, sowie im Texte ist als abweichend vom Deutschen in Kürze nur Folgendes zu erwähnen: ch = tseh; j = dsch; (kh im Worte Khan = ch); sh = sch; y = j; z = weiches s. — Auf jedem mehrsilbigen Worte ist von mir der Hauptaccent angegeben (auf ö und ü konnte er der kleinen Lettern wegen hier nicht angebracht werden²⁾).

²⁾ 1000 englische Fuss = 30479 Meter = 9389 Pariser Fuss.

³⁾ Die ältere Form dieses Namens ist Belüt Tagh, ein Törki-Wort, bedeutend „das wolklige Gebirge“, wie ich in Vol. III unserer „Results etc.“, p. 175, im geographischen Glossarium zu erläutern hatte. — Bolóris, vielleicht wohl früher aus jener Gegend eingewandert, nennt sich jetzt auch noch ein Stamm in den obersten Stufen von Baltistán also schon auf der Südsseite der wasser-scheidenden Hauptkette Hoch-Asiens.

⁴⁾ Die Längen sind auf den Meridian von Greenwich bezogen: Paris = 2° 20' 57" östlich von Greenwich; Ferro (oder „20 Grad westlich von Paris“) = 17° 39' 3" westlich von Greenwich.

¹⁾ Dieser Abhandlung liegt ein Vortrag von mir in der Sitzung des Münchener Alterthums-Vereines vom 16. Februar d. J. zu Grunde. D. V.

²⁾ Jena, Hermann Costenoble, 1880.

³⁾ Allgemeine Uebersicht der Itinere und die Routenkarte wurden zuerst gegeben in unseren „Results of a scientific mission to India and High Asia“. Leipzig, F. A. Brockhaus; London, Triebner & Comp., Vol. I, 1861. (Es folgten bis jetzt Vol. II, III und IV. Der Atlas hat 43 Tafeln in Imp.-Fol.)

folgend und in ihrem östlichen Theile starke Seitenverzweigung gegen Norden zeigend; c) die Künlün-Kette, als die dritte, im Norden.

Obwohl die Karakorüm-Kette es war, welche bei unserem ersten Vordringen über dieselbe im Sommer 1856 so gleich als die wasserscheidende sich bot, war dieselbe doch vorher als Kette gar nicht genaunt gewesen; die Eingebornen, welche stets zwischen Norden und Süden sie überschreiten mussten, hatten dieselbe wegen des nicht sehr steilen Ansteigens nur als Theil von central gelegenen, aber nicht überragendem Hochlande betrachtet und auf Kariten, welche nach Routen-Angaben auch den Nordrand Hoch-Asiens enthielten, waren als Kammlinien nur jene des Künlün und des Himälaya angegeben. Dennoch hatten wir als Höhe des Karakorüm-Passes, der auch auf der günstigsten directen Verkehrslinie als Uebergangsstelle benützt werden muss, die Höhe von 18,345 englischen Fuss erhalten.

Jenem Theile Ost-Turkistans, der zwischen dem Karakorüm und dem Künlün gelegen ist, fehlt in seiner ganzen Ausdehnung irgend welche permanente Bewohnung. Die Höhe ist auch in den Thalsohlen noch sehr bedeutend und die Trockenheit wirkt als Hinderniss am meisten dabei ein; selbst jenseits des Künlün ist die Bevölkerung Ost-Turkistans vorzüglich auf die Strecken längs der Flüsse und auf die Höhen, für welche künst-

liche Bewässerung angelegt werden konnte, beschränkt.

Von Gebäuden fanden wir dessenungeachtet eines als Veste, wohl aus alter Zeit und jetzt Ruine, im Karakäsh-Thale des Hochgebirges.

Es ist dies Sikänder Mokäm auf einer Stufe der linken Thalseite. Die geographischen Positionen der Breite und der Länge sind daselbst: 35° 56' Norden und 79° 22' Osten von Greenw. Nach einem Aquarelle von mir (Gen. Nr. 573) liess ich als Tafel 22 einen Holzschnitt davon in Band IV. der „Reisen“ gegeben.^{*)} Ich habe darüber zu berichten, wie folgt:

Sikänder Mokäm war zur Zeit als im Verkehre zwischen Turkistan und Ladäk, bei grösserer Lebhaftigkeit desselben, auch östlich vom Karakorüm-Passe Uebergangsstellen benützt wurden, ein Halteplatz auf

einem mehr directen Verkehrswege zwischen Tibet und Khótan. Lange waren aber unter der Herrschaft von China die Karawanen auf Benützung des Karakorüm-Passes allein beschränkt geblieben. Jetzt mag auch diese Haltestelle wieder an Bedeutung gewinnen. An die Verhältnisse der früheren Zeit erinnert hier mächtiges Mauerwerk, das, obgleich vom Einsturze bedroht, sehr deutlich sich unterscheidet in Grösse und in Construction von den losen Steinhütten, wie sie sich auf dem Wege, der aus Nübra herauf über die Karakorüm-Kette führt, an mehreren Stellen gezeigt hatten.

Ruinen von Zoll- und Befestigungs-Gebäuden, welche — abhängig vor Allem von den politischen Verhältnissen — bisweilen errichtet werden, kommen auch auf anderen Wegen durch solche Wüsten vereinzelt vor. Meist erhalten sie sich nicht lange, wenn der Verkehr einmal unterbrochen ist. Bei Hayward, dessen Weg 13 Jahre später durch diesen Theil des Karakäsh-Thales führte, ist Sikänder Mokäm nicht erwähnt. Doch

wäre es wohl möglich, dass er dem Flussufer entlang an dieser Stelle vorüberkam, ohne die etwas höher gelegenen Gegenstände zu bemerken oder genannt zu erhalten, ähnlich wie er den Kiük Kiöl-See unerwähnt lässt. Die Höhenmessung ergab uns bei Sikänder Mokäm für die Thalsohle am Karakäsh-Flusse 13,864 englische Fuss. Die ganze Breite des Thales ist hier über 3000 Fuss; jene des



fließenden Wassers war, im August 1856, 2300 Fuss; die Tiefe erreichte nirgends 2 Fuss. Ungeachtet so bedeutender Horizontal-Dimensionen zeigten sich an den Seiten der sehr wenig gegen die Mitte sich senkenden Thalfäche Wassermarken, welche in den Sand- und Schlamm lagern der geologisch neuesten Gestaltung 2 1/3 Fuss als Erosionstiefe erkennen liessen.

Die Wahl des Namens Sikänder Mokäm, „Alexanders Lagerstätte“, würde, wenn etwa als ideale Bezeichnung auf die im Thale prominirende Stellung bezogen, nicht überraschen. Aber nach den Begriffen der Eingebornen ist er ganz objectiv zu verstehen; Alexander der Grosse soll auf seinem indischen Feldzuge hier sein Lager aufgeschlagen haben. Eine mythisch-historische Kunde von Alexanders Feldzug fanden wir sowohl in Indien allgemein, als auch bei den Mussalmäns im Norden von Hoch-Asien. Nachricht über Alexander den Grossen hat sich wohl mit dem semitischen Materiale der Geschichte verbreitet, das nach und nach der Einführung des Korän

^{*)} In der Sitzung des Alterthumsvereines war Ausdruck dieser Tafel von mir übergeben, und es kam auch, nebst einigen anderen Aufnahmen aus dem Künlün, dieses Aquarell im Originale zur Vorlage.

folgte. Die Tibeter wussten nirgend von Alexander, selbst ihre Priester, die Lamas, nicht. (Der Weg Alexanders war übrigens bekanntlich ein ganz anderer gewesen, viel westlicher gelegen, ohne irgend eine Verbindung mit Ost-Turkistan.)

Zwischen Indien und Ost-Turkistan haben aber ebenfalls die ersten Wege des Verkehrs nicht die tibetischen Gebiete durchzogen, sondern haben in weiter Ausbeugung gegen Westen geführt. Man ging über Kabul und Afghanistan bis Persien; von dort erst traten die Karawanen, mit Umgehen der grösseren Höhen, selbst des Hindukush, in das Oxusthal ein. Sie hatten nun noch immer die grossen Hebungen des Pamir-Landes entweder unmittelbar östlich von den Oxusquellen zu überschreiten, oder an anderen Pässen, die sich bis zu bedeutender Entfernung nördlich in der Kammlinie folgen. Die Kammlinie zieht sich von den Oxusquellen, bei denen sie sich an den Hindukush anschliesst, noch weit gegen Norden fort, mit starker Krümmung gegen Westen in den mittleren und in den nördlichsten Theilen.

Die Betheiligung des Buddhismus an der Verbindung der Völker begann zwar hier viel später als im Osten; doch lässt sich schliessen, dass das Auftreten desselben wenigstens vor das erste Jahrhundert v. Chr. schon fällt, da Kaiser Ming Ti, welcher im Jahre 65 n. Chr. den Buddhismus in China als Staatsreligion erklärte, in Ost-Turkistan, soweit er es damals zu einer Provinz Chinas gemacht hat, den Buddhismus vorgefunden hat, und zwar in einer Entwicklung, bei der schon grosse Cultus- und Städte-Bauten hergestellt wurden.

Auch eine so viel als möglich directe Verkehrsline nach Ost-Turkistan von Kashmir durch West-Tibet scheint schon verhältnissmässig früh versucht worden zu sein; aber mit den Zügen längs dieses Weges hatte damals kein Auftreten der neuen Lehre bei den Tibetern sich verbunden.⁹⁾

In den Umgebungen von Turkistan sind noch jetzt in weitem Umkreise die Regionen der Verbreitung des Buddhismus die grössten und Turkistan hat viel zur Ausbreitung desselben nach dem Norden und dem Osten beigetragen. In Turkistan selbst waren seine Lehren während einer Periode von mehr als einem halben Jahrtausend vorherrschend das wichtige Element der moralischen Stellung und der politischen Anschauungen der Bevölkerung geblieben. Gegenwärtig aber ist der Buddhismus, ebenso wie das Christenthum, das später vereinzelt dort auftrat, seit lange schon vom Islam vollständig verdrängt.

⁹⁾ Nach Tibet war der Buddhismus ungeachtet seiner nördlichen Ausbreitung im Osten und im Westen viel später erst hineingekommen, und zwar von Indien aus. Es lässt sich als der Beginn seiner allgemeinen Verbreitung erst die Zeit des 7. Jahrhunderts mit Bestimmtheit erkennen.

Auf dem Südabhange des Himalaya, auf der indischen Seite, war schon einige Jahrhunderte früher, in der Periode der Blüthe in Indien, der Buddhismus im Nordwesten ebenfalls sehr verbreitet gewesen, hat aber gleichzeitig mit dem Verschwinden in den indischen Tiefländern aufgehört.

Dahin, wo auf der indischen Seite des Himalaya noch jetzt Buddhismus besteht, wie in Bhutan und Sikkim, ist er dann von Tibet aus hineingekommen; verhältnissmässig spät, im 12. Jahrhundert erst. (In Indien ist der Buddhismus von 500 v. Chr. bis 500 n. Chr. besonders mächtig und ausgedehnt gewesen; Sakyamuni, der Stifter, starb 544 v. Chr. — Erl. „Reisen“, Bd. II, S. 67—79.)

Als politisch-historische Daten sind zur Uebersicht die folgenden Angaben noch beizufügen.

Eroberung der Chinesen hat sich im 7. Jahrhundert unter Kaiser Tai-tung, bis Káshgar ausgedehnt. Seit dem, im Jahre 712 beginnend, mit dem Eindringen der Mussalmáns Beherrschung durch diese und, im 10. und 11. Jahrhundert, Einführung des Islam ermöglicht wurde, traten vielfache Wirren mit häufigem Herrscherwechsel ein, aber meist unter mongolischen Dynastien; nach diesen war Ost-Turkistan, ebenfalls bis Káshgar wieder, im Jahre 1760 auf's Neue Provinz des chinesischen Reiches geworden.

Länger als bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts blieb nun Ost-Turkistan in dieser Unterwerfung; dann fing Empörung gegen China wieder an. Vereinzelte Versuche waren in den westlichen Provinzen eben zur Zeit unserer ersten Reise daselbst, 1856, mehrmals vor den Häuptlingen sowohl als von den nicht weniger gegen die Chinesen eifernden Priestern (die als Akháus, als „Lehrer-Propheeten“ sich zeigen) gemacht worden; aber sehr gross war die Betheiligung damals noch nicht.

Meist hatten die einzelnen Führer selbst sehr bald feindlich sich gegenüber gestanden.

Die Erfolge, mit welchen die fast 20jährige Unabhängigkeit erreicht wurde, hatten 1857 begonnen, mit den Einfällen aus Kókand im Nordwesten durch Váli Khan aus der Familie der Khójas, der alte Erbansprüche geltend machte und zugleich in roher und zertörender Weise auftrat. Dieser war es auch, dem 1857 mein Bruder Adolf,¹⁰⁾ als er ebenfalls Bereisung Ost-Turkistans vorgenommen hatte, in die Hände fiel. Adolf war zu weit schon vorgeückt, um wieder nach Süden sich zu wenden, als er von dem ausgebrochenen Aufstande hörte, und konnte ungeachtet aller Vorsicht nicht mehr unbemerkt die russische Grenze erreichen. Am 26. August des Morgens war er zuerst von umherziehenden Turki-Truppen in den unmittelbaren Umgebungen von Káshgar festgenommen worden; Nachmittags um 4 Uhr wurde er, nach vergeblich angestrebten Unterhandlungen, vor Váli Khan geführt, der sogleich befahl, dass er mit einem Dolche niedergestossen, auch dass der Leiche der Kopf noch abgeschlagen werde.

Váli Khan selbst wurde zwar bald wieder zurückgedrängt; aber die Erhebung gegen die Chinesen war eine sehr allgemeine geworden, es folgte deren Vertreibung aus dem Tungánenlande im Norden und Osten, dann neues Eindringen von Khójas nach Turkistan unter Búzug Khan, den Mohámmad Yákuib, der spätere Herrscher, als Kusbégi oder Heerführer begleitete. Bald nach den Siegen von 1865 machte sich Mohámmad Yákuib selbst zum Oberhaupte, und Búzug Khan musste nach Mékka pilgern und von dort nach Andidsbán in Verbannung gehen; Váli Khan, der seine Ansprüche nicht ganz aufzugeben schien, wurde hingerichtet. Im April 1866 eroberte Mohámmad Yákuib auch Khótan, welches vorher schon von China unabhängig geworden war, und damals unter Háji Habidúllah Khan gestanden hatte.

Im Juni 1877 ist Mohámmad Yákuib gestorben; nach Europa gelangte die erste Nachricht davon Mitte

¹⁰⁾ Er war geboren zu München, 9. Jänner 1829; Besprechung seiner letzten Reise von Ladák bis Káshgar ist Gegenstand des 4. Capitels in „Band IV“, S. 217—281.

Juli. Er war circa 1819 in einem Dorfe bei Tâshkend geboren, als Sârte, „Sesshafter“, aber niederer Herkunft. Als Junge war er mit betheilenden Fakîrs umhergezogen.

Nachfolger wurde sein Sohn Beg Kûli Beg; aber Thron-Streitigkeiten und innerer Krieg, sogleich nach Mohâmmad's Tod beginnend, hatten den Chinesen nochmals die Eroberung des Landes ermöglicht; sie haben sich 1877/78 wieder als Herrscher dort festgesetzt.

CHRONIK DER BEMERKENSWERTHESTEN EREIGNISSE DES JAHRES 1879

in Ost- und Süd-Asien, Afrika und
Australien.

April — Juni.

1. April. Die Angaben der indischen Regierung für die durch Hungersnoth Bedrückten oder Bedrohten werden für die Zeit vom 1. April 1878 bis 31. März 1879 auf 13 Millionen Pfund Sterling veranschlagt.

— Die britischen Postämter in Japan hören auf und der gesammte Postdienst geht in japanische Hände über.

2. April. Lord Chelmsford wird bei Ginglelovo von einer grösseren Abtheilung Zulus angegriffen, schlägt dieselben entscheidend auf's Haupt und entsetzt am 3. ohne weiteren Kampf Ekobe.

3. April. Die Königin hat für die Weltausstellungen von Sydney und Melbourne eine Achtzehner-Commission ernannt, deren Vorsitz der Prinz von Wales führen wird.

— Der Schatzkanzler legt im Unterhaus das Ausgaben-Verzeichniss für 1878/79 dar, in welchem die Kosten des Trans-Kei-Feldzuges zu 590.000 und die des Zulu-Krieges zu 1,510.000 Pfund Sterling angegeben werden.

4. April. Das britische Unterhaus lehnt den Antrag Briggs' auf Aufhebung der indischen Einfuhrzölle auf Baumwollwaaren im Wesentlichen ab, nimmt dagegen einen Zusatz des Schatzkanzlers an, welcher besagt: dass das Haus die jüngste Ermässigung als einen Schritt zur vollen Abschaffung ansehe. Im Oberhaus lenkt Lord Shaftesbury die Aufmerksamkeit der Regierung auf den Zustand der Fabriksarbeiter in Indien von denen etwa 40 000 in Baumwoll-Manufacturen bei zehn- bis dreizehnstündiger Arbeitszeit beschäftigt und in keiner Weise durch Gesetze geschützt sind.

7. April. Der Khedive theilt den General-Consuln ein neues, von Delegirten der Geistlichkeit, der hohen Beamten und der Notabeln ausgearbeitetes Finanzproject mit und enthebt Rivers Wilson und Bliignières ihrer Stellen. An Stelle von Tewfik Pascha übernimmt Scherif Pascha das Präsidium des Ministeriums. — Oberst Pearson langt mit der Garnison von Ekowe am Tugela an.

— Oberst Gordon trifft in Schaka, einer der Haupt-Niederlagen der Slavenhändler am Gazellenfluss ein lebt hundert Slavenhändler auf und befreit ihre Waare.

8. April. Wilson und Bliignières weigern sich, ohne ausdrückliche Ermächtigung ihrer Regierungen, zurückzutreten. Eine amtliche Erklärung des neuen Ministeriums zeigt an, dass es sich gegenüber dem De-

legirten-Rathe, der mit constitutionellen Befugnissen begleitet werden solle, verantwortlich betrachte.

— In Washington werden die Ratificationen des neuen Handelsvertrages zwischen Japan und den Vereinigten Staaten ausgetauscht.

— Aus Gibraltar wird der Ausbruch eines schrecklichen sporadischen Fiebers in Casa Blanca (Marokko) gemeldet.

— Ein Angriff der vorzüglich aus Colonial-Miliz bestehenden Truppe unter Oberst Griffiths auf Moiros's Lager im Basutoland wird abgeschlagen.

10. April. Aus Lahore wird gemeldet, dass Ayub Khan sämtliche leitende Beamten und Anhänger seines Vaters ins Gefängniss geworfen hat.

— Ein Beamter des japanischen Inland-Amtes schifft sich nach den Liukiu-Inseln ein, um die Stelle eines Präfecten für den neugebildeten Okinawa-Ken daselbst einzunehmen.

— In Tokio werden zwei Officiere der Artillerie wegen Theilnahme an einer Staats-Verschwörung erschossen.

12. April. Waddington erklärt im französischen Minister-Rath, dass die französische Besatzung von der Insel Mataboa zurückgezogen sei und die beiderseitigen Ansprüche auf dem Verhandlungswege entschieden werden sollen.

— In Peking werden die Bestattungs-Feierlichkeiten für den verstorbenen Kaiser und die Kaiserin, deren Leichname nach dem 240 Li entfernten Tung-Ling gebracht werden, zehn Tage lang mit grossem Pomp begangen.

15. April. Die Kron-Agenten der Cap-Colonie laden zur Zeichnung einer 4½ percentigen Anleihe von 2,615.000 Pfund Sterling ein, von der 750.000 Pfund zur Bestreitung der Kosten des Kaffern-Krieges und der Rest für öffentliche Arbeiten bestimmt ist.

— In Fusan (Korea) macht ein Pöbelhaufe einen Angriff auf Officiere eines japanischen Kriegsschiffes.

— Die Bevölkerung der Colonie Victoria für 1878 wird amtlich zu 879.386 angegeben.

16. April. In der Jahres-Versammlung der Nordischen Telegraphen-Gesellschaft zu Kopenhagen wurde die Zahl der auf den asiatischen Linien beförderten Botschaften zu 126 048 und die Einnahme davon zu 2,780.819 Francs angegeben.

19. April. In London langen Posten aus Adelaide via Suez und Brindisi an, welche 34 Tage, die kürzeste bisher bekannte Zeit für diese Verbindung, unterwegs waren.

— Prinz Heinrich von Preussen landet auf der Corvette „Prinz Adalbert“ in Honolulu und stattet dem König seinen Besuch ab.

— Aus Mandaleh wird gemeldet, dass König Thebau vor versammeltem Rathe erklärte, keinen Forderungen Englands Gehör leisten zu wollen.

21. April. Nachdem sämtliche Verstärkungen der englischen Truppen in Natat gelandet sind, beginnt der Vormarsch in mehreren Heersäulen in das Zulu-Land.

22. April. In Tokio wird die Medicinschule in Gegenwart des Mikado feierlich eröffnet.

24. April. Eine russische Truppen-Abtheilung von dem Heerkörper des General Lomakiu wird bei Kras-

nowodsk von einem Trupp tekinzischer Räuber zurückgeschlagen.

25. April. In Irkutsk trifft durch Tschuktschen-Boten eine Nachricht von Nordenskjöld ein, welche meldet, dass sein Schiff „Vega“ seit 16. September in 67° 3' N. Br. und 171° 33' Oe. L. festgefroren sei.

26. April. Ketschwäyo's Bruder Magneza unterwirft sich sammt einigen Begleitern den Engländern.

— Capitän Zembach von der Reichs-Marine wird zum k. deutschen Consul in Apia (Samoa-Inseln) ernannt.

27. April. Die britisch-indische Regierung beschliesst eine starke Verminderung der Ausgaben und besonders eine Herabsetzung des Postens für Oeffentliche Arbeiten auf 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling.

— Aus New-York wird gemeldet, dass General Bartlett zum Ersten Minister von Samoa ernannt worden ist, trotz des Einspruches des deutschen Consuls.

29. April. In Bangkok trifft eine Gesandtschaft des Königs von Annam ein, um den lange unterbrochenen Verkehr der beiden hinterindischen Mächte wieder zu eröffnen.

30. April. Von Japan wird die Nachricht dementirt, dass die Liukiu-Inseln „formell annexirt“ worden seien. Sie sind dies längst. Es ist nur der Rest der localen Selbstständigkeit, die sie als Theile des Gebietes der Fürsten von Satsuma genossen, unterdrückt und die japanische Verwaltung dort eingeführt worden.

1. Mai. Der Verlust der Briten an Kriegsmaterial, Munition und Fahrwerk seit Beginn des Kaffernkrieges wird auf 750.000 Pfund Sterling geschätzt.

— Soyeshima, früher Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, ist vom Kaiser von Japan zum Ersten Staatsrath ernannt worden.

— Die „Peninsular & Oriental Comp.“ hat mit der britischen Regierung einen Vertrag über die Beförderung der australischen Post geschlossen, der vom 1. Januar 1880 an in Wirksamkeit treten soll. Die angenommene Zeit für London-Melbourne ist 39, für Galle-Melbourne 19 Tage, einschliesslich die Aufenthalte in King Georges Sund und Ytenely (Adelaide).

2. Mai. Jakob Chan begibt sich mit seinen Ministern und mehreren Sirdars von Kabul nach Gandamak in das britische Lager, um mit den indischen Behörden unmittelbar zu verkehren.

— Der erste japanische Gesandte bei der niederländischen Regierung, Jubii Sinzo Aoki, überreicht sein Beglaubigungsschreiben.

4. Mai. England und Frankreich verlangen vom Khedive die Einsetzung französischer und englischer Minister.

— In Mauritius tritt Sir George Bowen sein Amt als Governor an.

8. Mai. Jakob Khan trifft in Gandamak ein.

9. Mai. Einer Anfrage Lord Carnarvon's antwortend, stellt Lord Salisbury fest, dass die Ueber-einkunft von Tschifu noch nicht ratificirt sei; es bedürfe noch weiterer Unterhandlungen mit den ausländischen Mächten und auch mit China betreffs der Likin-Zölle.

— Die Expedition, welche zur Erforschung Tibets von Indien ausgehen sollte, unterbleibt wegen der Unruhen an der Grenze.

12. Mai. Ketschwäyo zieht sich nach Zerstörung seines Kriegskraals nordwärts zurück.

13. Mai. Der russische Forschungsreisende Oberst Prschewalsky erreicht Bulungyr an der tibetanischen Grenze.

14. Mai. Eine Streifpartie Zulus macht einen Einfall in das Gebiet von Natal und raubt Vieh.

— Der deutsche Reichstag stimmt dem Ueber-einkommen zu zwischen dem Reich und Grossbritannien in Betreff des Eintrittes des ersteren an Stelle von Preussen in den Vertrag vom 20. December 1841 zur Unterdrückung des Sklavenhandels.

— Keith Johnston tritt von Zanzibar aus seine Forschungsreise nach dem Nyassa-See an.

15. Mai. Die „London Missionary Society“ gibt ihre Einnahmen für 1879 zu 101.100, die „Colonial Missionary Society“ zu 2747 Pfund Sterling an.

— In Fort Chelmsford treffen drei Sendlinge von Ketschwäyo ein, welche um Frieden bitten.

— In Astrachan wird eine Quarantäne-Station für alle aus persischen Häfen kommende Schiffe eröffnet.

16. Mai. Der ägyptische „Famine Commissioner“, Mr. Baird, veröffentlicht seinen Bericht über die Hungersnoth in Ober-Egypten. Mindestens 10.000 Einwohner sind demselben zufolge buchstäblich Hungers gestorben. Der Bericht verurtheilt aufs schärfste das ägyptische Stenersystem.

— Kerdyk und Pinkoffs, die Häupter der niederländisch-afrikanischen Handels-Vereinigung, erklären Bankrott und diese Gesellschaft geht in Liquidation.

18. Mai. In Paris feiert man durch ein Bankett, dessen Festrede Victor Hugo hält, das Andenken der Abschaffung der Sklaverei in den französischen Colonien.

— Der deutsche General-Consul in Egypten überreicht eine geharnischte Verwahrung seiner Regierung gegen den Erlass vom 22. April, der als eine Verletzung der internationalen Verpflichtungen bezeichnet wird. Die übrigen Mächte schliessen sich dieser Verwahrung an.

19. Mai. Chen Lan Pin, chinesischer Gesandter bei den Vereinigten Staaten, Spanien und Peru, trifft in Madrid ein, um einen Vertrag mit Spanien über die Kuli-Einfuhr nach Cuba abzuschliessen und eine ständige Gesandtschaft in Madrid zu gründen.

20. Mai. Die National-Versammlung bewilligt $\frac{1}{2}$ Million Francs für die durch den Wirbelsturm verwüstete Insel Réunion.

21. Mai. Eine britische Truppen-Abtheilung rückt nach dem Schlachtfeld von Isandlana vor und beerdigt die Todten.

22. Mai. Eine Mittheilung des Governor von Bombay an die britische Regierung stellt die öffentliche Sicherheit in den Bezirken Puna und Sattara als in solchem Grade durch organisirte Räubereien (Dacoities) erschüttert dar, dass eine grössere Zahl von Truppen zur Unterdrückung der letzteren nothwendig erscheint.

23. Mai. In der Jahresversammlung der Pacific Mail S. S. Cy. in New-York wurden die Einnahmen zu 4,054,560, die Ausgaben zu 3,652,745 Dollars angegeben.

26. Mai. Die Royal Geographical Society (London) verleiht ihre grosse goldene Medaille dem russischen Obersten N. Prschewalsky für seine Forschungen in Inner-Asien und die kleinere dem englischen Ingenieur-Haupt-

mann W. J. Gill für seine Reisen und Aufnahmen in West-China und Nord-Persien.

— Sir Garnet Wolseley wird zum Ober-Commandirenden der Truppen am Cap ernannt.

— In Gandamak wird vom Emir Jakub Khan und dem Major Cavagnari (als Vertreter des Vicekönigs von Indien) ein Vertrag unterzeichnet, durch welchen das rechte Indus-Ufer mit den Pässen in englischen Besitz übergeht, ein englischer Resident in Kabul aufgenommen, die auswärtige Politik Afghanistans unter englischem Rathe geführt und dem Emir eine Subsidie von 6 Lak bezahlt wird.

28. Mai. Tod des evangelischen Bischofs von Jerusalem, Dr. Samuel Gobat.

— In der Jahresversammlung der Suez-Canal-Gesellschaft werden die Einnahmen für 1878 zu 32,496.335, die Ausgaben zu 16,897.750, der Reingewinn zu 2.575.247 Fres. angegeben.

29. Mai. Prinz Heinrich von Preussen, am 23. Mai mit der Corvette „Prinz Adalbert“ in Tokio eingetroffen, überreicht dem Mikado den Schwarzen Adlerorden.

— In der Jahresversammlung der Gesellschaft der Messageries Maritimes wird der Werth ihrer Flotte zu 57,756.840 Fres., die Zahl der beförderten Reisenden zu 111.806, die Menge der beförderten Waaren zu 392,656 M. Tonnen angegeben. Ferner wird gemeldet, dass die Linie nach Cypern aufgelassen werden soll.

30. Mai. Eine Zählung der Bewohner der Pitt- und Chatham-Inseln (bei Neuseeland) ergab das Vorhandensein von 200 Europäern und 122 Maoris.

1. Juni. Die britischen Truppen beginnen ihren Vormarsch in das Zulu-Land.

— In Aures (Algerien) sind ernsthafte Unruhen ausgebrochen, die sechs Spahis und drei franzosenfreundlichen Arabern das Leben kosten. Von Algier werden drei Bataillone Fusstruppen und zwei Züge Artillerie nach Constantine gesandt.

— Prinz Louis Napoleon, der Truppe des General Wood zugewiesen, wird bei einer Recognoscirung in in der Nähe des Hytoyoyzi-Flusses von Zulus erschlagen.

2 Juni. Zwischen Grossbritannien und Portugal ist ein Vertrag geschlossen, welcher freien Verkehr und Handel zwischen den afrikanischen Besitzungen der beiden Mächte, völlige Verkehrsfreiheit des Zambesi und seiner Nebenflüsse, das Recht des ungehinderten Verkehrs von und nach Transvaal über den Hafen Lourence Marques und die Möglichkeit des Transportes britischer Truppen und Munition durch portugiesisches Gebiet sicherstellt. Eine Commission für die Erbauung einer Eisenbahn von Lourence Marques soll von beiden Seiten ernannt und endlich sollen von beiden Seiten alle Anstrengungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels gemacht werden.

— Der Amur und seine Nebenflüsse sind ausgetreten, die Verbindungen unterbrochen und der Telegraph beschädigt. Blagowestschensk ist ernstlich bedroht. Auch Hungersnoth macht sich im Amur-Land fühlbar.

3. Juni. General Grant trifft in Peking ein.

— Die „Sarawak Gazette“ veröffentlicht den Handelsausweis für 1878, der 209,079 Dollars in Einfuhr und 99,966 Dollars in Ausfuhr angibt.

— Das niederländische Schiff „Willem Barents“ verlässt Amsterdam, um eine Forschungsreise nach Nowaja Semlja und dem sibirischen Eismeer anzutreten.

5. Juni. Die Jahresversammlung der Peninsular & Oriental Comp. erklärt eine Dividende von 3 Percent. In den letzten 18 Monaten sind die Einnahmen um 235,000 Pf. St. hinter dem entsprechenden nächstvergangenen Zeitraum zurückgeblieben.

— West-Australien begeht feierlich den 50. Jahrestag seiner Existenz als Theil der britischen Besitzungen. Seine Einnahmen beliefen sich 1878 auf 159,883, seine Ausgaben auf 192,420 Pf. St.

6. Juni. Die colonialen Streitkräfte machen einen vergeblichen Angriff auf die Bergfestung des Basuto-Häuptlings Moirosi.

— Die russische Expedition gegen die Tekke-Turkmanen (2800 Reiter, 16 Bataillone Fusstruppen und 38 Geschütze) verlässt Tschikislar.

8. Juni. In Simla trifft ein Gesandter vom König von Birma mit Geschenken und Briefen für den Vicekönig ein, erlangt jedoch nicht den nachgesuchten Empfang.

— Die algerischen Aufständischen werden 30 Kilometer südlich von Batna mit einem Verlust von 50 Mann geworfen.

— Aus Honolulu wird berichtet, dass der Handel der Sandwich-Inseln 1878 circa 3 Mill. Dollars in der Einfuhr und 3½ Mill. Dollars in der Ausfuhr bewertete. Die Handelsflotte zählt 55 Schiffe mit 8000 Tonnen.

10. Juni. In London wird die internationale Telegraphen-Conferenz durch Lord John Manners eröffnet. Japan, Victoria und Neuseeland sind u. a. bei derselben vertreten.

— Der britische Consularbericht für Manila gibt den Handel dieses Platzes in 1878 zu 3,288,405 Pf. St. in der Ausfuhr und 298,586 Pf. St. in der Einfuhr an.

13. Juni. Eine Bekanntmachung der japanischen Regierung hebt vom 1. Juli 1879 an die Ausfuhrzölle auf Baumwoll- und Seidenwaaren und „Curios“ auf.

14. Juni. Im britischen Unterhaus bestätigt der Unter-Staatssecretär für die Auswärtigen Angelegenheiten, Bourke, dass der Governor von Labuan nach der Nordostküste von Borneo abgegangen sei, um gegen die Aufpflanzung der spanischen Flagge daselbst Verwahrung einzulegen.

15. Juni. Der englische Resident in Birma, Mr. Shaw, stirbt plötzlich in Mandaleh. Seine Reisen nach Yarkand und seine politische Stellung daselbst machten ihn in weiten Kreisen bekannt.

— Ein Erlass der ägyptischen Regierung befiehlt, dass mit 1880 anfangend alle 10 Jahre Volkszählungen stattfinden sollen.

16. Juni. Der Vertrag zwischen dem Deutschen Reich und den Samoa-Häuptlingen geht im Reichstag durch die dritte Lesung.

18. Juni. Eine Special-Gesandtschaft des Königs von Siam trifft in London ein, um Beschwerden gegen den britischen General-Consul in Bangkok vorzubringen.

19. Juni. Der Dampfer Nischnei Nowgorod verlässt Odessa mit einer Ladung von 700 Verbrechern für die Strafcolonie Sagalien.

24. April. Die britischen Truppen in Afghanistan sind sämmtlich hinter die neue Grenze zurückgezogen.

19. Juni. General Kaufmann, General-Gouverneur von Turkestan, ist in Petersburg eingetroffen, um an den Verhandlungen über die central-asiatischen Fragen theilzunehmen.

20. Juni. Die Vertreter Englands und Frankreichs empfehlen dem Khedive abzudanken, während diejenigen Deutschlands und Oesterreichs entweder sofortige Zahlung der von den Tribunalen berechtigt erklärten Gläubiger oder Abdankung fordern.

22. Juni. In Alostah stirbt der Radscha von Kedah, ein werthvoller Verbündeter der Engländer und ein Förderer europäischer Cultur auf der Halbinsel Malakka.

— Die regelmässigen Dampfer von Europa nach Natal via Capstadt dehnen von diesem Tage an ihre Fahrten bis Mauritius aus.

24. Juni. Sir Garnet Wolseley trifft in der Capstadt ein und übernimmt den Oberbefehl über die Truppen.

25. Juni. Der Aufstand in Aures ist niedergeschlagen, aber der Anstifter ist auf tuncsisches Gebiet entkommen.

26. Juni. Mahomed Tewfik wird als Khedive ausgerufen.

— Die Pforte bestätigt in einem Rundschreiben an die Mächte das Irade von 1841 und erklärt aber das von 1873 aufheben zu wollen; das letztere gab Egypten das Recht der Vertragsschliessung und des Haltens einer Armee.

27. Juni. Lord Lawrence, früher Vicekönig und General-Gouverneur von Indien, stirbt in London.

28. Juni. Aus Orenburg wird gemeldet, dass Hakim Khan Turi, der Sohn Jakub Khan's, neuerdings die Chinesen in Kaschgarien angegriffen hat.

— Der englische Afrika-Reisende Keith Johnston stirbt in Berobero auf dem Wege nach dem Nyassa-See.

29. Juni. Ein Erdbeben in der chinesischen Provinz Kansu, welches 11 Tage dauert, verursacht ungeheuren Verlust an Menschen und Gütern.

30. Juni. Das Budget der Cap-Colonie für 1878 zeigt eine Einnahme von 2,067.809 und eine Ausgabe von 1,905.518 Pf. St.

— Der Ex-Khedive Ismael Pascha schiffte sich in Alexandria nach Neapel ein.

30. Juni. Lord Carnarvon bringt im englischen Oberhaus die Klagen der Armenier gegen die türkische Missregierung zur Sprache, und Lord Salisbury gibt die Begründetheit derselben sowie den Anspruch der Armenier zu, in ihrem Streben nach Besserstellung gleich den Griechen u. A. unterstützt zu werden.

OESTERREICHISCH-UNGARISCHER LLOYD.

Auf die im Februarhefte dieses Blattes publicirte Entgegnung des österr.-ung. Lloyd, in welcher einige, in meinem Artikel: „Die Handelsrouten nach dem Oriente“ aufgestellte Behauptungen als mit der Wahrheit im Widerspruche stehend bezeichnet werden, beehre ich mich Nachstehendes zu erwidern.

Meine Behauptung: „dass Venedig im Jahre 1872 über 300.000 Ctr. Baumwolle nach Süddeutschland und der Schweiz exportirte, Triest aber nichts“ wird durch die Angabe des Lloyd: „dass im Jahre 1877 205.000 Ctr. Baumwolle per Lloyd nach Triest gebracht und von da ohne Zweifel nach den bekannten Consumsgebieten befördert worden“ nicht widerlegt. Von den 630.000 Ctrn. Baumwolle, welche im Jahre 1877 nach Triest kamen, wurden insgesammt nur 12.000 Ctr. und zwar nach Russland exportirt, der Rest aber in der Monarchie selbst verbraucht.¹⁾ Süddeutschland und die Schweiz zählen somit nicht zu den „bekannten Consumsgebieten“.

Dass Güter nach Salonik per Lloyd keiner Umladung unterliegen, wenn sie mit dem vierzehntägigen directen Dampfer der sogenannten Thessalischen Linie verschifft werden, soll nicht bestritten werden.

Kommt es aber nicht auch vor, dass Güter nicht mit dem vierzehntägigen directen Dampfer, sondern beispielsweise mit dem Alexandriner Dampfer bis Kofu, von da mit einem der nächsten Constantinopler Dampfer nach Syra und von dort nach Salonik verfrachtet werden? Sollte wenigstens nicht für diesen Fall die amtliche Angabe des k. k. General-Consulates Salonik vom Jahre 1875 auch heute noch zutreffend sein?

Wie es mit der Haftung beschaffen ist, welche „der Lloyd, wie alle übrigen Gesellschaften, unter gewissen Bedingungen für Beschädigung der Güter während des Transportes und der Ueberschiffung übernimmt“, zeigt uns §. 9 des Entwurfes eines Betriebs-Reglements, wo es am Schlusse heisst: „Sie (die Lloyd-Gesellschaft) haftet ferner nicht für Schäden und Verluste, welche in Folge mangelhafter Verpackung durch Rollen und Stampfen des Schiffes, gewöhnliche Leckage, Rost, durch Stauung und Berührung mit anderen Gütern, durch Nachlässigkeit und Versehen seitens des Capitäns, der Maschinisten und Schiffsmannschaft entstanden sind.“ Hiezu bemerkt die „Neue Freie Presse“ vom 23. Juli 1879: „Dieser letzte Punkt dürfte kaum die Genehmigung der Regierung erhalten, da eine so weitgehende Beschränkung der Haftpflicht zunächst im Widerspruche mit dem allgemeinen Handelsgesetzbuche steht, wonach der Frachtführer für seine Leute und für andere Personen, deren er sich bei der Ausführung des von ihm übernommenen Transportes bedient, haftet und auch das Betriebs-Reglement der Eisenbahnen im Capitel über die Haftpflicht kein derartiges Privilegium enthält.“

Wenn der Lloyd meiner Anklage gegenüber behauptet, er halte „die Frachten Bombay-Venedig grundsätzlich um 4 sh. per Tonne Baumwolle höher als jene nach Triest“, so kann ich darauf nur entgegnen, dass die Gesellschaft ihren diesbezüglichen Grundsätzen — in so weit ich aus den mir vorliegenden gedruckten Frachten-Circularen ans Bombay dies entnehmen kann — in den Monaten Jänner, Februar, März und August 1879 völlig untreu geworden ist, indem die Lloydfrachtsätze in diesen Monaten für Triest um 2½ bis 5 sh. per Tonne höher als jene für Venedig waren.

¹⁾ Siehe Anweisung der k. k. statistischen Central-Commission über den auswärtigen Handel der österr.-ungar. Monarchie, Jahrgang 1877.

Ob es eine „müssige Bemerkung“ ist, wenn man den Lloyd als „ohnehin italienisch administriert, bezeichnet, kann ich ruhig dem Urtheil der geehrten Leser überlassen, welche der „Neuen Freien Presse“ vom 23. Juli 1879 entnommen haben, dass der Lloyd dem k. und k. Ministerium des Auswärtigen den Entwurf eines Betriebs-Reglements in italienischer Sprache vorgelegt hat und derselbe auf Veranlassung des k. k. Handelsministeriums erst in's Deutsche übersetzt werden musste, welche ferner wissen, dass die österreichischen Handelsinteressen dadurch keineswegs gefördert werden, dass die Lloyd-Agenten, Capitäne etc. zum grossen Theil der deutschen Sprache nicht mächtig sind.

Komisch findet der Lloyd meine Schilderung seines Agentenwesens in der Zeit der Siebziger Jahre; ich dagegen finde, dass dasselbe noch heute sehr im Argen liegt und verweise auf des Herrn Hofrathes Dr. v. Scherzer: „Volkswirtschaftliche Neujaarsbetrachtung“ (Nr. 1, VI. Jahrg. der „Oesterreichische Monatschrift für den Orient“).

Was nun die Jute-Verfrachtung von Calcutta nach Triest betrifft, bezüglich deren in der Entgegnung des Lloyd zu lesen ist, es sei kein Geheimniss, dass noch jeder Dampfer (des Lloyd) mehrere hundert Tonnen des Artikels zu *current rates* gebucht habe, wodurch der Lloyd unsere Behauptung, dass er nichts gethan habe, um unserer Jute-Industrie den Bezug von Jute über Triest anstatt wie früher über Hamburg zu ermöglichen, widerlegen will, so muss leider constatirt werden, dass auch diese Behauptung des Lloyd mit den Thatsachen nicht in Uebereinstimmung steht.

Auf meine Anfrage bei der Ersten österreichischen Jute-Spinnerei und -Weberei, welche bekanntlich sozusagen den ganzen Import von Jute aus Calcutta besorgt, wurden mir folgende Daten zur Verfügung gestellt: Von 21.225 Ballen, d. i. 4245 Tonnen, welche die Erste österreichische Jute-Spinnerei und -Weberei im Verlaufe der gegenwärtigen Campagne, d. i. ab 1. August 1879, von Calcutta über Triest bezogen hat, hat der Lloyd mit seinem Steamer „Castore“ 600 Ballen, d. i. 120 Tonnen, und mit dem Steamer „Medea“ 1500 Ballen, d. i. 300 Tonnen, zusammen also 420 Tonnen, somit nicht mehr als 10 Percent des ganzen diesjährigen Jute-Imports übernommen, während die anderen 90 Percent — mit Ausnahme von höchstens 500 Ballen, über welche das Schiff noch nicht genannt ist und welche daher auch noch möglicherweise von einem der nächst ankommenden Lloyd-Steamer mitgebracht werden dürften — durchgängig in englischen und anderen Schiffen nach Triest verladen wurden. *C. Büchelen.*

DI E SERBISCHEN EISENBAHNEN.

Von *Georg v. Gyurkovics.*

Serbien ist im Begriffe, auch in handelspolitischer Beziehung in die Reihe der unabhängigen europäischen Staaten zu treten, denn es schliesst soeben eine Eisenbahn-Convention mit Oesterreich-Ungarn ab, welcher der Ausbau des serbischen Bahnnetzes folgen soll. Wie dem Fürstenthume Serbien vermöge seiner geographischen Lage eine politische Bedeutung zukommt, welche ausser allem Verhältniss zu dessen Ausdehnung steht, so reicht

auch die Bedeutung der serbischen Bahnen weit über die Landesgrenzen des Landes hinaus, welches ungefähr die Grösse des Grossfürstenthums Siebenbürgen hat.

Hier näher auseinander zu setzen, dass die serbischen Eisenbahnen einen Theil der nach Constantinopel und Salonich führenden continentalen Handelslinien bilden, hiesse bekannte Dinge unnöthigerweise wiederholen. Ebenso wenig bedarf das Interesse, welches Oesterreich-Ungarn an der Entwicklung der serbischen Bahnen nimmt, einer eingehenden Begründung. Der nach dem Südosten gerichtete Zug des mitteleuropäischen Handels trifft auch auf Serbien und dies erklärt zur Genüge das Bestreben der benachbarten Monarchie, die Gestaltung des serbischen Bahnnetzes derart zu beeinflussen, dass dasselbe nicht nur der ökonomischen Entwicklung Serbiens, sondern auch als Absatzweg dem europäischen Orienthandel diene. Das scheinen mir die einzig richtigen, weil naturgemässen Zwecke der Bahnen in Serbien zu sein, so viel auch versucht worden ist, denselben erkünstelte ökonomische oder politische Ziele zuzuschreiben. Ein in Serbien vom Süden oder überhaupt verkehrt entwickeltes Eisenbahnnetz könnte den Orienthandel Mitteleuropas ebenso wenig rückläufig machen, wie die ungefährdete politische Unabhängigkeit Serbiens sonderlich unterstützen, was man doch da und dort anzunehmen scheint. Da Serbien nicht gross und bedeutend genug ist, um als einziges ergiebiges Absatzgebiet oder als reiche Bezugsquelle ein handelspolitisches Kampfobject des Auslandes zu sein, so wird sich Serbien nicht ohne nachtheilige Folgen von Mitteleuropa trennen und seine bisherigen culturellen oder handelspolitischen Traditionen verleugnen dürfen. Nur die eben angedeuteten, allerdings durchaus rationalen Gesichtspunkte haben zu der Vor-Convention geführt, welche Graf Andrassy und Minister Ristić am 8. Juli 1878 in Berlin unterzeichnet haben, nur von diesen Gesichtspunkten sind die Verhandlungen zu beurtheilen, welche in den nächsten Tagen zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien ihren Abschluss finden werden.

Der Zweck des serbischen Eisenbahnnetzes ist ein doppelter. Es soll den eigenen Export an Rohproducten, der bisher nur auf einigen Strassen, auf der Donau und Save, erfolgte, erleichtern und erhöhen; es soll den Verkehr zwischen dem Donaugebiet und dem mitteleuropäischen Meere auf dem kürzesten Wege herstellen. Der erstgenannte Zweck bedingt, dass die serbischen Bahnen die wichtigsten Handelsorte des Landes, wie Belgrad und Nisch, berühren und das Morawathal, die Lebensader Serbiens, begleiten müssen; der zweite internationale Zweck verlangt, dass die serbischen Bahnen ihre Fortsetzung nach Salonich und Constantinopel finden.

Nach den bisher gemachten technischen Vorstudien wird das serbische Eisenbahnnetz eine Längen-Entwicklung von 455 Kilometer aufweisen, welche sich auf die Linie Belgrad-Nisch-Pirot mit 334 Kilometer und Nisch-Vranja mit 121 Kilometer andererseits vertheilt.

Die erstgenannte Linie beginnt an der Savebrücke am Südwest-Ende Belgrad's, führt am Topčider vorüber in das gleichnamige Thal nach Reznik, übersetzt mit einem 1800 Meter langen Tunnel die Wasserscheide bei dem Dorfe Ripanj, steigt dann mit Benützung von zwei

kleineren Tunnels über Vlaška in das Thal des Baches Veliki-Lug hinab, an Hasan-Pašar-Palanka vorüber und tritt bei Velika-Plana in das Thal der Morawa. Von diesem Dorfe an folgt die Bahn über Lapovo, Bagrdan dem linken Ufer der Morawa, übersetzt auf einer 120 Meter langen Brücke bei Jagodina diesen Fluss, verbindet dann Čuprija mit Paraćin, Sikirica und Čičevac, tritt an das Defilée von Stalač, wo die Bahn wieder auf das linke Ufer übersetzt. Dann berührt sie die Orte Djunis, Zitkovac, Grejac und Supovac, wo sie die Morawa abermals überschreitet, um Nisch zu erreichen. Zwischen der Stadt Nisch und der Morawa ist ein grosser Bahnhof projectirt, von dem aus eine Linie in südöstlicher Richtung der Nišava, die andere gegen Südwesten weiter der Morawa folgen wird.

Die Haupttroute Nisch - Pirot, 92 Kilometer lang, führt durch das Thal der Nišava über Banja, durchschreitet mit mehreren Tunnel in der Länge von fünf Kilometern das Defilée von Sičevac und das Thal der Crvena-Rjeka, geht dann über Ak-Palanka, Ljubotince, Staničevo, Pirot bis an die bulgarische Grenze, wo der Anschluss an die Linie Sofia-Constantinopel erfolgt.

Die Abzweigung von Nisch, welche Serbien mit der Linie Salonich - Mitrovica verbinden soll, führt im Thale der Morawa über Čokot, Belotina, Brestovac, Pečenevce, Leskovac, Kopašnica und Grdelica, betritt bei diesem Orte eine 28 Kilometer lange Klause, geht an Pričevac und Džeb vorüber, tritt bei Vladikin-Han wieder aus der Thalenge, berührt Priboj, Vranja und tritt bei Neradovce an die türkische Grenze. Die vorläufig projectirte Fortsetzung auf türkischem Gebiete soll die Bahn im Thale des Moravica-Baches über Samolice finden, die Wasserscheide von Miratovce überschreiten, in das Thal der Golema-Rjeka nach Kumanowo hinabsteigen, dann dem Pčinja-Thale folgen und zwischen den Eisenbahn-Stationen Vešele und Zeleniko der Linie Salonich-Mitrovica an diese treten.

Die Kosten des serbischen Eisenbahnnetzes wurden auf etwa 120 Millionen Francs berechnet; die zu überwindenden Terrainschwierigkeiten sind nicht sehr gross. Die durchschnittliche Steigung beträgt 5 bis 7 per Mille, 10 per Mille bildet das Maximum. Aus Rücksicht auf die Finanzlage Serbiens und den Mangel an zureichendem technischen Personal scheint sich die Belgrader Regierung entschlossen zu haben, den Bahnbau nicht in eigener Regie zu führen, sondern einer Privatgesellschaft zu übergeben, jedoch in der Absicht: seinerzeit das gesammte Netz in den Betrieb und Besitz des Staates zu übernehmen, und dann mit Rücksicht auf die internen Bedürfnisse des Landes und auf den Anschluss an die im Westen und Osten Serbiens mit der Zeit entstehenden Communicationen zu vervollständigen.

Vorläufig sind erst die Unterhandlungen zwischen Oesterreich - Ungarn und Serbien zum Zwecke einer Eisenbahn-Convention ihrem Abschlusse nahe, in welcher der Ausbau der serbischen Bahnen für das Jahr 1883 bestimmt und überdies der Export Serbiens, wie der Orienthandel der Monarchie unter Berücksichtigung der beiderseitigen handelspolitischen und ökonomischen Interessen sichergestellt werden sollen. Serbien wird durch die Eisenbahnen in den Stand gesetzt werden, einerseits seine Reichthümer an Rohproducten noch weiter zu

erschliessen und dem Auslande über Budapest und Wien gegen Norden, über Constantinopel und Salonich gegen Süden rascher zuzuführen, andererseits wird Serbien zur äussersten Aufnahms- und Abgabs-Étape des mitteleuropäischen Orientverkehrs werden können. Es wäre im Interesse aller beteiligten Staaten zu wünschen, dass die serbische Eisenbahnfrage auch in ihrem ferneren Verlaufe allseitig von diesem Gesichtspunkte behandelt und gelöst werden möge ohne Rücksicht auf politische Nebengedanken, damit die ohnehin in der Natur der Verhältnisse liegende Macht nicht Furcht und Misstrauen erzeuge, damit nicht an politischen Aspirationen und unklaren Hoffnungen bedeutende ökonomische Interessen Schiffbruch leiden.

MISCELLEN.

La Syrie centrale, par le Marquis de Vogüé. Dieses der Bibliothek des orientalischen Museums seitens des Herrn Verfassers jüngst gewidmete Werk ist ein wahres *Monumentum aere perennius*, das sich Waddington und de Vogüé gesetzt haben. Vor ihrer Entdeckungsreise — so dürfte man fast ihre Durchwanderung des Haurân und der nordsyrischen Gebirge nennen — wie mangelhaft und dürftig waren die Nachrichten über jene Landstriche? Durch diese Reise ist eine fast intact erhaltene antike Welt vor den erstaunten Augen der Kunsthistoriker wie aus dem Boden gezaubert worden. Nur die Erdbeben, nicht aber nachrückende und bauende Generationen haben die Kuppeln eingeworfen, die Säulen umgestürzt von Städten, Kirchen und Tempeln, die seit dem VII. Jahrhunderte verlassen dastehen. Im Haurân aber und im nördlichsten Theile der von Vogüé beschriebenen Antiochener-Parthien war das einzige Baumaterial der Stein, da kein Holz vorhanden war. Daher waren auch Thüren, Fenster, Deckenbalken, alles, alles aus Stein. Wenn irgendwo, so kann man hier den reinen Steinstyl studiren. Aber noch mehr! Das Vogüé'sche Werk hat Epoche gemacht in der Kunstgeschichte, da es die ältesten christlichen Kirchenbauten uns zur Kenntniss gebracht und erst die Bauten des Kedron-Thales und des Jerusalemer Tempels uns vollends verständlich gemacht hat. Man weiss nicht was mehr zu bewundern ist, der Scharfsinn, mit welchem Vogüé die semitischen Inschriften, die er daselbst gefunden, deutet, oder die grosse Kenntniss der einschlägigen antiken orientalischen und kunsthistorischen Literatur, oder das feine Gefühl für architektonische Formen, oder endlich die sichere Künstlerhand, mit der er das Gesehene mittelst Bleistift festgehalten. *W. N.*

Mechanische Baumwollspinnereien und -Webereien in Indien. Im Jahre 1854 wurde in Bombay die erste mit Dampf getriebene Baumwollspinnerei und -Weberei eröffnet. Seither sind in der Bombay-Präsidentschaft, sowie in anderen Theilen Indiens nicht weniger als 58 solcher Etablissements entstanden, und zwar 30 auf der Insel Bombay, 14 in den Baumwoll-Districten der Bombay-Präsidentschaft, 6 in Calcutta, 3 in Madras, 2 in den Nordwest-Provinzen und je eines in den Central-Provinzen, in Indore und in Hyderabad. Ausserdem hat der König von Birma in Mandalay eine Baumwollspinnerei erbauen lassen. Nach den mit der letzten indi-

schen Post eingetroffenen officiellen Statistiken betrug mit Ende März 1879 die Spindelzahl der mechanischen Baumwollspinnereien Indiens 1,436.464, die Zahl der Webestühle 12.983. In den Etablissements dieser Art fanden über 40.000 Menschen Beschäftigung. Die beiden grössten Spinnereien sind jene zu Coorla mit 98.032 Spindeln und 1288 Stühlen und die Tardéo-Spinnerei auf der Insel Bombay mit 50.000 Spindeln und 1200 Stühlen. Ausser dem grossen Absatze im Inlande selbst findet das indische Garn seinen Weg nach China und Japan, und stieg dessen Export von 2,834.725 Pfund im Jahre 1874/75 auf 21,332.508 Pfund im Jahre 1878/79. Baumwollgewebe werden nach der afrikanischen und arabischen Küste, sowie nach Ceylon und Singapore exportirt: deren Ausfuhr werthete im Jahre 1875/76 3,648.118 Rs., im Jahre 1878/79 aber 5,114.980 Rs.

Stanley's Congo-Expedition. Commander Sidney Smith R. N. gibt in einem kurzen officiellen Berichte über seinen Besuch der Congo-Mündung im December v. J. Nachricht, dass Stanley mit seiner gut ausgerüsteten Expedition zu jener Zeit im Begriffe stand, die Reise nach dem Innern anzutreten. Die Expedition bestand aus 68 Eingebornen und 14 Europäern. Eine der 4 tragbaren Dampfbarkassen wurde in den Stromschnellen oberhalb M'Boma verloren, die übrigen 3 sollten mit den Bestandtheilen für 3 transportable Häuser auf eine Distanz von 300 Meilen über Land getragen und dann wieder der Fluss benützt werden. Nach dem Programme der internationalen belgischen Association sollen 4 „Civilisations-Stationen“, davon eine zu M'Vivi gerade unterhalb des ersten Kataraktes, eine andere zu Stanley Pool oberhalb der Fälle und 2 im entfernten Innern errichtet werden. Ein Dampfer von 120 Tonnen soll den Verkehr zwischen M'Vivi und Banana an der Congo-Mündung vermitteln. Stanley veranschlagt die Dauer der Expedition auf 3 Jahre.

Europäische Wissenschaft in China. Dreizehn Jahre sind es her, seit Hsü und Hwa, zwei dem Fortschritte des Westens huldigende chinesische Gelehrte, die, schon im Jahre 1862 von Tseng-kwo-fan in ihren Betreibungen unterstützt, all' ihre reichen Kenntnisse dazu verwendeten, wissenschaftliche europäische Werke in's Chinesische zu übersetzen und in geeigneter Form auf Staatskosten zu publiciren. Während Hwa einige Abhandlungen über Differential- und Integralrechnung, Edkin's Mechanik und Aehnliches übersetzte, erhielt Hsü vom Gouverneur von Nanking den Auftrag, auf Grund seiner theoretischen Kenntnisse ein Dampfboot zu bauen. Ohne jedweder fremder Hilfe — jene ausgenommen, die ihm die Lectüre englischer Bücher und die Besichtigung eines kleinen Dampfers bot — und trotz des offenen Widerstandes, den das chinesische Beamtenthum dem Unternehmen gegenüber an den Tag legte, machte ein von ihm erbautes Boot von 25 Tonnen Gehalt im Jahre 1865 seine Probefahrt, während der es 6—10 Meilen per Stunde zurücklegte. So viel über die beiden Männer, unter deren Auspicien 1868 im Arsenal zu Kiangnan ein Departement für die Uebersetzung fremdländischer wissenschaftlicher Publicationen gegründet wurde, das seit 1871 mit der Veröffentlichung seiner Arbeiten beschäftigt ist und nicht weniger als 235 Bände publicirt, weitere 142 Bände europäischer Werke übersetzt und 24 englische Karten mit chinesischem Text in Druck

gelegt hat. Zweifelsohne bietet die Verwendung der chinesischen Sprache für die Uebersetzung modern wissenschaftlicher Abhandlungen in Folge des Mangels einer der gleichen Höhe der Forschung entsprechenden chinesischen Literatur einige Schwierigkeiten, wem schon auch diese stark überschätzt werden. Die chinesische Sprache hat in der That durch den Verkehr mit den Nationen des Westens namhafte Bereicherung erfahren, und wennimmer neue Begriffe auftauchen, so findet sich schnell ein Wort für deren Bezeichnung, das dann je nach seinem wirklichen Werthe beibehalten, verbessert oder durch ein anderes ersetzt wird. Ehe man in dem bezeichneten Uebersetzungs-Departement an's Werk ging, stellte man ein Nomenclatur-System auf. Mit Rücksicht auf die bestehenden, doch nicht in chinesischen Dictionairs verzeichneten Ausdrücke, beschloss man, die hervorragenden chinesischen Werke, sowie jene der Jesuiten und protestantischen Missionäre zu consultiren, anderseits auch Informationen über die betreffenden, im Volksmunde bestehenden Ausdrücke einzuziehen. Bei der Creirung neuer Termen wurden entweder völlig neue Zeichen mit leichtfasslichem Klange geschaffen, oder ein thunlichst kurz lautender, den Begriff beschreibender Ausdruck gebraucht, oder endlich der fremdländische Ausdruck nach dem Mandarin-Dialecte phonetisirt. Auch ging man sofort an die Anlage eines allgemeinen Vocablairs und einer Liste der Eigennamen. Unter den veröffentlichten Werken finden sich 22 über Mathematik und praktische Geometrie, 15 über Militärwissenschaften, 13 über Industrie und Gewerbe, 9 über Ingenieur-Wissenschaften, 6 über Physik, 5 über Chemie etc. Trotz der geringen officiellen Unterstützung und mangelhafter Einrichtungen für die Publication und Verbreitung von Drucksorten hat das Departement seit seinem Bestande nicht weniger als 83.454 Bände verkauft. Selbstverständlich hat die Errichtung chinesischer Legationen in den grossen europäischen Hauptstädten nicht wenig die Nachfrage nach den Arbeiten des bezeichneten Departements gesteigert, wie denn auch der Umstand, dass Mr. Hwa der vor wenigen Jahren in Shanghai gegründeten „Polytechnic Institution“ angehört und stets bereit ist, die Sammlungen dieses Institutes unter Hinweis auf seine eigenen Werke zu erklären, zur Popularisirung dieser letzteren beitrug.

Athen, Februar 1880.

Teppiche aus Besenstrauch-Fasern. *Spartium junceum* wird diese strauchartige Pflanze genannt, deren Fasern schon in den ältesten hellenischen und römischen Zeiten zu Decken, Schuhen, Kleidern für die Hirten, zu Seilen mit Federn zur Wildscheuche, auf der Jagd, zu Kleidern für die Feuerwächter, die man mit Verachtung *Milites Sparteoli* nannte, gebraucht wurden. Carthago wurde nach Plinius *Spartaria* genannt und das Feld um Neu-Carthago *Campus Spartarius*. Die Pflanze findet sich in einigen Theilen des Pelopones in Sparta an den Ufern des Eurotas-Flusses. Die Wichtigkeit dieser starken Fasern aus den ältesten Zeiten her kennend, bereiten die Bewohner der genannten Gebiete aus dem Materiale, nachdem selbes gleich den Leinfasern vorbereitet wurde, Gewebe, Teppiche, die dem Zahn der Zeit widerstehen und 30 bis 40 Jahre lang als Decken für Betten sowie als Fusssteppiche benützt werden und sich von den

Müttern auf die Töchter und Kindestöchter werben und als *Proika* (Mitgift) selben mitgegeben werden. Eine europäische Gesellschaft forderte von der Regierung ein vieljähriges Privilegium, ein Monopol, diese Gewebe *en gros* für Europa zu bereiten, da jedoch keine Privilegien ertheilt werden, so scheiterte diese Unternehmung, gewiss zum Wohle des Landes. Besenstrauch wurde diese Pflanze *Sarothamnus scoparius* oder *Spartium scoparium*, nach dem Worte *Skupa*, Besen, genannt, weil die Leute aus diesen Zweigen Besen und Körbe flechten.

China auf der Berliner Fischerei-Ausstellung. Seit die chinesische Regierung sich entschlossen hat, die internationale Ausstellung für Fischerei in Berlin zu beschicken, ist die Seezoll-Behörde in Ningpo, deren Vorstand Herr Drew auch im Jahre 1873 in Wien als Zollcommissär fungirte, mit der Sammlung der in den chinesischen Gewässern vorkommenden Fische, die ge-

trocknet oder in Alkohol conservirt ausgestellt werden, sowie mit der Herstellung von Modellen von Fischerbooten und Fischereigeräthen, Eishäusern, Einsalz-Etablissements u. s. w. beschäftigt. Der letztere Theil der Sammlung zählt bereits über 500 Objecte, unter andern eine grosse Fischerhütte aus Chusan mit zwölf Lehmfingern in Lebensgrösse und ein Boot mit Geräthen zum Cormorantfischen.

Indigo-Bau in British-Indien. Die heute schon vorliegenden Ergebnisse der Indigo-Saison 1879—80 bezeichnen, wie die nachfolgende Tabelle zeigt, die jüngste Ernte als die quantitativ schlechteste in den verfloßenen 13 Jahren. Die letzte Ernte zeigte wieder in schlagender Weise, wie prekär die Gewinnung dieses Productes ist und wie wenig man auf Grund frühzeitiger Berichte von dem guten Stand der Ernte auf ein günstiges Resultat mit einiger Sicherheit rechnen kann.

Indigo-Ernten der letzten 13 Jahre.

| Im Jahre | Nieder-Bengalen Maunds. ¹⁾ | Tirhoot, Chuprah und Chumparun Maunds. | Benares und Doab Maunds. | Total Maunds. |
|-----------------------|--|---|--------------------------------|------------------|
| | | | | |
| 1867—68 | 29.500 | 35.300 | 27.400 | 95.000 |
| „ „ 1868—69 | 36.900 | 42.500 | 25.800 | 105.000 |
| „ „ 1869—70 | 20.500 | 22.200 | 48.300 | 91.000 |
| „ „ 1870—71 | 25.870 | 31.750 | 32.800 | 90.000 |
| „ „ 1871—72 | 27.900 | 42.700 | 25.000 | 95.000 |
| „ „ 1872—73 | 48.500 | 56.500 | 26.000 | 132.000 |
| „ „ 1873—74 | 33.000 | 50.000 | 27.500 | 110.000 |
| „ „ 1874—75 | 30.000 | 18.400 | 31.000 | 79.000 |
| „ „ 1875—76 | 32.000 | 70.300 | 24.000 | 126.300 |
| „ „ 1876—77 | 24.000 | 42.000 | 38.000 | 104.000 |
| „ „ 1877—78 | 26.200 | 82.500 | 42.500 | 151.200 |
| „ „ 1878—79 | 16.000 | 35.000 | 60.000 | 111.000 |
| „ „ 1879—80 | 14.400 | 28.400 | 31.200 | 74.000 |

Erwähnenswerth ist speciell, wie der Anbau in Nieder-Bengalen, wo sich diese Cultur zuerst so günstig entwickelte und vor circa 20 Jahren den Höhepunkt erreicht hatte, allmählig zurückgegangen ist. Bis vor Kurzem glaubte man noch, dass die Ausdehnung des Canal- und Bewässerungs-Systems in den nordwestlichen Provinzen

einigen Ersatz für den Rückgang in Nieder-Bengalen bieten würde, wenn auch nicht in Bezug auf Qualität, doch in stetiger Zunahme der Quantität; aber auch dies hat sich, wie die letzten Ernte-Ergebnisse darthun, als unzuverlässig erwiesen.

¹⁾ 1 Maund = 100 lbs. (Troy weight).

LITERATUR-BERICHT.

Jungle Life in India or the Journeys and Journals of an Indian Geologist by A. Hall M. A. London, de La Rue & Co. 1880.

Die fachlichen Leistungen der von der indischen Regierung mit der geologischen Landes-Aufnahme beauftragten Beamten sind in den Publicationen des *Geological Survey Department of India* verzeichnet, die in gleichem Masse für die Tüchtigkeit und Unverdrossenheit der indischen Geologen sprechen. Nicht wenige dieser ausgezeichneten Männer haben die Musse, die eine mühevoll und einformige Berufsthätigkeit ihnen erübrigen liess, zu Wahrnehmungen auf dem Gebiete der Ethnographie und der Kunde des Landes mit Rücksicht auf seine Flora und Fauna verwendet, die, zumeist in populären Berichten niedergelegt, viel zur Vermehrung der allgemeinen Kenntnisse über das grosse indische Reich beigetragen haben. Eine Publication dieser Art liegt uns in dem den obigen Titel führenden Buche vor, das zunächst das westliche Bengalen und die Central-

Provinzen behandelt, ausserdem aber einen hochinteressanten Abschnitt über die Andaman- und Nicobar-Inseln enthält. Der Autor hat die Form des Tagebuches gewählt und umfasst selbes die Zeit von 1864—1877. Amuthige Schilderungen der Lebensweise jenes Theiles der englischen Beamten, deren Beruf sie für Jahre von den grossen Handels-Centren und Niederlassungen der Europäer fern hält — nicht selten hochgebildete Menschen, die sich durch Lectüre und Sport allein für die Entbehrung socialer Genüsse entschädigen — Schilderungen dieser Art, in denen die Jagd ein hervorragendes und meisterhaft behandeltes Thema bildet, wechseln in dem Buche mit naturhistorischen Abhandlungen über die bereisten Gebiete und Beschreibungen der landesüblichen Industrien und Gewerbe. Dass die Ausstattung des Buches, das wir hiemit auf's Beste empfehlen wollen, auf jeuer am Continente nur selten erreichten Höhe der Vollendung steht, durch welche sich die englischen Verleger ersten Ranges — deren Zahl keine geringe ist — auszeichnen, bedarf kaum der Erwähnung.



Lichtdruck von J. Libwy, k. k. Hof-Photograph, Wien.

ORIENTALISCHES MUSEUM IN WIEN

Saal II.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Cairo, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

Inhalt: Graf Szechenyi's Expedition in China. Von J. H. . . . in Shanghai. — Aegypten in Bild und Wort. Von A. v. Kremer in Cairo. — Fortschritte der Civilisation in Palästina in den letzten 25 Jahren. Von Bau'ath Schick in Jerusalem. — Aus Afrika. Von M. L. Hansal in Chartum. — Oesterreichs directer Handel mit British-Indien 1874–79. — Chronik der bemerkenswertheiten Ereignisse des Jahres 1879 in Ost- und Süd-Asien, Afrika und Australien (Fortsetzung). — Cyprischer Honig. Von Max Ohnefalsch-Richter in Larnaca. — Miscellen: Frankreichs Orienthandel. Aus Rumänien. Lloydfahrten nach Hongkong. — Literatur-Bericht: Dr. W. Heyd's Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. Von Professor W. A. Neumann.

GRAF SZECHENYI'S EXPEDITION IN CHINA.¹⁾

Shanghai, im Februar 1880.

Die November-Nummer dieses Blattes brachte die Nachricht, dass Graf Széchényi sich unvorhergesehener Ereignisse halber entschlossen habe, die directe Route von Si-ning-fu nach Lhasa anzugeben und den Weg über Lan-chou-fou, Ching-tu-fu (Szechuen) und Bathang zu nehmen, und auf diesem Wege Lhasa um die Mitte November und Calcutta ungefähr gegen Weihnachten (1879) zu erreichen hoffte.

Seitdem sind von der Expedition, theils auf privatem Wege, theils durch officiële Mittheilungen der chinesischen Regierung an die k. und k. Vertretung in China weitere Nachrichten eingelangt, aus denen im Ganzen leider zu entnehmen ist, dass Graf Széchényi auch auf der neuen Route bisher nicht weiter vorgedrungen ist.

Von Si-ning-fu kehrte die Expedition nach Lan-chou-fu zurück und erreichte am 8. September die Stadt Kuan-gifan an der Grenze von Szechuen, 2500 Fuss über der Meereshöhe. Die Reisenden litten bei Tage viel von der hiennenden Sonnenhitze und bei Nacht von Mosquitos und anderem Ungeziefer.

Ein Diener des chinesischen Dolmetsch der Expedition erkrankte unterwegs und wurde von hier per

¹⁾ Dieser uns von unserem Correspondenten in Shanghai eben zugekommene Aufsatz bietet, obsehon einzelne in demselben enthaltene Nachrichten bereits nach Europa gelangten, durch eine Reihe neuer Details ganz besonderes Interesse.

Boot nach Ichang und sodann per Dampfer nach Shanghai geschickt.

Am 26. September traf die Expedition in Ching-tu-fu, der Hauptstadt der Provinz Szechuen ein und verliess dieselbe am 11. October. Hier litten die Reisenden bereits von „eisiger Kälte“. Am 17. October in Ya-chan, einer Departementsstadt in Szechuen, 30° 03' 30'' n. Br. und 103° 03' 38'' ö. L. v. Gr., vier Tage später vor der Festung Hua-lin-ping, kamen die Reisenden am 24. October in Ta-tsiën-lu an der Grenze Thibets an.

Bis Ching-tu-fu reichen die Privat-Nachrichten (ein Brief ddo. 29. September).

Die Expedition genoss während ihrer bisherigen Reise den Schutz einer Militär-Escorte, einer Begleitung, die, abgesehen davon, dass sie unnütz war, weil in dem gesammten bisher bereisten Gebiete Frieden und Ordnung herrschte, die Reisenden in ihren Bewegungen nicht wenig gehemmt haben muss, aber andererseits eine Aufmerksamkeit von Seiten der chinesischen Regierung für den Grafen Széchényi bekundet, die keinem anderen fremden Reisenden bisher erwiesen wurde.

Von Ta-tsiën-lu an beginnen die alarmirenden Nachrichten, die die chinesische Regierung sich befeisst nach allen Richtungen hin zu verbreiten, um den Grafen von seiner Weiterreise nach Thibet abzuhalten. Die Officiere der Escorte petitioniren an den General-Commandirenden von Szechuen in Ching-tu-fu, dass von Peking aus der Weiterreise des Grafen Einhalt geboten werde, da die Thibetaner nach dem Leben der fremden Reisenden trachten, die thibetanischen Behörden Belohnungen (Verleihung des vierten Ranges) für deren Köpfe ausgesetzt, die „wildes Einwohner“, die Tanguten, gar „auf dem Wege Fallgruben angelegt haben“; schliesslich wird der in Ta-tsiën-lu residirende katholische Bischof chinesischerseits ersucht, den Grafen zu sehen und ihn zu überreden einen anderen Weg einzuschlagen.“ Trotzdem sind von den Localbehörden aber auch alle Massregeln ergriffen, dass der Graf von dort aus bis Bathang ungehindert reisen kann.

Als Széchényi trotz aller chinesischer Ueberredungskünste auf seinem Entschluss nach Thibet zu gehen

besteht, wenden die Chinesen andere Intriguen an. Dies beweist ein Brief des chinesischen Dolmetsch des Grafen an seinen Bruder in Shanghai, ddo. Ching-tu-fu 20. December, der — seiner Abfassung nach zu urtheilen — unter dem Dictate der chinesischen Behörden in Ching-tu-fu geschrieben worden zu sein scheint und der darauf berechnet war, in die Hände der hiesigen k. und k. Vertretung zu gelangen.

Dieser Brief beginnt ebenso — wie der Bericht des General-Commandirenden von Szechuen an das Tsungli-Yamen in Peking — mit den bevorstehenden Schrecknissen, die der Expedition von Seiten der Thibetaner droht, erwähnt der Belohnungen, welche die thibetanischen Behörden für die Köpfe der Expeditionsmitglieder ausgesetzt haben u. s. w., — in Folge dessen der Dolmetsch, auch weil er überdies erkrankte, (?) seinen Abschied nach vielem Drängen vom Grafen erlangte. Der Diener Széchényi's, Kung-ki, ein Eingeborner von Tientsin, seinerzeit aber in Shanghai aufgenommen, hat sich auch von der Expedition getrennt und wird in den nächsten Tagen in Shanghai erwartet.

Der Graf erhielt von der katholischen Mission in Ta-tsiën-lu einen anderen Chinesen Namens Tháng als Dolmetsch und brach von dort am 12. November nach Bathang auf.

Am 16. November erreichte die Expedition Chung-tu, eine der Hauptstationen auf dem Wege von Ta-tsiën-lu nach Lithang. Am 18. November betrat sie bereits das Gebiet von Lithang, woselbst sie am darauffolgenden Tage wahrscheinlich in Hsi-O-lo übernachtete und zwei Tage später Lithang erreichte.

Die letzte soeben angekommene Nachricht besagt ganz kurz, dass Széchényi die Weiterreise nach Thibet ganz aufgegeben habe und am 15. December von Bathang nach Chung-tiën aufgebrochen sei, um von da über die Provinz Yün-nan nach Indien zu gelangen. Chung-tiën ist der Sitz der Sub-Präfectur gleichen Namens im Departement Li-kiang-fu, 26° 51' 36" n. Br. und 100° 27' 20" ö. L., im Nordwesten der Provinz Yün-nan, begrenzt im Norden und Osten von Szechuen und im Süden und Westen von Thibet. Der Kin-sha-kiang, ein Nebenfluss des Yangtze durchfließt dieses Departement.

J. H.

AEGYPTEN IN BILD UND WORT.¹⁾

Der zweite Band des schönen Werkes ist nun seit einigen Monaten schon vollendet zum Genusse und zur Belehrung Aller, die Aegypten in Bild und Wort kennen lernen wollen und zur Befriedigung auch jener weit kleineren Zahl, welche dieses Land aus eigener Anschauung kennen zu lernen das Glück hatten.

Das Bild des grossen Mohammed Aly eröffnet in würdiger Weise diesen Band, denn in der That, er ist der Schöpfer des modernen Aegyptens, er ist der Begründer der neuen politischen und socialen Zustände, er führte die Bewohner des Nilthales aus dem Dunkel mittelalterlicher Verhältnisse ein in das Licht der Neuzeit. Allerdings geschah dies in überaus gewalthätiger Weise und unter Strömen von Blut. Die Niedermetze-

lung der Mameluken-Emyre, welche das Land unter sich getheilt hatten und es als ihre Domäne ausbeuteten, ist der Wendepunkt für Mohammed Aly's Gesckicke ebensogut wie für die Zukunft seines Landes gewesen. Und wenn der Erfolg die Mittel heiligt, so hat er in diesem seine volle Rechtfertigung gefunden.

Allerdings wird hiedurch in nichts die Wildheit der verrätherischen Niedermetzelung von ungefähr tausend Mameluken gerechtfertigt, von denen nur zwei der Vernichtung entgingen.

Dieses Ereigniss ist vielfach beschrieben worden, und aus Ebers' gewandter Feder erhalten wir eine Darstellung desselben in der allgemein bekannten Ueberlieferung. Aber nichts kann deutlicher zeigen, wie rasch geschichtliche Vorgänge zum Gegenstande der Legende, der Volksmythe werden, als eben dieses Ereigniss und die Verschiedenheit der Nachrichten über den Mamelukensprung und die blutige Katastrophe auf der Citadelle von Kairo.

Soeben ist das historische Tagebuch eines eingeborenen ägyptischen Geschichtschreibers in arabischem Texte veröffentlicht worden, das über dieses Ereigniss eine wahrheitsgetreue und unbefangene Erzählung enthält, die umso grösseren Werth besitzt, als der Verfasser gleichzeitig in Kairo lebte.

Das Werk, auf das wir uns beziehen, ist die Geschichte Aegyptens von Gabarty, die, nachdem sie bisher nur handschriftlich verbreitet war und die Veröffentlichung unter Ismail Pascha's Regierung streng verboten war, soeben aus der Druckerei von Bulak hervorgegangen ist.

Diesem Werke entlehnen wir die folgende Darstellung:

Am Donnerstag, dem letzten Februar 1811, ging es lebhaft zu auf den Strassen und Bazaren von Kairo, denn in prunkvollem Zuge und nach alter Sitte war der Aláy-Tschawusch, der Ober-Profoss des Heeres, ausgeritten, um überall ausrufen zu lassen, am nächsten Tage sei grosse Parade auf der Citadelle. Der Tschawusch war mit dem Festgewande angethan, reich gestickt und goldverbrämt, nach türkischer Art das Haupt mit der hohen Mütze (Tabak) bedeckt. Er ritt auf einem jener grossen, weissen Esel, die aus Süd-Arabien nach Aegypten importirt werden, eine Schaar von Vorläufern mit silberbeschlagenen Stöcken lief vor ihm her, während eine Anzahl Kapudjy's ihn umgaben, die mit lauter Stimme riefen: „jarye alay! morgen ist Parade!“ Eine Anzahl Volk folgte dem Zuge, der durch die Hauptstrassen der Stadt und besonders an den Palästen der verschiedenen Mameluken-Emyre vorüber sich bewegte. Jenen Grossen aber, deren Wohnhäuser mehr abseits von den Strassen lagen, brachten besondere Boten die Nachricht und Einladung zur militärischen Feierlichkeit, die am folgenden Tage auf der Citadelle stattfinden sollte. „Sie sollten sich alle früh Morgens in voller Ausrüstung auf die Citadelle begeben, um Tusun Pascha, dem Sohne Mohammed Aly's, der an der Spitze des Heeres nach Arabien abgehen sollte, das Geleite zu geben.“

Am Freitag, den 1. März 1811, ritten die Mameluken-Emyre in dem stattlichsten Festgewande, die Turbane mit herrlichen Cachemir-Shawls umwunden, in buntfärbigen, pelzverbrämten Kaftanen, die Pistolen und den

¹⁾ Dargestellt von unseren ersten Künstlern und beschrieben von G. Ebers, Band II.

mit Juwelen besetzten Dolch im Gürtel, das Schwert an golddurchwirkter Schnur über die Schulter befestigt, zur Citadelle hinauf, jeder umgeben von einer Schaar wohlbewaffneter Krieger und Gefolgsmänner. Auf dem Schlosse angekommen, wurden sie von Mohammed Aly in dem grossen Empfangssaale mit dem ganzen strengen Ceremoniell der orientalischen Etiquette empfangen. Nach Austausch der gewöhnlichen Begrüssungen liess Mohammed Aly, der in der oberen Ecke des drei Wände des Saales einnehmenden Dywans sass, die Emyre in der Reihenfolge ihres Ranges und Ansehens links und rechts von ihm Platz nehmen, und bald war der Saal übervoll, während viele in der Vorhalle sich niederliessen. Mohammed Aly unterhielt sich mit den hervorragendsten Mameluken mit ebensoviel Ruhe als Leutseligkeit. Kaffee ward herungereicht. Unterdessen setzten sich die auf dem Platze vor dem Schlosse angehäuften Massen in Bewegung und die Mameluken verabschiedeten sich in der Reihenfolge, wie sie gekommen, und stiegen zu Pferde, um ihre Plätze in dem Zuge einzunehmen.

Mohammed Aly aber verliess, sobald der Zug sich in Bewegung setzte, den Empfangssaal und begab sich in die Haremsgemächer.

Den Abmarsch von der Citadelle eröffnete eine Abtheilung von Delybaschy, leichte irreguläre Reiter, mit langen Lanzen und hohen schwarzen Mützen, eine wilde und übelberüchtigte Truppe, ihnen folgten der Stadtvogt und Polizeimeister, dann kamen die verschiedenen Abtheilungen der türkischen Lehensmiliz und diesen schloss sich die Truppe der eigentlichen Mameluken an, sowohl zu Pferde als zu Fuss.

Als nun die Delybaschy's und die ihnen folgenden türkischen Soldtruppen aus dem unteren Thore (Babalazab), das sich gegenüber der Moschee des Sultans Hassan auf den Platz unterhalb der Citadelle befindet, debouchirten, ward plötzlich das Thor geschlossen, unmittelbar vor den Mameluken-Emyren, und gleichzeitig eröffneten die das Thor und die Seitenthürme desselben besetzt haltenden Truppen ein vernichtendes Gewehrfeuer.

Der von dem Felsrücken auf dem die Citadelle steht, zur Stadt herabführende Weg ist zum grössten Theil in den Fels gehauen und zu beiden Seiten steigen entweder die glatten Felswände oder die hohen Mauern der Befestigungen und anderer Bauwerke empor. Auf den Mauern und Wänden der Felseinfassung aber standen überall Soldaten und schossen in die unten sich drängende Menge hinab, wo jede Kugel treffen musste.

Die Mameluken dachten im ersten Augenblicke daran umzukehren und den engen Hohlweg hinaufzustoürmen, in der Hoffnung sich der Citadelle oder doch eines Theiles derselben zu bemächtigen. Aber der Versuch misslang wegen des Gedränges der Pferde und der allgemeinen Verwirrung, wo kein einzelner mehr die Führung hatte. Sie sprangen von den Pferden herab, warfen die Pelze und schweren Kleider ab und stürmten den Säbel in der Hand bergaufwärts. Eine kühne, zweifelte Schaar drang auf diese Art eine gute Strecke vor, aber jede Kugel lichtete ihre Reihen. Trotzdem aber kamen sie bis zur mittleren Plattform; hier fanden die Letzten den Tod. Hier fiel auch Shahyn-Bey, dessen Kopf sofort vom Rumpfe getrennt und zum Pascha getragen ward.

Eine Anzahl von Mameluken-Emyren flüchtete sich in den Palast Tusun-Pascha's, des Sohnes Mohamed Aly's, aber man machte sie auch dort nieder.

Nur zwei entgingen dem Blutbade. Emyr Bey kletterte den Wall herab (dies ist Gabarty's eigener Ausdruck) und floh nach Syrien, der andere, Ahmed Bey, war durch einen Zufall verhindert sich auf die Citadelle zu begeben und floh sofort auf die erste Nachricht, und entkam auch, obgleich in allen Provinzen die Mameluken, gleichzeitig mit dem Gemetzel in Kairo, überfallen und getödet wurden.

In der Hauptstadt plünderten die Soldateska und das Volk durch drei Tage die Paläste und Wohnhäuser der Emyre.

Indem ich hier abbreche, füge ich nur die Bemerkung bei, dass durch Gabarty's Bericht die Legende von dem Sprunge mit dem Rosse über die Festungsmauer, als beseitigt betrachtet werden kann.

Was die Bilder anbelangt, die auch dieser Band in reicher Fülle uns vorführt, so ist das Meiste vortreflich und nur Weniges möchte mit einiger Berechtigung zu beanstanden sein. Ueber die Phantasie-Costüm der Mameluken habe ich schon bei Besprechung des ersten Bandes mein Bedenken geäussert. Ich brauche daher nicht darauf zurückzukommen. Dasselbe gilt von den verschiedenen Damen des Harems.

Hingegen ist auch in diesem Bande der Glanzpunkt des Werkes in den reizenden, zum Theil durch die virtuose Behandlung des Holzschnittes ausgezeichneten, landschaftlichen und architektonischen Darstellungen zu suchen, was nicht vorzüglich gelungene Leistungen im figuralem Fache ausschliesst. Abbildungen wie die Haarschnur verschwinden unter der Menge des Lobenswerthen.

Durch sorgfältige Auswahl, treffliche Ausführung, fesselnde und höchst belehrende Erläuterung im Texte zeichnen sich die zahlreichen hieroglyphischen und alt-ägyptischen Abbildungen aus und verleihen dem Werke einen besonderen Werth. Hierin ist Ebers' Meister und trifft immer das Richtige. Der Text ist überhaupt so geschmackvoll und anziehend, wie wir dies von Ebers' Hand zu erwarten berechtigt waren. Die Zahl jener Stellen, wo kleine Berichtigungen zu machen wären, ist sehr beschränkt und betreffen dieselben fast ausschliesslich die modernen Verhältnisse. So ist das Jahr, in welchem der Bau der Azhar-Moschee begonnen ward, nicht 909 Ch., sondern das 359. der Flucht, d. i. 969—970 Ch.

Kairo, 10. März 1880.

A. v. Kremer.

FORTSCHRITTE DER CIVILISATION IN PALÄSTINA IN DEN LETZTEN 25 JAHREN.¹⁾

Von Baurath C. Schick.

(Schluss.)

Jerusalem, December 1879.

Ein grosser Fortschritt ist in Bezug auf neue Bauten zu verzeichnen. In den kleinen Dörfern sind hierzulande höchst selten neue Häuser zu erblicken, dagegen — und diese Thatsache zeugt für einen Zug zur Centralisation — umsomehr in den grösseren Ortschaf-

¹⁾ Siehe Jänner-Nummer dieses Blattes.

ten, besonders aber in den Städten. Es gilt dies insbesondere von den Ortschaften mit christlicher Einwohnerschaft. In Jerusalem sind in dem mehrgenannten Zeitraume innerhalb der Stadt die verwahrlosten oder in Ruinen liegenden Häuser wieder hergestellt oder neu aufgebaut worden, wie an andern Stellen von Privaten und Genossenschaften eine grosse Anzahl Neubauten aufgeführt wurden; ausserhalb der alten Stadt sind ganz neue Stadttheile entstanden. Der Beginn wurde mit den grossartigen „Russischen“ Bauten gemacht, dann folgten verschiedene andere, so dass die Stadt jetzt, besonders gegen Westen zu, ein grosses Weichbild bekommen hat. Bei den Juden haben sich eigene Baugesellschaften gebildet, die dann gemeinsam kasernenartige lange Gebäude aufführen, die für viele Familien berechnet, eine grosse Zahl gleicher Wohnungen aufweisen. Dass die Billigkeit dieser Wohnungen auf Kosten der Güte vom sanitären und ästhetischen Standpunkte geht, ist selbstverständlich. Man kann behaupten, dass sich die Anzahl der Wohnplätze in den letzten 25 Jahren mehr als verdoppelt, vielleicht verdreifacht hat. Es gilt dies namentlich von Bethlehem, das den Eindruck einer neugebauten Stadt macht. In Jaffa ist die Stadtmauer demolirt, der Graben ausgefüllt, und eine Anzahl grosser neuer Häuser und Magazine, selbst palastartiger Gebäude errichtet worden. Ebenso sind in den Gärten Jaffa's eine grosse Anzahl neuer Häuser, und im Süden und Norden der Stadt, meist durch Ansiedler aus Egypten, ganze arabische Stadttheile aufgebaut worden. Auch in Ramleh sieht man neue Häuser, noch viel mehr aber in Chaifa, welche Stadt ich bei meinem letzten Besuche fast gar nicht mehr wiedererkannte. Die grauen Stadtmauern und die leeren, öden Gassen fand ich nicht mehr, dagegen machte der volkreiche und belebte Ort den freundlichsten Eindruck.

In der Nähe der Stadt befindet sich die Ansiedlung der neuen deutschen Colonie, am Fusse des Carmelberges. Die Ziegeldächer der Häuser derselben, mit deutschen Inschriften über den Thüren, die geraden Strassen und freundlichen Gärtchen sind doch durchaus neue Verschönerungen in dem alten längst mit seiner Cultur erstorbenen heiligen Lande! Nazareth macht ganz denselben Eindruck; der Ort ist gross geworden und sieht wie neuerbaut aus. Auch Tiberias hat neue Häuser und sind die Spuren der Zerstörung durch das Erdbeben im Jahre 1837, von denen im Jahre 1848 noch viele bemerkbar waren, nun gänzlich verwischt; nur für die alte klaffende Stadtmauer ist die Zeit der Restauration noch nicht gekommen. In Dschenin ist ein neues Militär-Waffendepot errichtet worden und in Naplus ausser einem solchen eine schöne grosse Kaserne. Dadurch ist das nach Osten abhängende, sonst so einsam scheinende Felsenthal recht freundlich belebt. In der Stadt bemerkte ich viele neue Privatbauten, aber auch einen neuen Khan, in welchem zur Zeit Tscheikessen wohnten; ausserdem die schon erwähnte neue Schule, sowie das Lateinische Kloster und nun auch ein kleines Gebäude der protestantischen Mission. Die Strassen sind gut gepflastert und die Wasserquellen entfalten noch den alten Reichthum in den Gärten. In Bethlehem ist eine kleine Kaserne und Serai gebaut worden. Neue Häuser trifft man in Dschifne, Ramallah, Beitschala,

Beit Sahur u. s. w. sowie an einzelnen Plätzen, wo man anfängt das Land wieder besser zu bebauen.

Durch die Schulen und den reicheren Verkehr erlangten die Handwerksleute Geschick und Geschmack und zeichnen sich darum die neueren Häuser meist vor den älteren (nicht den ganz alten, die in der Regel sehr gut sind) vortheilhaft aus, auch macht sich ein gewisser neuer Styl geltend. Dass mitunter Ziegel in Verwendung kommen, wurde bereits erwähnt, auch wurden grösseres Holz und längere Bretter importirt, was dem zweckmässigen Bauen zugute kommt. An den Häusern werden nun fast durchgehends Glasfenster angebracht, was vor 20 Jahren noch selten war. Ebenso vergisst man die Camine und Oefen nicht, wie in älterer Zeit, wo eben der Rauch durch die Thüre entwich.

Auf die Fortschritte in der Landwirthschaft übergehend, sei bemerkt, dass in Jaffa die mehrmals genannten Gärten im Laufe des Vierteljahrhunderts die vierfache Ausdehnung erlangt haben; ausser den schon erwähnten deutschen Colonien zeigen sich neue Ansiedelungen am Audscheh-Fluss, in der Ebene bei Bir Addes und Kefr Saba, sowie eine beträchtliche Anzahl neuer Gärten, insbesondere auch in Hable. Dort wurde ein tiefer Brunnen gegraben, der nicht nur zum Bewässern der Gärten benützt wird, sondern auch das Trinkwasser den Leuten des Dorfes liefert, die vorher an stehendes Regenwasser, das sich in Felsenlöchern gesammelt hatte, gewiesen waren. Auch trifft man neue Pflanzungen da und dort, den Landleuten ist häufig mit Capital zur Anschaffung des Zugviehes und der Saatfrucht unter die Arme gegriffen worden. Bei Kolonieh sind einige neue Häuser gebaut und die dortigen Gärten wiederhergestellt worden, ebenso in Artos; in der Nähe und der Umgebung Jerusalems ist nun beinahe alles Land umfriedet, es sind Bäume gepflanzt und Cisternen gegraben worden. Ebenso hat man die alte Wasserleitung, welche das Quellwasser bei den sogenannten Teichen des Salomon schon in alten Zeiten nach Jerusalem führte, wieder hergestellt, so dass dasselbe wieder auf dem alten Tempelplatz sich ausgoss; leider hatte das Werk keinen langen Bestand, indem die Rohre aus bisher unermittelter Ursache sich verlegten.

Als erheblicher Fortschritt mag die neu eingerichtete Beleuchtung der Strassen und deren Reinhaltung in den Städten bezeichnet werden, welch' letztere wohl noch Manches zu wünschen übrig lässt. Ferner sei erwähnt, dass der Thorschluss gleich nach Sonnenuntergang, durch den aller Verkehr gehemmt und die Bewohner innerhalb der Mauern eingeschlossen wurden, aufgehoben worden ist, und die Sperre erst in späten Nachtstunden oder an einigen Thoren und Orten auch gar nicht mehr erfolgt.

Auch die Pflasterung der Städte weist Fortschritte auf; in Bethlehem ist dieselbe soweit ausgeführt, dass man zur Winterszeit die Stadt passiren kann, was früher kaum der Fall war. In Jerusalem, und so viel ich weiss auch an anderen Orten, sind die widerlichen Gerbereien an Stellen ausserhalb der Ortschaft verlegt worden, ebenso der Schlachtplatz. Auf dem lateinischen Kloster sehen wir eine Uhr angebracht, welche die Tagesstunden schlägt und schon richtet man sich all-

gemein darnach. Auf dem österreichischen Hospiz befindet sich eine Uhr von Se. Majestät dem Kaiser von Oesterreich gestiftet, welche die deutsche (occidentalische) und die arabische (orientalische) Zeit zugleich zeigt. Ebenso schlägt eine Uhr auf der Mädchen Erziehungs-Anstalt Talitha Kumi, ausserhalb der Stadt, die Stunden.

Wachsende Toleranz und Abnahme des Fanatismus zeigt sich in den meisten Orten. Während sich früher die Gläubigen der einzelnen Bekenntnisse gegen einander abschlossen, macht sich heute bei den Nachfolgern des Muhamed ein gemeinsamer Sinn geltend. Während es früher den Christen nur mit Widerwillen gestattet wurde, in der Stadt zu reiten, kümmert sich darum heute Niemand. Ebenso wenig wird es übel vermerkt, wenn ein Christ oder Jude über einen Begräbnisplatz geht oder rothe Schuhe trägt. Diese sowie der rothe Fess mit weissem Turban galten ehemals als Privilegium der Rechtgläubigen. Ein Christ oder Jude musste eine dunkelfarbige Mütze und eben solche Schuhe tragen. Tritt ein Christ oder Jude in den Dienst der Regierung, so wünscht man, dass er sich des rothen Fess bediene, doch ist dies nicht absolut erforderlich. Dagegen verlangt der Moslem vom Christen, der einen Hut trägt, dass er beim Eintritt in's Zimmer das Haupt entblösst; er mag dafür die Schuhe anbehalten. Während man früher den Effendi immer in gelben Babuschen gehen sah, die er beim Eintritt in ein Zimmer ablegte, hat derselbe jetzt öfters (ohne Ausnahme alle jüngeren) europäische Fussbekleidung mit hohen Absätzen, zu welchen eigene Babuschen erfunden und gemacht worden sind, die leicht darüber an- und ausziehen sind. An denselben ist für den hohen Absatz auch die entsprechende Vertiefung angebracht. Selbst Frauen, nicht nur christliche, sondern vermummte muhamedanische, sieht man in Pariser Stiefletten mit hohen spitzen Absätzen in den Strassen gehen. Während früher der lange Dschibuk ein unzertrennlicher Begleiter des Muselmans war, verschwindet derselbe immer mehr und macht der europäischen Papier-Cigarre Platz. Viele Jahre lang habe ich gesehen, dass, wenn Seine Excellenz der Pascha ausging (zu Fuss oder zu Pferd), 20 bis 30 bewaffnete Zabties, in zwei Reihen gestellt, vor ihm hergingen. Ihm nach folgten seine Leibdiener und Dschibukträger. Neuerer Zeit habe ich dies nie mehr gesehen. Geht der Pascha aus, so hat er stets nur zwei bis drei Menschen (seine nächsten Diener) bei sich, im Uebrigen keine Escorte oder Bedeckung. Auch sieht man den Pascha bei seinen Ausgängen gewöhnlich in Civilkleidung und nicht wie früher in Uniform. Auch in dergleichen Dingen vollzieht sich eine Aenderung zum Bessern.

Bei Gastmahlen erhält der fremde Gast ein Besteck, was früher nicht Sitte war. Der allgemein bekannte Divan macht dem Sopha und den einzelnen Sesseln und Stühlen Platz. Bei Gericht kann man die Herren um einen Tisch versammelt auf Stühlen sitzen sehen. Noch manch' Aehnliches liesse sich anführen, um zu zeigen, dass nach und nach eine Umwandlung vor sich geht. An sich unbedeutende Dinge, mögen sie doch als Zeichen innerer Vorgänge, vor Allem als Abnahme der Vorurtheile gegen europäisches Wesen

diene. Christen und Juden wird immer mehr erlaubt, die Moscheen zu besuchen. Gegen eine kleine Entschädigung an die Tempelwächter selbst den Harem esch scherif. Dies allerdings erst seit dem Krimkriege, vorher war der Harem für jeden Nichtmoslem, selbst für fürstliche Personen, verschlossen geblieben; den Christen gab man die Erlaubniss, mit Glocken in ihren Kirchen zu läuten. Während früher bloss auf der heiligen Grabeskirche hie und da ein kleines Glöckchen mit hellem Silberklang sich schüchtern hören liess, ist jetzt Glockengeläute in Jerusalem nicht mehr auffallend. Die erste etwas grössere Glocke, 60 Pfund schwer, ward 1854 neben der englischen Kirche dahier aufgehängt, dann folgten die Klöster mit noch grösseren, und vollends brachten die Russen ganz grosse Glocken. Das schönste Geläute haben aber unstreitig die Lateiner auf der heiligen Grabeskirche. Das Geklingel der Russen und Griechen widert ein musikalisches Ohr bald an. Selbst in Naplus vernahm ich jüngst Glockenklang vom lateinischen Kloster und doch gab es noch vor 20 Jahren einen Volksaufstand in dieser Stadt wegen einer nur 10 Pfund schweren Glocke, die dort in der englischen Schule als Schulglocke aufgehängt werden sollte. Die Glocke wurde damals in Stücke zerschlagen.

Die Verminderung des Fanatismus und die Zunahme der Duldsamkeit äussert sich auch darin, dass nicht nur alte christliche Kirchen restaurirt, sondern selbst neu gebaut werden dürfen.

Nach muhamedanischer Vorstellung sollte es nämlich keine Gotteshäuser der Ungläubigen auf ihrem Gebiete geben. Schon bestehende mochte man aus Barmherzigkeit stehen lassen, weil barmherzig zu sein, eine Pflicht des Muhamedaners ist; anders verhielt es sich bei Neubauten. Die englische Regierung hatte darum vor 35 Jahren viele Mühe, in Constantinopel die Erlaubniss zu erwirken, dass in Jerusalem eine protestantisch-englische Kirche gebaut werden dürfe; die Bewilligung wurde schliesslich in der Form erteilt, dass man dem englischen Consul gestattete, in seiner Residenz zu Jerusalem eine Privat-Capelle zu bauen. Dieselbe wurde darum an die Wohnung des damaligen Consuls angebaut. Seither hält es nicht mehr schwer den Ferman für neue Kirchen zu bekommen. Solche sind in Jerusalem, sowie auch in Nazareth, Tiberias, auf dem Thabor, in Naplus, Dschifne, Ramallah, Betdschala, Zatur, Lydd u. s. w. gebaut worden und vermehrt sich deren Zahl stets. Eine alte, bisher als Moschee benützte Kirche wurde vom Sultan selbst an die katholischen Priester, zunächst an Napoleon den III., und die Ruinen einer anderen an den König von Preussen, den jetzigen deutschen Kaiser zurück gegeben!

Ebenso sind eine Anzahl Synagogen, vornehmlich in Jerusalem, in diesem Zeitraume gebaut worden.

Aus dem Gesagten könnte man den Schluss ziehen, die Muhamcdaner wären in ihrer Religion lax geworden, es bedeutet dies indess bloss ein Abnehmen des Fanatismus, da andererseits weit grössere Anstrengungen als ehemals zur Hebung der Religion und des Cultus gemacht werden. Grosse Summen sind in den letzten Jahren für die Restauration des hiesigen Harem esch scherif verausgabt worden. An der Nordseite des grossen Platzes wurde eines der alten Schulgebäude, das sehr

banfällig war, gründlich hergestellt und ist dies jetzt Sitz der neuen Tribular.

Die alte Moschee mit Nebengebäude des Wallfahrtsortes Nebi Mose, sowie die dabei befindlichen Cisternen, wurde wieder in guten Zustand gebracht; ebenso hat man die grosse Moschee in Ramleh und die im Dorfe Dschildschilich restaurirt. In Jaffa wurden nicht nur die Moschee und die dortigen Brunnen reparirt, sondern sogar ein schönes, schlankes Medineh (ein Thurm) ganz neu aufgebaut. In Jerusalem wurde der Davidsturm reparirt.

Früher residirte der Pascha mit seinen verschiedenen Gerichtsstellen in einem gemietheten Hause nahe dem Haram. Vor 10 Jahren hat die Regierung das alte und im Verfall begriffene grosse Gebäude der Tekieh, ein schöner Bau aus der Sarazenenzeit, im Centrum der Stadt gelegen, mit viel Kosten restauriren lassen und nebst den Wohnungen des Paschas und seiner Familie, und der Beamten, die verschiedenen Gerichtsstellen da untergebracht und so ein wirkliches Serai geschaffen. Zugleich wurde auch die stark in Verfall begriffene alte Mehkameh (Gerichtshaus) mit der Wohnung des Kadi wieder restaurirt und der vor einigen Jahren eingefallene Suk wieder hergestellt.

Auch in Bezug auf die Sicherheit und Rechtspflege ist, trotz allem Mangelhaften, doch ein offener Fortschritt zu verzeichnen; der Christ wie auch der arme Eingeborne kommt nun viel leichter zu seinem Rechte, die Bastonade und die Prügelstrafen sind abgeschafft, und eine gewisse Gleichheit aller Bewohner vor dem Gerichte garantirt. Die Gerichte sind nun nach den neuen Vorschriften eingerichtet und aus Personen verschiedener Stände, auch Mitgliedern von Christen- und Juden-Gemeinden zusammengesetzt. Diebe, Räuber und Mörder werden heutzutage in der Regel ausfindig gemacht und bestraft.

Die Municipalität hat zur Sanitätspflege einen deutschen Arzt und in Bausachen auch einen deutschen Baumeister angestellt.

Schliesslich noch ein Wort über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur. Eine eigentliche Presse, im europäischem Sinn gibt es hier nicht, ebensowenig eine Wochen- oder Tages-Zeitung. Man hat wiederholt die Herausgabe von Zeitungen erwogen, doch scheitert die Angelegenheit am Geldmangel, sowie an den vielen Sprachen, die hier in Gebrauch sind. In welcher Sprache sollte ein Blatt erscheinen? Erfolgt die Publication in englischer, französischer, deutscher, italienischer oder russischer Sprache, so trifft sie nur einen beschränkten Leserkreis, soll das Journal im türkischen Idiom erscheinen, so verstehen wieder viele Europäer und die meisten der Eingebornen dieselbe nicht. Dasselbe gilt vom Arabischen, der Sprache des Landes. Ehe an eine Zeitung zu denken ist, muss der Eingeborne eine bessere Schulbildung genossen haben, und so die Zahl Derjenigen, welche des Lesens kundig sind, eine grössere werden. Dagegen haben in den letzten 25 Jahren die betreffenden Klöster für die Bedürfnisse ihrer Glaubens-Angehörigen, sowie auch die Juden, Druckereien eingerichtet.

Am meisten wird in dieser Richtung vom lateinischen Kloster, weniger vom armenischen, und noch weniger vom griechischen geleistet. Was die Protestanten in Jerusalem selbst in den Druck legen ist kaum des

Erwährens werth, ihre Drucksachen kommen zumeist von Europa. Dagegen geben die Juden in hebräischer Sprache zwei Journale (Wochenblätter) für ihre Glaubens-Genossen im Auslande berechnet heraus, um die Noth der hiesigen jüdischen Bewohner denselben stets und wiederholt an's Herz zu legen.

In Beirut dagegen erscheint eine arabische Zeitung, die viel mehr Werth hat, auch hier einige Abonnenten zählt und Gutes schafft.

Damit glaube ich eine kurze Skizze von dem in den letzten Jahren zum Bessern veränderten Bilde, dieses Landes gegeben zu haben, und lege die Hoffnung, dass in nicht ferner Zukunft noch grössere Fortschritte zu verzeichnen sein werden.

AUS AFRIKA ¹⁾,

Chartum, den 17. Februar 1880.

Gestern begrüsst wir in unserer Mitte die Missionäre Wilson und Felkin aus Uganda. Die Herren haben die grosse Tour von Rubaga nach Chartum *à pied* zurückgelegt, und zwar von Lado über Madi, Rohl-Ajak, Djur Ghattas, Dem Suliman, Bahr el arab, Dara, Obeld nach Chartum. In ihrer Begleitung befindet sich eine Deputation von drei Grossen des Reiches Uganda und fünf Mohrenjungen, welche letztere in England unterrichtet werden sollen. Ihre beiden Gefährten Lichtfield und Pearson sind in Rubaga zurückgeblieben; man vermuthet aber, dass auch sie das Land verlassen und den Rückzug nach Zanzibar angetreten haben. Dr. Emin Bey gibt in seinem Briefe aus Lado ddo. 28. Juli 1879 genaue Andeutungen über die Verhältnisse der Missionsanstalten in Uganda, indem er schreibt:

„Meinem Versprechen gemäss beeile ich mich, Ihnen auch mit dieser Post einige Worte über die letzten Ereignisse in Uganda zukommen zu lassen. Ich entlehne die Facten arabischen Briefen von meinen Bekannten, den Zanzibar-Kaufleuten in Uganda und den Aussagen der Uganda-Leute in Mruli.

Die englische Mission war von Mtesa im Anfange recht freundlich aufgenommen und behandelt worden; bald aber machten sich gegentheilige Strömungen bemerkbar, die wohl meist darin ihren Grund hatten, dass die Uganda-Chefs sich in ihren übertriebenen Geschenkerwartungen getäuscht sahen und die arabischen Kaufleute diese Strömung benützten, um auf den König eine Pression auszuüben und die unerwünschten Gäste loszuwerden. Die anfänglich reich gegebenen Lebensmittel wurden nun auf einmal rar. Die Leute wurden angewiesen, sich jeden Verkehrs mit den Fremden zu enthalten und besonders ihnen nichts zu verkaufen. Den wiederholten Reclamationen der Missionäre geschah nicht nur nicht Recht, sondern sie wurden des öfteren geradezu bedroht und beinahe wie Gefangene behandelt. So standen die Dinge, als auf einmal aus Zanzibar an Mtesa und Miranbo (diese kamen durch Zufall nach Uganda) gerichtete officielle Schreiben gelangten, in deren einem gesagt wurde — ich überlasse die Verantwortung meinen Gewährsmännern —, dass alle Fremden, die nach Uganda kämen und keine Zanzibar-Consulatspässe mit sich

¹⁾ Schreiben des österreichisch-ungarischen Consuls in Chartum an Sc. Exc. Freiherrn v. Hofmann.

führten, als Betrüger zu betrachten und zu behandeln seien und dass man am besten solche Leute dorthin zurücksende. Zugleich wurde eine Zanzibarische englische Firma lebhaft empfohlen, die es übernehmen wolle, Mtesa mit guten Snider-Gewehren, jedes Gewehr mit 100 Patronen, zu etwas mehr als 3 Pf. St. zu versehen. Auch wurde Mtesa angetragen, er möge vom Sultan von Zanzibar Officiere als Instructoren für seine Armee verlangen. Das war nun Oel in's Feuer gegossen. Die Missionäre, welche natürlich ohne Recommendationen gekommen, wurden sofort als Lügner und Betrüger behandelt und Mtesa soll eine zeitlang mit der Absicht umgegangen sein, dieselben gefesselt nach Zanzibar zu senden, wohin auch Elfenbein zum Ankauf der genannten Gewehre gebracht werden sollte. Zufälliger Weise langten um diese Zeit die französischen Missionäre in Uganda an und es wurde die Aufmerksamkeit der Chefs und des Königs abgelenkt. Mtesa aber, der sich persönlich von so vielen Europäern umworben sah, erkannte ganz gut, dass er die Situation beherrsche. Es mag nun wohl doch Furcht gewesen sein, die ihn zuletzt dazu bewogen, einigen der Herren die Abreise zu gestatten; genug, Mr. Felkin ist gegenwärtig hier und Mr. Wilson auf dem Wege nach hier in Fanéra. Zwei andere Mitglieder sind nach Süden zurückgereist und es bleiben dann in Uganda die Herren Mackay, Pearson und Lichtfield, die hoffentlich nächstens auch kommen. Die französische Mission dagegen ist *in toto* von Kagehy heraufgekommen.

Für mich, der zweimal in Uganda monatlang allein gelebt, hat dieser Fehlschlag nichts Befremdliches; wie ich Ihnen öfters gesagt, ist Mtesa ein launisches Kind mit grossen Präntensionen und noch grösseren Alluren, und die Herrschaft über sein Land liegt wohl in den Händen der grossen Chefs, die eine geradezu verabscheuungsvolle Coterie von Leuten sind. Die phantasiereichen Briefe Stanley's über Uganda, seine Vorliebe für den von ihm bekehrten Herrscher sind wohl schön, halten aber keine Kritik aus und wer selbst in Uganda gewesen, weiss, was er davon zu halten hat. Die englische Gesellschaft hat leider den Schaden davon gefahrt. Sechs Menschenleben und Tausende von Pfunden sind doch wohl ein zu hoher Preis für die Elucubrationen gottesfürchtiger Armee-Pensionäre und anderer Afrika-Reisender. Das Interessanteste aber bei der ganzen Geschichte sind jedenfalls die von Zanzibar aus in Scene gesetzten Intriguen und Machinationen, die durch das neue Gewand officieller Documente eine ganz eigene Färbung bekommen. Snider-Gewehre zu verkaufen muss ein ganz lucratives Geschäft sein; doch that man dies bis heute privatim. Ob nun für Central-Afrika die massenhafte Einführung solcher Gewehre in ein Land, wo notorisch der Sklavenraub und Sklavenhandel ganz offen getrieben und geduldet werden, wo noch eben Vezir Schambalango aus Ussoga gegen 2000 Sklaven an seinen Gebieter in Uganda gesandt, ob die Einführung solcher Waffen in ein solches Land für die Civilisirung von Central-Afrika von Nutzen oder von Schaden sein werde, das überlasse ich jedem vernünftigen Menschen zu entscheiden. Leute natürlich, welche die Gehässigkeit so weit treiben, dass sie, was immer von und über Egypten kommt, nur darum befeinden und

begeifern, weil es von da gekommen; Leute, die von ihren persönlichen Vorurtheilen sich nicht so weit zu emancipiren vermögen, dass sie wenigstens gerecht seien, und Weiss Weiss und Schwarz Schwarz sein lassen — solche Leute sind überhaupt hier nicht in Rechnung zu bringen.

Hoffentlich wird die englische Church Missionary Society sich dadurch nicht entmuthigen lassen. Afrika ist so weit, und gerade unser Gebiet bietet so grosse und so schöne, so reiche und so lohnende Felder für Missionäre, die ausser dem toten Buchstaben auch Unterweisung in Handel und Wandel, in Gewerben und Künsten zu bieten vermögen, dass gerade ihre Ausbeutung und Cultivirung der genannten Gesellschaft warm empfohlen sein sollte. Dass Seine Excellenz der gegenwärtige Gouverneur des Sudan, Gordon Pascha, alles Mögliche thun würde, um solche Aufgaben zu erleichtern, steht ausser Frage.

Mirambo²⁾ scheint den Weg nach Süden völlig gesperrt zu haben und keine Karawane passiren zu lassen. Der ist wenigstens unparteiisch, er hat die Karawane der Londoner Gesellschaft, aber auch die seines eigenen Schwiegersohnes³⁾ geplündert. In Ussoga ist grosser Krieg. Einige von Mtesa dort eingesetzte Häuptlinge sind verjagt und die Steuern nicht regelmässig bezahlt worden. So hat denn Mtesa einige tausend Waganda unter Führung seines Verwandten Schambalango dorthin gesandt, die jetzt plündern und rauben. Auch zwischen Mtesa und Kabrega scheinen die Beziehungen gespannt zu sein. Kabrega hatte Mreko, den Onkel Mtesa's, mit seinen Leuten vor ganz kurzer Zeit einfach todtschlagen lassen, und darob zürnt ihm Mtesa.⁴⁾

Da die anwesenden Missionäre selbst den Wunsch um Bekanntmachung dieser wahrheitsgetreuen Darstellung des Sachverhalts geäussert haben, so erlaube ich mir die ergebenste Bitte, die Veröffentlichung in einem angemessenen Blatte gefälligst veranlassen zu wollen.

Am 11. September v. J. endlich brachte Mr. Lapton eine volle Jahrespost nach Lado. Die Herren in Lado finden nicht genug Dankesworte für all' die Freuden, welche ihnen nach 13monatlicher Abgeschlossenheit von Freundeshand bereitet wurden. Herr Buchta, des langen Wartens müde und ohne Aussicht auf Eröffnung der Wasserstrasse, schlug gleichfalls den Rückweg zu Lande über Ghaba Schamby ein.

Am 18. Jänner traf hier der Dampfer „Ismailia“ von Mischra er Rek mit einer Partie Elfenbein und einem Transport von Kriegsgefangenen und Marodeuren ein. An Bord befand sich auch Marco Zvitavich aus Lussin piccolo, Führer der fünf indischen Elephanten, von Chartum nach Dufle. Meine frühere Andeutung, dass einem Gerüchte zufolge drei indische Elephanten in Dufle umgestanden sein sollen, wird von Marco selbst als Thatsache bestätigt. Die zwei noch lebenden Elephanten wurden nach Makraka versetzt, da sie im südlichen Theile nicht mehr verwendet werden konnten, nachdem auf Gordon's Befehl die egyptischen Stabili-

²⁾ König von Unyamwese.

³⁾ Broyon, Schweizer Kaufmann.

mente in Mruli, Fauéra, Fatiko, Magango etc. aufgeschlungen worden sind.

Am 31. Jänner ging eine Flotille von zwei Dampfren und vier Segelbarken an den Bahr el Ghasal ab, um das dort aufgehäufte Elfenbein (über 2000 Cantar) und die vielen Kriegsgefangenen herabzuschaffen. Mit dieser Gelegenheit fuhr auch Dr. W. Junker in Begleitung des Afrika-Touristen Bohndorff nach vierwöchentlichem Aufenthalte dahier nach Mischra er Rek, um von dort aus sein vorläufiges Ziel, Monbuttu zu erreichen.

In den Petermann'schen Mittheilungen 1879, XI. S. 427, wird unter der Ueberschrift: „Die Enropäer im Sudan und die Sklaverei-Frage“ als Thatsache angeführt, dass der abtrünnige Häuptling Harnn (nicht Heron), welcher seit der egyptischen Invasion in den Hochthälern des Djebel Marra sein räuberisches Unwesen treibt, bei dem energischen Vorgehen Messedaglia's, des jetzigen Gouverneurs von Darfur, in dessen Gefangenschaft gerathen ist. Wir „Enropäer im Sudan“ betrachteten diese Phrase als das, was sie ist — als eitles Selbstlob, da dem Einsender wohl so gut wie uns bekannt sein musste, dass Harnn noch heutigen Tages wie vordem ungebeugt in den Marra-Bergen haust und folglich sich Niemand seiner Haftnahme rühmen kann. Wahr ist im Gegentheil, dass Messedaglia zur Zeit der Jahreswende von dem Posten eines General-Statthalters von Darfur enthoben und vor einer gemischten Untersuchungs-Commission in Chartum in Anklagestand versetzt wurde. Es scheinen während der kurzen Verwaltungsperiode Messedaglia's in jener Provinz Unterschleife eingetreten zu sein, welche ihm als Landeschef zur Last fallen. Es sollen viele Delicte gegen ihn vorliegen, über welche vor der gerichtlichen Approbation Schweigen geboten ist, wovon jedoch schon jetzt als Factum constatirt ist, dass er unbefugterweise sein Salair (70 egyptische Pfund per mese) für zwei Jahre dem Staatsschatze im Vorhinein entnommen hat, und dessen Rückerstattung in der Höhe von 108.000 Piaster Tarif refusirt. All' sein Hab' und Gut wurde von der Sudan-Regierung bis zur Beendigung der Gerichtsverhandlung mit Beschlag belegt.

M. L. Hansal.

OESTERREICHS DIRECTER HANDEL MIT BRITISCH-INDIEN 1874 — 1879.

In den uns vorliegenden mächtigen Folianten, betitelt *Annual Statement of the Trade and Navigation of British India with Foreign Contries in the Year ending March 1879*, nimmt die Darstellung des österreichischen Handels mit dem grossen asiatischen Reiche nur wenige Seiten ein. Auch die Ziffern, die diesen Verkehr kennzeichnen, sind von geringer Bedeutung, und können wohl kaum als günstige Ergebnisse der Bestrebungen unserer Regierung, den austro-indischen Handel zu heben, bezeichnet werden. Gleichwohl lässt sich nicht

leugnen, dass der aastro-indische Verkehr, jenen eingeschlossen, der sich auf indirectem Wege d. h. via England vollzieht, grossen Belang hat. Arbeiten doch nicht wenige Etablissements der böhmischen Glas-Industrie zum grossen Theile für Indien, während an ordinären inchartigen Geweben aus Bielitz-Biala, an Neutitscheiner Tücheln, an bedruckten Schafwollwaaren aus der Reichenberger Gegend, an halbseidenen Stoffen aus dem Egerer Kreise, an Seidenstoffen der Wiener Vorstädte, an Leder-, Galanterie- und Kurzwaaren, an Zündwaaren, an Schreib- und Druckpapier grosse Quantitäten aus Oesterreich via London nach der britischen Colonie exportirt werden.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind zu be-kannt und auch in unseren Blättern zu häufig dargelegt worden, als dass wir uns veranlasst sähen, abermals auf dieselben zurückzukommen.

Gleichwohl sei hier constatirt, dass seit wenigen Jahren einige hervorragende Industrielle den Versuch gemacht haben, in directe Beziehungen zu indischen Häusern zu treten und eine Reihe von günstigen Ergebnissen verzeichnen konnten. Es gilt dies insbesondere von der Glas- und Papierbranche, sowie von einigen Zweigen der Textil- und der chemischen Industrie.

Auders verhält es sich mit der directen Ausfuhr indischer Rohproducte nach Oesterreich; hier scheint es, als seien wir, von dem einen oder anderen Artikel abgesehen, bereits an der Grenze des vor der Hand Erreichbaren angelangt. Die Ursachen, die auf dem Gebiete des Exportes vor dem Jahre 1870 der Entwicklung des directen Verkehrs von Indien mit Oesterreich im Wege standen, scheinen zum grössten Theile behoben, und wenn wir trotzdem einen namhaften Theil der in Oesterreich consumirten indischen Producte ihren Weg über ausserösterreichische Häfen nehmen sehen, so ist diese Thatsache in erster Linie auf die günstigeren Chancen zurückzuführen, die die grossen europäischen Märkte für den Bezug gewisser Stapelartikel in kleineren Quantitäten bieten, wie sie denn doch der österreichische Verkehr nicht selten verlangt.

Der Werth der gesammten directen Einfuhr österreichischer Erzeugnisse in Indien betrug:

| | | | | |
|------------------|-----------|-----------|-----------|-----------|
| 1874 — 75 | 1875 — 76 | 1876 — 77 | 1877 — 78 | 1878 — 79 |
| R. ¹⁾ | R. | R. | R. | R. |
| 960.100 | 954.276 | 874.295 | 1,130.784 | 1,216.222 |

Als der wichtigste Artikel österreichischer Provenienz ist Papier in seinen verschiedenen Sorten zu bezeichnen. Im Jahre 1874 bis 1875 wurden an österreichischem Druck-, Schreib- und Packpapier für 147.522 Rs. nach Indien ausgeführt. In den folgenden Jahren stieg die Ausfuhr dieses Artikels auf die nachstehenden Ziffern:

¹⁾ Die Rupie wurde im halben März in Bombay mit 1 Shilling 8 1/2 d. notirt.

| | | | | |
|-------------------------|-----------|-----------|-----------|-----------|
| | 1875 — 76 | 1876 — 77 | 1877 — 78 | 1878 — 79 |
| | R. | R. | R. | R. |
| Druckpapier | 71.870 | 117.730 | 143.688 | 90.591 |
| Schreibpapier | 154.551 | 191.920 | 345.477 | 322.474 |
| Andere Sorten | 4.505 | 15.856 | 15.295 | 31.195 |

Hieran reiht sich die Ausfuhr von Baumwollgarnen und zwar zumeist türkisch Rothgarn, dieselbe werthet:

| 1874—75 | 1875—76 | 1876—77 | 1877—78 | 1878—79 |
|---------|---------|---------|---------|---------|
| R. | R. | R. | R. | R. |
| 195.350 | 99.581 | 82.626 | 16.333 | 226.534 |

Ausserdem finden wir die nachstehenden Fabrikate in den Exportlisten durch namhafte Werthziffern vertreten:

| | 1874—75 | 1875—76 | 1876—77 | 1877—78 | 1878—79 |
|---|---------|---------|----------------------|---------|---------|
| | R. | R. | R. | R. | R. |
| Glasperlen | 26.092 | 13.615 | 9.037 | 19.340 | 72.050 |
| Andere Glaswaaren | 21.179 | 36.758 | 19.334 | 32.846 | 41.679 |
| Fertige Kleider, Weisswaaren, Hüte etc. | 34.821 | 28.871 | 43.218 | 31.693 | 72.036 |
| Bedruckte Baumwollwaaren | 38.908 | 134.549 | 36.318 | 28.869 | 28.539 |
| Schafwollwaaren | 3.318 | 216 | 6.626 | 36.777 | 16.926 |
| Mineralische Oele | 225 | 527 | 71.357 ²⁾ | 146.178 | 47.168 |
| Farbwaaren | 152.554 | 134.497 | 82.239 | 35.980 | 36.261 |
| Bier | 15.433 | 15.141 | 13.068 | 16.863 | 17.451 |
| Wein | 12.134 | 8.918 | 14.087 | 20.672 | 18.234 |

Der Gesamtwerth der directen Ausfuhr Indiens nach Oesterreich betrug:

| 1874—75 | 1875—76 | 1876—77 | 1877—78 | 1878—79 |
|------------|------------|------------|------------|------------|
| R. | R. | R. | R. | R. |
| 13,192.882 | 14,096.644 | 13,271.508 | 14,631.992 | 13,912.178 |

Es mag nun von Interesse sein, die Werthziffern für den directen französisch-indischen und italienisch-indischen Verkehr folgen zu lassen.

| | 1874—75 | 1875—76 | 1876—77 | 1877—78 | 1878—79 |
|----------------------|------------|------------|------------|------------|------------|
| | R. | R. | R. | R. | R. |
| Import aus: | | | | | |
| Frankreich | 3,045.477 | 5,293.481 | 4,635.036 | 4,511.046 | 3,910.344 |
| Italien | 2,509.412 | 4,106.493 | 3,340.092 | 3,492.286 | 3,830.139 |
| Export nach: | | | | | |
| Frankreich | 47,265.708 | 45,106.717 | 53,475.792 | 59,630.574 | 39,352.289 |
| Italien | 11,096.491 | 12,174.593 | 14,086.823 | 18,676.904 | 16,684.154 |

In den Export-Tabellen des austro-indischen Verkehrs finden wir die nachstehenden indischen Producte mit den höchsten Werthziffern vertreten:

| | 1874—75 | 1875—76 | 1876—77 | 1877—78 | 1878—79 |
|-------------------------------|-----------|-----------|------------|------------|-----------|
| | R. | R. | R. | R. | R. |
| Kaffee | 39.810 | 1,563.869 | 536.490 | 281.085 | 267.940 |
| Vegetabilische Oele | — | 77.716 | 64.495 | 1.805 | 194.452 |
| Baumwolle | 9,834.662 | 9,048.101 | 10,552.741 | 11,311.620 | 9,835.019 |
| Jute | — | 86.277 | 357.213 | 341.850 | 544.560 |
| Rohe Häute | 753.938 | 791.414 | 272.253 | 364.916 | 405.053 |
| Gegerbte Felle | 13.670 | 46.129 | 83.332 | 43.130 | 275.852 |
| Indigo | 2,077.132 | 2,005.784 | 2,105.648 | 2,155.166 | 2,214.922 |
| Schellack | 18.822 | 93.240 | 74.687 | 50.880 | 70.791 |

²⁾ Iren wir nicht, so hängen diese Ziffern mit den in diesen Jahren in Triest verzeichneten grossen Petroleumvorräthen zusammen.

Der österreichisch-ungarische Lloyd hat im Vorjahre seine directen Fahrten nach Calcutta eröffnet, und wie wohl voraussehen war, in Bezug auf die Rückfracht die besten Resultate erzielt. Calcutta ist aber auch als Distributionscentrum für europäische Importe der weitaus wichtigste indische Hafen, und bei einiger Unternehmungslust seitens unserer Industriellen steht nunmehr auch eine rapidere Entfaltung unseres Exporthandels nach Indien zu gewärtigen.

CHRONIK DER BEMERKENSWERTHESTEN EREIGNISSE DES JAHRES 1879

in Ost- und Süd-Asien, Afrika und
Australien.

Juli—September.

1. Juli. Die Differentialzölle zu Gunsten spanischer Schiffe, welche fremde Ladungen von fremden Häfen nach den Philippinen bringen, sind vom 1. Juli 1879 an aufgehoben.

Oesterr. Monatsschrift für den Orient. April 1880.

2. Juli. Das Gesetz über die indischen Eisenbahnen wird in 3. Lesung vom englischen Unterhaus angenommen.

3. Juli. General Grant trifft in Tokio ein und wird am 4. von Mikado empfangen.

4. Juli. Aus Wernoje wird gemeldet, dass die Einwohner von Khotan sich gegen die Chinesen erhoben und Viele von denselben getödtet haben.

— Lord Chelmsford greift die Armee der Zulus bei Ulundi an, schlägt sie entscheidend auf's Haupt und nimmt den Kraal Ketschwäyos ein.

5. Juli. Der Staatssecretär für Indien verfügt den Bau der schmalspurigen Linie Ahmedabad-Pahlonpur, durch welche Delhi näher zu Bombay als zu Calcutta (p. Bahn) zu liegen kommt.

7. Juli. Aus Petersburg wird gemeldet, dass der russische Gouverneur des Districtes Kuldsha sich genöthigt sah, die Kirgisen des Districtes durch starke Truppenentfaltung gegen chinesische Einfälle zu schützen.

8. Juli. In Durban wird das Anfangsstück des europäisch-südafrikanischen Kabels gelandet.

— Sir Garnet Wolseley telegraphirt nach England um Verhaltungsmaßregeln, betreffend die Rücksendung der Truppen, da der Zulukrieg thatsächlich abgeschlossen sei.

10. Juli. Die Abgesandten der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft, Van der Heuvel und Popelin, treten von Sansibar aus ihre Reise nach Mpapwa an, das sie am 10. August erreichen.

— Der Missionär und Forschungsreisende Rev. Dr. Mullens stirbt in Mpapwa auf dem Wege nach dem Tanganjika.

12. Juli. In Bhamó (Birma) ist ein Aufstand wegen zu grossen Steuerdrucks ausgebrochen.

— In Atschin nehmen die Niederländer ihre Operationen wieder auf und besetzen vier Befestigungen der Atschinesen.

13. Juli. Der deutsche Dampfer „Hesperia“ laudet entgegen den Vorschriften der japanesischen Quarantäne-Beamten auf besonderen Befehl des deutschen Gesandten in Yokohama.

15. Juli. Dem Parlamente der Cap-Colonie wird eine Erklärung des britischen Staatssecretärs für auswärtige Angelegenheiten vorgelegt, welche die Pläne einer südafrikanischen Conföderation billigt, jedoch von deren Verwirklichung für jetzt abräth.

— Der Governor von Queensland bestätigt das Gesetz, durch welches eine Anzahl von Inseln in der Torresstrasse an Queensland annexirt wird.

— Die Zählung der Maoris von 1878 ergab 42.819 Seelen gegen 46.016 in 1874.

— Der deutsche Kaiser empfängt in Ems die siamesische Gesandtschaft unter Phya Bascharawongse.

18. Juli. Die „Vega“ unter Nordenskjöld wird eisfrei, passirt am 20. das Ostcap der Behringsstrasse und trifft am 2. September in Yokohama ein.

20. Juli. Die britisch-indische Regierung setzt eine Commission ein um die Möglichkeit von Ersparungen an der Armee zu untersuchen.

— England ernennt einen General-Consul in Asterabad, was als ein Zeichen angesehen wird, dass es die Politik Russlands im südlichen und östlichen Caspi-Gebiet eingehender zu überwachen strebt.

— In Rumpa (Präs. Madras) ist ein Aufstand ausgebrochen, in welchem die Rebellen sich eines Regierungsdampfers bemächtigt.

21. Juli. Aus Petersburg wird gemeldet, dass die Corvette „Constantin“ sich nach Bangkok begeben habe, um diplomatische Beziehungen zwischen Russland und Siam anzuknüpfen.

22. Juli. Die Stadt Uralsk wird fast gänzlich ein Raub der Flammen.

24. Juli. Minister G. Berry bringt in der Gesetzgebung von Victoria einen Entwurf zur Revision der Verfassung ein, welcher der Gesetzgebung absolute Verfügung über Steuern und Staatsausgaben einräumt und eine Volksabstimmung für Gesetzentwürfe vorsieht, welche vom Rath der Colonie abgelehnt und von der Gesetzgebung befürwortet werden.

— Der Schatzkanzler fordert im englischen Unterhaus ein unverzinsliches Anlehen von 2 Millionen Pfd. St.

für Indien, um die Kosten des afghanischen Krieges zu bestreiten.

— Vier neue Kanonenbote, welche die chinesische Regierung in England bauen liess, treten von Portsmouth die Reise nach China an.

— Major Cavagnari langt an der Spitze der britischen Gesandtschaft und mit einer Escorte von 80 Mann in Kabul an und wird vom Emir mit allen Ehrenbezeugungen empfangen.

31. Juli. Der Schatzkanzler beziffert im englischen Parlamente die Kosten des Zulukrieges zu $\frac{1}{2}$ Million Pfd. St. per Monat und verlangt einen Credit von 3 Millionen hiefür.

— In Lhassa wird die Incorporation der 13. Generation des Dalai-Lama feierlich inthronirt.

1. August. Der der Gesetzgebung von Queensland vorgelegte Ausweis für 1878/79 beziffert die Schuld der Colonie für Ende 1878 zu 10,192.150 Pfd. St. Eine weitere Anleihe von 3 Millionen Pfd. St. wird beschlossen.

3. August. In Kaschmir macht die Hungersnoth, welche im letzten Jahre viele Tausende der Bevölkerung hingerafft, durch die Aussicht auf eine gute Reisezeit besseren Zuständen Platz.

4. August. Das britische Oberhaus und Unterhaus (letzteres mit 140 gegen 28) sprechen der Armee in Afghanistan und dem Vicekönig von Indien Dank aus für den glücklich beendeten Krieg.

5. August. Lord Chelmsford schiffet sich in der Capstadt mit seinem Stabe nach England ein.

6. August. Der französische Minister des Auswärtigen händigt Nubar Pascha eine Erklärung der egyptischen Regierung ein, welche demselben die Rückkehr nach Egypten gestattet.

10. August. Nach dem „Turkestani Wjedomosti“ übersteigen die Streitkräfte der Chinesen in Dschitschar nicht 4370 Fusstruppen und 1000 Berittene.

11. August. Die russische Achalteke-Expedition unter General Lazareff, beginnt ihren Vormarsch von Tschikislar in der Richtung auf Dusolum.

13. August. Durch Regimenter, welche von Herat nach Kabul gezogen werden, entstehen Unruhen in letzterer Stadt, welche indessen rasch unterdrückt werden.

14. August. Der grossherrliche Firman, welcher Tewfik I. als Khedive bestätigt, wird auf der Citadelle von Cairo feierlich verkündigt.

— Sir George Grey sagt einer in der Einwanderungsfrage an ihn entsandten Abordnung zu, dass jede freie Einwanderung nach Neuseeland, mit Ausnahme der selbstständigen Frauen, aufgehoben werden solle.

18. August. Das Ministerium Scherif Pascha's wird vom Khedive entlassen, der in einem neuen, aus jungen Kräften gebildeten Ministerium selbst den Vorsitz übernimmt. Mansur Pascha erhält das Ministerium des Innern.

19. August. Die Regierung der Cap-Colonie legt dem Parlamente einen Gesetzentwurf behufs Ausbau der Eisenbahnen vor, der über 600 Kilometer neue Bahnen vorschlägt, worunter Linien über Nels Port nach Colesbery, über Dordrecht zum Oranje-Fluss und von Grahams Town nach Port Alfred.

23. August. Die Nachrichten aus Kuldscha besagen, dass unter der Bevölkerung grosse Aufregung herrsche wegen der bevorstehenden Abtretung an China.

— Das südafrikanische Kabel wird auf der Strecke Natal-Mozambique fertiggestellt.

24. August. Die Vollendung der telegraphischen Verbindung zwischen Peshawer und Kabul wird vom Kuram-Thale aus in Angriff genommen.

25. August. Der Nordenskjöld zu Hilfe gesandte russische Dampfer „A. E. Nordenskjöld“, welcher am 4. August Yokohama verlies, scheidert bei Nemora (Jesso).

— Tod des General Lazareff, des Führers der Achalteke-Expedition.

26. August. Sir Garnet Wolseley erklärt in einer Zusammenkunft mit den Zulu-Häuptlingen seine Absicht, künftighin das Zululand durch unabhängige Häuptlinge regieren zu lassen. Er ernennt sogleich Oham zum Häuptling von Amabelsma und Umgogana zum Häuptling von Quibebe.

28. August. Ketschwäyo wird im Walde von Nyome von einer englischen Dragoner-Abtheilung ohne Widerstand gefangen.

29. August. Der britische Resident in Birma, Oberst Browne, erhält den Befehl, Mandaleh zu verlassen.

— Der König von Birma beansprucht die Oberherrschaft über das von England als unabhängig anerkannte Gebiet der Karéni.

— In der Präsidentschaft Bombay sind an diesem Tage noch 61.000 Personen regierungsseitig an Nothstands-Arbeiten beschäftigt.

1. September. Sechs der grössten Zulu-Häuptlinge unterzeichnen in Ulundi mit Sir Garnet Wolseley einen Vertrag, in welchem sie ihre vollständige Unterwerfung versprechen und die Umwandlung ihres Gebietes in englisches Lehen.

— Die österreichische Corvette „Helgoland“ trifft in Sydney mit dem Ausstellungs-Commissär und den Ausstellungsgütern ein.

3. September. In Kabul wird die englische Gesandtschaft unter Major Cavagnari von den aufständischen, angeblich wegen grossen Soldrückstandes erhiterten Regimentern aus Herat angegriffen und die ganze Gesandtschaft nach mehrstündigem heldenmüthigen Widerstande niedergemacht. Nur Einige von der Begleitung entkommen.

— Professor Nordenskjöld telegraphirt von Yokohama: „Alles wohl. Ich verliess die Winterquartiere den 18., umfuhr das Ostcap den 20. Juli. Von da über Lawrence Bay, Port Clarence und Behrings-Insel. Keine Kranken, kein Scorbut. „Vega“ im besten Zustand.“

4. September. Die Achalteke-Expedition besetzt den Pass von Kopetydag.

— Emir Jakub Khan richtet ein Schreiben an den Vicekönig von Indien, um seine Freundschaft und Aufrichtigkeit zu bezeugen. General Roberts wird daraufhin beauftragt, vom Emir die Entsendung einer mit allen Vollmachten ausgestatteten Gesandtschaft zu verlangen, die mit ihm über die nothwendigen Schritte sich nehmen soll.

5. September. Die kabulesischen Truppen in Herat tödten in einer Meuterei ihren Befehlshaber Fakir Ahmad.

6. September. Der japanische Gesandte in Korea, Hanabusa, berichtet, dass die koreanische Regierung bereit sei, die Häfen Moto, Yamatsu und Kigemono für den japanischen Handel zu öffnen.

— Die auf dem Rückmarsch nach Indien befindlichen Regimenter der englisch-indischen Armee erhalten Gegenbefehl. Kandahar, das am 8. geräumt werden sollte, bleibt besetzt.

8. September. Der englische Resident für die 13 Gebiete, in welche das Zululand zerschlagen wird, übernimmt sofort sein Amt.

9. September. Die Gesetzgebung von Queensland genehmigt ein Gesetz, welches zur Anleihe von 3 Mill. Pf. St. für öffentliche Arbeiten ermächtigt.

— Eine neue Dampfergesellschaft für Don, Schwarzes und Asow'sches Meer wird in Odessa gegründet.

— Die russische Achalteke-Expedition wird bei dem Sturm auf das von Tekke-Turkmanen besetzte und befestigte Dendschil-Tepe entscheidend zurückgeworfen.

10. September. Der Governor von Tasmanien stellt den Antrag, die Hauptisenbahnlirien der Insel für die Colonie anzukaufen.

11. September. Die Engländer besetzen Schuturgardan ohne Widerstand.

— Emir Jakub Khan befiehlt dem Statthalter von Kandahar, den Anordnungen der Engländer Folge zu leisten.

— Die grosse Nordbahn, welche bestimmt ist, Neu-Südwaies und Queensland zu verbinden, wird bis Gunnedah dem Verkehr übergeben.

12. September. Folgende Bestimmungen des Kuldscha-Vertrages werden in den russischen Zeitungen veröffentlicht: Die russischen Kauffleute erhalten das Recht, alle Märkte China's zu besuchen; China zahlt an Russland 5 Mill. Rubel; das Tekes-Thal und die Steppen am oberen Irtysh jenseits des Zaisan-Sees, etwa $\frac{1}{5}$ von Kuldscha, bleiben bei Russland.

13. September. In Gegenwart französischer und deutscher Schiffs-Officiere findet eine Gedenkfeier für L. Peyrouse bei dessen Denkmal in Botany Bay statt.

14. September. Der Khan von Khelat stellt sich und seine Truppen den Engländern zur Verfügung.

15. September. Inotijje, einer der besten Kenner europäischen Wesens, wird japanischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Enomoto, der frühere Gesandte in Petersburg, ihm zugetheilt.

16. September. Der neuernannte Befehlshaber der zweiten kaukasischen Armee und des achaltekeschen Expeditionscorps, General Tergukasoff, trifft in Baku ein.

— Nach aus Mustapha angelangten Berichten ist das Kabel Marseille-Alger in seinem ersten Theile glücklich gelegt worden.

— Aus Samarkand meldet die Expedition der centralasiatischen Eisenbahn, dass sie die Linie Karatugel-Taschkent-Samarkand am entsprechendsten gefunden habe. Am Sir Darja bei Kiodskent wurden Kohlenlager entdeckt und vom Amu Darja wurde, soweit er schiffbar, eine Karte aufgenommen.

17. September. Die erste australische Welt-Ausstellung wird in Sidney durch den Governor Lord Loftus in Gegenwart von 40.000 Menschen eröffnet.

18. September. Die Brigade Hughes wird nach Khelat-i-Gilzai beordert, wo kabulesische Sendlinge das Volk aufzuwiegeln trachten.

— Forrest kommt mit seiner Erforschungs-Expedition glücklich in Katherine Station (Overland Telegraph) an, nachdem er im Nordwesten Australiens die Gegend zwischen 15 und 20° S. B. und 119 und 132° Oe. L. durchzogen und 5 Mill. Acres meist nutzbaren Landes aufgenommen hat.

— Auf Samoa kämpfen die Anhänger Malietoa's mit denen der „Alten Regierung“. Der erstere bleibt siegreich und wird von den fremden Consuln als Herrscher anerkannt. Derselbe schliesst bald darauf mit Sir Arthur Gordon einen Vertrag, durch welchen England eine Kohlenstation eingeräumt wird.

— In Melbourne bildet sich eine Gesellschaft zur Ausbeutung grosser Kohlenlager in Gipsland.

21. September. Der Khedive tritt den Vorsitz im Staatsrath an Rias Pascha ab und letzterer erneuert theilweise sein Ministerium.

22. September. Jakub Khan sendet Gesandte an General Roberts, welche seine Freundschaft und Ergebenheit bethenern und seinen Wunsch um Rathschläge der Engländer ausdrücken sollen.

— Die Ghilzais greifen die Engländer bei Karatigai an und werden mit 26 Mann Verlust zurückgewiesen.

24. September. 60 Vertreter der Boers-Partei von Transvaal versammeln sich bei Heidelberg, um neuerdings gegen die Annexion an das britische Colonialreich zu protestiren.

— Das holländische Polarschiff „Willem Barents“ kehrt nach Hammerfest zurück, nachdem es Franz Josefsland erreicht hat.

27. September. General Roberts wird von den Mangals aufwärts Schuturgardan erfolglos angegriffen.

— In der durch den Kheiberpass vorrückenden Heersäule bricht die Cholera in heftigster Form aus.

— Emir Jakub Khan und sein Thronerbe treffen mit General Roberts in Kuschi zusammen.

28. September. Sir Garnet Wolseley zieht in Pretoria ein und erklärt in seinen Antworten auf verschiedene Empfangsreden und Adressen die Unwiderlichkeit der Annexion von Transvaal.

— Die Regierung von Neu-Südwaales beordert Truppen nach den Minen von Waratan und Lambton, wo strikende Arbeiter Unruhen hervorriefen.

29. September. Sir Garnet Wolseley erlässt von Pretoria aus eine Proclamation an die Einwohner von Transvaal, worin er die Annexion als unwiderruflich bezeichnet und die Bürger auffordert, sich darnach zu achten.

— Die Heersäule des General Hughes erreicht unbelästigt Khelat-i-Gilzai.

30. September. Die Linie für eine telegraphische Verbindung zwischen Bangkok und Tavoy über Rathburi und Caienburi ist festgestellt und die Arbeiten an derselben begonnen.

— Ans Ostsibirien kommen Nachrichten, welche eine Hungersnoth für den nächsten Winter ankündigen. Die Ernte war ärmlich und die Rinderpest hat den Viehstand decimirt.

CYPRISCHER HONIG.

Von Max Ohnefalsch-Richter.

Larnaka, im April 1880.

Von Cypern stammt so Manches ab, was man heute vergeblich sucht oder nur in verkümmertem Zustande vorfindet. So weist ganz Cypern beinahe nur verkümpelte Cypressen an. Nirgends stehen eine Menge Prachtexemplare bei einander wie z. B. auf Neapels Campo Santa Nuovo oder in der Villa d'Este zu Tivoli. Auf Cypern gibt es weder Cypern-Katzen noch Polvere di Cypro, welches die italienischen Schönen und Nichtschönen mit Vorliebe benützen, ihren gelblichen Teint weisser, richtiger mehlabestrent, erscheinen zu lassen. Der Cypern-Wein allein behielt Beständigkeit. Von ihm sei ein anderes Mal die Rede.

Hente wollen wir von einem Landeserzeugnisse reden, das allgemein weniger gekannt sein dürfte trotz seiner Vorzüglichkeit, vom cyprischen Honig¹⁾.

In Europa züchtet man hauptsächlich zwei Bienenarten, die gewöhnliche grössere deutsche Honigbiene mit graubraunem Hinterleib und die wenn auch kleinere, aber arbeitsamere und robustere, höher geschätzte italische Biene mit gelbem Hinterleibe. In den südlichen Ländern kommen verschiedene andere Arten vor, die es in Lebensweise und Honigbereitung mit den erwähnten aufnehmen oder sie übertreffen.

Die klimatischen und örtlichen Verhältnisse auf dem Eiland, der Charakter der Landbevölkerung kommen den honigsammelnden Thierchen trefflich zu statten. Die Bienen lieben ländliche Ruhe und ziehen weite einsiedlerische Gegenden reichen und besuchten Gärten vor, wenn sie nur genug honigsäfteführende Blumen und Kräuter finden. Ein Schwarm, der in einem Baumstamme nistet, wird oft reicheren und auch besseren Honig produciren, als ein anderer in einem Bienenkorbe, der das *non plus ultra* von sinnreicher, eleganter und scheinbar praktischer Construction ist.

Ferner lieben die Bienen Sonne, Licht und Wärme. Deren finden sie unter dem cyprischen Himmel genug, wir Menschenkinder oft bei der Sommergluth viel zu viel.

Auch war das Eiland vom Festland abgeschnitten. Die Race bildete sich unter den den Bienen günstigen Bedingungen und vermochte sich, einmal gebildet, constant zu erhalten, da jede Bastarderzeugung ausgeschlossen blieb.

Auf welcher primitiven Stufe steht nicht die cyprische Bienenzucht. Hier weiss man nichts von Dzierzonscher, Hrusckascher oder Ridolfischer Methode. Hier kennt man ebensowenig Giordano's *Arnia pratica*, von italienischen Bienenzüchtern so gepriesen.

Das Bienenhaus, wie es ein schlesischer Bauer vor 30 oder 50 Jahren zu bauen pflegte, verhält sich zu einem cyprischen Bienenhause, wie ein Prunkpalast zur ärmlichsten Hütte.

¹⁾ Bereits im Alterthum stand der Honig von Cypern in hohem Ansehen. Auch heute sind den intelligenten europäischen Züchtlern die Eigenschaften der cyprischen Bienen wohl bekannt. Oesterreichische Bienenzüchter haben seit Jahren den cyprischen Sameo eingeführt, so Graf Kotowrat, E. Cori (Brüx), Schröder in Triest. Auch nach anderen Ländern verpflanzte man erfolgreich cyprische Zucht. Alle Bienenväter schätzen sie hoch und stellen sie weit über alle gekannten Bienenraceen.

In einer Erdmauer sind schwachkonisch zugehende tönerner Röhren von ungefähr 70—90 Centimeter Länge und 25 Centimeter im Durchmesser in gewissen Abständen neben und über einander hineingesetzt. Die Röhren sind an beiden Enden verklebt und nur ein ganz kleines Flugloch gelassen. Oftmals genügt man sich nicht einmal die Mühe für die Röhren eine Mauer anzuführen. Man begnügt sich, sie ohne weitere Umstände in die Dornenzäune der Steppenpflanze *Poterium spinosum* zu legen, welche die Wohnplätze zu umgeben pflegen. Nur in besonders wasserarmen Gegenden stellt man zu der urprimitiven Art von Bienenstöcken wassergefüllte Krüge. Man bedeckt letztere mit Zweigen, damit die Bienen nicht ertrinken.

Wer könnte die Wahrheit leugnen, welche der Abate Sagot (*Petit Traité special de la culture des Abeilles*. Paris 1867, pag. 15) ausspricht: „Die Erzieher der Bienen im Grossen sind oft ihre Zerstörer im Grossen.“

Die Ausdehnung der Bienenzucht, wie jeder gesunden Viehzucht, hat sich nach dem vorhandenen Futter, in diesem Falle nach dem in einem Umkreise von 4—5 Kilometer vorhandenem Reichthum honigsäfte führender Pflanzen zu richten. In hochcultivirten Gegenden rentiren sich zuweilen Bienenstöcke so schlecht, weil ihrer zuviele sind und es an genügenden Bienenfutter gebricht.²⁾

Nach alledem fragt der cyprische Bauer nicht. So entsetzlich verwüstet und entwaldet, entvölkert und verarmt die Insel ist, so bringt sie doch eine grosse Menge von Blumen und Kräutern hervor, die mit Wohlgeruch die Luft erfüllen.

Es finden die fleissigen Arbeiterinnen genügenden Zuckersaft-Bedarf das ganze Jahr hindurch. Einen eigentlichen Winter gibt es für die cyprischen Bienen nicht. Die Haupt-Blumenzeit (Volltracht) fällt in die Monate April und Mai. Von Mitte Februar bis Mitte April ist Cypern ein einziger Blumentepich, wie es im Hochsommer, Juli bis September, eine einzige verbrannte Wüste ist. Doch wachsen auch dennoch unter den verbrannten Disteln und Dornen niedliche aromatische Steppenkräuter.

Nur zweimal im Jahre öffnet der Insulaner die zugeklebten Thonröhren, das eine Mal im August, um nachzusehen, wie es den Bienen geht, ob sich etwa Bienenfeinde einstellten, was da zu thun ist n. s. w., ein zweites Mal im Spätherbst, um einen Theil der Honigwaben auszuschneiden. Die Bienen, welche bekanntlich mit einem sehr feinen Geruchssinn begabt sind, werden durch in der Nähe verbrannten trockenen Rindviehdünger vertrieben. Man huldigt also hier, ohne es selbst zu wissen, der in Europa immer mehr verpönten Zeidelzucht.

Den Thalhönig schätzt man hier zu Lande viel höher als den Berghönig. Ersterer bleibt stets flüssig, von feinstem Geschmack und Aroma, was natürlich auch

nach der just in lebhafter Vegetation und Blüthe stehenden Flora wechselt.

Die durch ihren Honig berühmtesten Orte Cyperns liegen in der Ebene Mesoria. Obenan steht heute das Dorf Melussa, das vom Honig aus alter Zeit her seinen Namen erhielt.

Der cyprische Berghönig dagegen gerinnt in der Kälte und muss geformt werden, wodurch er an Wohlgeschmack einbüsst.

Nach den in den Archiven der Consulate abgegebenen und mir bereitwilligst zur Verfügung gestellten Berichten, giebt man die jährliche Production der Insel mit ungefähr 800.000 Kilogramm Honig und 200.000 Kilogramm Wachs an. In feuchten Jahren kostet die Oka (= 1 $\frac{1}{4}$ Kilogramm) Honig 5 Piaster, die Oka Wachs 20 Piaster (7 Piaster = 1 Franc Silber); in trockenen Jahren stieg der Preis des Honigs auf 9—10 Piaster, der des Wachses auf 28—30. Jetzt unter englischer Aera werden sich auch Honig und Wachs ganz anders im Preise stellen. (Als Curiosum sei zum Beispiele eingeschaltet, dass man früher für 7 Piaster (= 1 Franc) 280 Eier im Frühjahr kaufte, jetzt nur 14—18 Eier.

Trotz der nicht unerheblichen Production muss doch eine gute Portion Wachs importirt werden. Wer den Ritus der griechischen Kirche kennt, weiss, wie erstaunlich viel Wachs bei jeder einfachen Messe verbraucht wird. Alle Kirchenbesucher, Gross und Klein, Reich und Arm, wollen vor dem Panagia- und dem Christusbilde und dem Bilde des Schutzpatrons ihre Wachskerzen nahe der goldstrotzenden Ikonastuswand anzünden.

Zwei der berühmtesten amerikanischen Bienenzüchter D. A. Jones aus Canada und Frank Benton, Lehrer am Michigan Agricultural-College sind seit Anfang März auf dem Eiland. Der letztere übersetzte E. Coci's Arbeit über Cyprische Bienen in's Englische. Die Amerikaner haben bereits hier eine rationelle Zucht angelegt. Jones kehrt in einigen Monaten mit 100 bis 150 Königinnen nach der Heimat zurück, während Benton hier bleibt und im Grossen für eigenen und fremden Bedarf ein Jahr und länger an Ort und Stelle Bienenzucht treiben wird. Dann wird die cyprische Zucht rein weiter fortgesetzt werden auf einer der absolut bienenleeren vom Festland weit genug entfernten Inseln Amerikas.

Statt wie bisher in den cyprischen tönernen Röhren, werden die Bienen in kleinen etwa 18 Cubikcentimeter grossen Kistchen versandt. Dadurch sind die Transportkosten bedeutend verringert, die Chance einer glücklichen Reise vermehrt.

Da der im Züchten wie im Transportiren von Bienen so erfahrene Frank Benton ausserdem das lebende und gesunde Ankommen von Bienen garantiert und vermöge des Vertriebes im Grossen für eine Königin (sammt Begleitbienen) nur den lächerlich niedrigen Preis von 25 (fünfundzwanzig) Franken fordern wird, so ist damit allen Bienenzüchtern eine selten günstige Gelegenheit geboten, von Cypern selbst eine Aquisition der cyprischen Originalrace zu machen.

²⁾ Die cyprische Flora ist exceptionell reich. Die einzige bisher bekannte umfassendere Arbeit ist die von Unger und Kotschy. Auch der botanische Theil weist grosse Lücken auf. Augenblicklich wird zum ersten Male die Insel botanisch und zoologisch gründlich von meinem alten Freunde Paul Sintenis durchforstet, demselben, der sich mit seinem Bruder Max um die Dobrudscha-Fauna und Flora uosterbliche Verdienste erwarb. Der italienische Botaniker Rigo hat sich ihm zugesellt, er ist nicht minder tüchtig.

MISCELLEN.

Frankreichs Orianthandel. Professor Pigeonneau hielt vor Kurzem in der *Société de Géographie commerciale de Paris* einen interessanten, in dem ausgezeichneten Bulletin dieser Gesellschaft publicirten Vortrag über die commerciellen Beziehungen Frankreichs zur asiatischen Türkei und Aegypten. *La France n'a en Orient que des intérêts sentimentaux.* Diese oft gebrauchte Phrase als unrichtig zu erweisen, und darzuthun, dass Frankreich in Folge des bedeutenden Güteranstausches mit den Ländern des Orientes, in Folge seiner Schiffahrt, endlich der grossen Zahl der in den genannten Gebieten residirenden Franzosen halber in Klein-Asien, sowie in Aegypten namhafte materielle Interessen zu pflegen habe: dies die Aufgabe, die sich der Vortragende in erster Linie stellte. Der Werth des Waarenaustausches zwischen Frankreich und der asiatischen Türkei lässt sich nur durch die einzelnen Consularberichte beiläufig angeben, und schliesst auch dann noch den franco-persischen Handel in sich. Pigeonneau veranschlagt den Werth der Einfuhr Frankreichs aus der asiatischen Türkei auf 50—55 Millionen Francs, jenen der Ausfuhr auf 45 bis 50 Millionen Francs; den gesammten Werth des Güteranstausches somit auf mindestens 100 Millionen Francs. In dieser Ziffer ist der persische Handel mit etwa 10 Millionen Francs inbegriffen. Unter den Industrieproducten orientalischer Provenienz haben allein die Teppiche einige Bedeutung, von den Rohproducten sind Baumwolle aus Smyrna, Cerealien, Wollen aus Armenien, den Uferländern des Euphrat und Tigris, Bagdad etc., Oelsaaten, Oele, Früchte, Tabak und Schwämme die wichtigsten. Persien liefert Seide und Gallnüsse. Die Ausfuhr Frankreichs nach diesen Ländern besteht zu meist in Seidengeweben, deren Werth allein an 12 Millionen Francs repräsentirt, Lederwaren, raffinirtem Zucker, Weinen und Spirituosen. Demzufolge hat nach Ansicht des Herrn Pigeonneau Frankreichs Ausfuhrhandel nach diesen Ländern grössere Chancen für die Zukunft als jener Englands, in welchem Baumwollwaren mit mehr als zwei Drittel Percent des Gesamtwertes figuriren. Die culturelle Entwicklung der Orientländer dürfte, wie sich dies heute schon in Indien, China und Japan zeigt, vor Allen das Erstehen einer heimischen Baumwoll- und Schafwoll-Industrie im Gefolge haben, während sicher noch lange Zeit hindurch der Orient mit Rücksicht auf den Bedarf an Luxus-Artikeln auf den Import angewiesen sein dürfte. Zwei grosse französische Gesellschaften, die *Messageries maritimes* und die *Compagnie Freyssinet*, deren Schiffe von Marseille auslaufen, besorgen den Transportdienst mit Klein-Asien und Aegypten, und Schiffe im Gesamtgehalte von mehr als 200.000 Tonnen unter französischer Flagge verkehren nach diesen Ländern. Auch die Zahl der in Klein-Asien ansässigen Franzosen ist eine bedeutende. Smyrna allein zählt 4000 französische Unterthanen, in Broussa sowie im Libanon sind die Mehrzahl der Filanden Eigentum der Franzosen etc. Der Handel Frankreichs mit Aegypten werthete während der letzten fünf Jahre durchschnittlich 80 Millionen Francs, etwa 35—40 Millionen die Einfuhr, und 40 Millionen die Ausfuhr Frankreichs. Ausser Baumwolle, dem weitaus wichtigsten Producte, liefert Aegypten etwas an Cerealien, Gemüsen, Straussfedern und Elfenbein,

während die französische Industrie das Land mit ähnlichen Luxus-Artikeln, wie sie nach Klein-Asien exportirt werden, versorgt. Die französische Schiffahrt stellt sich durch die stattliche Ziffer von 220.000 Tonnen dar. Nicht weniger als 17.000 französische Unterthanen residiren in Aegypten, dessen französische Gemeinde hochgeachtete Gelehrte, ausgezeichnete Ingenieure, grosse Financiers etc. zu ihren Mitgliedern zählt.

Galatz, im April 1880.

Aus Rumänien. Die gesetzgebenden Körper Rumänien votirten in den letzten Monaten eine Reihe Gesetzesprojecte auf öconomischem Gebiete; unter diesen nimmt die Verstaatlichung der Eisenbahnlinie Roman-Verciorova den ersten Rang ein. Das Land wird nun ein Netz von 1097 Kilometer Staatsbahnen besitzen, nämlich: Roman-Verciorova, mit Zweiglinien 921 Kilometer, Bukarest-Giurgewo 71 Kilometer, Jassy-Ungheeni 21 Kilometer, Plojest-Predeal 84 Kilometer; somit besitzt Rumänien jetzt, wenn man die der Lemberg-Czernowitz-Jassy Eisenbahn-Gesellschaft gehörige Strecke Itzkany-Roman mit Zweiglinien = 225 Kilometer, und der „Danube and Black Sea R. Cy.“ gehörige Strecke Czernavoda-Kustendje 65 Kilometer zufügt, im Totale 1387 Kilometer Eisenbahnen in Betrieb. In Construction ist noch ausserdem die Linie Buzeu-Maraseste 86 Kilometer, und bereits votirt auch die Strecke Rimnik-Valcea-Corabia 160 Kilometer. — Die Kammer votirte ein Gesetz zur Errichtung einer Schiesspulver-Fabrik. Die Concession kann auf 15 Jahre, vom Tage des Arbeitsbeginnes an gerechnet, ertheilt werden. Die Fabrik muss, nachdem der Ort für deren Errichtung bestimmt wurde, nach zwei Jahren installiert und nach den neuesten Systemen eingerichtet werden. Sie muss jährlich 150.000 Kilogramm Pulver verschiedener Art in normaler Zeit produciren, in Kriegszeiten aber auch einer gesteigerten Production von 500.000 Kilogramm per Jahr

Lloydfahrten nach Hongkong. Soeben wird uns von berufener Seite mitgetheilt, dass der Verwaltungsrath des österreichisch-ungarischen Lloyd den Beschluss gefasst habe, statt, wie bei Abschluss des jüngsten Vertrages beabsichtigt, im Jahre 1882 schon im October dieses Jahres seinen ersten Dampfer nach Hongkong senden und die Chinafahrten von diesem Zeitpunkte an mit den für Singapore bestimmten Dampfern fortsetzen werde. Wir begrüssen mit aufrichtiger Freude die anerkennenswerthe Initiative der Lloyd-Leitung und zweifeln nicht, dass eine grosse Zahl von österreichischen Kaufleuten und Industriellen, insbesondere solche der Glas-Papier- und Zündwarenbranche, sowie die eine oder andere hervorragende Brauerei schon den ersten Dampfer zu Probesendungen benützen werden. Selbstverständlich ist die Direction des orientalischen Museums bereit, Auskünfte über die Bedürfnisse der chinesischen Märkte, über dort etablirte Firmen etc. zu ertheilen

LITERATUR-BERICHT.

Geschichte des Levantehandels im Mittelalter von Dr. Wilhelm Heyd. Stuttgart, Cotta 1879. 2 Bände.

Hoffentlich sind wir nicht die Letzten, welche das werthvolle Buch zur Anzeige bringen, das wir, ohne Widerspruch zu fürchten, eine Zierde der deutschen

Literatur nennen! Der Verfasser, schon seit den Fünfzigjahren durch Arbeiten über einschlägige Parteien bekannt, ist uns in alleuuevster Zeit auch in einem Artikel der Wiener numismatischen Zeitschrift begegnet, wo er einen anzuerkennenden Nachtrag zu unserem vorliegenden Buche bringt.

Er hat seit vielen Jahren mit riesenhaftem Fleisse und rühmenswerther Gewissenhaftigkeit zusammengetragen, was ihm seine Stellung an einer reichen Bibliothek und seine Beziehung zu vielen Gelehrten nur immer ermöglichte, und so entstand die grosse Aufstapelung von Materiale, welches er in unserem Werke vollends beherrscht, verarbeitet, ja fast künstlerisch anordnet. Ohne selbst Orientalist von Fach zu sein, zeigt er nicht allein grosse Literaturkenntniß der orientalischen Werke und ihrer Uebersetzungen, sondern findet mit richtigem kritischen Scharfblick das Richtige und Wahre; und nur zu beklagen ist, dass in Folge der Benützung von Uebersetzungen die Orthographie arabischer Namen höchst ungleich wird. So heisst der arabische Geschichtsschreiber von Aleppo nicht Gemaleddin (etwa Dschemaleddin zu lesen) sondern Kemaleddin (I, S. 49), und wäre eine gewisse einheitliche Schreibung der Consonanten *dsch, sch, etc.*¹⁾ in diesem Werke wünschenswerth.

Doch dies nur nebstbei; sowie wir auch nur gleich dem Leser, welcher Nutzen von dem Werke haben will, rathen, nicht ohne guten historischen Atlas (am besten Spruner-Menke) an diese Lectüre heranzugehen.

Das Werk erscheint fast wie eine 3. Auflage von Aufsätzen, die zuerst in der Tübinger Zeitschrift für die ges. Staatswiss. erschienen sind, in 2. Bearbeitung (und deren Uebersetzung) aber in ein grosses italienisches historisches Sammelwerk aufgenommen worden sind. Während aber noch das 2. Werk schon im Titel: „Le colonie commerciali degli Italiani in Oriente nel medio evo“ eine gewisse Beschränkung bekundet, tritt uns nun eine volle Geschichte des Levantehandels im Mittelalter auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft basirend entgegen. — Es gruppirt den Stoff in 3 Perioden: I. Von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen. Der Levantehandel in seinem anfänglichen Festhalten der antiken Handelswege. Es gehört bei der Klarheit der Darstellung nicht viel Phantasie dazu, um im Geiste die Schiffe der Chinesen bis Ceylon, die Schiffe der Perser bis an Indiens Küsten fahren zu sehen; um den chinesischen und sogdianischen Ueberlandkarawanen bis Persien zu folgen und die Rolle zu erkennen, welche Persien (namentlich im Seidenhandel) gegenüber Byzanz und dem Westen einnimmt. Als die Araber den Orient überschwemmt, das persische Reich zertrümmert hatten, schien der Handel im Innersten gefährdet: aber die reichen Höfe der Chalifen, das Talent des (— semitischen —) Arabers für den Handel lassen ihn frisch aufleben und mit ihm gedeiht die orientalische Industrie. Nun ziehen aber die Araber selber eine Zeit lang bis China, und erscheinen schon im 8. Jahrhundert ihre Heere in Indien. Aber die Seidenzucht gedeiht auch schon in Persien (z. B. bei Amol und Merw).

Prächtigt ist es zu verfolgen, wie Heyd — auf eine den Numismatikern wohl schon bekannte Weise — aus den nordischen arabischen Münzfunden (Russland, Schweden u. s. w.) die Handelsverbindungen der Araber, die Wanderungen der nordischen Völker klar darlegt. — II. Periode. a) Grundlegung. Einen ganz unerwarteten Aufschwung nahm der Levantehandel durch die Kreuzzüge; namentlich, da wegen der grossen Verdienste der italienischen Flotten, welche Venedig, Genua und Pisa beistellten, diese Städte eine so exente Stellung auf dem ihnen angewiesenen Territore im Heiliglande einnahmen, dass man nicht allein von Handelscolonien, sondern bald von einer Macht im Staate reden kann. Nun freilich suchte eine Handelsrepublik der anderen den Rang abzulaufen, und kam es bald zu ersten, blutigen, langwierigen Kämpfen, welche das Erworbene sehr in Frage stellten, endlich wirklich zum Untergange des Königreiches Jerusalem mithalfen. b) Erhöhte Blüthe.

Durch Vernichtung des ephemeren Königthums (das zum Theile auch schon in seiner feudalen Einrichtung wie in seinen Bürgern und Fürsten den Keim des Siechthums in sich trug) hatte der Handel wohl für den Augenblick einen Schlag erlitten, den die um Tyrus und Accon sich bekämpfenden Genuesen und Venetianer mitverschuldeten: aber unerwartet schwang er sich zu bedeutender Blüthe auf, als die Mongolen über die kleinen ohnmächtigen Gebilde der arabischen Fürsten Asiens hinwegfuhren und von China bis an Ungarns Grenzen ein ungeheures, im Ganzen wohlgeordnetes Reich gründeten, in dem der westliche Christ viel sicherer reisen konnte, als je; denn hatte er sich früher nicht über Damask und Haleb hinausgewagt, war er nie über den Euphrat gezogen, so wagten sich einige katholische Missionäre weit in's mongolische Reich, ja bis an den Hof des Gross-Chan selber und bald kam der kühne Handelsmann nach Klein-Armenien gewinnt nun eine ganz neue Bedeutung, die Colonien am schwarzen Meere erscheinen von hoher Wichtigkeit. — Und in Syrien selbst fanden schon 1304 die Kaufleute beim Emir von Safed genügenden Schutz und Sicherheit des Lebens und der Habe. Wichtig war und blieb auch jetzt Egypten wegen seiner Beziehungen zu Indien. — Die dunklen Farben in dem Gemälde bieten namentlich die erbitterten Kämpfe der Handelsrepubliken, welche den Levantehandel im Tiefsten schädigten, da sie nur zu oft in diesen Wässern sich abspielten. Der Frieden von Turin 1381 bildet einen Markstein. III. Niedergang. Schon drängen die Osmanen herein gegen Byzanz zu; anfangs schieben sie die seldschukischen Theilherrscher von Kleinasien vor sich her, die durch fortgesetzte Piraterie dem Handel schaden; später aber erschwanden diese unter den osmanischen Fahnen. Langsam aber sicher werden die Wege nach dem Innern Asiens durch die Osmanen verlegt, — die Colonien der Genuesen im Schwarzen Meere werden erdrückt, das Reich Klein-Armenien existirt ohnedies schon seit 1375 nicht mehr. Der letzte Schlag, der dem occidentalen Handel nach der Levante beigefügt wird, ist die Eroberung Egyptens durch Selim: aber die Geschichte wiederholt sich wie beim Falle des Königreiches Jerusalem. Eine neue, ganz unerwartete Blüthe des Handels hat sich lange schon vorbereitet: schon ist das Cap der guten Hoffnung un-

¹⁾ p. I, 42, Sejestán, lies: Sedschestan; und gleich darauf Pendschab; — S. 19. Bekdjour.

segelt, schon sind die Portugiesen heimisch im Indischen Meere. Die alten Bahnen — die theilweise die des Alterthumes gewesen sind — mögen verlegt sein, der Handel geht neue Wege; das Centrum der Handelsthätigkeit ist vom Mittelmeere an diejenigen Küsten verlegt, welche die Atlantis bespült.

Der Ueberblick, den wir hiemit gegeben, genügt uns, da wir ihn nun vor unseren Augen haben, ganz und gar nicht, denn er lässt nicht im Entferntesten ahnen, welche reiche Gesamtüberblicke und wieder welche minutiöse Detailforschungen in dem Werke selbst niedergelegt sind. Wir müssten sehr weitläufig werden, um dem Inhalte zu genügen.

Da dies nun nicht angeht, wenden wir uns zu Einzelheiten, an die wir unsere Gedanken anspinnen lassen.

Bd. I, S. 197, Z. 13 v. u. (wo es übrigens heissen soll p. 28): Wir können die Vermuthung Heyd's über den Text des Burchardus nur bestätigen.

Der neue Burchardus-Text (nach den besten Handschriften zusammengestellt von Laurent und dem Referenten), welcher nun von der „Société de l'Orient latin“ herausgegeben werden soll, weist die fragliche Stelle so auf: „*Audivi pro vero quod essent in ea textores serici et similibus amplius quam quatuor milia.*“ Dass es 4000 Seidenweber und ähnliche in Tripolis gegeben, mag manchem Abschreiber unglaublich erschienen sein; einige der Schreiber liessen die Zahl weg (die der Laurent'schen Ausgabe), andere, z. B. der Lilienfelder Codex unterdrückten den ganzen Satz.

Ueber das Beiwort Radaniten (I, 141) hat de Goeje im Glossarium zu seiner Bibliotheca geogr. arab., p. 251 genügende Auskunft. Es bedeutet dies aus dem Persischen zu erklärende Beiwort etwa so viel als „wegedurchmachend, wandernd“ und wurde von Ibn. Chordadbeh mit Recht den jüdischen Kaufleuten gegeben, welche damals den ganzen Westen und Osten durchzogen.

Bd. I, S. 151, erlaubt sich Referent die Conjectur, dass das Schloss des Roger mit jenem Felsenneste identisch sein dürfte, welches auf der Ostseite des Theoprosopon in einem engen Thale die nach Batrun führende Römerstrasse beherrscht. Referent hörte das Schloss Mosêlha, Seetzen I, 155, Inszêlha nennen; Mosêlha heisst „der kleine feste Waffenplatz, das Schloßchen“. — (Abgebildet bei: Carne, Syrien, Palästina und Kleinasien (deutsch) London, 1 Bd., S. 39.)

S. 496. Eine Episode aus dem Kampfe der catalanischen Compagnie gegen den Kaiser gibt jener Burchardus des Cod. der Wiener Hofbibliothek Num. 536, welcher von Miélot in's Französische übersetzt in der Collection des chron. belges erschienen ist. Burchardus war, als er sich in Pera befand, Augenzeuge der Schwäche der byzantinischen Kriegsmacht da von der catalanischen „Societas“ 2500 Reiter (davon kamen 200 militärischen Blutes) den Michael mit verzweifelter Muth anfielen, als er mit 14.000 Reitern und einer grossen Menge Fuss-Soldaten gegen sie auszog. Der Leser glaube nicht, dass Dr. Heyd das *Advis directif* etwa nicht kenne, denn er benutzt und citirt es S. 532, Note 2. Wir haben Obiges nur hiehergesetzt, um dem Bilde, welches unser Buch an der betreffenden Stelle (Z. 15—18) entwirft, eine frische Farbe aufzusetzen. —

S. 562. Einen der seltenen Druckfehler (Z. 8) wird man leicht in 1366 corrigiren können.

Bd. II, S. 27, Z. 12 v. u., die Jahreszahl 1304 ist richtig, nach dem Wiener Exemplar der *Libri Comm.*, Tom I, Fol. 28. Der Papst datirt vom 3. April. — Laut Fol. 101, promulgirt der Dominikaner-Prior Fr. Heinrich am 8. April 1304 das Decret, welches Waffensendungen an die Sarazenen zum Nachtheile des gelobten Landes — verbietet.

Hier wollen wir gleich erwähnen, dass es uns scheint, als weiche das Wiener Exemplar der Venetianer Copien von dem venetianischen Exemplare in den Zahlen nicht unerheblich ab. Während nach Heyd II, S. 28, Note 2, das Datum 12. October 1308 angegeben ist, findet sich im Wiener Exemplare folgendes: *Libri Comm.*, Tom II, Fol. 131. Datum 12. October 1307 — und Tom I, Fol. 362, das Datum 12. October 1310, Clemens V. trägt dem Bischof von Castro auf, das geschärfte Verbot des Verkehrs mit den Sarazenen — die Uebertreter werden für infam erklärt — verkünden zu lassen. Montelan. Eine ähnliche Abweichung haben wir uns zu S. 45 notirt: Nach dem Wiener Exemplare ordnen sich die Vorgänge der Jahre 1322 fg. so an:

Es erscheint (*Libri Comm.*, II, Fol. 410) ein Regest vom 25. November 1322, laut welchem Johann XXII. die Venetianer vom Banne löst, in den sie durch Uebertretung des Handelsverbotes gefallen sind. — Hier ist das auf den 18. Jänner 1322 (venetianisch) = 1323 fallende Edict der Republik einzuschalten, in welchem die Rogati und die Vierzig den Handel nach Egypten verbieten. — Am 5. April 1323 erscheint ein Nachtrag zur päpstlichen Verordnung, dass die Venetianer sich im Handel nach Egypten vor Unterschleif hüten sollen. Und schon am 16. April 1323 (ib., Fol. 220) rathen 5 ernannte Savj, es sollen die päpstlichen Legaten Ademar und Falco (sic!) aufmerksam gemacht werden, dass sie ihre Vollmachten überschritten hätten, nöthigenfalls sei an den Papst zu appelliren.

Wir haben noch mehr solche Punkte uns notirt, wollen jedoch hier mit dem Regest schliessen, das ein ganz eigenthümliches Licht auf die Republik Venedig wirft, aber leicht verständlich ist: (*Libri Comm.*, VII, 1. Abth., Fol. 281.) Der König von Cypern, der bekannte „Kreuzfahrer“ Peter, beschwert sich beim Dogen über das Verbot der Einfuhr von Waffen, Rudern etc nach Cypern. 23. November 1366. Famagotha.

Zu II, S. 44, Note 2: Wir möchten unter dem Worte *calohe* das arabische Wort *ghálwa* suchen, was ein Parfum wie Moschus und Ambra bedeuten soll.

Unsere Besprechung ist schon lange geworden, aber noch können wir vom Buche nicht scheiden: Eine nicht geringe Zier ist der Anhang I, der in so bescheidener Weise vom Autor angeknüpft ist. Hiezu lassen sich Nachträge bringen und sind schon in Vorbereitung. Es handelt sich um die Gegenstände des Austausches zwischen Morgenland und Abendland: eine Zusammenstellung, um deren willen allein schon der den Orient in's Auge fassende Kaufmann und Gelehrte das Buch sich anschaffen sollte. Der II. Anhang behandelt die Abnehmer für die orientalischen Waaren. Das Register ist reich und gut übersichtlich. Die Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig.

Dr. W. A. Neumann.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Cairo, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. = 10 Mark.

Inhalt: Emil Schlagintweit's Schilderung des indischen Kaiserreiches. Von Dr. Carl v. Scherzer. — Thee-Production und Thee-Handel. Von Dr. F. X. von Neumann-Spallart. — Die Türken in Arabien. Von Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld. — Die Schrittmittel und Schreiber des Orientes Alter und Neuer Zeit. Von Alwin Rudel. — Chronik der bemerkenswerthesten Ereignisse des Jahres 1879 in Ost- und Süd-Asien, Afrika und Australien (Schluss). — Miscelle: Zur Hebung unseres Verkehrs mit dem Orient. — Berichtigung.

Beilagen: Prospective der Werke: „Das Frauenleben der Erde“ von A. von Schweiger-Lerchenfeld und der „Karte von Central-Asien“ von Dr. Josef Chavanne.

EMIL SCHLAGINTWEIT'S SCHILDERUNG DES INDISCHEN KAISERREICHES.

Von Dr. Carl v. Scherzer.

Durch die grossartigen Reisen, welche die Brüder Hermann, Adolf und Robert v. Schlagintweit in den Jahren 1854—1857 im Auftrage der damaligen ostindischen Compagnie nach Indien unternahmen, und die mannigfaltigen wichtigen Resultate, von welchen ihre Forschungen begleitet waren, ist Britisch-Indien gewissermassen zur wissenschaftlichen Domäne der Familie Schlagintweit geworden. Denn wie Alexander v. Humboldt Amerika, so haben die Brüder Schlagintweit einen grossen Theil Indiens wissenschaftlich entdeckt, und ihre werthvollen Arbeiten über die physikalische Geographie, die Meteorologie, Geologie und Ethnographie der von ihnen untersuchten Gegenden sichern den genannten deutschen Gelehrten einen der hervorragendsten und ruhmvollsten Plätze unter den Durchforschern jenes Wunderlandes. Ein vierter Bruder, Emil Schlagintweit, welcher sich durch das Studium tibetanischer Handschriften als Orientalist bereits einen Namen erworben hat und das von seinen Brüdern aus Indien heimgebrachte reiche Material zu bearbeiten sich bemüht, ist soeben mit der Herausgabe eines Prachtwerkes über Indien beschäftigt, welches durch seine populäre Form, durch seine zahlreichen, meisterhaft ausgeführten Illustrationen, sowie durch den verhältnissmässig geringen Kostenpreis noch weit mehr als das für einen eng be-

grenzten wissenschaftlichen Kreis bestimmte kostbare Werk seiner Brüder das Interesse der Lesewelt für sich gewinnen dürfte.¹⁾ Um die Arbeit ihrer vollen Bedeutung nach würdigen zu können, hätten wir allerdings das Erscheinen des ganzen Werkes abwarten müssen. Allein selbst die bisher der Oeffentlichkeit übergebenen acht Lieferungen gönnen uns einen äusserst vortheilhaften Einblick in die Anlage, Durchführung und Ausstattung des Werkes und erlauben uns, dem Ganzen ein sehr günstiges Horoskop zu stellen. Anlage und Ausstattung mahnen unwillkürlich an Eber's Prachtwerk über Aegypten. Die Illustrationen sind allerdings nicht sämtlich nach Original-Zeichnungen von deutschen Künstlern geschnitten, aber in so wundervoller Weise reproducirt, dass sie einen ausserordentlich guten Eindruck machen. Dagegen ist eine Schilderung der mit Naturpracht und Kunstschätzen so verschwenderisch ausgestatteten indischen Wunderwelt für den Schriftsteller wie für die Leser eine weit lohnendere, als eine Beschreibung des Pharaonenreiches. Kein anderer Theil der bewohnten Erde ist gegenwärtig inniger mit unserem täglichen Leben verknüpft, als das uralte Culturland zwischen den heiligen Strömen des Indus und Ganges, das neue britische Kaiserreich mit einem Areal, siebenmal so gross als das Deutsche Reich, und einer Bevölkerung von 240 Millionen Menschen. Nach Indieu muss sich der Europäer wenden, will er den Ursprung des Wortes, der grammatischen Formen in seiner Muttersprache erfahren; an den Ufern des Indus lernen wir die Uranfänge von Wissenschaft und Kunst, die Schöffengerichte und die Gottesurtheile in ihrer ursprünglichen Form kennen. Unsere Künstler erbauen sich an den Denkmalen indischer Kunst; unsere Fabriken suchen in den Mustern nach indischen Vorlagen, unsere Rheder vermitteln den Austausch der Erzeugnisse beider Länder. Kein Haushalt in Europa kann mehr ohne indische Producte bestehen. Wir geniessen mit Vorliebe indischen

¹⁾ Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreiches von Emil Schlagintweit. Mit circa 400 Illustrationen. Leipzig, 1880. Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Reis, indische Sago, indischen Zucker und schlürfen vielfach unbewusst indischen Thee für chinesisches Gewächs. Ja sogar indischer Weizen wird bereits massenhaft nach den englischen Märkten gebracht, und je mehr sich in Indien das Schienennetz vervollständigt, desto weniger sorgenvoll werden wir Missernten in Europa entgegensehen können.

Der Verfasser beginnt mit einer Beschreibung des Landes und seiner Producte; er führt uns in reizenden Schilderungen das Pflanzen- und Thierleben Indiens vor Augen und gibt in den nächsten Abschnitten interessante Aufschlüsse über die verschiedenen Racen und ihre Idiome, über Baudenkmale und gar wunderliche, in Felsen gehauene Tempel. Wenn wir etwas bei diesen Schilderungen bedauern, so ist es, dass der Verfasser bei einzelnen Gegenständen nicht länger verweilt, dass er sich nicht Musse gönnte zu eingehenderen Mittheilungen. So z. B. erscheint uns, was der Verfasser über die Thierwelt berichtet, etwas gar zu aphoristisch; nur dem Schlangencultus widmet er eine ausführlichere Beschreibung. „Dringt eine giftige Schlange in einen bewohnten Raum, so treibt sie das abergläubische Hinduwelt nicht mit Gewalt hinaus, sondern stellt sich betend vor sie hin, auf dass sie sich entferne; erhebt und schwenkt dabei die Schlange den Kopf, so gilt dies als Verheissung von Glück. Das Volk hält das Bild der Schlange für ein Heilmittel; Kranke kueten sich aus Lehm und Teig ein ähnliches Thier oder nehmen eine aus Thon gebrannte, aus Messing gegossene Schlange und verrichten dabei gewisse Ceremonien. Das Aufstellen einer Schlange hält Kinderlosigkeit ferne; der Aussätzeige erhofft von der Schlange Erlösung von seinen schmerzvollen Leiden, indem er ihr unter Musik opfert.“ Merkwürdigerweise besteht ein ähnlicher Aberglaube unter den Negern in Brasilien. Während meiner Anwesenheit in Rio wurde mir ein Fall bekannt, wo ein mit dem sogenannten knolligen Auswuchs (Elephantiasis) behafteter Eingeborner vor dem Biss des Giftzahnes einer Klapperschlange nicht zurückschreckte, in der vollsten Ueberzeugung, dass er dadurch von seiner furchtbaren Krankheit befreit werde. Dies geschah auch in der That, aber nicht durch Heilung, sondern durch den Tod!

Sehr interessant und mit neuen Mittheilungen geschmückt ist die Schilderung der Hafenstadt Bombay und ihrer Umgebung. Völkergemisch und Sprachengewirre sind hier stannenerregend; wenn aber der Verfasser meint, dass die Zahl der in Bombay gehörten Sprachen grösser sei als in irgend einer anderen Stadt der Welt, so scheint derselbe Singapore aus den Augen verloren zu haben, wo ausser den indischen Sprachen auch noch die zahlreichen Idiome der Völkerschaften des malayischen Archipels, sowie der Sunda-Inseln bis zu den Aleuten hinauf hinzukommen, so dass man sogar den Ausweg erfand, das Malayische als Verkehrssprache zu gebrauchen, um sich überhaupt in diesem modernen Babylon einigermassen zurechtfinden zu können.

Von spannendem Interesse ist, was Schlagintweit von den Parsen (Parsis) den treuen Anhängern der Lehre Zoroaster's erzählt, welche Secte in Bombay ihren Hauptsitz hat, so dass man deren Zahl zur Zeit meines Besuches im Jahre 1869 auf mehr als 140.000 Köpfe

schätzte. Ihre Religion ist völlig verschieden von allen sonst in Indien auftretenden religiösen Formen. Zoroaster gab der Verehrung der Naturserscheinungen, namentlich des Lichtes, die Richtung auf das Geistige; Reiner Gedanke führt zu reinem Worte und zu reiner That; Sitz des Guten und Reinen ist das Licht, die Quelle alles Bösen dagegen das Unreine und das Dunkel. Der Parse ist ängstlich, das Feuer zu entheiligen; er enthält sich des Tabakrauchens, betet und wäscht sich nach jeder Beschäftigung. Naht der Tod eines Menschen, so sammeln sich nach der Ansicht der Parsen die bösen Geister in der Nähe und es erfordert die grösste Aufmerksamkeit, um sie an der Besitzergreifung des Sterbenden zu hindern. Die Fliege gilt als Träger des Leichen-Gespenstes. Der Arzt wird entlassen und der Sterbende Todtenwärtern überantwortet, welche ihn völlig entkleiden und in das Erdgeschoss des Hauses herabtragen; dort setzt man ihn auf Steine und erhält ihn in sitzender Stellung. Der Todte wird nochmals gewaschen, in weisse Tücher gehüllt und auf eine Bahre von Eisen gebracht, denn nur Metall, nicht Holz, sichert vor Befleckung. Die Bestattung wird mit fieberhafter Eile betrieben und möglichst noch am Tage des Todes vollzogen. Todtenklage ist verboten, denn die Thränen der Hinterbliebenen sammeln sich an der Scheidebrücke zum Jenseits zu einem Strome, welcher dem dahin Strebenden hinderlich ist. Die Todten werden nicht begraben, auch nicht verbrannt, denn Fäulniss befleckt den Körper und dadurch die Seele, Verbrennung dagegen wäre Entheiligung des Feuers. Der Leichnam wird deshalb den heiligen Vögeln Ahuramazdas, den Geiern, zum Frasse vorgeworfen und der Begräbnissplatz hat deshalb die Form eines Thurmes ohne Dach. Sechs solche massive kleine Thürme (Dakma oder Thurm des Schweigens) stehen auf Malabar-Hill in der Umgebung von Bombay, 9—12 Meter hoch und nahezu ebenso weit im Durchmesser. Eine Steintreppe im Innern führt zur Plattform. Nur die Träger steigen empor; vorher nehmen sie das Tuch vom Antlitze des Todten und zeigen es zum Abschiede den Hinterbliebenen. Ist der Leichnam in einen der vorhandenen Eisenroste gelegt und haben sich die Träger entfernt, so stürzen die Geier herab von den Palmen des umgebenden wohlgepflegten Haines und gehen nicht eher vom Leichname fort, als bis der Körper vollständig skelettirt ist. Blut und Fäulnisswasser träufeln in einer Rinne in den Thurm hinab, wohin auch die Gebeine fallen oder später gebracht werden, nachdem sie durch Sonnenbrand spröde geworden. Die Parsen sind die tüchtigsten Kaufleute Indiens und namentlich der Handel Bombays ruht zum grössten Theile in ihren Händen.

Bombay ist der Hauptplatz für ganz Indien in Bezug auf Baumwolle. Früher befuhr man den Markt mit Ochsenkarren aus 30—40 Tagereisen Entfernung; jetzt erweitert jede Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, jede Einrichtung von neuen Dampferlinien sowie die zunehmende Verbesserung der Zufuhrwege das Bezugsgebiet, und bereits tragen die Ostküste der Halbinsel wie das Innere Persiens zur Füllung der Magazine Bombays bei. Das Geschäft beginnt im October, steigert sich im Jänner und ist am lebhaftesten im April, Mai und in der ersten Hälfte des Juni. — Oelsamen, den zweitgrössten Ausfuhr-Artikel, bezieht Bombay aus noch

grösseren Entfernungen als die Baumwolle. Der Handel geschieht ausschliesslich durch Eingeborne. Ein grosser Betrug findet in diesem Artikel durch Beimischung fremder Bestandtheile statt; doch wird nach Platz-Usance der Kauf erst dann ungiltig, wenn die Beimischung mehr als 6 Percent beträgt!

Weizen wurde zuerst im Jahre 1872 in grösseren Mengen aus Indien ausgeführt, und zwar geht in den Monaten März bis Mai der Handel in dieser Frucht am lebhaftesten.

Man kann annehmen, dass nennzig Percent des ganzen indischen Handels durch englische Hände gehen, während es alle übrigen seefahrenden Nationen Europas und Amerikas zusammengekommen trotz aller Anstrengungen bisher nur auf eine Betheiligung von zehn Percenten am Gesamtwerthe des indischen Anssenhandels gebracht haben.

Nach der ersten allgemeinen Volkszählung von 1867—1872 zählt das britisch-indische Kaiserreich 192 Millionen unmittelbare Staats-Angehörige und 40—50 Millionen Unterthanen der 153 noch von eigenen Fürsten regierten indischen Vasallen-Staaten. Gegenüber den Schätzungen, auf welchen sich bisher die Bevölkerungszahlen stützten, zeigten diese Zählungen ein Mehr von fünfzig Millionen Seelen. Eine Volkszählung ist in Indien ein ganz anderes Unternehmen als in Europa. Mehr als Ein gewissenhafter Zähler, welcher die Zählung pflichtgetreu an Einem Tage vornahm, unterlag dem Sonnenstich; in Bengalen ist sogar die Tödtung des Zählers durch einen Tiger vorgekommen, dessen Versteck der eifrige Statistiker beim Aufsuchen einer abgelegenen Ansiedlung zu nahe kam. Unter den Waldbewohnern fehlte es an des Schreibens kundigen Zählern. Den Sontals (am rechten Ufer des mittleren Ganges - Thaies) händigte man für Männer, Frauen und Kinder Schnüre verschiedener Farbe ein und die Zähler beurkundeten durch Knoten die Zahl der ortsanwesenden Bevölkerung; in der Provinz Orissa verstanden die Zähler nur nach alter Sitte mit einem Stifte Zeichen in Palmenblätter zu ritzen. Als Vorboten neuer Steuern werden statistische Erhebungen auch in Europa noch mit Misstrauen betrachtet; aber die Indier fürchteten davon noch andere böse Folgen; wie Zwangs-Auswanderung, Auflage von Staatsfrohdnen u. s. w.; die ländlichen Schönen hatten sich sogar eingeredet, es handle sich um Ermittlung geeigneter Bräute für die europäischen Truppen!

Sehr werthvoll in anthropologischer wie culturhistorischer Beziehung ist, was Schlagintweit über die drei grossen, unter sich völlig verschiedenen Völker des gegenwärtigen Indiens, über die Gebirgsstämme, die Drawidier und die Arier erzählt.

Ich will hier noch einige Auszüge über die Landwirtschaft mittheilen, weil diese Cultur dormalen für das getreidebedürftige Europa viel mehr Interesse hat, als der Anbau und die Pflege der kostbarsten Specereien und Gewürze; denn durch den rascheren und billigeren Verkehr, durch die ungeheure Ausdehnung seines Weizenlandes ist Indien für uns in Zeiten von Missernten in Europa eine wichtige Kornkammer geworden.

Alles Grundeigenthum steht in Indien dem Landesherrn zu. Die Vorfahren der Engländer haben sich dieses Rechtes vielfach zu Gunsten von Privaten und milden

Stiftungen durch Belehnung begeben; unter der englischen Verwaltung erfolgt jetzt nur Verpachtung mit Anrecht auf Besitz, so lange als die aufgelegten Abgaben davon entrichtet werden. Der Reiche gibt sich nicht mit Landbau ab; auch der Belehnte verpachtet den Besitz, es gibt deshalb in ganz Indien unterm Landvolke keinen eigentlichen Bauernstand im europäischen Sinne des Wortes, sondern blos Pächter. Als einen Bauern mag man bezeichnen, wer ein Pachtgut mässiger Grösse aus erster Hand erhält; die Afterspächter dagegen — und diese sind die grössere Zahl — sind Zwangsbauern und dermassen mit Abgaben belastet, dass ihre Lage nicht viel besser ist, als hier der gewöhnlichen Tagelöhner ohne Land.

Raiat (in der indisch-europäischen Literatur meist Ryot geschrieben, vom arabischen Worte für Weide kommend) ist durch die muhamedanische Steuerverwaltung in ganz Indien der Name für Bauer geworden. In Dekhan wird als Bauer betrachtet, wer zwischen zehn bis zwanzig Hectaren Land beackert; sechzig Percent aller in Landwirtschaft thätigen Personen sind solche Bauern. An Vieh besitzt der Dekhan-Bauer durchschnittlich zwei Paar Arbeits-Ochsen, einige Kühe und Kleinrinder. Der Viehstall ist im Wohnhause; ein Familienglied schläft darin zur Beaufsichtigung der Thiere; der Hof ist von der Strasse meist durch eine hohe Mauer abgeschlossen. Ordnung fehlt in den Zimmern, Bündel mit Kleidern, Körbe und Laden mit Getreide oder getrocknetem Gemüse, Feuerungsmaterial und Speisevorräthe liegen durcheinander; dazwischen stehen die Hausgötter. Wird Feuer angemacht, so füllt Rauch alle Räume; kein Licht erbellt Abends die Stube; aus dem Stalle dringt der Geruch der Thiere herein; die Frauen schwätzen laut, die Kinder kreischen — nur einem Eingebornen vermag ein solcher Rann als Wohnstätte zu genügen!

Das Hausgeräthe ist sehr bescheiden und lässt sich um etwa 40 Mark beschaffen. Die werthvollsten Gegenstände sind Platten, Pfannen, Schüsseln und ein grosser Trinkbecher aus Messing. Gläser benützt der Indier zum Trinken auch dann nicht, wenn, wie in Pandschab, Glas dargestellt und Flaschen geblasen werden. In seinen Anforderungen an das Leben, an Essen, Trinken und im Anzug ist der indische Bauer äusserst genügsam und anspruchslos. Die Familie erhebt sich früh und legt sich spät nieder. Das Frühstück besteht aus den Ueberresten der Abendmahlzeit und wird gegen 8 Uhr in einer Arbeitspause verspeist. Mittags bringt die Frau oder ein Kind zur Mahlzeit, welche unter einem schattigen Baum eingenommen wird, frische Kuchen von Hirsemehl mit einem Gerichte aus Oel, Zwiebel und der unvermeidlichen Tschatni, einer hitzigen Würze, die aus verschiedenen Gemüsen und Gewürzen, je nach der Jahreszeit frisch bereitet oder aus Einmachtopfen geholt ist. Fleisch genießt der Hindu nicht oder nur wenig. Des Rindfleisches enthält er sich nach seinen religiösen Ansichten, gegen anderes Fleisch hegt er das Vorurtheil, dass es den Leib auftreibe und Krankheiten erzeuge; dagegen geht in der Haushaltung viel an Butter und vegetabilischen Oelen auf. Das Getränk ist Wasser. In Gegenden mit starken Niederschlägen oder bei regnerischer Witterung wird ein Haustrank genommen, Arak genannt, welcher

aus einem Gemenge von Zucker, Melasse und der Rinde des Akazienbaumes bereitet ist. Auch wird aus Gerste und Weizen eine Art Bier hergestellt, welches stark berauscht, wenn eine aus gegohrener Masse gewonnene Liqueurmischung zugesetzt ist. Wo man Reis baut, wird aus diesem ein spirituoseres Getränk bereitet, wo Palmyrabäume vorkommen, liefern diese den Branntwein.

Die Ackergeräthe sind äusserst einfach. Der Pflug hat lediglich die Scharfspitze ohne Koltermesser und Streichbrett; er wirft die Erde nur auf, stürzt sie nicht und geht selten tiefer als 8 Centimeter; das ganze Geräth ist so leicht, dass es der Arbeiter nicht auf den Acker fährt, sondern auf der Schulter hinausträgt. Man pflügt den Acker kreuzweise und reisst noch häufig mit einer schweren Zahnegge nach; die Arbeit fördert langsam und beansprucht für einen Hof mittleren Umfangs 53 Arbeitstage. Die Saat wird reichlich gegeben, unter Verschwendung von Saatgut; man wirft die Saat mit der Hand, lieber wird aber mit dem Saatkasten gesät, einem Trichter mit einer Oeffnung im Boden, in welche drei bis vier Bambusrohre einmünden, unten in Furchenbreite von einander abstehend. Das Ganze steht auf Rädern und wird von zwei Ochsen gezogen; beim Gebrauche geht eine Person hinter der Maschine her und schüttet Saatgut ein. Wird der Acker, was sehr häufig geschieht, mit zweierlei Frucht bestellt, so hat die Maschine zwei Röhren-Systeme und bedarf zweier Leute. Nach der Saat geht ein Schollenbrecher über den Acker und wird der Boden mit dem schweren Egge-Bohlen geglättet. Schiesst viel Unkraut auf, so reisst man den Boden zwischen den Furchen mit einer von zwei Ochsen gezogenen schweren Harke auf, was auch der Frucht zu Gute kommt. Die ganze Bestellung schliesst mit der Einhegung der Felder durch Dornreiser; fast volle drei Monate gehen im Pflanzen, Säen, Reinigen und Einhegen auf. Mustergüter des Ackerbau-Departements oder im Betriebe von Missionären haben mit grossem Erfolge russische Pflüge und Geräthe in Gebrauch genommen. Die Eingeborenen sind nicht blind gegen deren Vorzüge, aber nur aus hoch cultivirten Baumwoll-Districten, welchen fortwährend europäisches Capital zufliesst, wird von dem Eingang solcher Geräthe in der Umgebung der Versuchs-Stationen berichtet. Zeit der Aussaat und der Ernte richten sich nach den Monsuns. Wo die West-Monsuns den Regen bringen, wird im April und Mai gesät, im August und September geerntet, während umgekehrt in Gegenden, wo die Nordost-Regen dem Boden Feuchtigkeit zuführen, die Aussaat im September oder October und die Ernte im Februar oder März geschehen. In der Fruchtfolge hält der indische Bauer eine feste Reihenfolge nicht ein, jedoch lässt er auf eine den Boden aussaugende Frucht eine leichte Saat folgen und schlechten Boden hält man brach. Das Düngen kennt der Indier fast nur in der Form von Zuführen von Wasser, der Anwendung von animalischem Dünger stehen Vorurtheile entgegen, und des Kuhdüngers bedarf er zu Brennmaterial; zur Bereitung anderen Düngers fehlt noch das Verständniss, zum Ankauf von mineralischem Dünger aber das Capital.

Die Ertragsfähigkeit des Bodens ist sehr verschieden, aber selbst in schlechter Lage höher als bei uns. In Deutschland bezeichnet man den siebenfachen Samen-

Ertrag (einschliesslich des Saatgutes) als eine Mittelerte. Nach den Erhebungen der indischen Steuerverwaltung wird von geringem Boden das Saatgut achtfach, von dem besten fünfzehnfach bei jeder Herbsterte eingebracht. Nach den Ermittlungen in Haidarabad werden in mittleren Jahren von einem Bauerntute von zwanzig Hectaren an Körnern 220 Centner, an Stroh und Futter 300 Centner geerntet. Nach den Marktpreisen in solchen Jahren werthet der ganze Ertrag 1100 Mark. In die Haushaltung, sowie an Futter, für Löhne und Communal-Abgaben gehen Erträge im Anschlage von 240 Mark an. Die Ergänzung des lebenden und toten Inventars kostet 70 Mark im Jahre; für Oel, Salz, Pfeffer, Gewürze und Gemüse sind 50 Mark erforderlich; Kleidung und Teppiche werden für die ganze Familie um den gleichen Preis beschafft; dagegen geben Geburten, Verhehlungen von Kindern, Tod und Begräbniss von Familien-Angehörigen Anlass zu unsinnigen Ausgaben und erfordern durchschnittlich 150 Mark im Jahr. Da Pachtrente und Steuern bei geringem Boden zu Einem Viertel, bei schwerem zu Einem Drittel des Rohertrages bemessen sind, so müsste dem Bauer solchen Besitzes jährlich ein Ueberschuss im Werthe von mindestens 300—350 Mark verbleiben. Allein der indische Bauer ist ein sorgloser Verwalter und leichtsinniger Schuldenmacher. Selbst wo der Hof ungetheilt von Vater auf Sohn übergeht, hat den Anfänger schon das Begräbniss in Schulden gestürzt; das lebende Inventar war wahrscheinlich gar nicht das Eigenthum des Verstorbenen: denn gleichwie sich im nordwestlichen Indien der Landmann mit dem Besitzer eines Brunnens mit Schöpfrädern in den Ertrag theilt, so gehören seine Ochsen und Karren einem Theilhaber, der mit seinen Thieren und Geräthen gegen einen Antheil vom Ertrage sich vermietet, auf dem Hofe Wohnung nimmt, und in der Arbeit mithilft. In Schulden stürzt auch die Steuerzahlung; die Termine fallen nicht in die Zeit nach der Ernte; es werden beim Händler Vorschüsse aufgenommen, aber Niemand in der Familie bucht die Schulden oder kennt Zahl und Höhe der Schuldscheine. Und da unter Eingeborenen, selbst bei der besten Sicherheit, der Zinsfuss nicht unter 12 Percent hinabgeht, so ist leicht begreiflich, dass der von Schulden gedrückte Bauer der Früchte seines Fleisses nicht froh werden kann.

Wir haben im Vorsehenden durch einige Auszüge aus dem Werke den Leser über die Art und Weise der Behandlung des gewaltigen Stoffes zu unterrichten versucht. Was die Ausstattung betrifft, so ist dieselbe musterhaft zu nennen. Die Illustrationen, wie z. B. Mohammedanisches Fürsten-Grabmal in Golkonda, Schlangengaukler, Heerschaar in Baroda, Frauen aus dem Volke, die Felsen-Tempel auf Elephanta, Thag; im Gefängniss, Grabdenkmal bei Delhi, Tempel in Khadschuraha u. s. w. sind wahre Meisterwerke der Holzschneidekunst, und da mir zahlreiche der dargestellten Gegenden und Objecte durch eigene Anschauung bekannt sind, so vermag ich auch deren überraschende Naturtreue zu bestätigen. Es erscheint uns gerecht am Schlusse auch einige Lobesworte zu Gunsten der Herren Verleger (Heinrich Schmidt und Carl Günther) zu sagen. Bei der ungeheuren Ueberschwemmung des Büchermarktes und der fast krankhaften Productivität auf journalistischem Gebiete, gebört

viel Muth dazu, um die Herausgabe eines mit so grossen Mühen und Kosten verbundenen Prachtwerkes zu wagen, denn die Masse des Gedruckten erstickt nicht nur das Gewöhnliche und Mittelmässige, sondern lässt selbst das wirklich Werthvolle schwer aufkommen. „*Les hommes vraiment rares aujourd'hui ce sont les lecteurs!*“ klagte schon von mehr als dreissig Jahren ein berühmter französischer Schriftsteller. Seither haben sich die Verhältnisse für den Buchhandel, namentlich in Bezug auf kostspieligere Druckwerke noch schwieriger gestaltet. Die Leser sind zwar nicht seltener geworden, aber desto mehr die Käufer. Und aus diesem Grunde verdient es doppelt Anerkennung, wenn eine Verlagsfirma ein Werk wie das in Rede stehende der Oeffentlichkeit übergibt, welches durch die Giegenheit der Ausführung nicht bloss den Herausgebern, sondern dem buchhändlerischen Unternehmungsgeiste und den graphischen Künsten Deutschlands im Allgemeinen zur grossen Ehre gereicht.

THEE-PRODUCTION UND THEE-HANDEL.¹⁾

Von Dr. F. X. von Neumann-Spallart.

Bis vor wenigen Jahren war China unbestritten die fast alleinige Quelle für die Versorgung der ganzen Erde mit Thee, seit ungefähr einem Decennium ist Japan mit vielem Erfolge in die Concurrenz eingetreten, und es hat die britische Colonialregierung in Ostindien dem Anbau und Handel mit Thee eine solche Aufmerksamkeit geschenkt, dass von diesen beiden Gebieten schon ein fühlbarer Einfluss auf die Exporte nach den europäischen und amerikanischen Märkten ausgeübt wird.

Nach den officiellen Ausweisen der Vertragshäfen²⁾ betrug die

Thee-Ausfuhr aus China

| | 1876 | Piculs | Werth H. Taels |
|--------------------------|-----------|--------|-------------------|
| Schwarzer Thee | 1,415,349 | | 30,159,983 |
| Grüner Thee | 189,714 | | 4,641,691 |
| Ziegelthee | 153,951 | | 1,819,483 |
| Staubthee | 3,799 | | 26,769 |
| Zusammen | 1,762,813 | | 36,647,926 |
| | 1877 | | |
| Schwarzer Thee | 1,552,450 | | 27,154,979 |
| Grüner Thee | 197,410 | | 4,338,175 |
| Ziegelthee | 147,810 | | 1,759,028 |
| Staubthee | 11,382 | | 87,950 |
| Zusammen | 1,909,052 | | 33,340,132 |
| | 1878 | | |
| Schwarzer Thee | 1,517,617 | | 27,132,417 |
| Grüner Thee | 172,826 | | 3,422,227 |
| Ziegelthee | 194,277 | | 1,354,267 |
| Staubthee | 14,236 | | 104,273 |
| Zusammen | 1,898,956 | | 32,013,184 |

¹⁾ Wir entnehmen diesen Aufsatz dem soeben erschienenen Jahrgang 1879 der „Uebersichten über Production, Verkehr und Handel in der Weltwirtschaft“, von Dr. F. X. von Neumann-Spallart, Verlag von Julius Maier in Stuttgart, eine Publication die wir heretis im vorigen Jahre den Lesern unseres Blattes auf's wärmste zu empfehlen Gelegenheit nahmen.
D. R.

²⁾ Da von Hongkong als Freihafen keine Ausweise vorliegen, so sind die folgenden Zahlen nicht ganz richtig, sondern bleiben hinter der effectiven Handelsbewegung zurück.

Der zur Sec bewerkstelligte Thee-Export berechnet sich nach diesen und den Ausweisen früherer Jahre auf folgende Mengen und Werthe³⁾:

| im J. | 1871 | 203 ₀ | Mill.Z.-Pfd. | im Werthe v. | 230 ₃ | Mill. Mark |
|-------|------|------------------|--------------|--------------|------------------|------------|
| „ „ | 1872 | 214 ₄ | „ „ „ „ | „ | 269 ₇ | „ „ |
| „ „ | 1873 | 195 ₈ | „ „ „ „ | „ | 210 ₀ | (?) „ |
| „ „ | 1874 | 210 ₀ | „ „ „ „ | „ | 225 ₄ | „ „ |
| „ „ | 1875 | 220 ₀ | „ „ „ „ | „ | 224 ₈ | „ „ |
| „ „ | 1876 | 213 ₃ | „ „ „ „ | „ | 219 ₉ | „ „ |
| „ „ | 1877 | 230 ₈ | „ „ „ „ | „ | 200 ₁ | „ „ |
| „ „ | 1878 | 229 ₈ | „ „ „ „ | „ | 192 ₁ | „ „ |

Dazu müssen noch die seit dem Jahre 1871 speciell verzeichneten Thee-Ausfuhren gerechnet werden, welche über Tientsin und Kiachta nach Sibirien, dann von Hankau und dessen Umgebung den Han- und Fauch'eng-Fluss hinauf und weiter auf dem Landwege in die Mongolei gelangen; dieselben betragen an Blätter- und Ziegelthee zusammen:

| im Jahre | Piculs | im Werthe von H. Taels |
|----------------|---------|------------------------|
| 1871 | 202,184 | 2,233,557 |
| 1872 | 149,964 | 1,386,352 |
| 1873 | 192,311 | 2,064,907 |
| 1874 | 60,246 | 760,850 |
| 1875 | 147,019 | 1,186,179 |
| 1876 | 183,363 | 1,704,787 |
| 1877 | 128,520 | 1,061,787 |
| 1878 | 55,148 | 352,930 |

Der gesammte Thee-Export Chinas war daher im J. 1871 227 Mill. Z.-Pfd. im Werthe von circa 252 Mill. Mark, dagegen im J. 1878 236 Mill. Z.-Pfd. im Werthe von circa 194 Mill. Mark, so dass in Folge der zwischenzeitigen bedeutenden Erniedrigung der Preise zwar der Werth des Exportes sank, die Menge desselben aber stieg. Die Höhe der effectiven Thee-Production dagegen lässt sich kaum annäherungsweise beurtheilen, und es beruht wohl auf einer blossen Annahme, wenn berichtet wird, dass die Chinesen ungefähr zwei Drittel der Jahresernte selbst verbrauchen und ein Drittel in den Aussenhandel bringen, wonach die Gesamtgewinnung nahezu 700 Mill. Z.-Pfd. wäre.

Was die Absatzländer betrifft, so entfällt noch immer das meiste auf die europäischen Märkte, und zwar durch Vermittlung des englischen Zwischenhandels; Grossbritannien allein nahm im J. 1878 noch mehr als 128 Mill. Pfd. (engl.) von chinesischem Thee, d. i. 56 Percent des Exportes der Vertragshäfen auf; nächst England folgen die russische Mandschurei und die Vereinigten Staaten von Amerika mit 33₃ respective 27₃ Mill. Pfd. (engl.).

Die ungünstige Prognose, welche vor einigen Jahren insbesondere von englischer Seite der chinesischen Thee-Cultur gestellt wurde, hat sich zwar in der dauernden Senkung der Preise (von 23₈₈ H. Taels per Picul im J. 1868 auf 18 H. Taels im J. 1878), aber bisher nicht in der Absatzfähigkeit bewahrheitet. Es liegt nahe, diese Vorhersagungen mit der Concurrenz des ostindischen Thees in Verbindung zu bringen.

³⁾ 1 Picul = 120₃ Z.-Pfd.; 1 Haikuan Tael = nach dem Durchschnittscours bei für Sicht zahlbare Wechsel auf London gewöhnlich mit 6 Mark 10 Pf. gerechnet, im Jahre 1876 = 6 M., im Jahre 1877 = 6 M. 16 Pf., im Jahre 1878 = 6 Mark.

Der Aufschwung, welchen die Thee-Cultur in Britisch-Ostindien nimmt, ist allerdings so staunenswerth, dass sich die englische Colonial-Regierung mit Recht der Erfolge rühmen darf, die sie hiermit erzielt hat und dass sie sich grossen Hoffnungen für die Zukunft, wenn auch nicht den oben angedeuteten Illusionen hingeben darf. Im J. 1851 betrug die Thee-Ausfuhr aus Calcutta (dem einzigen Markte Indiens für diesen Artikel) 262.839 Pfd. (engl.); seither hat der Export folgende Dimensionen angenommen:

| Thee-Ausfuhr aus Britisch-Ostindien im Jahre | Mill. Pfd. (engl.) | Mill. Rupien |
|--|--------------------|------------------|
| 1873/74 | 19 ⁸² | 17 ⁴⁸ |
| 1874/75 | 21 ¹⁴ | 19 ⁸⁷ |
| 1875/76 | 24 ⁸⁸ | 21 ⁶⁸ |
| 1876/77 | 27 ⁷⁸ | 26 ⁰⁷ |
| 1877/78 | 33 ⁴⁸ | 30 ⁴⁴ |

In Bengalen, Madras und den Nordwest-Provinzen nimmt die Ausdehnung der mit Theepflanzen bestellten Flächen immer zu, von den zum Zwecke der Thee-Cultur von Pflanzern übernommenen 483.423 Acres waren im J. 1876/77 schon 145.785 Acres und in den beiden letzten Jahren noch viel mehr bestellt; der relative Ertrag steigt regelmässig und reicht schon auf fast 330 Pfd. (engl.) per Acre: die Qualität der indischen, besonders der Darjeeling- und Terai-Theesorten endlich soll sich stets heben. Während noch vor fünfzehn Jahren die Anpflanzung des Thees in Indien als ein Experiment betrachtet wurde, ist heute jeder Zweifel über den Bestand und die künftigen Fortschritte derselben behoben. Es betrug der

| Import von indischem Thee in England im Jahre | | 1860 . . . | 1 ⁴ Mill. Pfund engl. |
|---|---|------------|----------------------------------|
| „ | „ | 1870 . . . | 13 ² „ „ „ |
| „ | „ | 1875 . . . | 26 ¹ „ „ „ |
| „ | „ | 1876 . . . | 29 ⁴ „ „ „ |
| „ | „ | 1877 . . . | 30 ⁹ „ „ „ |
| „ | „ | 1878 . . . | 35 ⁴ „ „ „ |

Die allmälige Verdrängung des chinesischen durch indischen Thee in England äussert sich in dem Antheile der Zufuhren, welcher sich änderte, wie folgt: es betrug der Import von indischem Thee gegenüber chinesischem Thee im J. 1872 kaum 10 Percent, im J. 1875 bereits 15 Percent, im J. 1876 und 1877 18 Percent und im J. 1878 fast 23 Percent.

Auch in Japan hatte die Thee-Cultur während der letzten Jahre rasch zugenommen; nach einem in den Jahren 1871—1873 eingetretenen Stillstande folgte in den Saisons 1873/74 bis 1875/76 eine rasche Ausdehnung derselben. Gegenüber dem früher gewöhnlichen Ertrag von 12⁵ bis höchstens 18 Mill. Pfd. (engl.) betrug (nach der „Japan Weekly Mail“) die für den Export bestimmte

| Theeproduction von Japan in der Saison | |
|--|-----------------|
| 1873/74: | 1874/75: |
| 19,816.000 Pfd. | 24,976.000 Pfd. |
| 1875/76: | 1876/77: |
| 29,326.000 Pfd. | 24,722.000 Pfd. |

Die lebhafteste Nachfrage auf den Märkten der Vereinigten Staaten von Amerika, dann die Verbesserung der Verkehrsmittel durch Strassen und durch Etablierung

der Küstendampferfahrten und endlich die rationellere Organisation des Handels hatten dazu beigetragen, um schnell viele Arbeitskräfte des Landes diesem lohnenden Zweige der Bodenvirthschaft zuzuwenden. Im Jahre 1876/77 bewirkte aber die Schleuderhaftigkeit der Pflanzern beim Aussuchen der verschiedenen Theesorten und die flüchtige Präparirung der Blätter einen Rückschlag, welcher mit einer Erniedrigung der Preise zusammentraf und den Japanern bedeutende Verluste brachte. In Folge dessen wurden auch im Jahre 1878 verschiedene Versuche gemacht, um Thee solcher Sorten (insbesondere „schwarzen Thee“) aus den japanischen Blättern herzustellen, welcher auch ausserhalb der amerikanischen Union absatzfähig wäre. Die Erfolge sind noch nicht günstig zu nennen, obgleich neuere Analysen des japanischen Thees bewiesen haben, dass dieser vermöge seines Gehaltes an Gerbsäure und Thein den chinesischen Sorten vollkommen an Nahrungswerth ebenbürtig ist, ja letztere sogar in manchen Specialitäten übertrifft. Es betrug der

| Thee-Export aus Japan in der Saison | | | |
|-------------------------------------|--------------|--------------|--------------|
| | 1874/75: | 1875/76: | 1876/77: |
| | Pfd. (engl.) | Pfd. (engl.) | Pfd. (engl.) |
| von Yokohama | 16,547.375 | 18,885.743 | 16,177.272 |
| „ Hiogo | 4,292.159 | 6,082.036 | 6,520.527 |
| „ Nagasaki | 1,043.704 | 1,060.000 | 987.817 |
| Zusammen | 21,883.238 | 26,027.779 | 23,685.616 |

Zur Ergänzung dieser Daten sei beigefügt, dass nach der officiellen Handelsstatistik die Exporte von japanischem Thee überhaupt folgende Werthe repräsentiren:

| im Kalenderjahre | 1874 . . . | 31 ² Mill. Mark, |
|------------------|------------|--------------------------------|
| „ | „ | 1875 . . . 27 ⁷ „ „ |
| „ | „ | 1876 . . . 20 ⁹ „ „ |
| „ | „ | 1877 . . . 13 ⁸ „ „ |
| „ | „ | 1878 . . . 18 ⁷ „ „ |

Nach diesen Angaben zu schliessen, ist also leider die japanische Concurrenz im Rückgange und fällt nicht so sehr in die Wagschale, als anfänglich gehofft werden durfte.

Die übrigen Länder, aus welchen echter Thee in den Welthandel gelangt, sind nur wenig bedeutend. So wurden in Ceylon im Jahre 1865 in Peradeniya und Hagkalle die ersten Versuche mit günstigem Erfolge angestellt und die Culturen, da sich Klima und Bodenbeschaffenheit als geeignet erwiesen, in den letzten Jahren weiter ausgedehnt, ohne indessen bisher zu einem nennenswerthen Exporte zu führen. Auch Java, dessen Thee-Ausfuhr in den Jahren 1873 bis 1876 je 2² bis 2⁸ Mill. Gulden bewerthete, sowie einige andere ostasiatische Gebiete produciren Thee; dessen Menge ist aber nicht zu constatiren.

Nach den vorangehenden Aufstellungen lässt sich die gesammte, ausserhalb Asien zum Consum gelangende Menge von echtem Thee für das Jahr 1878 auf circa 290 Mill. Z.-Pfd. veranschlagen. Im Vergleich zu den auf denselben Grundlagen für frühere Jahre gewonnenen Uebersichten darf man schliessen, dass der Theehandel im J. 1876/77 eine Einschränkung von ungefähr 6—7 Mill. Z.-Pfd. erfahren hat, jetzt aber wieder auf seine frühere Höhe gelangt ist.

Was die Thee-Consumtion betrifft, so ist Grossbritannien und Irland bekanntlich von jeher in erste Reihe zu stellen; die für den einheimischen Verbrauch zurückbehaltenen Mengen stiegen von 78 Mill. Pfd. (engl.) im J. 1861 auf 151.₂ Mill. Pfd. im Jahre 1877 und auf 157.₇ Mill. Pfd. im Jahre 1878, so dass der relative Verbrauch per Kopf der Bevölkerung von 2.₈₆ Pfd. im Durchschnitte der Jahre 1861 bis 1865 auf 4.₅₂ Pfd. im Jahre 1877 und nahezu 4.₇ Pfd. im Jahre 1878 zunahm. In Deutschland kommt der Verbrauch mit circa 0.₀₈ Z.-Pfd. weniger in Betracht; in Frankreich beträgt derselbe 0.₀₈ bis 0.₀₉ Z.-Pfd.; in den Vereinigten Staaten zeigt sich nach dem höchsten Consum von 106 Mill. Pfd. (engl.) im Ganzen oder 2.₅₅ Pfd. per Kopf im Jahre 1873 der Rückgang auf 58.₉ Mill. Pfd. im Ganzen oder 1.₂₆ Pfd. per Einwohner im Jahre 1877 als ein deutliches Symptom der Nachwehen der Krise, wogegen im Jahre 1878 wieder eine Zunahme des Consums auf 65.₄ Mill. Pfd. im Ganzen oder 1.₃₆ Pfd. per Kopf der Bevölkerung als günstiges Symptom zu verzeichnen ist.

DIE TÜRKEN IN ARABIEN.

Von *Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld.*

In den letzten Jahren konnten wir die Erfahrung machen, dass die sogenannte „Orientalische Frage“, insoweit sie sich auf das Osmanische Reich bezieht, keineswegs eine politische oder religiös-politische Angelegenheit allein sei. In der Türkei hat, wie überall in der Welt, auch die Ethnografie — und was drum und dran hängt — ihren redlichen Antheil an den leidigen Differenzen unter den Völkern, welche das Scepter Osman's beherrscht. Und dieses Scepter reicht zwar weit (über fast 50.000 Quadratmeilen ohne Afrika), aber es drückt nicht allwärts allzuhart; namentlich sind es die Kurden und Araber, welche in vielen Gauen ihrer respectiven Heimat, die nominell zum türkischen Reiche zählen, vollkommen unabhängig schalten. Andere Gebiete sind zwar mit dem osmanischen Verwaltungs-Apparate und mit einigen Bataillons Nizams beglückt, doch sind in solchen Fällen die officiellen Machthaber um ihre Existenz zumeist besorgter, als die „Beherrschten“. Man kann dreist behaupten, dass beispielsweise die euphratensischen Wanderstämme seit Abraham's Zeiten ihre Lebensweise nicht geändert haben. Unstät, wie der Wüstensand, treiben sie von Ort zu Ort; die Sterne am Firmament sind ihre Wegweiser, und bei Sonnenaufgang wenden sie sich, wie zum Grusse, dem Tagesgestirne zu — ein Beweis, dass der Islam in diesen Stämmen keineswegs allzutief Wurzel gefasst hat. Sie kennen keine festen Wohnsitze, und der Städter ist ihnen verächtlich. Kaum, dass sie genügende Kenntniss des Korans besitzen; dafür lauschen sie in den langen Oasen-Nächten den Märchen-Erzählern, die von dem starken Uatar, von Hatim dem Gastfreundlichen und von der romantischen Liebe Laila's und Medschnun's zu berichten wissen. Nie kommt eine Türken-Romanze über die Lippen dieser Rhapsoden, die fast von demselben Schlage sind wie jene phantasievollen Gelegenheitsdichter aus der Zeit des abbassidischen Chalifats. Diese Araberstämme haben die Oberherrschaft des

Türkenthums niemals anerkannt. Und thatsächlich sitzen die osmanischen Behörden nur im Euphratthale, während zu beiden Seiten desselben, hunderte von Meilen weit, kein Soldat und kein Kaimakam zu finden ist.

Das sind die Araber Mesopotamiens und des arabisch-euphratensischen Hochlandes. Es gibt aber noch andere Stämme, mit denen die Pforte seit geraumer Zeit zu schaffen hat, und diese sind die weitaus kriegerischsten, die weitaus interessantesten. Es sind dies die Küstenstämme im Westen der Halbinsel und der grosse Stamm der Wahabi's. Es hat wiederholt blutige Kriege gekostet, um die Autorität der Pforte in diesen Gebieten zu befestigen. Von Dauer waren aber diese spärlichen Erfolge niemals. . . . Was die nördlichen Küstenstämme betrifft, namentlich die im nördlichen Hidschaz, durch das die grosse Pilgerstrasse nach Mekka zieht, so war jede Herrschafts-Bestrebung der Pforte ihnen gegenüber bisher pure Unmacht. Jeder Pilgerdurchzug musste und muss mit schwerem Gelde erkaufet werden, sonst verlegen die grimmigen Beni Atim oder Ulad Aali, oder Beni Harb den Pilgerweg und liefern den heiligen Karawanen törmliche Schlachten. Für den ungeheuer langen Zug genügen aber die wenigen Bataillons der Escorte nicht, und die Kanonen, welche mitgenommen werden, imponiren den Beduinen umso weniger, als jene in der Regel an der Spitze der Karawane fahren, während der Ueberfall meist der rückwärtigen Hälfte der Pilger-Karawane gilt.

Anders stehen die Dinge in Central-Arabien, im sogenannten „Nedschd“. Das Land ist, wenigstens was die beiden Provinzen Ober- und Nieder-Kasim betrifft, ein wahres Paradies. Mit Ausnahme von drei abendländischen Reisenden ist dieses Gebiet niemals von Europäern betreten worden, man kennt es aber gleichwohl ziemlich genau. Aus dem kleinen Horeimla, am Fusse des Toweik-Gebirges, ist der Profet der „islamitischen Puritaner“, Mohammed, der Sohn Abdul Wahab's, hervorgegangen, und aus einem kleinen Stamme, dem der Tamim, ging eine nationale Dynastie hervor, welche von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in's zweite Jahrzehnt des jetzigen eine mächtige und glanzvolle Herrschaft über beinahe ganz Arabien ausübte. Die Heldengestalt des „grosse“ Saud findet in der gesammten modernen Geschichte der Halbinsel nicht ihres Gleichen. Vom rothen bis zum persischen Meere, vom Euphrat bis zum unermesslichen Sandmeer Roba el Khali hinab, folgte Alles seinem Winke. Der Name „Wahabi“ war gefürchtet wie einst zu Beginn der islamitischen Eroberungen derjenige Chalids, den man damals „das Schwert Gottes“ nannte. Es ist bewundernswerth, welche Kraft das Wahabithum in sich schloss. Es war, als schösse ein mächtiger, belebender Strom aus dem Herzen Arabiens; Segen und Wohlstand keimten allwärts empor, und in der Residenz zu Derajah priesen Rhapsoden die Thaten Saud's, Abdul Aziz' und Abdallah's, als wäre ein neues Bagdad erstanden! Bis zu den hochgehaltenen Cultusstätten Kerbela und Mekka waren die wahabitischen Krieger gedrungen und ihre Beute bestand in Schätzen von ganz unberechenbarem Werthe. . . . Wie lange währte diese Herrlichkeit? Sie war elementar hereingebrochen und das Schicksal, welches sie erreichte,

war ebenso elementar furchtbar. Die Pforte hatte zu Beginn unseres Jahrhunderts ihrem Vasallen in Egypten, Mehemet Aali, mit der Züchtigung der Wahabiten beauftragt. Der erste Feldzug (1811) nahm ein klägliches Ende, denn in den Küstenpässen von Janbo ward Tussun Pascha gründlich auf's Haupt geschlagen. Dafür nahmen die Egypter bei Konein, unweit von Mekka, kurz hierauf Revanche, und im Nedschd begann man das Herannahen weiterer Katastrophen zu ahnen. Es geschah dies im Frühjahr 1818. Ibrahim Pascha war unaufhaltsam bis in's Innere vorgedrungen, und wenn auch seine Bataillons bei dem starkbefestigten Pass aufgehalten wurden, nahm er gleichwohl am 18. September Derajeh mit Sturm, und mit der Wahabiten-Herrlichkeit war es für immer vorüber. Der letzte „König“ Abdallah ward kurz hierauf in Stambul enthauptet, und das Nedschd, das herrliche fruchtbare Central-Arabien, erhielt türkische Garnisonen.

Ueber dreissig Jahre währte die ägyptische Zwischenherrschaft. Die Fremdlinge hatten es verstanden, sich gründlich verhasst zu machen, und im Jahre 1848 — dem grossen historischen Sturmjahre — brach auch in Nedschd eine Revolution aus, die mit der Vertreibung der Behörden und Garnisonen endete. Seitdem ist es der Pforte zwar gelungen, in Central-Arabien wieder festen Fuss zu fassen, aber nur an den Rändern des für Armeen nur schwer zugänglichen Hochlandes. Einen Ibrahim Pascha, der geschworen hatte, sein Haupthaar nicht eher scheeren zu lassen, als bis Derajeh in seinen Händen, hat die Pforte eben nicht alle Tage zur Disposition. Und so erhält sich das Pforten-Regiment mühsam in einem Districte, der ihr noch am zugänglichsten ist — in der Provinz El Khatif. Es ist das Land, welches sich vom Gestade des Persergolfes etwa fünfzehn Meilen weit landeinwärts bis zu den rauhen Küstengebirgen erstreckt. Gewöhnlich nennt man dieses Gebiet „El Hasa“ (auch El Ahsa); im officiellen türkischen Almanach figurirt es aber unter der Bezeichnung „Nedschd“, wobei die Regierung offenbar sich weismachen will, sie gebiete unumschränkt im ganzen „Nedschd“, obwohl dieses Wort im Arabischen nichts Anderes als „Hochland“ bedeutet.

In Chatif also hat sich die Pforte seit einiger Zeit niedergelassen. Dieses Küstenland war einst die Heimat der Kharmaten, einer islamitischen Secte, welche den Partisanen des Profeten, beziehungsweise den ersten Khalifen, nicht wenig zu schaffen machte. Der Ruf besonderer Tapferkeit war den Küstenländern immer vorausgegangen, auch dann noch, als Kharmat seine Augen geschlossen hatte und die Springwellen der Sectirerfluth in fremde Länder gelangten, wo sie Zweigsecten in den rauhen Hochgebirgen Syriens und Kurdistans absetzten. Wenigstens gelten die Ismaëlier und Nasarier in Nord-Syrien, und die Kyzilbaschen, ja selbst die Jeziden in Kurdistan, für kharmatische Ableger. Den Kharmaten folgten in El Khatif die Hochländer-Emire, und in der Küstenstadt gleichen Nameus residirte lange Zeit ein Satrap des wahabitischen „Ketzler-Khalifen“. Auch die ägyptische Zwischenherrschaft hatte an diesem Verhältniss wenig geändert. Während der leidigen Unabhangigkeit seit der Inaugurirung des zweiten Wahabiten-Regiments war das Küstenland El Hasa immer ein

Schlupfwinkel der Hochländer-Häuptlinge, und das hielt bis in die Siebziger Jahre an. Da kam Midha nach Bagdad und die Wahabiten-Frage kam wieder auf's Tapet. Heute dürfte sich kaum einer unserer Leser der betreffenden Bulletins erinnern, was uns veranlasst derselben etwas ausführlicher zu gedenken. . . . Eine Siegesnachricht vom 24. Mai 1872 enthielt einen grossen Coup gegen das „unabhängige, immer mächtiger heranwachsende, für Bagdad grosse Gefahren in sich schliessende“ Wahabitenthum. Es wurde El Khatif zu Land cernirt und durch die „Flotte des Kaimakams von Kuweit“ blockirt. Dass türkische Unter-Statthalter im Persergolf über förmliche Flotten verfügen, war eine kleine Ueberraschung. Wie dem auch sei, El Khatif ergab sich nach dreistündigem Bombardement, und der Emir bat um Gnade. Dann wurde Daman erobert, wo man dreizehn Kanonen, „darunter drei aus Bronze“, erbeutete. Da in Arabien eiserne Kanonen unbekannt sind, so können die übrigen zehn nur aus — Holz gewesen sein. Der Hauptschlag aber, der damals geführt wurde, galt der Binnenstadt El Hofhuf. Sie liegt etwa 20 Meilen südlich von El Khatif und wurde von dem türkischen Commandanten als eine starke Festung, „mit doppelter Wallmauer, zahlreichen Forts und 50 Feuereschlünden“ geschildert. Dass dies purer Humbug war, geht schon daraus hervor, dass derselbe Berichterstatter das elende arabische Nest mit seinen verfallenen Lehm-mauern eine Stadt von 15.000 Häusern (!) nennt. Rechnet man 4—5 Bewohner per Haus (die zuverlässigste Verhältnisszahl bei statistischen Calcüls in der Türkei) so gäbe dies eine Bewohnerschaft von 70.000 Köpfen, d. h. Hofhuf und Bagdad — letztere nach Damaskus die bedeutendste Stadt in Türkisch-Asien — wären ganz gleich grosse Städte. Der damalige Feldzug in El Hasa dürfte demnach in seinen Details vollständig erfunden gewesen sein. Gewiss ist nur, dass England im Jahre 1872 die Forderung der persischen Regierung unterstützte: die Pforte möge die bei Khatif gelegene Insel Bahrein (die berühmte Perlen-Insel), welche durch Midhat's Truppen (Midhat selbst war aus Bagdad nicht hinausgekommen, was erklärlich, da er nicht Militär ist) besetzt worden war, wieder räumen. England intervenirte, weil es kein Interesse daran hatte, die Türken am westlichen Gestade des Persergolfes festen Fuss fassen zu sehen; es unterstützte aber auch die Wahabiten nicht, und das ist unklug, denn es sollte immer bedenken, wie schwer lenkbar seine wahabitischen Unterthanen zu Patna in Bengalen sind, und wie Noth es thäte, sich mit diesem revolutionärem Elemente nicht vollends zu verfeinden.

Ganz denselben Erscheinungen, wie in Central- und Nord-Arabien, begegnen wir in den arabischen Gestadeländern des Rothen Meeres, wo die Pforte seit fast vierzig Jahren in eine endlose Zahl kriegerischer Händel mit den dortigen Bergvölkern verwickelt ist. Namentlich zwei Gebiete sind zu nennen, die zwar nominell zum Türkenreiche zählen, in denen aber die ottomanschen Waffen bisher wenig Lorbeern gesammelt haben. Es sind dies das nördliche Jemen (Yamau) und das rauhe Gebirgsland Asyr im Süden von Hidschaz. In Süd-Arabien hat bekanntlich dereinst eine ziemlich bedeutsame Cultur geblüht, und der Glanz himjarischer und

sabäischer Herrscher leuchtete noch in die erste Islam-Bewegung hinein. Seitdem ist Vieles anders geworden, obwohl Jemen, sowohl in politischer, wie in commercieller Beziehung, bis zur Auffindung eines neuen Seeweges nach Indien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, keine unbedeutende Rolle spielte. Kühne arabische Schiffer waren bis China vorgedrungen und an den arabischen Gestaden des Rothen Meeres entfaltete sich ein Geschäftsleben, an dem fast alle Nationen Theil nahmen.

Die „Imame von Sana“ waren übrigens auch ein politischer Machtfactor, und als die Türken sich in deren ehemaligen Herrschaftsgebiete festsetzten, gebracht es diesen nicht an zähen Gegnern, die vordem zu den kriegerischsten Partisanen der Imame zählten. Es waren dies die freien Söldnerstämme der Haschid und Bekil, mit denen die heutigen Dhu Mohammed und Dhu Hossein identisch sein sollen. Alle Araberstämme des centralen und nördlichen Jemen sind Nachkommen der alten Sabäer, obwohl dieser Name in Arabien so wenig bekannt ist, wie der der Himjaren, deren typisch fast unveränderte Epigonen die Bewohner Süd-Jemens sind. Bei den Kämpfen der Türken gegen die Jemeniten kam, wenigstens was die nördliche Clane betrifft, übrigens auch ein religiöser Factor in Betracht. Alle diese Stämme gehören nämlich der Secte der Saïdian, die eine schiitische ist, den Saïd ist einer der zwölf Imame oder Nachkommen Aalis. Das Schiitenthum der Nord-Jemeniten ist übrigens dadurch modificirt, dass die Saïdis nicht eigentlich als Angehörige der „Schia“ gelten wollen (sie anerkennen ja bedingungsweise Abubekr und Omar als legitime Nachfolger des Propheten, nicht aber Othman), sondern sich für die Mitglieder einer fünften orthodoxen Secte erklären. Da es anerkanntenmassen nur vier solcher orthodoxen Secten gibt (Hanefiten, Schafeiten, Malekiten und Hambaliten), und die Suniten eine weitere Pluralität nicht zulassen, ist das Verhältniss zwischen den Saïdis und den übrigen Arabern gleichwohl allemal ein ziemlich gespanntes gewesen.

In einer Richtung aber kam dieser religiöse Antagonismus unter den jemenitischen Stämmen niemals zur Geltung -- in ihren Unabhängigkeits-Bestrebungen gegenüber den Türken. Wenn man den officiellen ottomanschen Staats-Kalender zur Hand nimmt und nach statistischen Daten über die arabischen Provinzen am rothen Meere sucht, so ist man nicht wenig überrascht von der enormen Ausdehnung, welche speciell die Statthalterschaften Jemen und Hidshaz nehmen. Es sind zusammen fast 10.000 Quadratmeilen, über welche die Pforte hier gebieten soll. Und dennoch, wie fadenscheinig ist in Wirklichkeit diese Herrschaft! Es hat den Türken in den Feldzugsjahren 1871-72 ungeheuerer Anstrengungen gekostet, sich einzig nur in Sana festzusetzen. Von dieser Stadt, die man flugs zur Vilajets-Hauptstadt erhoben hatte, unternahm die Truppen wohl einige Streifzüge nach Norden und Osten, sie stiessen aber allerorts auf den hartnäckigsten Widerstand. Die Land-Communication von Sana nach Mekka ist factisch noch nie offen gewesen, obwohl all' die weiten Länderstrecken dazwischen als türkisches Besitzthum gelten und officielle Regierungssitze creirt wurden, ohne dass es je türkischen Beamten eingefallen wäre, sich an Ort und Stelle einzufinden.

Viel schlechter als mit Jemen ist es mit Asyr bestellt. Man kennt dieses Land bei uns hauptsächlich aus einer poetischen Ueberlieferung, die aber gar sehr der Richtigstellung bedarf. Das Asyr-Gebiet ist nämlich die Heimat der Asra, eines Araberstammes, den die schönen Verse eines deutschen Dichters in ein romantisches Claireobscur getaucht haben. Die Ethnographie ist aber in solchen Dingen allerdings etwas zuverlässiger als die Phantasie des Dichters . . . „Ich heisse Mohammed, ich bin aus Jemen, und mein Stamm sind jene Asra, welche sterben, wenn sie lieben,“ singt Heinrich Heine . . . Wer sind nun jene Asra, und welches Bewandniss hat es mit ihren Liebesschicksalen? Haben sie wirklich etwas mit jener bedauernswerthen Erscheinung gemein, mit jenem jungen Sklaven der „wunderschönen Sultanstochter,“ der täglich sich einfand „um die Abendzeit am Springbrunn, wo die weissen Wasser plätschern?“ Die Antwort wird uns ziemlich leicht, obwohl noch manch' undurchdringlicher Schleier über den heimathlichen Bergen des interessanten Araberstammes liegt, die eine unzuerlässige Aufklärung nicht allerorts aufkommen lassen. Vor Allem ist der Stamm der Asra nicht jemenitischen Ursprunges, sondern asyrinischen. Zur Seite des rothen Meeres, gerade in der Mitte zwischen beiden Küsten-Provinzen Hidshaz im Norden und Jemen im Süden, liegt das Alpenland „Asyr,“ ein Wunder seiner Art in ganz Arabien. Ganz abgesehen von einer mehr als tausendjährigen Unabhängigkeit, welche sich die Araber im Asyr-Gebirge, trotz aller Eroberungssucht der ersten Chalifen und der Osmanen-Sultane, zu bewahren wussten, ist das Land an sich von grossem Interesse. Auf einem Flächenraume, der demjenigen der Schweiz gleichkommt, breitet sich ein wildes Urgebirgsland aus, mit rauhen, massigen Höhen, unersteiglichen Granitgipfeln und gefährlichen Pässen, alles überwuchert von einem undurchdringlichen Mimosen- und Sycomoren-Dickicht. Dafür sind die grossen Thäler, wie jene von Bischeh Schahran und Menadhir und viele andere, wahre Paradieses-Landschaften. Für den Pilger, der die Felsgestade des rothen Meeres durchwandert hat, gilt dies fruchtbringende und gesegnete Alpenland, als eines der irdischen Wunder, und er wäre gerne zeitweiliger Gast bei den Clan-Häuptlingen des Asyr, genossen die Bewohner nicht den Ruf, die wildesten und kriegerischsten der ganzen arabischen Halbinsel zu sein. Asyr ist das einzige Land dieser letzteren, welches „Kabylen,“ d. h. Bergbewohner im vollsten Sinne des Wortes besitzt; die Wahabiten gelten einfach für „Hochländer,“ und diese Bezeichnung ist auch geographisch vollkommen stichhältig, da das wahabitische „Nedschd“ — das Toweik-Gebirge abgerechnet — doch nur ein weitläufiges Tafelland und kein Hochgebirgsland ist.

Der Asyrine ist nach allen Nachrichten, die freilich seit zwei, drei Jahrzehnten sehr spärlich fliessen, in erster Linie Krieger. Das weiche, wollüstige Minnelieben, dem der feurige Jemenite und selbst der nedschäische Hochländer mannigfachen Geschmack abgewinnen, ist jenem fremd. In seiner Heimat fehlt es zwar nicht an romantischen, von morgenländischer Blütenpracht durchschimmerten Asylen, doch reizt ihn solche Oasenwonne weit weniger, als die grossartige Pracht der Alpenwildniss, wo die uralten Lurgen der Kabylen-Fürsten in die

Wolken ragen. Zu diesen Kabylen-Clanen gehörten auch die Asra, ein höchst tapferer Asyrinen-Stamm. Sie haben ihre Todfeinde, die Türken und Aegypter, niemals mit Liebesliedern, wohl aber mit wildem Kriegsgeschrei — „Asra Wallah“ — empfangen, und ihre nervigen Hände waren seit jeher dem Saitenspiele weit abgeneigter, als dem Waffenhandwerke, dem Schwerter-Assaut und Lanzenschwingen. Wenn man von dem Fiebergestade am Rothen Meere unweit Ghunfuda gegen Nord-Osten in die asyrinische Gebirgswildniss eindringen würde, käme man durch todtstille Alpenthäler des Kora-Gebirges auf das Tafelland von Zahran. Noch etwa zehn Meilen nördlicher, im schönen Culturlande mit zahlreichen Dörfern und Beduinenhütten, liegt Taraba, der Schlüssel zu Asyr. Der Boden dieses Thales ist mit Blut getränkt. Seit einem halben Jahrhundert bemüht sich die Pforte vergebens, von hier aus Herr des ganzen asyrinischen Hochgebirges zu werden, und wenn ihre Armeen, wie in den Jahren von 1824—27 und 1834—37 auch hin und wieder die Haupttroupen forcirt hatten, so blieb das Endresultat doch immer nur ein höchst klägliches. Die jemenitischen und asyrinischen Clane haben sich nachgerade als unüberwindbar erwiesen, wenn auch neuerdings der berühmte Mukhtar Pascha das Gegentheil zu melden wusste. Seine Siege über die Clane waren eben insgesamt erlogen, und wenn diese je die Hand eines fremden Eroberers, gefühlt haben, so war's nur die Mehemet Ali's von Aegypten.

Aus seiner Zeit stammt der letzte historische Asra, seitdem schweigen alle Reiseberichte wie das Grab über dieses Geschlecht. Seit Burckhardt ist freilich Niemand mehr im Innern dieser terra incognita gewesen, und dass sind immerhin einige Jahrzehnte. Der letzte historische Asra war ein gewisser Tamy, Herr im Asyr und Bundesgenosse der Wahabiten. Er war selbst Wahabite, wie überhaupt alle Asyrinen zu dieser grossen puritanischen Secte gehören. Tamy's Arm war es, der in der Schlacht in den Küstenpässen bei Janbo, das Aegypterheer unter Tussun Pascha, einem Sohne Mehemet Ali's, niederschmetterte. Es war im Jahre 1811. Vier Jahre später aber sollte auch die letzte Stunde des Asra schlagen. Mehemet Ali war von Taraba in's Gebirge eingedrungen und belagerte das Schloss Tor, in dem sich Tamy eingeschlossen hatte. Es war eine feste Burg, auf hoher Granitkuppe gelegen, rings geschützt durch wildes Mimosen-Dickicht, in dem man hin und wieder wohl noch einen — heidnischen Friedhof antreffen konnte, denn im Asyr hat der Islam nie vollständig Fuss gefasst. Selbst Tamy, der rechte Arm des letzten Wahabitenkönigs aus der Glanzperiode, soll noch Mondpriester auf höchst grausame Art misshandelt haben. Auf dem Tor-Schlosse nun erwartete der Asra den Erbfeind. Gelegentlich eines Ausfalles wurde er von einem türkischen Streif-Corps abgefangen und nach Stambul ausgeliefert, wo man ihn im Seraj-Hofe enthauptete, an derselben Stelle, wo nur drei Jahre später, auch das Haupt des letzten Wahabitenkönig Abdallah unter dem Henkerbeile fiel.

Carl von Vincenti hat in seinem bekannten historischen Romane „Die Tempelstürmer Hocharabiens“ Tamy zu einem seiner wahabitischen Helden auserlesen. Da dieser vielgereiste Schriftsteller dem Schreiber dieses

versicherte, dass er sich nur zu oft, wenn die Quellen verworren und unvollständig wurden, bei den Beduinen in mündlichen Auskünften Rath holte, so ist seine Schilderung von Tamy's Persönlichkeit von einigem Interesse, aber alleidings wieder nur von poetischem und keineswegs historischem. Als Tamy, der Asra, in der Schlacht bei Janbo Tussun Pascha schlug, war er bereits ein gefürchteter Krieger. Diese Eigenschaft, verbunden mit einer gewissen Mänlichkeit, mussten vier Jahre später, bei seiner Gefangennahme im Tor-Schlosse logischerweise noch ausgeprägter hervortreten. Und wie schildert Vincenti den gefürchteten Asra? . . . Als er seine Braut, Abrama, die Schwester des Wahabitenkönigs Abdallah, empfängt, war jene nicht wenig über den „schlanken, lichtbraunen Jüngling“ erstaunt . . . „Kaum über's Jünglingsalter hinaus, bartlos, von feingeschwungenen Formen, war Tamy seltsam, tiefbezaubernd, wir möchten sagen, zwitterhaft schön, denn mit dem turbanumflochtenen, zweigeschnäbeltem Helme und dem silberschuppigem Wehrgehänge, schien er fast ein junges Weib im Kriegerschmuck. Einen Augenblick stand er unbeweglich, die nackten, mit blauen Schriftarabesken bemalten Arme über die funkelnde Brust gekreuzt; dann das Haupt emporwerfend, lächelte er so siegesheiter, wie Jubal, der schöne Sohn Lamechs, als er mit der Harfe zum Kampfe zog.“

So gezeichnet entspricht Tamy, der Asiryuenkönig, so ziemlich unserer poetischen Vorstellung von einem Asra. Offenbar war auch Vincenti von dieser Letzteren befangen, denn als grausiges Geheule die Brautnacht Abrama's durchhallte und diese darob erschrickt, meint Tamy: „Im Stamme der Asra, dem ich entsprossen, lebt die Sage, dass wir gegen jede Gefahr gefeit, wenn's nicht Liebesgefahr. So hätte ich nur Dich zu fürchten, denn ich fürchte sehr, ich liebe Dich“ . . . Die poetischen Schönheiten in dem obcitirten Roman müssen uns übrigens für eine historische Incorrectheit entschädigen. Während nämlich in Wirklichkeit zuerst die Schlacht von Byssel, in der 30.000 Wahabiten kämpften (1815), geschlagen wurde, und dann erst die Zerstörung des Tor-Schlusses folgte, lässt Vincenti diese vorausgehen, und dann das Wahabitenheer nach dem verlorenen Kampfe bei Byssel nach Derajeh, der Hochländer-Residenz, fliehen . . . Dass Tamy ein rauher, gewaltiger Krieger war, geht aus verschiedenen Kriegsberichten jener Zeit hervor, so aus M. Tamisier's „*Campagne d'Asyr*“, Icard's „*Notice géographique sur l'Asyr*“, F. Mengin „*Histoire de l'Égypte sous le Gouvernement de Mohammed Ali*“ und aus einem österreichischen Consular-Berichte, den der österreichische Botschafter zu Stambul, Graf von Stürmer, im Jahre 1837 dem Geographen Carl Hütter zur Verfügung stellte, und den dieser in seiner Erdkunde auch benützt hat.

Furchtbarer Art waren die Feldzüge, welche die Pforte durch ein halbes Jahrhundert gegen die Asyrinen führte. Sie finden in der modernen Kriegsgeschichte nicht ihresgleichen. Und diese Kriegszüge sind auch heute noch an der Tagesordnung, obwohl die grässlichsten in die Mitte der Zwanziger- und in den Anfang der Dreissiger-Jahre fielen. Mohammed Ali und Ibrahim Pascha hatten noch einen oder den anderen Sieg ertrutzt, indem sie nicht scheuten, ganze Expeditions-Armeen zu

opfern. Im Jahre 1827 sind ganze ägyptische Regimenter buchstäblich verhungert. Andere fielen über die Kameele des Trains her, erschlugen sie und verschlangen das mürbe Fleisch als Leckerbissen. Wieder Andere verliessen, sobald sie eines Gartenlandes ansichtig wurden, die Reihen und brachen gleich Heuschreckenschwämen in die Plantagen ein, um alle Fruchtbäume abzuweiden. . . Und welcher Jammer, welch' verzweifelte Ringen auf den schwindelnden Pfaden der rauhen Hochgebirge! . . . Das „Asyr Wallah“, der Schlachtruf der Asyrinen, traf sie wie eine überirdische Donnerstimme aus finsternen Schluchten. Zwar musste mancher Kabyle seine Nase und Ohren, und wohl auch seinen Kopf unter den Händen ausgehungertes Baschi-Bozüks lassen, denn die Commandanten zahlten für jedes abgeschnittene Asyrinenhaupt — 50 Piaster als Belohnung. Auch hier haben die Stämme der „arabischen Schweiz“ ihren ritterlichen Sinn bewahrt. Sie haben für die türkischen Barbareien niemals eine Repressalie genommen und hatten nur ihre helle Freude daran, wenn die fliehenden Bataillons baarfüssig durch das Dornengestrüpp der mehrere tausend Fuss tiefen Defilées, gleich gehetztem Wilde einen Ausweg nach den Gestaden des Rothen Meeres suchten. Wie Viele vom „Stamme der Asra“ mögen beispielsweise im Jahre 1834 den Nizams Achmed Paschas heimgeleuchtet haben, als dieser, im grossen Bogen von Mekka über Bischah, hundert Meilen weit asyrinisches Gebiet durchzogen hatte! Als der prachtvolle Pallast Aïts, des neuen Asyrinenkönigs, von diesem selbst in Meuahir einmal angezündet worden war, gab es nur mehr die Wahl zwischen Sieg oder Tod. Anfangs mussten die Kabylen in die höchsten Gebirgsregionen hinauf fliehen; als aber die Türken wieder in's Lager einrückten, brachen jene gleich entfesselten Gebirgsbächen aus allen Schluchten und zersprengten mit elementarer Gewalt die „Siegarschaaren“ des Paschas. . . Solche verzweifelte Kriegszüge wiederholten sich seitdem in jedem Jahrzehnt, zuletzt zu Anfang der Siebziger-Jahre, immer von dem gleichen Misserfolg für die Türken begleitet. Dies ritterliche, kampfgewöhnte Bergvolk verdient es sonach recht wohl aus seiner Obscurität gerissen zu werden. Wird es doch einmal noch von sich reden machen, denn wenn je wieder ein arabisches Chalifat auf der Halbinsel feste Formen annehmen sollte, so wird es von den Granitbergen Asyrs ausgehen.

Von den 7000 Fuss hohen Gipfeln des Djebel Tor, wo die Ruinen der Burg Tamy's von Mimosengestrüpp überwuchert liegen, lugt der heutige Gross-Scheich der der Asyr in die Küstenlandschaft hinab, bis zum fernen Spiegel des Rothen Meeres. Er weiss, dass der Türke Alles in Allem höchstens 2000 Mann in den Garnisons-Städten des Tieflandes liegen hat. Er selbst aber verfügt über 70.000 wohl ausgerüsteter Krieger, also über siebenmal so viel, als Tamy befahlte. Sie sind die drohende Wetterwolke für das Osmanen-Regiment am arabischen Himmel. Aber das arselige Hidschâz lockt sie nicht. Mehr zieht sie das gesegnete Jemen an, und es ist nicht lange her, dass sie, 30.000 Mann stark, bis zu den hundert Meilen fernen Mokka zogen und es in einen Schutthaufen verwandelten.

Solch' kriegerische Macht besitzt jenes Volk, das die „Asra“ zu den seinen zählt. Sie lieben glühend die

Hochberge ihrer Heimat, und diese Liebe hat sie zu Helden gemacht; sie hassen aber noch glühender — und dann sterben sie; denn Hass und Kampf ist für sie gleichbedeutend. Niemals hat Einer von ihnen einer Sultanstochter als Sklave gedient, wie der Dichter meint, und niemals ist ein Asra vor einem Weibe erbleicht. Ihre Lieder sind Schlachtgesänge, und wenu die Schwadronen der Asyrinen in's Blachfeld hinausrücken, wo der verachtete Türke ihrer harrt, dann marschiren sie mit lautem Kriegsgesange, der ihnen Hoin und Trommel ersetzt, in die Schlachtlinie auf. An Romantik gebricht's ihnen nicht; sie ist aber nicht bleich und angekränkt, sondern ursprünglich und frisch. In den langen Oasen-Nächten zu Bitschah, Schahran oder Chamis Mischrit, dürfte wohl wenig von Liebe, umso mehr aber von wilder Fehde die Rede sein. . . Der blutige Schatten Tamy's und anderer Scheikhs, hat die Rache der Asra von Generation zu Generation immer wieder herausgefordert. . .

DIE SCHRIFTMITTEL UND SCHREIBER DES ORIENTS ALTER UND NEUER ZEIT.

Von *Alwin Rudel*.

Der Mensch, gleichviel, welcher Schöpfungsperiode und demgemäss welcher Rasse er angehören mag, ist von Anfang bis heute in seinem Wesen derselbe geblieben und nur äussere Einwirkungen haben ihn im Laufe vieler Jahrtausende zur Annahme dieser oder jener Culturverhältnisse gedrängt, nicht eigenes Wollen der körperlichen Pflege und des geistigen Fortschritts. Jedes Volk, gleichviel ob es den „glühenden Tropfen“ oder dem „frierenden Nord“ angehört, hat gewisse Geräthe und Werkzeuge herzustellen gewusst, wie sie das Lebensbedürfniss seit Jahrtausenden nach und nach forderte, so dass bei der Uebereinstimmung der Arten und Gebrauchsweisen man nicht ohne Grund zu der Annahme hingeleitet wird, dass das ganze Menschengeschlecht von übereinstimmendem Denken und Thun ausgegangen ist, und nur die Verschiedenartigkeit der klimatischen Einwirkungen und der Naturproducte einer Zone die Verschiedenartigkeit in Material und Form hervorgerufen hat.

Solche offenbare, dem Menschen gewissermassen angestammten Ur-Geräthe und Ur-Werkzeuge sind: Löffel, Napf, Trog, Schüssel, Krug, Messer, Beil, Axt, Grabscheit, Pflug, Hammer, Strick, Stab, Lanze, Pfeil, Nadel, Schlägel, Meissel, Keil.

Aus der Allgählichkeit des Lebens haben sich Nadel, Schlägel, Meissel und Keil zu Werkzeugen edlerer Art erhoben, nämlich zu Werkzeugen der Schrift, des in dauernd sichtbare Form gebrachten Gedankens; während die Anderen noch heute in derselben Grundform denselben Zwecken dienen, wie vor Jahrtausenden.

Wird dem Worte Schrift die weiteste Bedeutung zugelegt, so verbindet sich damit der Begriff eines Zeichens, welches etwas bedeutet und dadurch an etwas erinnert, eines Denkmals (Mahlzeichens), eines Merkmals (Marken). Wir stossen dabei unmittelbar auf wohl die älteste Schrift und die ältesten Schriftmittel, das Grab, das Grabscheit und den Hügel, welcher bei Bergung eines grossen Todten (zu dauerndem Andenken) im Verhältniss seines Körpermasses von der Erdmasse

übrigblieb. Die Todtengräber sind demnach die ältesten Schreiber.

Alle alten Völker hatten solche Grabchriften, die mündliche Ueberlieferung (Tradition) vermittelte die Erinnerung an die Thaten, an das durch den Todten Geschehene (die Geschichte). Im Laufe der Zeiten unterstützte man das Gedächtniss durch Pfähle, Kreuze, Baumpflanzungen, Steinhäufen, Erhöhung der Erdhügel und Steinmassen bis zu dem Colossalen der ägyptischen Hypogäen und Pyramiden. Die Erdhäufen als Grenzmarken, als Opferstätten, Altäre (erhöhte Plätze), Gerichtsorte u. s. w. waren gleichfalls Merkmale oder Zeichen in diesem weitesten Sinne.

Der Quadersandstein, ein aus der unendlich kleinsten Zerbröckelung verschiedenster Urgesteine durch vielfache Ueberfluthungen in vielleicht tausendjährigen Intervallen aufgeschichtetes und durch hohen Druck der Wassermassen hartgepresstes Conglomerat, ist über der Oberfläche der Erde, weniger dicht und verwittert an den durch Spaltenbildung bei der Entwässerung blossgelegten Wänden, wobei sich nach und nach die grotesksten Formen bilden, aus denen noch heute die Volksphantasie die sonderbarsten Gestalten herauszusehen weiss. Betrachtet man noch jetzt ziemlich gut erhaltene Götzenbilder aus ältester historischer Zeit, so findet man, dass sie aus Quadersandstein oder doch aus in Quadern brechenden Gesteinarten bestehen und ihre Theile von Kopf bis zu Füssen horizontale Abstufungen haben. Hier hat man wohl zuerst den Schlägel und Meissel und Keil aus Feuerstein, Quarz und schwarzen Diamant zur Nachhilfe an der von der Natur schon gegebenen Form benutzt und hat heilige Zeichen hinzugefügt. Die Steinhauerei (Glyptik) war die zweite Schreibform, Schlägel, Meissel und Keil waren die Werkzeuge, und Steinmetzger die Schreiber.

Das Material für Bauten, Denkmale und Marken, für Götzen und heilige Zeichen richtete sich bei den ältesten Völkern nach dem an den Wohnsitzen von der Natur gegebenen und als für diesen Zweck am geeignetsten erscheinenden. Es waren uns ewig unbekannt bleibende Jahrtausende vergangen, bis die ersten Volksstämme aus dem Nomadenleben zur Sesshaftigkeit gelangten.

Und dennoch konnte erst durch die Sesshaftigkeit das Bedürfniss für feste Wohnungen und für bleibende Denkmale und damit für die Schrift entstehen. Die Schriftdenkmale eines vor der Sindh-Fluth (= grossen Fluth) lebenden, hochgebildeten Volkes geben uns einen Anhalt dafür, wie hoch hinauf in die Jahrtausende die Cultur reicht. Da es nicht in den Rahmen dieser kleinen Abhandlung gehört, die Zeitepoche der Fluth durch eingehende Berechnung zu erläutern, so mag nur das Factum der astronomischen Berechnung erwähnt sein, dass die letzte grosse Fluth um 9250 v. u. Z. zu setzen ist und die letzte Eiszeit demnach auf 20.000 v. u. Z. fällt.

Das Land zwischen dem Tigris und Euphrat, das alte Assyrien, ist namentlich längs seiner südlichen Spitze zu ein aufgeschwemmter Marschboden. In diesem südlichsten Theile lebte ein Volk, die Akkader, von turanischer Abstammung. Es baute seine Wohnungen aus dem Lehm Boden, indem es Steine formte, die es an der glühenden Sonne backen liess (Backsteine) und

formte aus diesem Thone Platten, in welche im noch nicht erhärteten Zustande eine älteste Art Keilschrift eingedrückt wurde. Diese Thontafeln enthalten astronomische Berechnungen, Mythen, Dichtungen, Mathematik. Ihr Zahlensystem war 60 (Decimal mit Duodecimal), die Tage des Jahres, die Stunden des Tages, die Minuten, die Theilung des Kreises in Grade etc. standen in Beziehung zu 60. Das älteste Babel scheint ihre Hauptstadt gewesen zu sein und Sipparah war die Gelehrtenstadt oder Bücherstadt (von Sepher das Buch). Nach der Sage habe Xisuthrus (Noach bei Moses) die heiligen Tafeln vor der Fluth vergraben lassen und nach der Fluth befohlen, diese in Sipparah wieder auszugraben und darnach zu lehren. Durch die Fluth oder auch durch anhaltende Regengüsse zerfielen die Häuser in formlose Massen; das Volk der Akkader war unbekannt geblieben, bis in neuester Zeit die Thontafeln in einem höhlenartigen, gut verwahrten Raume gefunden wurden.

Wir erkennen hieraus, dass Thonplatten ein sehr altes Schriftmaterial sind, in welches, wahrscheinlich mit hölzernen Stiften, die hiroyphische Keilschrift eingedrückt wurde. Bei der hohen Culturstufe der Akkader werden die Gelehrten und Schreiber gewiss zahlreich gewesen sein. Die Chaldäer scheinen die Erbschaft ihrer Gelehrsamkeit überkommen zu haben, da sie jenseits, südlich vom Euphrat, wohnten und an Akkad grenzten. Diese, wie die Babylonier, Assyrer, Meder und Ägypter, bedienten sich der Thonplatten, wie sie die Wohnungen aus Backsteinen bauten.

Die assyrischen Könige hielten sich eine grosse Anzahl Schreiber, welche alle Vorgänge täglich aufschreiben mussten. Diese besaßen eine grosse Kunstfertigkeit im Schreiben der Keilschrift, die sie so fein auszuführen wussten, dass man sie kaum mit blossem Auge lesen konnte; und doch gab es wohl damals weder Brillen noch Vergrösserungsgläser. Wahrscheinlich benützte man Cylinder zu diesem Zwecke.

Die grössten thönernen Bibliotheken waren das assyrische Reichs-Archiv Asurbanipal's (Sardanapal's III. 650 v. u. Z. zu Ninive, die Versammlung des Bel zu Babylon, die der Chaldäer in Sipparah und Borsippa, die der Armenier zu Medzpine (Nisibis) in Medien, die im Thurme von Ekbatana. Nabonassar (747 v. u. Z.) zerstörte die meisten Keilschriften, zumal in die Babylon.

Eine grosse Epoche in der Culturgeschichte begann mit der Kunst des Feuermachens. Welches Volk zuerst das Feuer durch Reiben der Hölzer hervorzubringen gefunden hat, und welches zuerst den Drehstift benutzte, ist unbekannt. Wahrscheinlich war es, wie bei allen Erfindungen noch heute, der Zufall, der es lehrte. Genug, als das Feuermachen bekannt war, da brannte man die Thonsteine, die Schriftplatten; man überzog sie mit Glasur, man gab ihnen farbige Muster und verzierte die Schriftzeichen. Man lernte die Erze schmelzen und bearbeiten, man verfertigte Geräte und Werkzeuge daraus und bearbeitete damit besser und kräftiger, als es bisher geschehen konnte, die Gesteine. Von dieser Entwicklungsperiode an beginnen allmählig die Steinschriften, die Steinarbeiten für die Baukunst. Es begann eine neue Zeit. Wieder waren die Steinmetzger die Schreiber, und um besser und schneller die Schriften

einbauen zu können, bedienten sie sich der Schablone (Scharat bei den Egyptern). Die Schrift-Steinmetzger hiessen bei den Egyptern Chartom, welcher Name dem sanskritischen *garta* verwandt zu sein scheint, das ist Schriftplatt. Karnak, Theben und Memphis zeigen noch jetzt die Trümmer der steinernen Bibliotheken Egyptens.

Während in Vorderasien Felsen, Steinplatten und Thontafeln die vornehmlichsten Schriftstücke, und Keil, Meissel, Schlägel, Holzstäbchen die Werkzeuge waren, lebte in Ostasien ein altes Culturvolk, die Chinesen, welches ebenfalls Stein und Thon in der Urzeit zur Formung seiner Götzenbilder und seiner Schrift verwendet hatte, jedoch schon lange vor anderen Völkern Gewebe, Schilf, Rohr, Palmblätter, Baumbast, Holzbretter und Metalltafeln zum Schreiben benutzte. Die Schreiber gruben die Schriftzeichen mit eisernen Nadeln und spitzen Griffeln ein und überzogen mit hölzernen Stäbchen diese Schrift mit schwarzer oder rother Farbe um sie deutlicher zu machen. So verfasste Kung-fu-tse seine zahlreichen Werke auf Holztafeln. Die erfindungsreichen Chinesen hatten aber schon frühzeitig (1120 v. u. Z.) eine schwarze Erde (*mi*) zur Schrift mit Holzstäbchen zu verwenden gelernt und schrieben damit auf feine Gewebe, Schilf, Baumbast und Bambustäfelchen. Die schwarze Erde (ein schwarzer Thon?) bröckelte sich jedoch bald ab und die Schreiber oder Gelehrten bereiteten sich darum aus Russ von harzreichem Fichtenreissig die Tusche, der sie verschiedene Arten Leim und zum Schutze gegen Insecten Kampher, Ambra, Mosehus u. a. m. zusetzten und welche fest haftete. Die spätere Bereitung geschah aus Oelruss, der viel feiner war

Die grösste Erfindung im Schriftstoff unter allen Völkern machte jedoch um 123 v. u. Z. in China der Ackerbauminister und Mandarin (Schriftgelehrte) Tsai-lün, der den Faserfilz aus Maulbeerrinde, Baumbast und Abfällen von Geweben zu bereiten lehrte. Diese Stoffe wurden gekocht, gestampft; auf Gittern von Bambusfäden wurde der gewonnene, flüssige Faserbrei geschöpft, getrocknet und mit glatten Steinen geebnet. Dieser Schriftfilz wurde Schi genannt und ist das verbreitetste Schreibmaterial der Erde geworden — unser heutiges Papier. Schon früher war von Mang-tian, Feldhern und Erbauern der chinesischen Mauer, der Haarpinsel erfunden worden. Ohne diesen und die feine Tusche hätte das zarte und saugende Schi-Blatt nicht Verwendung finden können. So folgte Eines aus dem Andern.

Die Schreiberzahl wuchs alsbald in China ganz ausserordentlich. Die heiligen und gelehrten Werke konnten von da an in grosser Menge vervielfältigt werden. Die durch die grosse Bücher- (Holztafel-) Verbrennung unter Kaiser Tsin Schih-jang-i (213 v. u. Z.) eingeschüchterten Kongfutseaner und Gelehrten athmeten wieder auf, und die neuen, leicht zu verborgenden und gut zu beschreibenden Kings (Bücher) gaben das herrlichste Mittel zur unbeschränkten Verbreitung der chinesischen Literatur.

Das Schreiben mit Pinsel und Tusche auf dem saugenden, lockeren Papierblatt bedarf zwar grosser Uebung, aber bei dem Erlernen der Schreibkunst von Jugend an erlangt der Chinese eine ausserordentliche Fertigkeit in Malung seiner künstlichen Schriftzeichen oder Bilder. Die mit grosser Kaustfertigkeit teilten

Pinsel und Tusche ermöglichen eine Schnellschrift, wie sie nur zu bewundern ist. Die Schriftbilder wurden in den Jahrtausenden des Schriftalters der Chinesen mehrfach geändert, bis sich die heutige Cursivschrift herausbildete. — Beim Schreiben hält der Chinese den Pinsel senkrecht über das Papier und hält ihn zwischen dem Daumen und dritten und vierten Finger fest, bewegt aber nur die Finger, nicht die Hand.

Von China aus verbreitete sich die Kunst der Papier-, Tusche- und Pinselbereitung und des Schreibens nach Korea und wurde sogar in ersteren tributpflichtig (625 v. u. Z.), da es diese Schreibmaterialien damals vorzüglicher zu bereiten verstand, als die Chinesen selbst. Nach Japan soll der Bonze Taut-sching aus Kaoli um 600 u. Z. die Kunst des Tusche-, Pinsel- und Papier-Machens gebracht haben, da es vordem diese Materialien aus Korea bezogen. Die japanische Schrift ist Sylbenschrift, welche Simo-Mitsi-Mabi eingeführt hat und Katakanna heisst. Das Firakanna und Bonzi sind Abweichungen. Sie hat mit dem Chinesischen nichts als die Aehnlichkeit der Zeichen gemein und auch die Lesung ist eine andere. Dieses (wie die Germanen, Kelten, Slaven und Finnen) jüngste Culturvolk hat in 1200 Jahren sich bis zu einer Höhe emporgeschwungen, welche überraschend ist. Schreiben kann fast jeder Japane. Die Ausführung der Schrift ist der der Chinesen ganz gleich. Der Buchhandel ist so allgemein verbreitet, wie in den Culturländern Europa's.

Die Lutschu-Inseln und Annam wenden zumeist japanische Schrift an, daher haben sie auch dasselbe Schreibmaterial. Dasselbe gilt von Budan und Tübet, wo jedoch, wie in den Ländern der Himalaya Terasse und Kaschmir auch noch heute zuweilen Birkenbast, das älteste Schriftblatt der Hindus, auf dem die heiligen Sasters mit Oelfarbe geschrieben sind, benutzt wird. Im Pentschab und Hindostan, wie in Unter-Indien, schreibt man in den Schulen auf Holztafeln wie in der Urzeit, im Verkehr auf Papier aus den Fasern getragener Gewebe und denen der *Crotolaria juncea*. In Siam wird, ausser der Faser der *Broussonetia*, auch die der *Trophis aspera willd.* zur Papierbereitung verwendet. Ueberall geschieht die Anfertigung wie die chinesische, doch anstatt Pinsel dient das Rohr (*qalem*) und die Tinte aus Russ, Gallus und Eisenvitriol. In Siam schreibt man auch mit schwarzen Kreidestiften auf weisses, mit weissen Kreidestiften auf schwarzes Papier; zumal in den Schulen und bei den Kaufleuten ist diese Schreibweise allgemein.

Häute und Leder waren bei den Chinesen wohl zu besonderen Zwecken als Schriftmaterial verwendet worden, es war auch unter den Kungfutseanern vorgekommen, dass die Schüler Weisheitssprüche auf ihre Gürtel geschrieben haben; als aber die Chinesen Schilfblätter, Bambustäfelchen, Gewebe und die Schi-Blätter besaßen, da war das theuere und steife Leder kein Bedürfniss mehr. Persien war dagegen vornehmlich auf Leder oder geschabte Häute angewiesen, da ihm die anderen Stoffe fehlten oder sie nicht geeignet zu bearbeiten wussten, auch sonst die Stein-Inschriften auf Felsen und Bergen den Königen zur Verkündung ihres Ruhmes geeigneter erschienen als Thonplatten, Cylinder, Gewebe und Metall. Die Gerberei mag auch ein altes

Gewerbe bei den Persern, wie bei den Ebräern bis zu den Juden, gewesen sein. Denn zugerichtete oder gegerbte Häute (Leder) dienten ihnen nicht selten als Schriftstoffe, wobei sie nur eine Lösung von Eisenvitriol (*chalkantum*) anzuwenden brauchten, um sogleich die schwarze Schrift hervorzubringen. Das Leder wurde auf der Fleischseite zugerichtet, geglättet, mit etwas Gummi überzogen (damit die Schrift nicht auslief). Als Schreibwerkzeug diente der *qalam* oder das Schilfrohr von Damaskus. Doch schrieb man auch mit fertiger Gallustinte (*atramentum, encaustum*).

Die persischen Könige hatten zahlreiche Schreiber zur Aufzeichnung ihrer Handlungen. Sie sandten Briefe durch Boten und verschlossen sie mit einer Umhüllung. Harpagos soll sogar an Kyros einen Brief gesandt haben, der in einem Hasen eingnäht war, um ihn sicherer an den Empfänger zu bringen. Ktesias berichtet, dass das Reichs-Archiv der Perserkönige aus Leder und Thierfellen bestehe und nennt die Bibliothek „die königlichen Felle“, weshalb auch das Wort Fell (*difthera* der Griechen, *pellis* der Lateiner) für Bücher in älteren Zeiten gebraucht worden ist. Die Werke des Zarathustra (Zoroaster) sollen auf 12.000 Kubhäuten geschrieben gewesen sein. (Sollte das Sprichwort aus alter Zeit stammen: Das geht auf keine Kuhhaut!) Das Pergament gehört nicht in diesen Bereich, da es fast ausschliesslich in Europa verwendet wurde.

Es würden noch die Palmenblätter, die Metallplatten, die Horntafeln zu erwähnen sein, doch bieten sie für uns kein besonderes Interesse. Der ägyptische Papyrus braucht aber eine besondere Abhandlung, weil er eine Culturpflanze gewesen ist, wie vor und nach ihr es keine zweite gegeben hat. — Ich werde mir gestatten, darüber später Näheres zu berichten, vorerst aber auf die vorstehende Mittheilung aus alter Zeit, die aus neuer Zeit folgen zu lassen.

(Schluss folgt.)

CHRONIK DER BEMERKENSWERTHESTEN EREIGNISSE DES JAHRES 1879

in Ost- und Süd-Asien, Afrika und
Australien.

October — December. (Schluss.)

1. October. Durch eine Proclamation Sir Bartle Frere's werden 8600 engl. Quadratmeilen des Transkei-gebietes und des sog. „No Man's Land“ der Cap-Colonie einverleibt.

— Der amtliche Bericht über die indischen Eisenbahnen gibt die Länge derselben am Ende des Rechnungsjahres 1878/79 zu 8215 engl. Meilen an, wovon 1708 schmalspurige.

2. October. Der Hafen von Gensan in Korea wird dem japanischen Handel geöffnet.

3. October. Ein „Executive Council“ aus fünf amtlichen und drei nichtamtlichen Personen wird für das Transvaal-Gebiet eingesetzt.

— Der Vorsitzende des Ministeriums von Neuseeland, Sir Georg Grey, tritt auf ein Misstrauensvotum der Gesetzgebung hin zurück.

4. October. Tschunghau verlässt Livadia nach Unterzeichnung des Kuldsha-Vertrages und reist am 11. von Petersburg nach Peking ab. Der erste Secretär seiner Gesandtschaft bleibt als Geschäftsträger in Petersburg.

— Bei einer Zusammenrottung von Chinesen in Larut, welche gegen die Auflegung einer Opiumsteuer gerichtet ist, werden von der Polizei 29 getödtet und Viele verwundet.

— Der erste Dampfer der neuen Linie Jokohama-Hongkong der Mitschu-Bishi-Gesellschaft verlässt Jokuhama.

— Die politische Agentur Englands verlässt Bhamo (Birma), um sich nach Rangun zurückzuziehen.

6. October. Die Afghauen, welche Kabul zu decken suchen, werden bei Char-Asiab von den englischen Truppen unter General Roberts geworfen. Der Verlust der letzteren beträgt 90 Mann.

— Aus Hongkong wird berichtet, dass die Einwohner von Tongkin den Wunsch kundgeben, ihr Land vom Reich Annam zu trennen.

7. October. Die englische Gesandtschaft in Birma verlässt Mandaleh ohne Belästigung.

8. October. In Kotta Radschah wird in Gegenwart der einheimischen und niederländischen Autoritäten der Grundstein zur neuen Moschee gelegt. An diesem Tage schwören daselbst 8 und am 11. 23. Häuptlinge den Eid des Gehorsams gegen die niederländische Regierung.

10. October. Ein Trupp bewaffneter Transvaal-Boers verhindert in Middelberg die Gerichtsverhandlung gegen ein Mitglied ihres Volks-Comités und bemächtigt sich aller Waffen und Munition in der Stadt.

— In Saigon trifft eine spanische Gesandtschaft ein, die sich nach dem Hof von Annam begibt, um daselbst einen Handelsvertrag abzuschliessen. Als Hauptzweck des letzteren wird bezeichnet Erleichterung der Ausfuhr von annamitischen Kulis nach Cuba und von Reis nach den Philippinen.

11. October. General Roberts besetzt nach mehrtägigen Gefechten den Bala-Hissar und erbeutet unter Anderem 98 Geschütze.

12. October. General Roberts hält in der Begleitung des Emir seinen feierlichen Einzug in Kabul.

13. October. Die Cholera-Epidemie in Japan wird als fast beendet betrachtet. Die Zahl ihrer Fälle wird auf 153.451, der Todesfälle auf 86.625 (56,45 Percent) angegeben.

— Die Naga-Stämme erheben sich gegen die britischen Behörden und schliessen dieselben nebst der Besatzung von 538 Mann in Kohima ein, nachdem sie den englischen Deputy Commissioner Damant getödtet.

14. October. Dschellalabad wird von der Heersäule des General Gough besetzt.

15. October. Vier neue chinesische Kanonenboote treffen aus Europa in Hongkong ein.

— Das den niederländischen Kammern vorgelegte Budget für Niederländisch-Indien schliesst mit einem Ausfall von 6 Millionen Gulden.

— Ein ägyptischer Ministerial-Erlass ordnet an, dass die Steuererhebung nicht länger Sache des Finanzministers sei, sondern der Provinzial-Verwaltungen und

bestimmt die Art und Weise, in der dieselbe gehandhabt werden soll. Zugleich wird die Stellung und Aufgabe der beiden anglo-französischen Control-Beamten neu bestimmt.

17. October. In Prag wird der zurückkehrende Afrika-Reisende Holub festlich empfangen.

20. October. Die Engländer räumen den Schuturgardan-Pass, dessen Besatzung seit dem 14. October von einer starken Macht der Ghilzais blokirt war

22 October. Der Basuto-Häuptling Secocoeni weist die Friedensvorschläge der Engländer zurück.

27. October. Die von den Nagas in Kohima eingeschlossene Besatzung wird durch englische Truppen befreit.

28. October. Eine Proclamation des General Roberts an die Afghanen verkündet, dass Emir Jakub Khan die Regierung niedergelegt habe und dass die englische Regierung nach Berathung mit den hervorragendsten Sirdars u. s. w. ihren Willen mit Bezug auf die künftige Regierung des Landes kundgeben werde.

30. October. Die Insel Rotuma im Stillen Ocean wird vorbehaltlich der regierungsseitigen Genehmigung vom Governor der Fidschi-Inseln für England in Besitz genommen.

6. November. Die Heersäulen von Kabul und von Dschellalabad bewerkstelligen ihre Vereinigung bei Katasang.

8. November. Eine von Mandaleh an den Vicekönig von Indien abgegangene Gesandtschaft erwartet, in der Grenzstadt Thaietmaio zurückgehalten, die Erlaubniss sich nach Simla begeben zu dürfen.

10. November. Russland entsendet eine hydrographische Expedition nach dem Stillen Meere, zunächst zur Erforschung der japanischen Küste.

12. November. General Roberts erlässt eine Amnestie für alle Afghanen, welche gegen England die Waffen ergriffen haben.

13. November. In Beantwortung einer Anfrage in den Cortes zu Madrid wird regierungsseitig erklärt, dass die Souveränität Spaniens über die Sulu-Inseln absolut sei.

14. November. Prinz Alamayu von Abessinien, Sohn des Königs Theodor, welcher in Leeds erzogen wurde, stirbt, 18 Jahre alt, und wird in der St. Georgs-Capelle zu Windsor beigesetzt.

15. November. Ein Theil der englischen Armee in Afghanistan marschirt gegen Ghasni, wo Schir Ali's Schwager, Mahomet Said Agha, eine bedrohliche Stellung einnimmt.

— Baker Pascha wird vom Sultan zum Beaufsichtiger bei der Durchführung der Reformen in Kleinasien ernannt.

— Die Sukkur-Dadur-Eisenbahn ist bis Jacobabad vollendet und wird unverzüglich nach Quettah weitergeführt.

16. November. Englische Ingenieure beginnen die Aufnahme der Linie Peschauer-Dschellalabad mit Rücksicht auf den Bau einer Eisenbahn.

20. November. Minister Freycinet legt dem Ministerrath eine Creditforderung von 600.000 Frcs. vor, behufs Vorstudien zu einer Trans-Sahara-Eisenbahn.

— In Kabul trifft der erste Transport aus Peschauer auf der neuen Strasse über den Lataband-Pass ein.

— In Shanghai trifft der erste Dampfer einer von der russischen Regierung unterstützten Dampferlinie ein, welche regelmässige Fahrten zwischen Hankau, Shanghai, Wladiwostok und Nikolajeffsk machen wird.

21. November. Ein Telegramm aus Sierra Leone meldet die Entdeckung der Niger-Quellen am Ostabhange des Kong-Gebirges durch die französischen Reisenden Zweifel und Moustier.

23. November. Sameschima, der japanische Minister in Paris, begibt sich als Sondergesandter des Kaisers von Japan zu den Hochzeits-Feierlichkeiten nach Madrid.

24. November. Das italienische Kriegsschiff „Vittore Pisani“ unter dem Befehle des Herzogs von Genua landet in Jokhama.

25. November. Ein vom Khedive unterzeichneter Finanz-Erlass, bezüglich des Rothschild-Anlehens vom 3. Februar 1879, behält ausdrücklich die Rechte der Gläubiger vor, deren Schuldscheine unter irgend einem früheren Datum registrirt sind.

26. November. Das von den Nagas besetzte und befestigte Kohoma wird von den englischen Truppen unter erheblichen Verlusten eingenommen und zerstört.

28. November. Secocoeni's Veste wird von 2000 Engländern und 10.000 Eingeborenen unter Baker Russell mit Sturm genommen. Secocoeni wird am 2. December gefangen.

1. December. Emir Jakub Khan wird auf Befehl des Vicekönigs von Indien aus Kabul entfernt, um nach Indien gebracht zu werden.

— Das britische Postamt in Jokhama hört auf und alle seine Obliegenheiten werden von den Japanesen übernommen.

— Das Haus J. C. Godeffroy & Söhne in Hamburg stellt seine Zahlungen ein.

2. December. Tschungchau, der ausserordentliche Gesandte Chinas, welcher in Petersburg und Livadia über die Kuldtscha-Frage verhandelt, trifft in Shanghai ein.

— In Quettah (West-Afrika) wird durch Uebereinkommen zwischen dem Vicegouverneur der Goldküste und den Häuptlingen von Abgosome das Küstengebiet der Letzteren an England abgetreten. Das anstossende Gebiet Afflantschu war schon vorher abgetreten worden.

— Die Directoren der „Peninsular and Oriental Steamship Company“ geben den Gewinn für das Jahr 1. October 1878 bis 30. September 1879 mit 134.808 Pf. St. an. Die Zahl ihrer fahrenden Schiffe ist 46 mit 125.032 Tonnen.

4. December. Der „Temps“ bezeichnet es als wahrscheinlich, dass Frankreich Tongkin besetzen werde, da die Annamiten ihre 1874 eingegangenen Verpflichtungen hinsichtlich der Schifffahrt auf dem Rothen Fluss (Songka) nicht erfüllten.

7. December. Eine Feuersbrunst zerstört die Hälfte von Hakodade (2280 Wohnhäuser und 372 Magazine).

8. December. General Macpherson drängt bei Urgundal einen afghanischen Heerhaufen zurück, der auf dem Wege nach Kohistan und Kabul war.

10. December. 6000 (?) Boers mit 500 Wagen versammeln sich in Dornfontein bei Pretoria und fassen

Beschlüsse im Sinne der Unabhängigkeit von Transvaal. Sie wählen Pretorius zum Vorsitzenden und beauftragen ihn mit der Einberufung des Volksraads. Ihre Versammlung währt bis zum 16., wo sie ruhig auseinandergehen.

— Der Finanz-Ausweis für 1878/79., welcher der Gesetzgebung von Neu-Südwales vorgelegt wird, weist Ueberschüsse von 1.5 Millionen Pf. St. nach, wovon 1.1 Millionen für öffentliche Arbeiten Verwendung finden sollen. Doch wird wegen der Abnahme der Landverkäufe ein erheblicher Rückgang der Einnahmen für 1879/80 vorausgesehen und darum Wiedereinführung der Stempelsteuer und Erhöhung der Wein-, Tabak- und Spritzölle vorgeschlagen.

— Aus Peking wird gemeldet, dass die gegen die Söhne Jakub Bey's ausgesprochene Strafe der Verstümmelung in Gefangenschaft in einer fernen Provinz umgewandelt wurde.

11. December. Generalmajor Massy, der zusammen mit General Macpherson gegen die von Ghasni und Kohistan im Anzug befindlichen Afghanen ausgesandt ward, wird von den ersteren bei Dehtimszang angegriffen und unter Verlust seiner Artillerie zurückgeworfen. Die letztere wird indessen am Abend durch neue Truppen wiedererobert. Die Afghanen besetzen die Hügel um Kabul.

12. December. Auf den Vicekönig von Indien, der von Simla zurückkehrt, wird bei der Einfuhr in Calcutta von einem betrunkenen Eurasier Namens Busa erfolglos geschossen.

12. bis 13. December. Die Engländer werfen die Afghanen von einigen Höhen um Kabul zurück, vermögen dieselben jedoch nicht vollständig zurückzudrängen. Ihr Verlust beträgt 15 Officiere und 103 Soldaten.

14. December. Die Engländer werden gezwungen, mit Verlust von 62 Todten, 164 Verwundeten und einem Geschütz, den Balahissar, die Höhen um Kabul und Kabul selbst aufzugeben und sich im Lager von Schirpur zu verschanzen.

15. December. Eine wöchentliche Dampfer-Verbindung zwischen Odessa und Alexandria tritt in's Leben.

16. December. General Tytler nimmt Zawa, die Veste der Zaimuktis, mit grossen Vorräthen ein.

20. December. Die kabulesischen Truppen halten Herat, nachdem sie die einheimischen Regimenter daraus vertrieben, sind aber ihrerseits so gut wie abgeschnitten von dem übrigen Lande durch die ihnen feindliche Bevölkerung.

— Mohammed Amzian, der Führer des Aufstandes von Aures (Algier), wird gefangen.

— Der erste Dampfer der directen Linie Amsterdam-Atjeh verlässt Amsterdam.

21. December. In Mandaleh werden fünf Prinzessinnen enthauptet unter Verdacht, mit dem Prinzen Najungyan conspirirt zu haben.

22. December. Die nordaustralische Erforschungs-Expedition unter Alexander Forrest trifft in Sydney nach fast zweijähriger Abwesenheit ein.

23. December. Die Afghanen greifen mit starker Macht das befestigte Lager von Schirpur an, werden

aber zurückgeworfen und durch einen Gegenangriff der Engländer entschieden geschlagen.

— Sir Garnet Wolseley erklärt in einer Tischrede zu Pretoria, dass Transvaal hinfört Kron-Colonie sein werde und dass es nicht sicher sei, die Boers zur Ausübung von Beamtenpflichten heranzuziehen.

24. December. General Ch. Gough trifft bei Kabul ein und vereinigt seine Macht mit derjenigen des Generals Roberts. Eine Expedition geht nach Kohistan ab, um die dortigen Anführer zu zerstreuen und zu bestrafen. Kabul und Bala Hissar sind wiederbesetzt.

25. December. Mit der Legnung des Kabels Aden-Zanzibar ist die telegraphische Verbindung Süd-Afrikas mit Europa vollendet. Die Königin von England, der Sultan von Zanzibar und Sir Bartle Frere tauschen Glückwunsch-Telegramme aus.

26. December. Eine Feuersbrunst in Tokio macht 40.000 Menschen obdachlos.

29. December. Asmatullah Khan greift erfolglos die Engländer in Jagdalak an.

— Gordon Pascha kehrt von Massauah nach Suez zurück. Seine friedliche Mission beim König Johann von Abessinien ist gescheitert und die Egyptianer bereiten sich vor, ihren Besitz an der abessinischen Küste zu vertheidigen.

MISCELLE.

Zur Hebung unseres Verkehrs mit dem Orient.

Der Oesterreichisch-ungarische Lloyd hat sich, wie wir vernehmen, veranlasst gesehen, einen höheren Beamten der commerciellen Abtheilung nach Deutschland zu senden, um daselbst Einleitungen zu Errichtungen von ähnlich organisirten Agenturen zu treffen, wie solche von anderen Seetransport-Unternehmungen, wie z. B. die Messageries maritimes, die Peninsular and North Western India Steam Navigation Company, bereits bestehen. Der genannte Beamte hat sich vorerst nach Leipzig begeben, um dort mit Dr. Carl v. Scherzer über diesen Gegenstand zu conferiren und sodann Hamburg, Bremen, Cöln und München besucht. Wie uns mitgetheilt wird, soll vorläufig in den Haupt-handelscentren Deutschlands, nämlich in Leipzig, Cöln und München, dann in Zürich die Gründung von solchen mit ziemlich ausgedehnten Befugnissen ausgestatteten Agenturen des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd in Aussicht genommen sein.

Berichtigung.

Herr Redacteur!

Ich ersuche um gütige Aufnahme folgender Berichtigungen, welche ein paar in meinem Aufsatz über Heyd's Geschichte des Levante-Handels vorhandene Fehler gutmachen sollen:

Druckfehler: S. 75, Sp. 2, Z. 11 von unten, lies: verschwinden. — S. 76, Sp. 2, Z. 17 von unten, lies: Fama gasta. — Im nächsten Absatze habe ich eine Conjectur über das Wort calobe aufgestellt, welche ich dahin verbessern zu sollen glaube, dass ich das arabische Wort hálwa heranziehe. Dieses Wort bedeutet: Zuckerwerk, eandirte Früchte, auch eingemachtes Obst. Ueber die aus Zuckerwerk und anderen kostbaren Stoffen geformten mannigfachen Figuren siehe Kremer, Culturgeschichte II, 199. Hálwa war, in Schaecheln verpackt, Gegenstand von Geschenken. — Mit dem von mir herangezogenen Worte „ghalwa“ ist zunächst verwandt das von Kremer l. e. II, S. 209 besprochene Parfüm „Ghalije“, dessen Hauptbestandtheil Zibeth war und das man auf Bart- und Haupthaar strich, wohl auch zum Bedecken der Glatze verwendete. Gewiss interessirt es die Leser Ihres Blattes, zu erfahren, dass die Wiener numismatische Gesellschaft am 7. Mal beschlossen hat, den sehr verdienten Dr. Heyd zu ihrem correspondirenden Mitgliede zu ernennen.

Prof. Dr. Wilh. Neumann.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Wien, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. = 10 Mark.

Inhalt: Der Pontushafen Varna im Mai 1880. Von *F. Kanitz*. — Wiederaufleben des Sklavenhandels in Egypten, Briefe von *G. Schweinfurth* aus Cairo, *G. Roth* aus Assiout und *Gessi Pascha* aus Mesehera el Rek. — Die Schriftmittel und Schreiber des Orients alter und neuer Zeit. Von *Alwin Rudel.* (Schluss.) — Miscellen: Chinagras. Russische Expeditionen nach Inner-Asien. Kaffee-Production der holländisch-Indischen Besitzungen. Japanisches Papier. Jade (Nephrit). Dritte belgische Expedition nach Inner-Afrika. — Literatur-Bericht: Sahara und Sudan. Von *Dr. Ph. Paulitschke*.

DER PONTUSHAFEN VARNA IM MAI 1880.

Von *F. Kanitz*.

Verschiedene Momente führten gleich in Fürst Alexander's erstem Regierungsjahre häufige Wechsel der Minister und Administrations-Beamten herbei. Wegen innerer politischer Motive wurde auch der Varnaer Gouverneur Cankov kurz vor dem Zusammentritte der ersten National-Versammlung, für welche er gewählt war, im September 1879 nach Constantinopel als Bulgariens diplomatischer Vertreter gesendet, an seine Stelle aber Herr Stojanov ernannt, welcher in Prag die Rechte studirte und später in Belgrad Professor war. Als Kreischef fungirte im Mai 1880 Herr Ikonomov, als Polizeimeister Herr Šavrin, als Bürgermeister Herr Slavtjev, als Präsident des Kreisrathes Herr Dobroplovdiv, als Zollants-Director Herr Popovič, als Gerichtspräsident Herr Popov. Das Kreisgericht urtheilt in erster Instanz über sämtliche Criminal-, Civil-, Commerz- und Schiffahrts-Angelegenheiten. Sowohl die russischen

als bulgarischen Gouverneure amtierten bisher immer viel zu kurz, um für Varna eine erspriessliche Reformthätigkeit entfalten zu können.

Nahten sich auch Varn's Mauern im letzten Kriege nicht die Prüfungen einer blutigen Belagerung, so litt es doch materiell sehr empfindlich durch die Emigration vieler wohlhabender Moslims während und nach der russischen Occupation. Seit 1878 sind wohl viele Flüchtige zurückgekehrt, doch nichtsdestoweniger sank der Werth von Grundstücken und Häusern um nahezu 20—25 Percent. Die oft zu niedrigsten Preisen erfolgte Veräusserung türkischen Eigenthums hatte auch den Nachtheil, dass nur wenige Neubauten entstanden und Varn's architektonische Physiognomie dieselbe blieb, wie ich sie in unserer Monatschrift (1878) schilderte. Gegenwärtig theilt sich die Stadt in vier grössere aneinander schliessende Viertel und das von ihnen getrennte Jeni Mahle (Neuviertel), in dem neben Griechen und Bulgaren auch heute noch einige tatarische Familien wohnen. Nach einer vertrauenswerthen Mittheilung wohnten im Mai 1880 zu Varna: 4600 Türken, Tataren und Zigeuner, 8600 Griechen, 4000 Bulgaren, 800 Armenier, 400 Katholiken, 300 Spagnuolen und etwa 1000 Fremde, also beiläufig 19.700 Seelen, woraus ein kleiner Zuwachs gegen 1872 resultirt.

Von den nach der Religion und Nationalität gesonderten Gemeinden besitzen

die Griechen 3 Kirchen, 1 Capelle mit 1 Metropolitan - Erzbischof, gegenwärtig Mr. Cyril, 2 Erzpriestern und 9 Geistlichen, dann 4 von 700 Knaben besuchte Schulen mit 10 Lehrern und 3 andere mit 500 Mädchen und 5 Lehrerinnen. Die Bulgaren sind im Begriffe, eine Kathedrale zu erbauen, zu welcher das von vielen Seiten gespendete Material bereits auf den Bauplatz geführt wird, bisher waren sie auf eine Kirche beschränkt, an welcher der Metropolitan Simeon, 1 Erzpriester und 5 Geistliche functioniren; ausser 1 Realschule, welcher im Budget für 1880 eine Subvention von 11.700 Francs zugewiesen wurde, erhält diese Gemeinde noch 2 Knabenschulen, zusammen mit 5 Lehrern und 370 Schülern, dann 1 mit 112 Mädchen und 2 Lehrerinnen. Die Armenier haben 1 Kirche mit 1 Erzpriester, Mr. Mardiros, und 1 Geistlichen; die Katholiken 1 neu erbaute Kirche mit den Capuzinerpriestern Eugen und Josef, von welchen der erstere 12 Zöglinge unterrichtet; die Israeliten 1 Tempel, an dem der Rabbi Aron Farhi und 1 Cantor thätig, dann 1 von 53 Knaben besuchte Schule mit 2 Lehrern. Die Türken besitzen noch heute 18 Moscheen, nur in 14 wird jedoch Gottesdienst von 14 Imams abgehalten, welche dem Mufti Osman Efendi unterstehen; in 12 Schulen mit gleich vielen Lehrern empfangen 840 Kinder beiderlei Geschlechts die nothwendigsten Elementarkenntnisse. Sämmtliche Localschulen unterstehen einem vom Staate bezahlten Inspector. Der griechische und bulgarische Erzbischof haben Sitz im Administrationsrathe des Districtes, der Mufti beim über Civil- und Criminalhändel entscheidenden Kreisgerichte, bei dem auch die fremden Consuln erscheinen, sobald ein Rechtsstreit einen ihrer Schutzbefohlenen berührt.

Im April 1880 vertraten zu Varna als Vice - Consuln: Oesterreich - Ungarn Herr A. S. Tedeschi; England Mr. Brophy als Gerent; Russland Herr Lisevič; Frankreich Mr. E. Boysset; Italien Herr J. B. Assereto; Griechenland Herr Delaporta; Skandinavien und Spanien Herr A. Duroni; die Niederlande Herr S. Vasilopulo; Persien Herr S. Suhor und Belgien als Consul Herr Em. Tedeschi. Von Dampfschiffahrts-

Gesellschaften repräsentiren zu Varna: den Oesterreichisch - ungarischen Lloyd Herr Natti; die russische Compagnie Herr Karlovsky; die italienische Gesellschaft Florio Herr J. B. Assereto als Agenten und die Messagerie Maritime als Correspondent Herr A. S. Tedeschi. Zu den hervorragendsten Varnaer Firmen zählen: „Banque Impériale Ottomane“; Brüder Raf. Aftaleon, Wechselgeschäft; „Erste Bulgarische Handelsgesellschaft“; Sciagaluga und Assereto. Commissionäre für Exportartikel und Getreidehändler; S. Vasilopulo, Commissionär für Rohproducte; Brüder Chambon, Ex- und Import; Abram di Hischia Behar, Bank-, Ex- und Importgeschäft; Emanuel Tedeschi, Commissionär; die Importeure: Brüder Parasko, Manufactur- und Colonialwaaren; Kristo Noikov & Cie., Manufacte; Hadži Janko, Colonial - Artikel; Oertli, Siegrist und Herzog; Červenov und Mitev; Parussi und Georgiu, Manufacte; Sevir Oglu, Droguen; Logios Frères; Barnatau, verschiedene Artikel; A. Duroni, Commissionär, u. a.

Jener Theil der Handelswelt, welcher von der Einsetzung einer nationalen Regierung sofort nach dem Abzuge der Türken eine neue Geschäfts-Aera erwartete, hat bereits den kühnen Flug seiner sanguinischen Hoffnungen bedeutend gekürzt. Der eingetretene Wechsel brachte sogar im Beginne nur Unzukömmlichkeiten und Lasten mit sich, wie sie durch Uebergänge stets hervorgerufen werden. Man klagte anfänglich über die in den Zollämtern eingerissene Verwirrung, wo Beamte fungirten, welche kaum die elementarsten Begriffe in der Waarenkunde und von einer geregelten Zollmanipulation besaßen. Der Bulgare lernt jedoch leicht und nach dieser Richtung ist es bereits besser geworden. Hingegen beschwerten sich die Kaufleute noch heute über die Vermehrung der Steuer- und Hafengebühren, da von Seite der Verwaltung keine entsprechende Gegenleistung erfolgt. Zu Varna werden erhoben $\frac{1}{2}$ Percent vom Werthe sämmtlicher Waaren nach der zollamtlichen Schätzung, genannt „Stegsteuer“; eine Abgabe von 20 Para's per Tonne von Dampf- und Segelschiffen, als von den Russen eingeführte und fort-

behaltene „Hafensteuer“, welche jedoch für auswärtige Flaggen suspendirt wurde; ferner eine gleichfalls unter dem russischen Provisorium eingeführte Abgabe von den Sarafs (Geldwechslern) mit 100—500 Francs, welche die bulgarische Regierung wegen der vielen erhobenen Beschwerden fallen, für Spirituosen-Verkäufer aber fortbestehen lassen will.

Während unter dem türkischen Regime nur von Getränkegeschänckern 25 Percent vom Localzinse erhoben wurden, dehnte ein fürstliches Decret diese Miethsteuer auch auf die Kaufleute, Hôtels, Restaurants, Café's u. s. w. als „Patentabgabe“ aus; Tabakhändler bezahlen ausserdem noch besondere Gebühren; sämmtliche Gewölbe, Comptoirs, Gast- und Wohnhäuser steuern nach 3 Classen: 5, 7¹/₂, 10 Francs per Quartal für Strassenbeleuchtung und nächtliche Bewachung; die 1878 eingeführte Stempeltaxe schreibt für Frachtbriefe, Zoll-Declarationen und Quittungen bis zum unbedeutendsten Documente herab 50 Centimes, für amtliche Eingaben, Klagen, Bittgesuche 1 Franc vor; während von ersteren nur 5 Cent. und von letzteren 20 Cent. unter dem früheren Regime erhoben wurden.

Diese vielfach erhöhten oder ganz neuen Steuerlasten, die Emigration der türkischen Bevölkerung, die Aushebung der bulgarischen Jugend zum Heerdienst und dadurch herbeigeführte Verminderung der Arbeitskraft für den Ackerbau, welcher

des Landes Haupterwerbsquelle bildet, das gleichzeitige Aufhören des durch den grossen Consum der russischen Occupationstruppen, Officiere und Beamten gesteigerten, reichen Gewinn abwerfenden Importes, verbunden mit dem durch falsche Regierungsmassregeln verschlimmerten Gang des Exportes riefen in den Varnaer Handelskreisen eine gewisse Verstimmung hervor. Die 1879 in Ost-Bulgarien vortreffliche Getreide-Ernte weckte die Speculation, eine bedeutende Ausfuhr stand in Sicht, da erschien ein Rescript des Finanzministers, das dieselbe gänzlich verbot. In Folge dessen mussten viele eingeleitete Geschäfte stornirt werden, einige Kaufleute sahen sich dem Ruin nahe und das Land bedrohte ein Schaden, welcher auf 5 Mill. Francs geschätzt wurde. Glücklicherweise hob ein vom April 1880 datirtes Decret des Ministeriums Cankov das erlassene Ausfuhrverbot seines Vorgängers in der Weise auf, dass der Export von 350.000 Kilo Getreide für den Varnaer Hafen gestattet wurde. An dieser zur Ausfuhr erlaubten Quantität soll jeder Kaufmann nach Massgabe seiner ausgewiesenen, bereits einmagazinirten Vorräthe theilnehmen.

Im Jahre 1878 fand nach den „Mittheilungen der k. und k. österreichisch-ungarischen Consulats-Behörden (Wien, 1880) auf der Rede von Varna der nachstehend ausgewiesene Verkehr von Handelsfahrzeugen statt:

| | Zahl | Tonnen | Ladungswerth in fl. ö. W. | |
|--|------|---------|---------------------------|------------|
| | | | beim Einlauf: | b. Auslauf |
| Oesterreichisch-ungarische Dampfer | 129 | 125.804 | 5,628.506 | 2,074.390 |
| „ „ Segelschiffe | 1 | 525 | leer | 18.750 |
| Englische Dampfer | 20 | 6.975 | 96.035 | 49.340 |
| „ Segelschiffe | 3 | 425 | leer | 1.800 |
| Griechische Dampfer | 7 | 1.834 | 295.150 | 136.200 |
| „ Segelschiffe | 43 | 5.968 | 93.350 | 322.020 |
| Italienische Dampfer | 2 | 51 | leer | 6.000 |
| „ Segelschiffe | 3 | 604 | 2.000 | 38.350 |
| Französische Dampfer | 1 | 804 | 210.685 | 52.280 |
| Schwedische „ | 2 | 847 | 19.000 | leer |
| Türkische Segelschiffe | 419 | 33.587 | 382.800 | 882.400 |
| Russische „ | 3 | 171 | 11.600 | 12.400 |
| Samiotische „ | 5 | 467 | 40.500 | 36.600 |
| Dampfer | 161 | 136.315 | 6,249.376 | 2,318.210 |
| Segelschiffe | 477 | 41.747 | 530.250 | 1,312.320 |
| Im Ganzen | 638 | 178.062 | 6,779.626 | 3,630.530 |

Aus nebiger Zusammenstellung geht hervor, dass von den im Varnaer Hafen erschienenen Dampfern Dreiviertheile auf die österreichisch-ungarische Flagge entfielen. Es waren dies durchaus Boote des Lloyd, welcher einen regelmässigen halb-wöchentlichen Dienst zwischen Varna und Constantinopel unterhält. Im Vergleich zum Vorjahre ergab sich durch mehrere Verträge zwischen der türkischen Regierung und der Lloyd-Gesellschaft in Betreff des Transportes von Lebensmitteln u. s. w., dann auch von Auswanderern, deren Gesamtzahl sich im Jahre 1878 auf 31.500 belief, eine Zunahme um 18 Dampfer von 33.308 Tonnen, gleichzeitig aber eine Verminderung um zwei Segelschiffe von 627 Tonnen. Bei der Segelschiffahrt behauptete auch unter den neuen Verhältnissen die türkische Flagge den ersten Rang, doch befanden sich unter den oben ausgewiesenen 419 Segelschiffen dieser Nationalität viele kleine Fahrzeuge von nur 40 bis 50 Tonnen Tragfähigkeit, welche zumeist den Verkehr entlang der Küste vom Bosporus nach der Donau versahen. Die Zahl der nach Varna kommenden österreichisch-ungarischen Segelschiffe wird mit jedem Jahre kleiner; die Hauptursache dieser Erscheinung liegt darin, dass es an Getreidesendungen nach Triest fehlt, wohin nur mehr eine geringe Menge Kornfrüchte mittelst der Lloyd-dampfer verschifft wird.

Im Jahre 1878 umfasste der hiesige Export folgende Gegenstände: 282.232 Star Weizen, 13.530 Star Mais, 9115 Star Gerste, 1960 Colli Butter und Käse, 1134 Ballen Schafwolle, 12.048 Ballen Häute, 3079 Steigen mit Hühnern, 1378 Kisten Eier, 16.800 Säcke Mehl, 11.900 Stück Hammel, 375 Tonnen Knochen, 5400 Ctr. Brennholz und 27.342 Colli verschiedene Waaren. Der Gesamtwert dieser Ausfuhr bezifferte sich mit Einschluss der Geldsendungen im Betrage von 821.584 fl. auf 4,452.114 fl. und zeigt dem Vorjahre gegenüber eine Abnahme um 315.970 fl. Diese ist zunächst eine Folge der geringen Verschiffung von Kornfrüchten, die durch eine schwächere Ernte und auch durch die mit Rücksicht auf den Bedarf der in Bulgarien sich aufhaltenden Truppen erlassenen Ausfuhrverbote hervorgerufen

wurde. Der Export über Varna vermindert sich von Jahr zu Jahr, was für das Land einen empfindlichen Verlust nach sich zieht; denn da die Einfuhr den Export weit übersteigt, ergibt sich als Differenz ein namhafter Betrag, für welchen Bulgarien, Europa, beziehungsweise Constantinopel gegenüber Schuldner bleibt. Die vermehrte Ausfuhr von Häuten im Jahre 1878, im Ganzen 12.048 Ballen, welche grösstentheils nach Oesterreich ihren Weg nahmen, ist dem Umstande zuzuschreiben, dass die Anhäufung von russischen und türkischen Truppen im östlichen Bulgarien einen grösseren Schlachtvieh-Consum hervorrief.

Die im Jahre 1878 zur Einfuhr gelangten Gegenstände sind: 6173 Colli Manufacte, 637 Colli Kurzwaaren, 5344 Säcke Kaffee, 6238 Colli Zucker, 12.547 Säcke Reis, 9741 Colli Tabak, 10.002 Fässer Spiritus, 27.500 Ctr. Salz, 2888 Tonnen Steinkohle, 320 Tonnen Eisenbahnschienen, 9500 Stück Bretter und 135.187 Colli Diverse. Alle diese Güter repräsentirten einen Werth von 6,779.626 fl., zu welchem noch ein Betrag von 600.279 fl. an Baargeldsendungen hinzukam. Im Vergleich zum Jahre 1877 ist der Werth der Waaren-Einfuhr durch die namhaften Bezüge von Bedarfsgegenständen für die russischen Truppen, um 3,649.276 fl. gestiegen. Bemerkenswerth erscheint, dass sich die Einfuhr von Spiritus gegen das Vorjahr um 8502 Fässer vermehrte, von welchen ungefähr $\frac{1}{5}$ aus Triest nach Varna gebracht und von dort nach Constantinopel dirigirt wurde.

Unter den heutigen geänderten Verhältnissen beruht Varn's Bedeutung auf seiner commerciellen Stellung als Echelle des neu geschaffenen Fürstenthums, sowohl für die Ein- als Ausfuhr. Mit Rücksicht darauf empfiehlt sich die Errichtung von Musterlagern europäischer Industrie-Erzeugnisse verbunden mit Auskunftscaptoiren. Es liessen sich um so gewisser ansehnliche Vortheile erzielen, als es noch so manchen Artikel einzuführen gilt, der dort, trotz seiner Nützlichkeit, bisher völlig unbekannt geblieben ist. Aeusserst lebhaft macht sich auch das Bedürfniss nach Credit-Instituten fühlbar, um unter günstigeren Bedingungen, als dies früher möglich war,

die reichen Naturschätze des Landes ausbeuten zu können. In den Varnaer Handelsgeschäften bereitet sich eine gründliche Umgestaltung vor. Die Kaufleute wollen ihren Waarenbedarf nicht mehr von Constantinopel, sondern aus den Erzeugungsländern selbst beziehen, um den doppelten Zoll zu ersparen. Ohne Zweifel erscheint Oesterreich-Ungarn befähigt, in den Transactionen mit dem neuen Fürstenthum einen hervorragenden, wenn nicht den ersten Rang einzunehmen; schon die geographische Lage beider Länder ermöglicht dies, falls in der entsprechenden Weise vorgegangen würde.

Es erscheint nicht schwer, den in Varna vorwaltenden Handelsgeist neu zu beleben. Wenn Ruhe herrscht und das Vertrauen wieder erwacht ist, darf man wohl hoffen, den blühenden Zustand vom Jahre 1865 wiederkehren zu sehen. Die Frage der Herstellung eines Hafens in Varna beschäftigt lebhaft die beteiligten Kreise, in welchen man die berechtigte Ansicht hegt, dass sie den wirthschaftlichen Aufschwung dieses Platzes ganz wesentlich zu fördern vermöchte.

Vorläufig befindet sich aber die „Rada“ im selben, ja theilweise schlimmeren Zustande als unter den Türken, weil selbst die früheren und die von den Russen angelegten Stege zur Ein- und Ausladung allmählig zu Grunde gehen, trotzdem die bulgarische Regierung durch die $\frac{1}{2}$ perc. Werthabgabe von den im- oder exportirten Waaren etwa 600.000 Mark einnahm, welche ausschliesslich zur Verbesserung der bestehenden Landungsbrücken, Herstellung neuer Mol's u. s. w. dienen sollten. Gegenwärtig ist die Ein- und Ausbarkirung von Passagieren und Waaren oft geradezu mit Gefahr verbunden.

Leider dürfte so lange nichts für den Varnaer Hafen geschehen, bis — wie officiöse Stimmen versichern — die schwebenden Eisenbahnfragen eine für Bulgarien günstige Lösung erhalten. Man klagt nämlich in Sofia viel über jenen Punkt des Berliner Vertrages, welcher dem als Erben der Türkei betrachteten Fürstenthum auf 90 Jahre die Bezahlung einer jährlichen Zinsenlast von $3\frac{1}{2}$ Millionen Francs an eine englische Gesellschaft für die ganz

unrentable Linie Rusčuk-Varna auferlegte, deren primitive Anlage eine rationelle Umgestaltung im Bau- und Betriebsmateriale dringend erfordert, falls sie nutzbringender werden soll. Die Herbeischaffung der bezüglichlichen, auf 20 Millionen Francs veranschlagten Restaurationskosten und jener grossen Capitalien, welche der von Oesterreich urgirte gleichzeitige Bau der bulgarischen Constantinopler Linie beansprucht, ginge aber, wie die Sofiaer Finanzminister versichern, weit über die Kräfte des jungen Staates und sie müssten zuerst bei den Grossmächten die Entlastung von der ihr Budget drückenden Zinsengarantie für die Rusčuk-Varna-Linie erreichen, bevor sie an anderweitige Investirungen denken können.

Im Februar 1880 traten zu diesen finanziellen, Varna's Aufblühen hindernden Schwierigkeiten andere hinzu, welche sich aus der verschiedenen Auffassung der von der Pforte mit den europäischen Mächten geschlossenen, auf das suzeräne Fürstenthum übergegangenen Capitulationen zwischen seinen Behörden und einigen Consuln ergaben. Hoffen wir, dass ein kluges Gouvernement alle diese Klippen zu umschiffen verstehen und namentlich das von mir oft betonte türkische Erbübel, jener häufige Beamtenwechsel enden werde, der eine das allgemeine Wohl fördernde Administration nicht aufkommen lässt. Dann, nur dann könnte Varna jene Stellung am Pontus sich erringen, zu der es seine eminent günstige geographische Lage befähigt! Gewiss trüge auch viel dazu bei, falls es, wie der Berliner Vertrag bestimmt, eine offene Stadt würde.

Nach Mittheilungen vom 20. April 1880 ist die gemauerte Enceinte wohl bereits an vielen Stellen durchbrochen und wird es den Stadtbewohnern erlaubt, ihren Bedarf an Baumaterial den entmantelten Werken zu entnehmen. Nur das pentagonale Fort, östlich von der Festung, blieb so intact, dass es mit geringer Anstrengung wieder hergestellt werden könnte. Man beeilt schon des Geldpunktes wegen das Demolirungswerk nicht besonders; doch liegt die mehrmals erwähnte, von den Türken als Munitionsdepot benutzte Citadelle im Kerne der Stadt schon halb in Trümmern.

Ob sie gänzlich fallen werden, Varna's Mauern und Thore, durch welche verschiedene Strassen nach dem reichen Hinterlande laufen? Ausser dem nach den Klöstern auf Cap Suganlik führenden „Su kapu“ öffnen sich andere Thore in der Richtung der Balkanstrassen, der Eisenbahn, dann der Chausséen und Wege nach Pravadi, Jenipazar, Kozludža und Balëik.

WIEDERAUFLEBEN DES SKLAVENHANDELS IN EGYPTEN.

Cairo, 23. Mai 1880.

Meinen Befürchtungen in Betreff eines Wiederaufblühens des Sklavenhandels nach dem Rücktritte Gordon Paschas von der obersten Leitung der Verwaltung des ägyptischen Sudan habe ich seinerzeit in meinen Mittheilungen Ausdruck verliehen, besonders erschien mir die Wiederbesetzung des wichtigen Postens mit einem ägyptischen Pascha als das Signal zur Schilderhebung aller Widersacher der Sklavenbefreiung gegen die durch Gessi's thatkräftiges Einschreiten am Babe-el-ghasal erzielten Erfolge. Wer aber hätte ahnen können, dass ein Rückfall in das alte Uebel in so unmittelbarer Weise die Folge von der Ernennung Rauf Paschas zum General-Gouverneur sein werde, wie wir es jetzt nach Ankunft grosser, tausende von Sklaven mit sich führenden Karawanen in Siut erkennen.

Auf die erste Nachricht hin, dass die Rückkehr Gordon's auf seinen Posten oder die Besetzung des letzteren durch einen europäischen Nachfolger nicht mehr zu befürchten stünde, haben die Händler von Darfur sofort ihre seit langer Zeit daselbst aufgespicherte Waare vom Stapel laufen lassen, indem sie dieselbe direct nach Siut expedirten, auf dem alten Handelswege, der Egypten mit den Gebieten des centralen Sudans in Verbindung setzt. Das geschah unbekümmert um ein eigenes, zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Siut errichtetes Amt, an dessen Spitze Achmed Pascha Dasamali stand. Als die erste Abtheilung der Karawane gegen Ende April in Siut anlangte, entwickelte sich unmittelbar vor den Thoren der Stadt ein lebhafter offenkundiger Handel. Jedermann aus der Stadt ging nach dem Lager der Karawane, um sich daselbst die Sklaven anzusehen und seine Einkäufe zu machen. Ungeschent währte dieses Treiben mehrere Tage, da weder der Mudir noch der Director des Amtes der Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels sich um die Sache zu kümmern schien. Die Welt hätte vielleicht von dem Ereignisse gar nichts erfahren, wenn nicht ein Lehrer der amerikanischen Missionsschule, Herr G. Roth, aus eigenem Antriebe nach Cairo gereist wäre und den Fall hieselbst zur Anzeige gebracht hätte. Der Genannte theilt mir auf brieflichem Wege den Hergang mit, und ich beeile mich, den Brief des jungen, für die gute Sache durch und durch begeisterten Mannes *in extenso* wiederzugeben. Der Mudir von Siut, sein Stellvertreter und der Director des Sklavenamtes sind ihres Amtes entsetzt und hier vor ein Kriegsgericht gestellt worden.

Graf della Sala, ein ehemaliger österreichischer Officier, der in Mexico als Commandant des Contraguerilla-Corps für die Sache des unglücklichen Kaisers tapfer gefochten, ist auf Verlangen des englischen General-Consuls zum Director des Sklavenamtes in Siut ernannt worden, und da er mit ausserordentlichen Vollmachten ausgerüstet wurde, so erwartet man von dem energischen Auftreten dieser für den Posten geeigneten Persönlichkeit den besten Erfolg. . . .

G. Schweinfurth.

Assiout, 20. Mai 1880.

. . . . Ich wusste, dass eine grosse Karawane von el-Pascher in einigen Tagen in Assiout anlangen würde. Am Tage, als die Karawane ankam, begab ich mich in die Berge, um das Lager anzusehen. Zu dieser Zeit waren ungefähr tausend Kameele angelangt. Ich fragte die Kaufleute, was für Handelsartikel sie mitgebracht hätten. Man antwortete mir Straussenfedern, Natron, Kameele, wenig Elfenbein und keine Sklaven. Den selben Tag um 9 Uhr Abends begab ich mich zur Karawane. Ich setzte mich zu den Wachtfeuern und plauderte mit den Lenten über Darfur und den Sudän. Zu meiner grössten Ueberraschung sah ich viele kleine Knaben und Mädchen und nach einer kurzen Unterhaltung wagte man mir Sklaven zum Kaufe zu offeriren. 20 bis 25 Napoleon war der Preis. Elende Schurken, dachte ich, die ihr mit Menschen handelt; hätte ich die Macht in diesem Augenblicke selbst, würde ich versuchen, die Unglücklichen aus Euren Mörderhänden zu befreien. Ich sann zu dieser Stunde auf jegliches Mittel, die Sklaven diesen schrecklichen Männern zu entreissen; aber ich fühlte mich zu schwach, hundert Schwerter und Messer blitzten um mich und wehe dem, der es hier wagen würde, Mitmenschen aus den Fesseln zu befreien. Der Mond schien traurig auf die Sandfläche und verstimmt ging ich meiner Hütte zu. Noch einmal sah ich zurück auf das Sklavennest und verwünschte den Ort, wo siebzig Unglückliche auf die Stunde der Befreiung harrten. Ich wusste, dass kein einziger der Bewohner von Assiout mir beigestanden sein und dass man mich nur mit höhnendem Lächeln empfangen haben würde, hätte ich die Sache irgend welchen Beamten mitgetheilt. Dies würde auch nicht nöthig gewesen sein, denn die Behörde hatte von all' dem bessere Kenntnisse als ich. Eutrustet über das Vorgefallene, wollte ich mich zur Ruhe legen, aber es trieb mich dieselbe Nacht noch hinaus in's Freie, ich konnte nicht schlafen.

Als ich von meinem Gange durch die Stadt zurückkehrte, begegneten mir nicht unweit des Hauses des französischen Consuls Magar Damian (ein Araber) drei Schwarze. Den grösseren derselben erkannte ich sofort als den Dienstboten des Herrn Magar. Die zwei kleinen Knaben, die er mit sich führte, sprach ich in arabischer Sprache an, aber sie konnten mir nicht antworten. Ich betrachtete sie sorgfältig und erkannte, dass es zwei ganz frische Sklaven seien. Ich fragte den Dienstboten, wohin er diese zwei Kleinen hinführe; er bezeichnete mir sofort das Haus. Ich erklärte ihm nun, dass dieses Sklaven seien und er mit mir kommen sollte; aber er wollte nicht, schickte sofort einen Spion zu Magar und liess ihm sagen, dass ich ihm die zwei Knaben wegnehmen wolle. Nach einigen Minuten kam der Consul

selbst mit ungefähr 15 Knechten und Nachbarn; in Kurzem wuchs die Meute zu 30 bis 40 heran und diese fielen über mich her und entrissen mir die zwei Sklaven. Ich war allein in einer engen Strasse und hatte nichts als meine Hände, mich zu vertheidigen.

Den nächsten Morgen verliess ich, ohne irgend Jemanden zu benachrichtigen, Assiout, um in Cairo Hilfe zu suchen. Ein Freund gab mir einen Brief an Herrn Malet, den englischen General-Consul; dieser empfing mich mit der grössten Zuverlässigkeit und ich fand in ihm einen Freund, der mir mit männlicher Kraft beistand. Herr Malet nahm mich sofort zu Riaz Pascha, wo ich Gelegenheit hatte, meine Gedanken über Sklaverei in kräftiger französischer Sprache vorzutragen, und nach längerer Unterhaltung schien sich das Herz des quasi Oberhauptes des Landes zu erweichen. „Egypten ist ein schönes, reiches Land, wie ist es möglich, dass hier Menschen mit Menschen handeln?“ — „Mein lieber Herr,“ sagte mir Riaz Pascha, „wisst, dass ich selbst Sklaven habe.“ — „Ja,“ sagte ich, „das glaube und weiss ich; es ist nicht mein Zweck, Ihnen alte Sklaven zu entreissen. Ich wünsche nur, dass die Unglücklichen in Assiout befreit werden, denn ich habe Nachricht, dass 1200 sich hier befinden und ich selbst habe viele davon gesehen. Was würden die Egypter dazu sagen, wenn eines Tages die gesammten schwarzen Nationen vom Sudân und Darfur sich wie ein Mann erheben und Euch Eure Knaben und Töchter mit Gewalt entreissen würden?“ . . . Damit war unsere Unterhaltung zu Ende und ich hatte gesiegt. . . . Den nächsten Morgen verliess ich mit 108 Soldaten und drei Pascha's Cairo und bei prachtvoller Sternennacht nahmen wir die ganze Karawane, 288 Personen und 600 Kameele, gefangen. Wie pochte mein Herz, als ich den unglücklichen Gefangenen zurufen konnte: „Fort mit der Knechtschaft! Fort mit den Fesseln, die Eure wunden Füsse schmerzen! Auf! Lasst Eure Ketten fallen! Folget mir.“ Ich liebe den Glanz der Bajonnete nicht, aber hier zum ersten Male erkannte ich deren Werth. Der Schimmer der Waffen in der Sternennacht wirkte auf mich selbst wie erfrischender Morgenthau auf die welken Pflanzen.

Nachdem das Lager umringt war, drang ich mit der grössten Vorsicht in dessen Inneres. Von einer Abtheilung Soldaten gefolgt, entrissen wir den Händlern 70 Sklaven und brachten sie sofort an einen sichern Ort. Mit einer geringen Anzahl von Soldaten besetzte ich die verschiedenen grossen Strassen in Assiout mit dem Befehle, keinen Schwarzen aus der Stadt hinausgehen zu lassen. Aber den nächsten Morgen wurden alle Soldaten weggenommen und die Sklaven, die in der Stadt verborgen waren, konnten ohne Schwierigkeit fortgeschafft werden. Erst um diese Zeit schien sich die Neuigkeit in Assiout verbreitet zu haben, dass die Karawane gefangen genommen worden sei. Dornmannli Pascha, der mir vom Governement beigegeben wurde, wollte nur die Leute von der Karawane gefangen nehmen, welche vorgaben, dass die Knaben und Mädchen, 35 an der Zahl, ihre Frauen und Töchter und Dienstboten wären. Ich wiederholte ihm mehrmals, dass dies die grösste Ungerechtigkeit sei, denn wenn auch nicht Alle Sklavenhändler seien, so sollte man

ihre Namen aufzeichnen, da ich wusste, dass viele Personen von Assiout sich während der Nacht im Lager aufhielten, um Sklaven in die Stadt hineinzuschaffen. In der That waren einige Reiche von Assiout dort während der Nacht und würden die 288 Leute zusammen gehalten worden sein, so wäre es uns ein leichtes gewesen, alle Sklavenhändler in Assiout gefangen zu nehmen. Der Pascha wollte nicht; ich wusste, mit welchem Manne ich es zu thun hatte und protestirte gegen sein Verfahren in Cairo. Hausdurchsuchungen wurden bei verschiedenen Leuten gemacht, doch ohne Erfolg. Man schien mich jede Minute zu betrügen. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, meine Christenpflicht zu thun und musste leider mit eigenen Augen zusehen, wie hohe Beamte ihr eigenes Vaterland in's Verderben stürzten.

Am nächsten Tage war unser erstes, die Sklaven über ihr Schicksal auszufragen. Und herzerreissend waren ihre Aussagen: die meisten wurden des Nachts vom mütterlichen Herde geraubt, Gattinen ihren Männern weggenommen, selbst bei Tage viele von ihren Heerden geraubt und fortgeschafft. Brüder wurden von ihren Schwestern für immer getrennt. Thränen rollten über die schwarzen Wangen der Befreiten. . . . Vater und Mutter sind für diese Unglücklichen für immer verloren und nie werden sie ihre Heimat wiedersehen. Einige Sklaven wurden gekettet und deutlich sah man noch die Narben am Halse. Die Reise von el-Fascher nach Assiout ist nach Aussage der Sklaven eine sehr beschwerliche. Hundert Tage mussten sie bei kärglicher Nahrung, schlechtem Wasser und unter der feurigen Sonne fast ungekleidet in der Wüste wandern. Langes Siechthum ist die Folge dieser übermenschlichen Anstrengungen und Strapazen, welche die meisten der Sklaven ausstehen haben. Die befreiten Sklaven wurden nach Cairo geschafft; sie erhielten den Zettel der Freiheit in Assiout, was aber aus ihnen geworden ist, vermag ich nicht zu sagen.

Eine zweite Karawane, bestehend aus etwa 160 Personen und 500 Kameelen, kam vor vier Tagen hier an. Ich hatte schon den englischen Consul einige Zeit vorher davon in Kenntniss gesetzt und noch 90 andere Sklaven wurden befreit. Die Zahl derselben beträgt nun 160. Die 35.000 Einwohner von Assiout sind gegen mich und nicht zehn, vielleicht nicht drei edle Seelen würden sich der Sache angenommen haben. Der Bruder hilft dem Bruder und der Nachbar beschützt den Nachbar und mag er auch ein Verbrecher sein; denn der Reiche versteht das Sprichwort selbst auf arabisch, „dass Geld die Welt regiert“.

Eine dritte Karawane ist, wie ich höre, im Anzuge. Ohne Zweifel sind gegenwärtig noch viele Sklaven in Chargeh (der Oase), aber sobald die Sklavenhändler etwas wittern, machen sie sich davon.

Conte della Sala kann viel Gutes thun, wenn er arabisch spricht, die Gewohnheiten der Araber und die Wüste kennt und vertraute Leute mit sich hat; natürlich muss er ganz der Sache ergeben sein.

Es scheint, der Vicekönig interessirt sich für diese Sache sehr; auch wird er wohl wissen, dass schlechte Beamte ihn in Gefahr bringen, seinen Thron zu verlieren.

Gottfried Roth.

p. s. Die dritte Karawane soll nun in Chargeh (grosse Oase fünf Tagereisen von Sint) sein. Soeben vernehme ich aus sicherer Quelle, dass tausend Sklaven vor einigen Tagen nach Unter-Egypten geschafft worden sind. Die Zahl der Sklaven, welche die drei Karawanen zusammen bringen, schätze ich auf 3000.

Cairo, 26. Mai 1880.

. . . Ich beeile mich, Ihrem Blatte den Inhalt eines soeben erhaltenen Briefes von Gessi Pascha mitzutheilen, in der Voraussicht, dass derselbe ein allgemeines Interesse verdient und in der Hoffnung, dadurch die Aufmerksamkeit der europäischen Leser von Neuem auf die von Arabern am oberen Nil begangenen Schandthaten zu lenken.

Wie Sie sehen, scheint Gessi selbst sich der Befürchtung hinzugeben, dass das von ihm vollbrachte Werk, die Säuberung des Bahr el Ghasal-Gebietes, vom Gelichter arabischer Sklavenhändler in Folge der zu erwartenden Reaction im Sinne der Letzteren ein resultatloses zu werden drohe. Die grossartige Sklaven-Affaire von Sout, über welche Sie neulich Nachricht erhielten, wirft von der anderen Seite genugsam Licht auf diese trübseelige Perspective. . . .

G. Schweinfurth.

Meschera el Rek, 18. März 1880.

Am 28. Februar langte hierselbst Dr. Junker an und heute befindet er sich bereits auf dem Marsche nach Djur Ghattas, woselbst er einige Tage auf mich warten muss, da ich ihm erst die Transportmittel zur Weiterreise zu verschaffen habe. Es ist noch nicht ausgemacht, welchen Weg er wählen wird, um zu den Monbuttu zu gelangen. Ich habe ihm vorgeschlagen, den Weg über Bellanda zu nehmen, um sich von da aus zum Sultan Mdarama (Ndorama) und zu seinem Bruder Mbio zu begeben, welche gegenwärtig die grössten Häuptlinge der Niam-niam sind. Mdarama¹⁾, welcher der Schrecken der ehemaligen Niederlassungen im Bahr el Ghasal-Gebiete gewesen und der den drei Handelskarawanen der Seriben vom Wan, vom Djur und der Kutschuk Alis einen so gransigen Untergang bereitete, hat sich der Regierung unterworfen und sein Land Allen, die es besuchen wollen, geöffnet und sich zur Abgabe des vorhandenen Elfenbeines verpflichtet.

Mdarama hat sich eben in Folge der gegen den Sklavenhandel und die Sklaverei ergriffenen Massregeln unterworfen; aber wenn die Araber nach meinem Wegange von hier ihre alten Raubzüge wieder fortsetzen, so ist voranzusehen, dass er sein Land von Neuem verschliessen wird. Er verfügt über 800 Flinten und viel Munition, ausserdem stehen ihm und seinem Bruder Mbio mehr als 50.000 mit Lanzen Bewaffnete zur Verfügung.

Als Mdarama nach Dem Soliman gekommen war, haben wir ihm Festlichkeiten bereitet und auf seinen Wunsch wurde ein Kanonenschuss abgefeuert, der ihm grossen Schreck verursachte. Er kehrte in sein Land zurück und sandte mir drei Wochen später drei Affen, von denen Dr. Junker glaubt, dass es Schimpanse seien. Die Hiesigen nennen sie Mban.

Von dem Tode Munsas und Ganga's (Nganje's?) werden Sie wohl schon Nachricht erhalten haben, aber

sicherlich ist Ihnen fremd geblieben, auf welche Art diese unglücklichen Häuptlinge um's Leben kamen.

Es wird Ihnen ein gewisser Jussuf bekannt sein, der später zum Bey erhoben wurde und nun gar Pascha ist, und Gouverneur von Senaar. Jussuf commandirte die am Rohl und in Monbuttu stationirten Truppen. Er und sein Stellvertreter Fadlallah hatten sich beide in die Häuptlingstöchter verliebt, Jussuf in die Tochter Munsas. Aber sowohl Munsas als auch Ganga verweigerten ihnen ihre Töchter, da es die Sitte im Lande erheischte, dass nur Männer, welche sich gegen den Feind ausgezeichnet hatten, Schwiegersöhne des Häuptlings werden durften. Aber Jussuf war nicht nur verliebt in Munsas Tochter und begehrte sie zum Weibe, er verlangte auch von diesem Eunuchen.

Nachdem Munsas sich entschieden geweigert, ihm solche abzulassen oder anderweitig zu verschaffen, kamen Jussuf und Fadlallah dahin überein, die beiden widerspenstigen Häuptlinge bei Seite zu schaffen. Während Munsas, umgeben von den Seinigen, beim Essen war, kam Fadlallah herzu und erneuerte seine Forderungen. Munsas erwiderte, er wolle lieber sterben als eine althergebrachte Sitte verletzen. „So stirb denn,“ rief Fadlallah aus und entlud auf ihn die beiden Läufe seines Gewehrs. Munsas starb auf der Stelle und die bereitgehaltene Mannschaft fiel sofort über die Familie des Häuptlings her, von welcher ein Theil an Jussuf ausgeliefert wurde, ein anderer aber in den Händen Fadlallah's verblieb. Was an Frauen und Töchtern des Häuptlings übrig geblieben, ward später nach den Seriben von Rumbek und Ajak geschleppt. Zur selben Zeit, als Fadlallah diesen Streich gegen Munsas ausführte, that Jussuf Bey ein Gleiches an Ganga.

Als mir der Befehl zu theil ward, gegen Soliman Siber zu marschiren, hatte ich zwei junge Monbuttus in der Seriba bemerkt, von denen es hiess, sie seien Eunuchen. Von den Arabern vermochte ich keinerlei Aufklärung darüber zu erlangen, und als ich mich deshalb an Jussuf Bey wandte, erwiderte mir dieser, dass es bei den Königen der Monbuttus Gebrauch sei, für die Bedürfnisse ihres Harems alljährlich eine Anzahl Eunuchen herstellen zu lassen. Eine halbe Stude von Rumbek traf ich einige zwanzig Monbuttus, welche zum Hüttenbau dahin commandirt worden waren. Es war für mich ein Zeitvertreib, mit diesen Leuten ein Stündchen zu verplaudern, um über ihr Land Nachrichten einzuziehen. Von diesen hatte ich erfahren, dass der erwähnte Brauch bei ihrem Volke nicht bekannt sei, dass aber die Araber nach der Ermordung Munsas junge Leute aufgegriffen und sie zu Eunuchen gemacht hätten. Meine häufigen Besuche bei den Monbuttus hatten Verdacht erregt, und eines Tages sah ich zu meiner Ueberraschung dieselben verschwunden, und als ich Jussuf Bey darnach fragte, sagte mir dieser, er habe den Anführer der Monbuttus, Mbio, abgeschickt, um Leute für den Feldzug gegen Soliman zusammen zu bringen. Ich langte in Dem Jdris an und während der ersten Kampftage daselbst fand sich ein Monbuttu-Häuptling, Namens Gamberi, ein. Ich brachte das Gespräch auf die Eunuchen, aber der Mann suchte das Gespräch abzulenken und fragte mich, woher ich das wisse. Schliesslich ging er weg, mit dem Versprechen, wieder zu kommen,

¹⁾ Vergl. Schweinfurth „Im Herzen von Afrika“ II. 357.

um die Geschenke, die ich ihm versprochen, abzuholen. Einige Tage später indess erfuhr ich von seiner Abreise. Als ich Jussuf Bey darnach fragte, weshalb er so plötzlich abgereist sei, meinte dieser, der Monbuttu habe sich darüber geärgert, dass ihm Fragen über ihre Sitten vorgelegt worden seien und er sei in Furcht gerathen. Einige Zeit darnach wurde ein junger Monbuttu, gegen 12 Jahre alt, der mir eins meiner Gewehre nachtrug und der zu den Zwanzig gehörte, die ich in Rumbek kennen gelernt hatte, am Schenkel verwundet. Während ich ihm einige Pflege angedeihen liess, fand er Gelegenheit, mir von den Thaten zu berichten, welche die Araber, hauptsächlich auf Befehl Jussuf's, in seinem Lande begangen hätten. Zeit und Umstände gestatteten mir damals keine weiteren Nachforschungen anzustellen und ich verschob die Angelegenheit auf eine geeignete Stunde. Nach der Einnahme von Dem Soliman befahl ich Jussuf Bey, sich wieder auf seinen Posten an den Rohl zu begeben, aber dieser, argwöhnend, dass ich inzwischen vielfache Nachricht über sein Verhalten eingezogen hätte, machte einen Umweg und ging, statt sich auf seinen Posten zurückzugeben, über Schakka nach el Fascher, um die Nachricht von Soliman's Niederlage, der Wegnahme von Kanonen, Munition etc. S. E. Gordon Pascha zu überbringen. Ich hatte mich bei der Verfolgung der Rebellen nach Schakka und Kalaka begeben, woselbst eine grosse Anzahl Sklavenhändler concentrirt war. Nach dem zweiten Feldzuge gegen Soliman, der sich in Darfur selbst vollzog, und nachdem er gefangen und gerichtet worden, kehrte ich nach Dem Soliman zurück. Ich zog weiter zurück zum Djur, um das Land von einer Menge Araber zu säubern, welche sich in den Wäldern und Steppen versteckt hielten.

In Djur-Ghattas erfuhr ich von der Ankunft eines, von Monbuttu zurückkehrenden Bruders Jussuf Bey's mit dem Beinamen Buray. Derselbe hatte zwei Eunuchen mitgebracht und dieselben einem Schwager des Jussuf, Namens Taha, zum Geschenke gemacht. Dieser Taha hatte den Posten als Mudir von Latuka inne. Ich liess daraufhin Buray verhaften und ihm die Eunuchen wegnehmen.

Am zweiten Tage darauf kamen zur Nachtzeit zwei Knaben zu mir, um zu erklären, dass sie Monbuttu's seien und dass ein Faki Bekir sie zu Eunuchen gemacht und einem Schwiegervater des Jussuf, einem gewissen Haggi Ali zugetheilt habe. Der Letztgenannte wurde in einem Gefechte mit dem Häuptlinge von Wandy getödtet und seine Eunuchen sollten an Jussuf Bey geschickt werden, als seinem nächsten Anverwandten. Ich stellte einen Haftbefehl gegen Bekir aus und er wurde in Djur in's Gefängniss gethan. Seit jenem Tage sind dreizehn solcher unglücklicher Knaben an verschiedenen Stellen entwichen, sie gehörten zum Haushalte Jussuf's und zu dem eines Schwagers desselben, Namens Hassan Ibrahim.

Nach angestellten Ermittlungen scheint es, dass gegen dreissig Monbuttu's zu Eunuchen gemacht worden sind, alle für die Bedürfnisse der Harems von Jussuf Bey und seiner nächsten Anverwandten. Unter diesen jungen Leuten befindet sich einer, dem die Araber den Namen Riban gegeben haben. Dieser ist ein Bruder des verstorbenen Munsas. Nach dem Morde des armen Königs

haben diese Elenden nichts geschont. Seine Frauen und Töchter mussten sich ihnen hingeben und sie haben die Niederträchtigkeit bis zur Verschneidung seines eigenen Bruders getrieben. Nun wusste ich auch, wer der vorhin erwähnte Gamberi gewesen sei. Er war ein junger Monbuttu-Sklave im Besitze Jussuf's und in seinem Hause aufgezogen. Gamberi wurde an Munsas Stelle gesetzt und dem Volke als König aufgedrungen. Gamberi, sobald er sich auf diesem Platze befand, hatte sich natürlich den Wünschen seines früheren Herrn willfährig zu erweisen, aber er hatte wenig Glück mit seinen Operationen und die Mehrzahl der jungen Leute ging an Verblutung zu Grunde. Darauf betraute Jussuf Bey den Faki Bekir mit der Sache und dieser war glücklicher. Zu seiner Entschuldigung sagt Faki Bekir: Ich bin ein armer Teufel, was wäre aus mir geworden, wenn ich mich geweigert hätte, ich hätte ohne Zweifel meine Stelle verloren. Ich, sagte er weiter, besitze keinen Harem und es wird sich ausweisen, dass alle Eunuchen, nach und nach, wie sie hergestellt wurden, alle an Jussuf Bey abgingen. Ich liess die übrigen Eunuchen holen und habe zwei von ihnen dem Dr. Junker mitgegeben. Sie werden demselben als Dolmetsche und zuverlässige Diener gute Dienste leisten. Die übrigen will ich in europäischen Häusern unterbringen lassen.

Während diese Dinge vor sich gingen, habe ich ganz vor Kurzem mit dem letzten Dampfer ein Gesuch zugesendet erhalten, welches Jussuf Pascha an die Regierung von Chartum richtet und in dem um Beförderung seiner aus 38 Personen bestehenden Familie nach Chartum gebeten wird. Kaum war der Bevollmächtigte Jussuf's in Djur Ghattas angelangt und kaum hatten die Frauen davon erfahren, als die Töchter Munsas und Ganga's auch sofort an mich petitionirten, mit der Weigerung, dem Mörder ihrer Väter fernerhin zu folgen.

Die Lage dieser armen Frauen ist an und für sich bereits eine so traurige, dass ich nicht gewillt bin, noch weiter zu ihrem Elende beizutragen.

Wir wollen, sprachen sie, lieber in den Hütten daheim verbleiben, als die Reichthümer dieses Verbrechers zu theilen.

Unglücklicher Weise ist Gordon Pascha nicht mehr Hukumdar des Sudan. Ich bin davon überzeugt, dass er diesen Uebelthäter Jussuf nicht ungestraft gelassen haben würde. Wir wollen sehen, was Rauf Pascha in der Sache thun wird. Im Augenblick, wo ich diesen Brief schliessen will, langt ein Bote von Djur Ghattas an, mir die Nachricht bringend, dass drei Töchter der Sultane Munsas und Ganga daselbst angelangt seien, um eine regelrechte Klage vorzubringen. Die armen Frauen haben die Reise zu Fuss zurückgelegt. Man benachrichtigt mich, dass der Bruder Jussuf's, Baray, sich zu ihnen behufs Einschüchterung und Bedrohung begeben habe. Ich sende den Befehl zu seiner Festnahme ab.

Ich weiss, Sie nehmen grosses Interesse an diesen Ländern und an ihren Einwohnern und ich wollte Ihnen mehr als die blosse Nachricht von Dr. Junker's Ankunft mittheilen. Es ist zu beklagen, dass Gordon sich gerade in dem Momente zurückgezogen hat, wo er die Früchte seiner Anstrengungen ernten konnte. Der Vicekönig hat wohl die besten Absichten, aber ich beginne zu ver-

zweifeln und Alles, was geschehen, als das Vorüberziehen eines Meteors zu betrachten. Diese Völker werden nun wohl noch mehr von den Arabern gequält werden, denn zuvor, da Letztere nie vergessen werden, dass sie mit mir gemeinsame Sache gemacht haben.

Nach der Ansicht der Araber gehören die erwähnten Verstümmelungen zu ihren Gebräuchen und ich glaube nicht, dass die Regierung die Sache ernst nehmen wird. Wenn es dem Vicekönig freisteht, seine Frauen öffentlich in Begleitung von Eunuchen spazieren fahren zu lassen, wenn alle die ersten Würdenträger Eunuchen besitzen, so wird man wohl einer Kleinigkeit wegen keine grosse Aufmerksamkeit einer Sache schenken, die zu den Sitten der mohamedanischen Völker zählt.

Solchen Thatsachen gegenüber versagt Einem die Feder.
R. Gessi.

DIE SCHRIFTMITTEL UND SCHREIBER DES ORIENTS ALTER UND NEUER ZEIT.

Von *Alwin Rudel*.
(Schluss.)

Die Geschichte der Schriftmittel oder Schriftwerkzeuge und der Schreiber kann in zwei grosse Abschnitte getheilt werden. Der erste Abschnitt beginnt in vorhistorischer Zeit mit der Anwendung erster Werkzeuge, um Erinnerungszeichen oder Denkmale zu errichten, und endet mit dem Verlassen der erdigen, steinernen, thonigen und thierischen Massen für den allgemeinen, öffentlichen Gebrauch. Der zweite Abschnitt beginnt mit der vorzugsweisen Benutzung pflanzlicher Stoffe und verläuft zum Theile mit diesen bis in die Gegenwart.

Im ersten Theile dieser Abhandlung haben wir uns hauptsächlich mit dem ersten Abschnitt in der Geschichte der Schriftmittel beschäftigt; jetzt wollen wir den zweiten Abschnitt in derselben Weise, d. i. in allgemeinen grossen Umrissen, durchzuführen suchen.

Zur Erklärung der Wandlungen müssen wir auf Vorhergegangenes zurücksehen und dabei dem Papyrus, als dem eigentlichen Uebergangsmaterial, nochmals eine besondere Beachtung schenken.

Von den kolossalen Formen der Denkmale auf Felswänden und Erdhügeln war man nach Jahrtausenden zu Steintafeln, Backsteinplatten, Thon- und Steincylindern, zu Häuten, Leder, zu Baumbast, Holztafeln und zu den breiten Blättern der Talipot-, Corypha- und Palmyra-Palme übergegangen, oder man brauchte das Eine neben dem Anderen. Bei allen diesen Schreibarten fand das Einhauen mit Keilen und Meisseln, dann das Eindrücken von Nägeln und endlich das Ritzen mit Griffel oder Nadeln statt; man vertiefte somit die Schrift in das Material, um das Eingegrabene (Graphik) dauernd zu erhalten.

Von den genannten Schriftmaterialien sind nur der Baumbast der Birke, Linde und Buche in Kaschmir und Hindostani, die Palmenblätter im Pentschab, am Ganges, in Bengalen, Malabar, Ceylon, bei den Singalesen und Südsee-Insulanern, die Holztafeln in den indischen Schulen bis heute geblieben, alles Andere ist längst verschwunden.

Man brauchte leichteres und doch dauerndes Schriftmaterial und leichtere und doch dauernde Schrift.

Dem Eingraben der Schrift folgte darum das Aufmalen, den steifen Formen der Schriftzeichen der Keilschrift folgten die gewundenen der Hieroglyphe.

An Stelle der kolossalen Formen der Denkmale des höchsten Alterthums waren also auch mehr und mehr die sinnbildlichen Darstellungen getreten, aus denen die Hieroglyphen und daraus die verkleinerten und verkürzten Schriftzeichen für den gewöhnlichen Gebrauch der Priester und daraus wieder eine verkürzte (Cursiv-) Schrift für das Volk sich entwickelten (hieratische und demotische Schrift). Es gehörte dazu ein bereits hochgebildetes Volk, das schon die Stufe der Malerei erreicht hatte, das nicht mehr mit Keil und Meissel allein, sondern auch mit dem Pinsel und dem Rohre zu arbeiten verstand. Dieses Volk waren die letzten Einwanderer Egyptens, welche, lange nachdem die schwarzen Urbewohner (Chemi) von den rothen Aethiopiern (die von der Sonne gefärbten Nubier) verdrängt worden waren, auch diese verdrängt hatten. Es war dies wohl um 3000 vor unserer Zeit, als ein Theil des arischen Stammes vom Ganges seine Laufbahn am Nil vollendet hatte. Die von den Einwohnern erst gefangen gehaltenen (Gypti = Egypter, Kypti, Kopten) machten sich durch geistige Ueberlegenheit frei und entwickelten dann eine ausserordentliche Cultur, die noch jetzt bewundert wird.

Die Ba (Pflanze) br (Spinnen), also Spinnpflanze, später Papyrus, Baphlos, Babylos, Beblus, Biblos genannt, war auf dem Zuge der Ganges-Arier der treue Begleiter gewesen, denn sie gab Speise, Trank, Seile, Matten, Sandalen, Dachschirme, Boote, Decken, Segel, Kleidung und diente als Heilmittel. Auf diesem Zuge wurde sie künstlich verpflanzt und gab diesen Pflanzstätten auch die Namen wie Babir, Babylon, Beblus, Biblus, Phaphlos, Byssus und Babylon gegenüber von Memphis.

Die früheren Bewohner des Nil-Landes hatten auch auf Palmblätter geschrieben, was die Griechen zu der Benennung der ägyptischen Schrift als phöniciſche (von Phönix, der Palmbaum) veranlasste. Spätere Schriftsteller haben diese Bedeutung verwechselt und sich zu der Annahme verleiten lassen, als hätten die Egypter von den Phöniciern die Schrift entlehnt, was gerade umgekehrt der Fall war, da die hieratische und demotische Schrift der Egypter aus der Hieroglyphe und nicht aus der Keilschrift entstanden ist, weil die Keilschrift, welche aus dem Lande der Thonmassen zwischen Euphrat und Tigris entstammte und über Assyrien (Mesopotamien) hinaus sich nach Persien, Baktrien, Armenien und Phönicien verbreitet hatte, die Formen des aus Bildern hervorgegangenen Alphabetes nicht liefern konnte. Die Keilschrift (Makmira) war viel älter als die ägyptische demotische Bilderschrift, welche erst 2700 v. u. Z. sich ausgebildet und nicht vor 1800 v. u. Z. allmählig nach dem Orient und nach und nach in verschiedenartig verwandelter Form über die Länder des vorderen Orients bis nach Griechenland, Rom und ganz Europa verbreitet hatte. Die Keilschrift jedoch hatte schon mehrere Jahrtausende gedient, als sie im siebenten Jahrhundert v. n. Z. als allgemeine Schriftweise verschwand.

Die Spinnpflanze vom Ganges-Delta und, weil sie dreikantig ist, auch Deltos-Staude benannt, war an die

Ufer des Indus, des Tigris, des Euphrat, nach Palästina, an den Jordan und Schilfsee Merom, nach Phönicien, Cypern und in das Nil-Delta wegen ihrer ausserordentlichen Nützlichkeit künstlich verpflanzt worden; doch nirgends als in Egypten hat man sie als Schriftmaterial verwendet (wenigstens ist keine Kunde davon der Geschichte erhalten worden). Und doch lieferte ihr Schaft ein solches, wie bis dahin kein anderes Material es gethan, und selbst die Pinsel und die Tusche wurden aus den Blütenbüscheln und den verkohlten Abfällen des Schaftes bereitet.

Schon vor der Zeit der Hyksos schrieben die Egypter auf Papyros, und zur Zeit Abraham's war der Gebrauch allgemein. Man geht sogar bis auf Sesostri's (2700 v. u. Z.) zurück. Die Bibel ist wahrscheinlich schon von Moses an auf Papyros oder *biblos* geschrieben und erhielt davon auch den Namen.

Die Papyros (egyptisch *al Berdi*) gab den Bewohnern des Nil-Deltas, der Stadt Babylon am Nil, Memphis, Saïs, Heliopolis, Leneotika, später auch Alexandria reiche und lohnende Beschäftigung und grosse Einnahme dem Staate, denn der Verkauf des Papiers war Staatsmonopol. Die Ausfuhr nach Phönicien, Griechenland, Sicilien, Rom und Karthago (die Neustadt) war bedeutend, und die Bibliothek des Ptolomäus I. Soter und seines Sohnes Ptolomäus II. Philadelphus besass 700 000 Bände (Rollen). Tirmus rühmte sich, in Alexandria so viel Papier zu haben, dass er eine Armee dafür unterhalten könnte. Aber nicht immer gedieh die Papyros, und dann war Noth an Schreibmaterial überall. Zu solcher Zeit war es, dass Ptolomäus II. die Ausfuhr verboten hatte, und Eumenes II., König von Pergamon (280 v. u. Z.), in dieser Noth, da er auch eine Bibliothek anlegte, auf die Behandlung von Schaf- und Ziegenhäuten mit Kalkbrei zu einem Schriftmaterial verfiel, welche Häute man *carta membrana* oder, dem Stamorte nach, Pergament nannte. Es dauerte sein Gebrauch von 280 vor bis 1600 u. Z.

Die Bereitung des Papyrosblattes (egyptisch *garta*, sanskritisch *kartä*, phönichisch *chartes*, arabisch *wark*, lateinisch *carta* (*quarta*), deutsch Karte u. s. w., was ein viereckiges Blatt bedeutet und später auch auf andere Schriftstoffe übergegangen ist, erfolgte ganz einfach durch Theilung des stärkeren Theiles des dreikantigen (Deltos) Schaftes in feine Blättchen, die durch Aneinanderlegen zu *Scapos* und *Voluminis* (Bücher = 20 Blätter, *plagula*, und Rollen *volumina*) verlängert wurden. Der Haltbarkeit wegen legte man eine zweite Lage, aber quer nach der Faser, darauf, indem man sie mit Reisschleim leimte, stark zusammenpresste und dann glättete, was auch die Arbeiten der Glutinatoren und Malleatoren in Rom waren.

Die Pinsel zum Schreiben waren lange Zeit die Stengel mit Pflanzenhaar des Blütenbüschels der Papyros selbst; später, als man die Schriftblätter besser anzufertigen verstand, nahm man Rohr (*kasch amovi*, egyptisch *qualam arak*).

Die Tusche bestand aus den verkohlten Abfällen der Pflanze und wurde mit eingedicktem Most dunklen Weines angerieben, oder man nahm auch diesen Most allein oder Sepia. Zu Anfang jedes Satzes schrieb man mit Röthel (*rubrum*), woraus die Bezeichnung Rubrik

entstand. Auch blaue Farbe, wohl auch gelben Ocker wendete man an.

Das Schreibzeug bestand aus einer hölzernen Platte (Palette, *melanos*) aus Palmen-, Myrthen- oder Akazienholz, hatte zwei runde Vertiefungen zum Anreiben der Tusche oder Tinte (schwarze und rothe). Ein Loch diente zum Halten der Platte, wahrscheinlich mittelst des Daumens, und dann zum Durchstecken der Pinsel oder Rohre. Späterer Zeit benützte man auch kleine Marmor-Näpfchen zu den verschiedenen Tinten und ein langes Kästchen (*pennal*) aus Stein, Holz oder Elfenbein zum Aufbewahren der Pinsel, Rohre, des Lineals (*canon*), des Glättholzes und Falzbeines. Von etwa 300 u. Z. an trugen die Schreiber das Schreibgefäss (*kalamarion*) an einem Gürtel, zuweilen an einem Kettchen, wie dies im Oriente noch heute stattfindet.

Der Gebrauch des Papiers dauerte von etwa 2700 v. u. Z. bis 1000 u. Z. Dann verschwand dieses so lange Zeit herrschende Schriftblatt, verdrängt durch ein besseres und weniger kostspieliges. Seitdem ist das Papyros-Schilf vom Nil-Delta, von Babylon, von Phönicien und Cypern verschwunden und nur noch am oberen Nil, an den Seen Inner-Afrikas und in Loango (dem Land der Matten) zu finden.

Um 200 v. u. Z. war in China das Baumwollblatt (*se-tien-schi*) zu bereiten, erfunden worden. Es geschah dies nach der grossen Feuersbrunst in Peking, wo auch die Bibliotheken verbrannt waren. Man schrieb darauf mit Pinsel und Tusche. Das Bedürfniss nach Schreibmaterial war bereits sehr gross geworden und die Holztafeln waren zu beschwerlich, aber auch zu massig und konnten nicht leicht aufbewahrt und verborgen werden. Dem Schicksale der Verbrennung religiöser Schriften, wie dies mit denen Kung-fu-tse's und seiner Schüler durch Kaiser Tsin-Schihoangti 213 v. u. Z. geschehen war, wollte man vorbeugen und ersann zuerst das verfilzte Blatt aus Baumwolle. Dem folgte 123 v. u. Z. das aus Papier-Maulbeerbaum-Schale (*Broussonetia* und *Morus papyrifera saliva*), aus Bambusbast, aus Nesselfaser (*Böhmia nivea*), aus Reis- und Korn-Stroh, aus getragenen, abgenützten Geweben bereitete Schi-Blatt, erfunden durch Tsai (Statthalter) Lün. Da dieser Schriftstoff schon früher von uns behandelt worden ist, so übergehen wir diesmal denselben ganz.

Die Baumwolle wurde in Mörsern mit Kalkwasser gestampft und als feine Fasern auf dünne Gewebe geschöpft. Später bediente man sich der Bambusfadengitter als Schöpf-Formen, wie bei den anderen verfilzten Faserblättern, welche man fälschlich in Europa „Papier“ genannt hat.

Die Bereitung des baumwollenen Schrift-Filzblattes blieb lange Zeit Geheimniss der Chinesen. Erst um 560 u. Z. lernten die kriegsgewohnten Tartaren bei ihrem Einfall in China diese Bereitung kennen und brachten sie als einen eroberten, werthvollen Schatz, nach dem sie schon längst gesucht hatten, in ihre Heimat. Sie errichteten zahlreiche Werkstätten in ihrer Hauptstadt Marakanda (Samarkand) und in anderen Städten der Bucharei und trieben grossen Handel damit. Auch sie wollten diese Kunst geheim halten; aber um 700 u. Z. fielen die gewerbflüssigen und lernbegierigen Araber auf ihren Eroberungszügen zugleich auch in die Bucharei ein,

lernten die Kunst, brachten sie in ihre Länder und errichteten alsbald Werkstätten (*papirhus, kehatjana*) in Mekka, Bagdad, Basra, Kufa, Saida (Sidon), Beirut, Damascus, Smyrna, Alexandria, Septa und später in Constantinopel, Syrakus, Xativa, Valencia, Toledo, Cordova, Barcelona u. s. w. Aber auch die Araber und die Mauren hielten die Kunst geheim und erst durch die Kreuzzüge, und vornehmlich auf dem letzten Kreuzzuge 1270 u. Z. wurde den deutschen, italienischen und französischen Rittern das Papiermachen im Orient bekannt und sie verpflanzten es alsbald in ihre Heimat. Um welche Zeit das Papiermachen nach Hindostan und Kaschmir gekommen ist, ist noch nicht ermittelt worden. Die heilige Sprache und Schrift der Hindus, das Sanskrit und noch einige davon abgeleitete Sprachen, finden sich noch jetzt im Pentschab. Namentlich blieb das Sanskrit in Kaschmir und Kangra gepflegt, während es zur Zeit der Scheiks an anderen Orten vernachlässigt wurde. Noch jetzt sind die Panditen in Kaschmir wegen ihrer Kenntnisse in ganz Indien berühmt, denn sie sind gelehrte Hindus, die sich das Studium des Sanskrit und der in dieser Sprache verfassten, religiösen und wissenschaftlichen Werke der Brahmanen (z. B. die Wedas, das Wissen, die Gesetze des Manu) zur Lebensaufgabe machen, gleich den Schriftgelehrten unter den Juden, und die die Schulen zu pflegen haben, wie die Radscha's von Kangra. In Haripur, bei Kangra sind die berühmtesten Panditen-Schulen, so auch in Laknan und Peschauer, wohl auch in Lahore. Die Schriftzeichen des Devanogari (heilige oder göttliche Schrift) haben sich fast ganz in ihrem Ursprunge erhalten. Es ist das reichste aller Schrift-Systeme.

Das Baumwollenpapier (wir wollen diese unrichtige Benennung gelten lassen) war sehr ungleich durch die mangelhafte Einrichtung der Mörser und der Formen zum Schöpfen, weil die Bambusgitter und Drahtgewebe allen den genannten Völkern nicht zu Gebote standen, wie den Chinesen. Es mussten daher durch Reisschleim oder Leimwasser die Blätter überzogen und dann durch Muscheln (*muhveh*) oder glatte Steine stark geglättet werden, um sie eben zu machen. Zuweilen wurden sie auch etwas gefärbt, namentlich blau, um besondere Schriften mit Silber zu schreiben, wie z. B. den Korân. Zum Glattmachen wurde auch Seife benutzt, doch geschah dies seltener.

Das Baumwollenpapier hatte sehr verschiedene Namen. Die Araber nannten es *qartas* oder *Wark* (wie das Papyros), die Perser *Kagaj*, die Kaschmirer *Kaghas*, im Dekan *Kagad* und *Kägada*, die Mongolen *Katay*, die Russen *Kithai* und *Bmaga* (Baumwollenes). Da es die Griechen über Damaskus bezogen, gaben sie ihm den Namen *Chartes xylinos*, *Damascenos*, dem aus der Bucherei *Ch. sericos*, *gossypinos*, *bombykinos*, und die Römer, welche durch die Griechen es zumeist erhielten, nannten es *pergamena graeca* aber auch *carta cottonea* oder *communis* oder *papyracea*. In Deutschland wurde es Pergament von Tuch, in Spanien *pergamino di pano* genannt.

Die Schreiber in China (*Siang cong*) bedienten sich des Pinsels (*Quan*), die Vorder-Asiaten nur des Rohres (*qualam*) aus Damaskus oder von *H'illat* am Tigris, zwischen Bagdad und Kufat, das, wie dies noch heute geschieht, in heissen Pferde- oder Kameelmist gelegt

wurde, wodurch das gelbe Rohr eine rothe Farbe annimmt und geschmeidiger und haltbarer wird.

Die Tinte ist das Melan aus Gallus und Chalcantum (Eisenvitriol), zuweilen mit etwas Zusatz von Russ und Honig oder eingedicktem Fruchtsaft oder Wein, und heisst *h'iber* oder *midäd*. Man wendete auch Zinnober, Röthel, Silberstaub und Auirpigment an. Das Schreibrohr wird geschnitten wie unsere Federn, und erhält ebenso einen Spalt. Das Schreibzeug bestand, wie heute, aus einem Rohrschneider (*qualem tirach*), einem 6 Centimeter langen Messer an einem kleinen Hefte, und heisst auch *mit'uä*, *migchat*, *mus* und *mubrâ*; dann aus dem *magt'a* oder Tintengefäss, den Rohren und dem Futteral oder *pennal*, welches gabur im Arabischen, *mih'bar*, *miglamat* und *galemân* im Persischen heisst; das Lineal heisst *mast'ant* = Linienzieher.

Die Zahl der Schreiber war immer ziemlich gross in Ost- und West-Asien, weil die buddhistische, brahmanische, zoroastrische und muhamedanische Lehren viele Abschreiber brauchen, welche die vorgeschriebenen Regeln genau einhalten. Der arabische Name des Schreibers, der zugleich Papiermacher ist und den Begriff des Gelehrten in sich schliesst, heisst *al Warrak* bei den Arabern und ist wohl gleich dem persischen *Mirza*.

Die Keilschriften wurden von links nach rechts, die Alphabetschriften jedoch von rechts nach links geschrieben und gelesen. Erst die Griechen änderten die alphabetarische Schreibweise um und darnach thaten auch die neuen Völker. Aus der unnatürlichen Schreibweise von rechts nach links, möchte man fast schliessen, dass einstens mit der linken Hand geschrieben worden ist, da diese Schrift gegen die rechte Hand und gegen den Duktus geht, wodurch beständig verdeckt wird, was man schreibt. Muhamed nannte, was die Linke thut sündhaft, und die Gläubigen schrieben seitdem mit der Rechten. In der 29. Sure, „Die Spinne“, des Korâns, befindet sich eine Stelle, welche auf ein früheres Schreiben mit der Linken hindeuten könnte, denn es heisst: „Du konntest vordem kein Buch lesen und keines mit Deiner Rechten schreiben; sonst würden Deine Gegner mit Recht zweifeln“ — nämlich Muhamed's frühere Unwissenheit soll die Göttlichkeit des Korâns beweisen. Warum ist auf das Schreiben mit der Rechten hierbei ein besonderes Gewicht gelegt, schrieben Alle mit der Rechten, so wäre dieser Zusatz wohl dem Schreiber gar nicht in den Sinu gekommen. Diese Frage wäre für Orientalisten noch der Erörterung werth. Die Chinesen nennen Schreiben „mit dem Pinsel sprechen“ und die Wilden nennen einen Brief „das sprechende Blatt“ und halten ihn an's Ohr, um seinen Inhalt zu erfahren, doch er ist böse und will nichts sagen. Die Schrift und das Papier haben allezeit überall in Achtung gestanden und desgleichen die Schreiber. Hesekiel IX 2, schreibt aber auch: „Und siehe, es kamen sechs Männer auf dem Wege vom Oberthor her, das gegen Mitternacht steht, und ein Jeglicher hatte ein schädlich Waffnen in sein Hand. Aber es war Einer unter ihnen, der hatte Leinwand an und ein Schreibzeug an seiner Seite. Und siehe, der Mann, der die Leinwand an hatte und das Schreibzeug an seiner

Seite, antwortete und sprach: „Ich habe gethan, wie Du mir gesagt hast.“

Die Schreiber waren somit trotz ihrer Würde auch gehorsam und thaten, wie dieser, nach dem Willen ihres Herrn. Wir wünschen, dass alle Schreiber auch heute das Gleiche thäten: Der Schreiber dieses thut es, wie er hiermit bewiesen hat.

MISCELLEN.

Chinagrass. Die „Düsseldorfer Zeitung“ schreibt: „Die Düsseldorfer Cosmos-Faser-Compagnie ist jüngst in den Besitz einer Erfindung gelangt, welche zwar nicht Deutschland in erster Linie berührt, die gleichwohl aber auch für die deutsche Textil-Industrie hohe Bedeutung erlangen kann. Es handelt sich um die Verwendung der in Britisch-, Holländisch-Indien und in den französisch-algerischen Colonien in enormer Masse vorkommenden *urtica utilis*, der sogenannten Rameh-Pflanze zur Leinen-Fabrikation. Die englische Regierung hat die hervorragende Wichtigkeit der Pflanze längst erkannt und für ein Mittel, die Rameh-Stengel an Ort und Stelle zu entholzen und entharzen eine Prämie von 5000 Pf. St. ausgesetzt, die bisher nicht vergeben werden konnte. Nunmehr scheint das Mittel gefunden. Wir haben präparirte Rameh-Stengel in Besitz, an denen unten der unbearbeitete Stock sitzt, während der bearbeitete Theil eine silberglänzende seidenartige lange ungemein feste Faser zeigt. Die weitere Bearbeitungsfähigkeit entspricht derjenigen des Flachses etc. Wenn, und nach den angestellten Versuchen kann darüber kaum ein Zweifel walten, die Erfindung sich bewährt, so haben wir ein vollwertiges Surrogat für Seide und Leinen. Welch' neue Perspective eröffnet sich der Leinen-Fabrikation, der hierdurch ein Rohmaterial von staunenswerther Billigkeit und Güte geboten wird! Es dürfte überdies als sicher gelten, dass sich die Rameh-Pflanze auch bei uns wird acclimatisiren lassen und dass die Erfindung auch für unsere heimischen Nesselarten anwendbar sein wird.

Nach den vorjährigen Versuchen im landwirthschaftlichen Museum in Berlin hat der damalige Minister für Landwirthschaft, Herr Friedenthal, dem Erfinder des Verfahrens, dem österreichischen Fabrikanten Neumann, unentgeltliche Lieferung der gewöhnlichen Nessel angeboten; auf Anfrage vor circa 3 Wochen hat Seine Excellenz Herr Dr. Lucius mitgetheilt, dass die Oberförster der Regierungs-Bezirke Gumbinnen und Königsberg beauftragt seien, auf Verlangen grosse Quantitäten unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

Herr Bouché, Director des botanischen Gartens in Berlin, hat *urtica utilis* in grösseren Mengen gezogen, und für die im Museum gemachten Versuche geliefert, sich auch in einer Weise dafür interessirt, dass er noch heute gerne unentgeltlich *urtica utilis* sendet, soweit sein Vorrath reicht.

Russische Expeditionen nach Inner-Asien. Aus Irkutsk wird gemeldet, dass von Ost-Sibirien aus im Laufe dieses Frühjahres, wenn dem nicht die immer mehr und mehr gespannten politischen Beziehungen zwischen Russland und China hemmend entgegengetreten sollte, mehrere sehr interessante handelspolitische und wissenschaftliche Expeditionen nach der Mongolei und der Mandchurei ab-

gehen sollen. So wird aus dem Minussip-Gebiete, vom oberen Laufe des Jenissei-Flusses, eine Handels-Expedition nach Uljassutai ausgerüstet, ermuthigt durch den vortheilhaften Absatz, den die russischen Händler in den letzten Jahren für Weizengriese in der Mongolei fanden. Im vergangenen Jahre verkauften sie dahin mehr als 3000 Pud, und dieses Mal soll davon die doppelte Quantität mitgenommen werden. Ausserdem verfolgt diese Expedition den Zweck, von Uljassutai nach Kalgan auf einem Wege vorzudringen, welcher den Russen bisher unzugänglich und daher unbekannt geblieben ist. Eine andere, gleichfalls handelspolitische Expedition bricht vom oberen Laufe des Flusses Irkut nach dem Darhot-Gebiete auf und hat zur Aufgabe, weiterhin das davon südlich gelegene Land zu besuchen und das Thal des Selingin-Flusses zu erforschen. Eine dritte, ebenfalls Handelszwecke verfolgende Expedition hat ihren Ausgangspunkt auf den grossen Nertschinski'schen Etablissements, am Flusse Argun, und stellt sich zur Aufgabe, über die alljährlich von russischen Kleinhändlern besuchte Stadt Khailar bis zur Stadt Tsitsikar und zum Sunggari-Flusse vorzudringen. Ferner werden zwei Fluss-Expeditionen mit der Bestimmung für den Sunggari ausgerüstet: Die eine zur Untersuchung der Frage der Möglichkeit, die Amur-Gold-Fundstätten von der Mandchurei aus mit Körnerfrüchten zu versorgen; die andere, um zu erforschen, inwiefern es möglich wäre, bei Benützung des Sunggari-Flusses, einen Landweg über Mukden zur Küste des Petschili-Busens und daselbst einen als Thee-Stapelplatz günstigen Punkt ausfindig zu machen; welches letztere Product man von dort aus dann bis zum Sunggari zu Lande expediren und auf diesem letzteren Flusse, und später auf dem Amur, zu Schiff bis zu seinem Bestimmungsorte weiter befördern könnte. Endlich hat der durch seine früheren Forschungsreisen bereits bekannte Potanin die Absicht, insoweit es die ihm zur Verfügung stehenden Mittel gestatten, nach der südlichen Mongolei vorzudringen. Alle die hier genannten Expeditionen versprechen, die Geographie der an Sibirien grenzenden Gebiete des chinesischen Reiches um manche neue Errungenschaften und Erfahrungen zu bereichern.

Nicolaus von Nasackin.

Kaffee-Production der holländisch-indischen Besitzungen.¹⁾ Die ersten Kaffeepflanzen wurden nach Java im Jahre 1696 von Canaore an der Malabar-Küste gebracht, woselbst der Strauch als Gartenpflanze cultivirt wurde. Die Erdbeben und Ueberschwemmungen des Jahres 1696 zerstörten die Pflanzen, weshalb man in diesem Jahre Hendrik Zwaardekrom, ein Mitglied des indischen Rathes nach der Malabarküste entsendete, woselbst er neue Pflanzen acquirirte, die in den Garten des späteren Général-Gouverneurs versetzt wurden und als die Erstlinge einer Cultur bezeichnet werden können, von welcher der General-Gouverneur van Imhoff in seinem Berichte über den Stand der Gesellschaft im Jahre 1742 schon erwähnen konnte, dass selbe schon während einer

¹⁾ Wir entnehmen die obigen Daten der eben erschienenen seitens des geschätzten Autors eingesendeten Broschüre, betitelt: *Historical-Statistical Notes on the Production and consumption of Coffee by N. P. van den Berg L. L. D. Translated by G. G. Batten. Batavia 1880.*

langen Zeit eine wichtige Einnahmsquelle der Compagnie bildete. Allerdings wurde erst gegen Ende des Jahres 1711 die erste Kaffeeseendung nach Holland dirigirt und zwar eine Quantität von 894 Pfund, von denen 354 Pfund aus den Gärten zu Jacatra, 540 Pfund aber von den Gebirgsgegenden herrührten. Im Laufe des Jahres 1712 wurde die genannte Quantität in Amsterdam in öffentlicher Auction zu $23\frac{2}{3}$ Stuivers per Amsterdamer Pfund verkauft. Nunmehr nahm die Cultur langsam zu und der Export betrug im Jahre 1713 2000, 1715 3647, 1716 8116, 1717 13.279 und 1718 27.817 Pfund, im Jahre 1821 gelangten schon 198.786 Pfund zum Export und von diesem Jahre datirte ein rapider andauernder Aufschwung im Kaffee-Exporte, so dass nach Kurzem zwischen 3 und 4 Millionen Pfund per Jahr auf dem holländischen Markte zum Verkaufe kommen konnten. Auf diesem Punkte jedoch verblieb das javanische Product Jahre hindurch. Die Durchschnittsziffern der Kaffeeproduction Holländisch-Indiens betragen in den letzten 3 Jahren

| | | | |
|--|---------------------------------|-----------|----------------------|
| in Java | Regierungspflanzungen | 999.000 | Piculs ²⁾ |
| | Privatpflanzungen | 168.000 | " |
| in Sumatra | Regierungspflanzungen | 127.000 | " |
| | Privatpflanzungen | 20.000 | " |
| in Celebes | Regierungspflanzungen | 20.000 | " |
| | Privatpflanzungen | 95.000 | " |
| in Bali und den übrigen kleinen Sunda-Inseln | | 50.000 | " |
| | Gesamtproduction | 1,479.000 | Piculs, |

wovon 1,146.000 Piculs auf die Regierungspflanzungen entfallen, 333.000 Piculs der eingebornen Bevölkerung und Privaten zur Verfügung blieben. Der Durchschnitt während der Zeit 1866—1868 war 1,212.000 Piculs.

Japanisches Papier. Die europäischen Papier-Fabrikanten mögen auf ihrer Hut sein, die kleinen Japaner thun eben ihre Absicht kund, sich ihrer Gebiete zu bemächtigen und die Erfahrung zeigt, dass diese unternehmenden Insulaner durch anfängliche Misserfolge nicht zurückschrecken, wenn immer sie die Möglichkeit sehen, im Falle des Erfolges, ein gutes Geschäft zu machen. Die Kriegserklärung auf diesem Gebiete kommt uns in Form einer Ankündigung zu, durch die wir erfahren, dass die „japanische Regierung, welche in Tokio grosse Papier-Fabriken gebaut hat, geneigt ist, Ordres für Papier jedweder Qualität entgegenzunehmen“. Dieser Herausforderung folgen Angabe der Adresse des Londoner Agenten und 7 Muster des japanischen Fabrikates. Die Qualität dieser Muster lässt wenig zu wünschen übrig, die Oberfläche ist glatt, die Structur dicht und zähe, ja einige der stärkeren Sorten sind so schwer zu zerreißen als Pergament, während man auf diesen Papieren gut schreiben kann. Es gilt Letzteres, insbesondere von dem ausserordentlich dünnen Briefpapier, für die überseeische Correspondenz. Die englische Sorte dieses sogenannten *Overland paper* gestattet kaum das rasche Schreiben mit einer feinen Stahlfeder, und tritt auch nicht selten Fliessen ein. Das japanische Muster dieser Sorte weist keinen dieser Nachtheile auf und würde sicher in England guten Absatz finden. Drei der Muster sind als Druckpapier bezeichnet, dürften sich jedoch für diesen Zweck der allzu grossen Glätte ihrer Oberfläche halber nicht ganz eignen. Einer Verwendung dieser

Papiersorten als Handelsartikel steht im Grossen und Ganzen vor der Hand nur der Preis entgegen, der, wenn schon nicht in Anbetracht der ausgezeichneten Qualität, wohl aber in Berücksichtigung des Werthes des Productes für die Consumenten als allzu hoher bezeichnet werden muss. Die einzelnen Sorten werden mit 1 s. 6 d. bis 2 s. 6. per lb. notirt, was die Preise des englischen Papieres weit übersteigt. Indess ist die Sache erst im Stadium der Kindheit und kaum dürfen wir zweifeln, dass es der Intelligenz der Japaner über kurz gelingen wird, ein starkes mitteldickes und billiges Druckpapier herzustellen. *Globe.*

Jade (Nephrit). Es fällt mir auf, schreibt Prof. R. K. Douglas, in einem Artikel der „Times“ eine Bemerkung zu finden, nach der die Alten keinen bestimmten Namen für *Jade* gehabt hätten, und diese Bemerkung auch für die Chinesen hingestellt zu sehen. Diese nennen *Jade* „*Yuh*“ oder Edelstein und theilen die ihnen bekannten Sorten in 77 Classen, ohne aber für das Mineral selbst eine generelle Bezeichnung zu haben. Nach der Ansicht des berühmten Philosophen Kwang-Chung, der im 7. Jahrhunderte v. Chr. schrieb, eröffnet die Betrachtung des Jadesteines den Sinnen des echten Chinesen eine ganze Serie von Visionen. Die meist geschätzten Vorzüge der Menschen reflectirt dieser Stein. In seiner spiegelnden Glätte erkennt der Chinese das Bild der Wohlthätigkeit, in seinem hellen Glanze jenes der Wissenschaft, in seiner Festigkeit Rechtschaffenheit u. s. f. Dies ist es, fügt der genannte Philosoph bei, was den Stein dem Menschen werthvoll macht und ihn in demselben einen Weissager erblicken lässt. Andere Philosophen, die sich in das „Sein“ dieses Minerals vertieft haben, erklären selbes einfach als die Essenz von Himmel und Erde!

Dritte belgische Expedition nach Inner-Afrika.

Das General-Secretariat der internationalen afrikanischen Association in Brüssel übersendet uns das nachstehende Circulare:

Brüssel, am 11. Juni 1880.

Ich beehre mich Ihnen mitzutheilen, dass die dritte Expedition, welche seitens des Executiv-Comité der internationalen Association ausgerüstet wurde, soeben Brüssel verlassen hat, um sich nach Zanzibar zu begeben. Dieselbe wird commandirt von M. Ramaeckers, Capitän des 1. Genie-Regiments, und besteht aus dem Lieutenant Belen der Kriegsschule, Lieutenant Becker der Artillerie und dem Photographen Demense.

Unsere Reisenden haben sich am 7. Juni in Brindisi eingeschifft und werden sich mittelst „British India“-Dampfer von Aden nach Zanzibar begeben, für welche Passage ihnen seitens der genannten Gesellschaft grossmüthigerweise eine Rednction von 50 Percent des Fahrpreises zugestanden wurde. Die Reisenden dürften wahrscheinlich in dem Augenblicke in Zanzibar eintreffen, in welchem die deutsche und französische Expedition sich nach dem Innern begeben wird.

Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen anzuzeigen, dass die französische Station der internationalen Association in Kirassa bei Kiara (Ousagara) errichtet werden wird, während man die deutsche in der Umgebung von Manyara, zwischen Karéma und Tabora, etabliren wird.

Der General-Secretär: *Strauch.*

²⁾ 1 Picul = 133 $\frac{1}{2}$ Lb. engl.

SAHARA UND SUDAN.¹⁾

Vor Kurzem empfahl der berühmte Afrika-Forscher Henri Duveyrier mit den Worten höchster Anerkennung an dieser Stelle das prächtige Werk Dr. Nachtigal's; es sei uns, die wir begeistert in das Lob einstimmen, gestattet, nochmals des längeren auf den Inhalt dieses Buches zurückzukommen.

Dr. Nachtigal hatte sich während seines krankheits-halber seit dem Jahre 1863 in Nord-Afrika genommenen Aufenthaltes an zwei Centralpunkten afrikanischen Verkehrs, zu Tunis und Tripolis, mit den Sitten und Gebräuchen der Bewohner des schwarzen Continents und mit der arabischen Vulgärsprache soweit vertraut gemacht, dass er sich, als Gerhard Rohlf's im Jahre 1868 die Geschenke des Königs von Preussen an den Scheich Omar von Bornú in die Hände eines verlässlichen Ueberbringers legen wollte, zu diesem Amte antragen konnte. Im Jänner 1869 brach er bereits mit einer Karawane von Tripolis gegen Süden auf, erreichte am 19. Februar desselben Jahres Murzuq, die Hauptstadt von Fezzân, verblieb daselbst bis zum 6. Juni, um Land und Leute zu studiren, und ging an diesem Tage in Begleitung eines Karawanen-Vorstehers, der ihn nach Tibesti und Borkú zu führen hatte, auf der von zahlreichen Vorgängern bereits begangenen grossen Sahara-Strasse nach dem Sudan ab. Ueber Quatrún und Tedscherri gelangte der Reisende nach dem Tümmo oder Dschebel el War und zweigte von hier am 27. Juni gegen Osten nach dem nur vom Hörensagen und den mageren Angaben des Scheichs Omar el Tunsy bekannten Felsenlande Tu oder Tibesti ab, drang in diesem verschlossenen Gebiete, das er, soweit es unter den denkbarsten schwierigsten Verhältnissen möglich gewesen, erforschte bis beinahe 19 $\frac{1}{2}$ ° nördlicher Breite und 16 $\frac{1}{2}$ ° östlicher Länge von Greenw. (Wasser-Reservoir Kiamerda) vor, überschritt hierauf den mächtigen Tibestanischen Gebirgsstock Tarso in der Richtung von Südwest gegen Nordost und scheute es nicht, trotz der schlimmsten Nachrichten von allen Seiten, Bardaï, einen Hauptort von Tibesti zu besuchen. Hier entging Dr. Nachtigal mit genauer Noth dem sicheren Tode und wandte sich am 3. September vom Tarso-Gebirge auf einer seinem Hinwege parallelen Route über Afafi nach Fezzân und traf am 8. October wohlbehalten in Murzuq wieder ein.

Mit dem Besuche und der Bereisung eines grossen Theiles von Tibesti hatte Nachtigal eine geographische Aufgabe ersten Ranges gelöst, und schon diese Leistung allein hätte ihm einen ehrenvollen Namen in den Annalen der Afrika-Forschung gesichert.

Auf der Weiterreise nach Kuka berührte Dr. Nachtigal die bereits durch andere Afrika-Forscher bekannten und beschriebenen Oasen Jat, Jeggeba, Kawár, Bilmá, Zau Kurra, Dibbela und Agadem, und am 6. Juni 1870 zog seine Karawane in der Hauptstadt des Bornú-Reiches ein, wo er bald Gelegenheit fand, sich seines officiellen Auftrages durch Uebergabe der Geschenke an den menschenfreundlichen Scheich Omar zu entledigen.

¹⁾ Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtigal. Erster Theil (Tripolis, Fezzân, Tibesti und Bornú). Berlin 1879. Weidmann'sche Buchhandlung. Wiegand, Hempel und Parey. 748 pp. 19 Tabellen und 2 Karten.

Dieser Theil der Reise ist's, den Gustav Nachtigal im ersten Bande seines Reisewerkes beschreibt.

In Bornú, mitten im Herzen von Afrika, fasste der Erforscher Tibesti's den kühnen Plan, seine Schritte über Wadaï und Dâr Fûr nach dem Nil zu lenken. Von Bornú aus brach er nochmals gegen Nord-Osten über Egeï und Bodelé nach Borkú (im Süden von Tibesti) vor, erforschte diese Landschaften, durchzog zu Beginn des Jahres 1873 Wadaï, wo er nach dem Süden und Norden der Hauptstadt Abescher Abstecher machte und wandte sich hierauf nach Dâr Fûr und Kordofan. Den Boden Dâr Fûr's hatte er eben verlassen, als die egyptischen Heere gegen dieses morsche Reich marschirten. Nubien und Egypten ward im Triumph durchmessert und zu Anfang des Jahres 1875 sah Europa den ruhmgekrönten Forscher wieder.

Gleich nach dem Eintreffen Dr. Nachtigal's in der Heimat, und wohl auch schon früher, hatten Fach-Journale und Tagesblätter aller Länder auf seine Reisen und Forschungen aufmerksam gemacht.²⁾ Der wackere Doctor machte sich auch sofort selbst an die wissenschaftliche Beschreibung seiner grossartigen Reise-Tour und lieferte eine Reihe von trefflichen Special-Arbeiten über die Natur und Bevölkerung einzelner erforschter Länder. Allein es dauerte ein Quinquennium bis das einheitliche Reisewerk Nachtigal's der mit Spannung wartenden geographischen Welt vorgelegt werden konnte, die es denn auch mit hoher Befriedigung und allseitiger Bewunderung der Verdienste des unternehmenden Mannes aufnahm. In der That sind Beschreibung, Schilderung, Berichtigung von Irrthümern und Missverständnissen der Vorgänger, Aufhellung von Dunkelheiten in geographischen und ethnographischen Dingen gleich gediegen, und allen Ansprüchen selbst strenger Kritiker vollkommen genügend. Nirgends liess der Forscher eine Lücke, selbst in den schwierigsten Situationen pflog er über alle möglichen Umstände Erhebungen. In dem Tone liebenswürdiger Bescheidenheit lässt er uns über keinen Punkt der durchzogenen Landschaften unbefriedigt, es sei denn, dass er hie und da Sachen exacter geographischer Forschung verschwiege, die er in Folge seiner während der ganzen Reise andauernden Mittellosigkeit nicht erstreben konnte, oder deren Erreichung ausserhalb der Leistungsfähigkeit eines durchaus ehrlich denkenden, für die Lösung seiner Aufgabe begeisterten und ausdauernden dabei überaus befähigten und fleissigen Mannes, der jedoch nicht das Glück hatte, an der Hand von Fachmännern der Erdkunde sich lange Zeit für ein grosses Werk vorzubereiten, gelegen ist. Von diesem Standpunkte aus haben wir ein Werk zu beurtheilen, wie es

²⁾ Vergl. Petermann's geographische Mittheilungen, 1869, pag. 228, 394, 472; 1870, pag. 25, 47, 200, 273, 283, 287; 1871, pag. 67, 326, 450, 456; 1873, pag. 191, 201, 398; 1874, pag. 10, 187, 198, 261, 323, 435; 1875, pag. 19, 281. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1870, pag. 69, 216, 289; 1871, pag. 130, 334, 315, 526; 1873, pag. 141, 249, 311; 1874, pag. 39, 235; 1877, pag. 30. — *Glohus*, XIV., 1869, pag. 109; XVIII., 1870, Nr. 14; XXIII., 1873, pag. 375; XXIV., 1873, pag. 119, 137, 153, 215, 231, 335; XVI., pag. 312, 330, 395, 409; XVII., pag. 73, 89, 233, 256; XVIII., pag. 7, 118, 203. — *Ansland*, 1371, Nr. 3, 20; 1872, Nr. 28; 1874, Nr. 44, 46. — *Geographical Magazine*, 1874, pag. 177. — *Nouvelles annales des voyages*, 1870, Juni. — Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, 1873, pag. 179; 1874, pag. 10, 323. — *Journal of the Royal Geographical Society*, XLVI., 1877, pag. 386. — *Die Natur*, 1877, Nr. 3. — *Deutsche Rundschau*, 1877, pag. 201, 362. — *Bulletin de la Société Khédiviale de Géographie*, 1876—77, pag. 305 etc. etc.

jenes Dr. Nachtigal's ist, worin Blatt für Blatt berichtet wird, was unter beständiger Aufopferung mit stannenswerther Energie und Umsicht, in den meisten Fällen unter monatelanger drohender Todesgefahr, in beispielloser Armuth durch den Einsatz der besten Kräfte eines Biedermannes der menschlichen Erkenntniß gewonnen wurde.

Der vor kurzer Zeit erschienene erste Band des Nachtigal'schen Reisewerkes enthält, wie erwähnt, die Ereignisse der grossen Tour durch Afrika bis zum Ende des Jahres 1870 und wurde vom Verfasser in drei Bücher (23 Capitel) getheilt.

Das erste Buch behandelt zumeist topographische und sociale Verhältnisse von Tripolis, die Schilderung der geschäftlichen Vorbereitungen Dr. Nachtigal's zur Reise, die Erlebnisse auf dem Wege nach Fezzân, eine Beschreibung von Murzuq, der Hauptstadt dieser Oase, einen sehr werthvollen Excurs über die natürliche Beschaffenheit, Klima, Krankheiten, Geschichte und Bevölkerung des Fezzân-Gebietes. Auf die Hervorhebung des ethnographischen Momentes scheint in diesem Buche, wie überhaupt im ganzen Werke, das Augenmerk des Verfassers besonders gerichtet gewesen zu sein. Bisher hat kein Reisender, der die Oase passirte, über Fezzân so ausführlich und so gründlich gehandelt, wie Dr. Nachtigal. Die Fezzân und speciell Murzuq betreffende, zweihundert Seiten starke Partie des Werkes ist eine prächtige Monographie im wahren Sinne des Wortes.

Im zweiten Buche ist die Beschreibung des von Dr. Nachtigal betretenen Gebietes von Tibesti enthalten. Dieselbe ist neben den erwähnten oberflächlichen Berichten des Scheichs Omar el Tunsy bis zu diesem Zeitpunkt die einzige auf Autopsie begründete Quelle für die Kenntniß dieses Theiles unseres Planeten und hat als solche natürlich unschätzbaren Werth. Das 6. und 7. Capitel dieses Buches, jenes eine Abhandlung über die Topographie und Bodenbeschaffenheit Tibesti's, dieses eine ethnographische Schilderung der Tedâ, der Bewohner des Tu-Landes enthaltend, sind geographische Leistungen, die uns in Dr. Nachtigal einen scharfsinnigen, mit klarem Blick versehenen und äusserst aufmerksamen Beobachter, einen Kenner des richtigen Umfanges der physischen Disciplinen der Erdkunde und einen massvollen, Phantasiegebilden abholden Combinator erkennen lassen.

Der Beschreibung des Weges von Fezzân nach Bornú und der Schilderung des Reiches Scheich Omar's, der sich den deutschen Reisenden zu wiederholten Malen so wohlgesinnt gezeigt, ist das dritte Buch des Nachtigal'schen Reisewerkes gewidmet. Die Oase Kawâr bildete den Mittelpunkt dieser Hälfte der Reisetour an den Tsad-See und daher sind ihre Verhältnisse etwas copioser behandelt. Bornú, seine Hauptstadt Kûka und die Bewohner des Kanûri-Reiches, deren sociale und merkantile Verhältnisse, Kleidung und Ernährung, den Hof, die Regierung und Kriegsmacht des Scheich finden wir mit einer Ausführlichkeit beschrieben, wie in keinem anderen Werke oder Berichte eines Reisenden, der in diese Regionen vorgedrungen ist. Dr. Nachtigal's Arbeit wird ohne Zweifel sehr viel dazu beitragen, das Tsadsee-Reich zu einem der bestbekanntesten Territorien Inner-Afrika's zu machen. Das letzte Capitel des dritten

Buches enthält die Schilderung der Erlebnisse des Reisenden am Ende des Jahres 1870 und ein Exposé seiner weiteren Reisepläne.

Den Schluss des vorliegenden Bandes bildet ein Verzeichniß von meteorologischen Beobachtungen, welche Dr. Nachtigal während seines Aufenthaltes in Murzuq und auf seiner Reise von Fezzân nach Bornú angestellt und welche für unsere Kenntniß der physischen Verhältnisse der Sahara von Wichtigkeit sind. Zwei dem Werke beigegebene Detailkarten zu Nachtigal's Reise in Fezzân und im Tu-Gebiete (1 : 2,000,000) und ein Plan von Murzuq (1 : 12,500) sind meisterhaft ausgeführt und können, was Eleganz, Genauigkeit und Schönheit der technischen Ausführung betrifft, mit den besten Producten der Kartographie concurriren.

Ueber Nachtigal als Beobachter und Darsteller mögen einige Worte an dieser Stelle ebenfalls Platz finden.

Es wird unbestritten bleiben, dass es nicht schwer ist, den Gesamteindruck, welchen ein Naturvolk auf den nüchternen Reisenden macht, zu beschreiben; aber in kurzer Zeit das ganze Wesen des moralischen Charakters eines Volkes zu ergründen, diesen unparteiisch zu würdigen und zu beurtheilen, wie dies Dr. Nachtigal bei den Fezzânern, Tibus und Boruanern gethan, ist wenigen Reisenden gelungen. In dem eminenten Vermögen, reizende völkerpsychologische Bilder entwerfen zu können, beruht ein Hauptvorzug Dr. Nachtigal's und darin zeigt sich das Ingenium und der hohe Grad von Befähigung des verdienstvollen Mannes für den Beruf eines Forschungsreisenden. In unserer Kenntniß der ethnographischen Verhältnisse des Gebietes zwischen Tripolis und dem Tsad-See herrscht eine merkwürdige Ungenauigkeit. Ein Reisender und Sachkenner könnte sich hiebei zu den heterogensten Urtheilen veranlasst finden. Man muss jedoch gestehen, dass Nachtigal in seinem Parère hierüber sehr massvoll angetreten ist. Wo er Anhaltspunkte gewonnen, dort brachte er eine besonnene Lösung zu Stande, wo wenig oder unverlässliches Materiale vorlag, dort enthielt er sich des Endurtheils und äusserte nur leise Vermuthungen, wo er Richtiges ahnte oder fand, vergass er es nicht zu betonen, worüber völliges Dunkel herrscht, darauf machte er in schlichten Worten aufmerksam; Vieles überliess er mit Recht der Entscheidung berufener Specialgelehrten.

Der Erforscher Tibesti's und Wadâ's beherrscht in seltener Weise die Sprache und bewegt sich selbst bei der Behandlung abstracter Stoffe, bei der Beschreibung der sterilen Vegetation der grossen Sandwüste, bei der anscheinlich ermüdenden Schilderung des wechsellosen Einerlei der Tagesverrichtungen eines Reisenden in der Sahara dennoch in lebensvollen, bunten Tableaux. Die geographische Welt wird sich daher in der Hoffnung nicht getäuscht sehen, dass Nachtigal's Reisewerk im wahren Sinne des Wortes populär werden und in alle gebildeten Schichten des Volkes eindringen werde, — ein Erfolg, dessen sich nur Dr. Barth's zweibändiges Werk, obgleich es die Vorzüge des Wissenschaftlich-Populären nicht besitzt, und in noch höherem Grade Dr. Schweinfurth's gedrungene Ausgabe des Werkes „Im Herzen von Afrika“ zu erfreuen hat. *Dr. Ph. Paulitschke.*

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Wien, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzor in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbóry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

Inhalt: Aden (1840—1880). Von *Freiherrn v. Schweiger-Lerchenfeld*. — Die Reise einer kaiserlichen deutschen Gesandtschaft durch Ungarn, Serbien und Bulgarien im Jahre 1577. Von *C. Stichter*. — Zur Porcellan-Manufactur in China. — Tabak-Handel British-Indiens. — Miscellen: Dr. Lenz im nordwestlichen Afrika. Von der internationalen afrikanischen Association. Ceylons Aussenhandel pro 1879. Chinesische Baumwollwaaren. Spinnereien und Webereien in Japan. Chinesische Studenten in den Lehranstalten Amerikas. Ein Prachtwerk in persischer Sprache. Russlands Handel mit seinen asiatischen Grenznachbarn. Kamphergewinnung auf Formosa. Batum. — Literatur-Bericht: „Chinesische Skizzen“ von *Herbert A. Giles*.

ADEN

(1840 — 1880).

Von *Freiherrn v. Schweiger-Lerchenfeld*.

Wenn ein berühmter Zeitgenosse in seiner erpriesslichen Thätigkeit einen Cyclus von Jahren abgeschlossen hat, so gibt dies immer Anlass zu einem umfassenden Blick in die Vergangenheit und Zukunft, und daran kettet sich die erfreuliche Nutzenwendung, die zumeist im Schimmer der allgemeinen Festesstimmung sich darstellt. Im Leben des Einzelnen haben solche Ruhepunkte zu rückgreifender Beschaulichkeit umso mehr Berechtigung, als damit gleichzeitig ein halbes oder ganzes Lebensalter erschöpft wird. . . . Aehnlich verhält es sich mit den epochalen Ereignissen im Staats- und Völkerleben. Hier sind die Zeitläufe, soweit sie der Einzelne zu überblicken vermag, sehr häufig von grossem Interesse und es erscheint müssig, Beispiele hiefür beizubringen. Erwähnen möchten wir nur, dass Länder und Völker, oder Städte, mitunter ein ähnliches Schicksal trifft, wie manchem Menschen, d. h. dass die grosse Masse von dem Vorgefallenen oder Geleisteten wenig oder gar keine Notiz nimmt.

In diesem Sinne möchten wir die nachfolgenden Zeilen aufgefasst wissen. Sie betreffen das weitberühmte, aber in seiner geschichtlichen Entwicklung wenig bekannte Aden, in welchem Schlüsselpunkte sich die Engländer vor nun genau vierzig Jahren „bäuslich“ eingerichtet hatten. Unter welchen Umständen dies geschah, dürfte noch allenthalben in Erinnerung sein.

Im Jahre 1837 wurde Capitän Haines von der ostindischen Compagnie nach Aden, das damals die Residenz des Sultans der vereinigten Araberstämme der Abdeli (Laheg) war, gesendet, um mit diesem über die Cession des Küstenpunktes einig zu werden. In der That folgte seitens des Araberchefs die formelle Zustimmung, aber schon im darauffolgenden Jahre hatte der Sultan seine Meinung geändert und dem Capitän die Zufuhren an Holz und Wasser abgeschnitten. Diese offenbare Treulosigkeit gab natürlich Anlass zu einem energischen Einschreiten englischerseits. Haines blockirte Aden und am 20. Jänner 1839 wurde der Platz mit Sturm genommen. Die definitive Abtretung durch den Sultan folgte zwar auf dem Fusse, doch dauerten die Feindseligkeiten noch ein volles Jahr, so dass die Besatzungstruppen der ostindischen Compagnie erst mit Beginn des Jahres 1840 sich in ihrem Besitze sicher fühlten. Die Festungswerke befanden sich damals in dem denkbar verfallenen Zustande, oder vielmehr sie waren gar nicht vorhanden. Einzelne Fragmente, welche die Engländer als die Trümmer früherer Fortificationen erkannten, rührten zumeist aus der Zeit Sultan Sulejmans I. her, oder sie waren vollends ehrwürdige Reste aus dem Alterthum, speciell aus der Römerzeit — denn Aden ist kein Emporium der Neuzeit, wie man vielfach annimmt, es spielte bereits im Alterthum eine grosse Rolle.

Werfen wir nun einen Blick auf den wichtigen Platz, der als der Schlüssel zum Rothen Meere betrachtet wird, und den man vielfach mit einem „arabischen Gibraltar“ verglichen hat. In der That ist in Bezug auf letzteren Vergleich der Anblick Adens ein überraschender. Eine gebirgige, wildzerklüftete, durchwegs aus vulkanischen Gebilden bestehende Halbinsel von drei Wegstunden Längen- und anderthalb Wegstunden Breitenausdehnung, springt von dem flachen Gestade in die See aus. Dieses Gebirge — Djebel Schamschan — mit Kegeln bis zu 1665 und 1718 Fuss, hat gegen Osten eine kraterartige Einsenkung, an deren Mündung die Stadt Aden liegt. Der Durchmesser des fast kreisrunden Kraters beträgt drei Kilometer; der Kraterand, gegen Westen am höchsten aufsteigend,

senkt sich gegen Osten zum Meere, steigt gegen Nordost im Mansuri (oder Djebel Hassan) bis zu 600 Fuss empor und stürzt sodann steil mit verschiedenen Verzweigungen zum Meere ab. Nur da, wo die Stadt Aden — das „Camp“ der Engländer, zum Unterschiede von ihrer Colonie „Steamerpoint“ — liegt, ist dieser Kraterand wie durch eine heftige Eruption ganz durchbrochen und öffnet das Innere seiner Arena durch eine schmale Schlucht ganz dem Meere, das hier die Front-Bay oder Aden-Bay bildet, welcher die Insel Sira, vielleicht noch ein Fragment des vordem geschlossenen Kraterrandes, vorliegt.

Ueber die geologischen Verhältnisse der Halbinsel Aden findet man die ausführlichsten Mittheilungen in des englischen Ingenieurs Forster „Short Topographical and General Description of the Cape of Aden“, die bereits Ritter auszugsweise publicirt hat. Die vulkanische Natur der Umgebung Adens lässt zunächst die Thatsache constatiren, dass in dieser trostlosen Wüstenei, über welcher sich ein in der vollsten Bedeutung des Wortes glühender Himmel spannt, die Existenz auch in den früheren Jahrhunderten, wo Aden in voller Blüthe stand, immer eine harte, ja qualvolle gewesen sein müsse. Die Annahme, englische Soldaten hätten in der ersten Zeit der Occupation die letzten spärlichen Akazien und Bäume vernichtet, um Bau- und Brennholz zu gewinnen, beruht zwar auf Wahrheit, doch kann diese Thatsache nicht von Belang sein, wenn man vor Augen hält, dass der Vorrath an solchen Akazienbäumen nur ein höchst spärlicher gewesen sein kann. Die Halbinsel Aden wird uns in allen älteren Werken als eine vollständig kahle, wild zerrissene Felsenmasse geschildert, als ein Land, das neben der Südküste Baludschistans, dem „Gersir“ bei Buschin und einzelnen abessynischen Küstenstreifen, zu den heissesten Strichen im Bereiche des indischen Oceans gehört. Seit die Engländer auf Aden sind, hat sich dieser Uebelstand nicht beseitigen lassen; noch immer zählt hier ein baumartiges Gewächs zu einer Seltenheit, und die kleinen Privathäuser, in welchen die Bangolos der Officiere und der Beamten liegen, würden bei uns in Europa niemals Anspruch auf diese Bezeichnung erheben dürfen. Blumen züchtet man nur in Töpfen. Die Sonne versengt alles organische Leben, und da der Humus fehlt, finden auch die Regenmassen keinen Halt und versickern dort, wo sie nicht „gefasst“ werden, im Gestein oder verdunsten in den Schründen und kleinen Kraterkesseln. Der Mangel aller Brunnen und Quellen war für Aden schon in den ältesten Zeiten eine Existenzfrage. Man ist demnach schon frühzeitig zur Errichtung von grossartigen Wasserbehältern geschritten, und diese, die berühmten „Cisternen“ der heutigen Stadt, sind es denn auch, welche den jeweiligen Jahresbedarf an Trinkwasser für die Bewohner enthalten. Sie sind — zehn an der Zahl — terrassenförmig in einer Schlucht des Djebel Schamschan übereinandergelagert, durch starke mit Strebepfeilern gestützte Quermauern von einander getrennt und derart mit Abflusscanälen versehen, dass der jeweilige Wasserüberfluss der obersten Cisterne in die nächst tieferliegende abgeht und so weiter bis zur letzten. Man schätzt die Zahl dieser Cisternen, wie sie von altersher bestanden, auf mindestens vierzig, so dass

die Zahl derjenigen, welche durch die Engländer wieder von ihrem Schutte befreit, restaurirt und ihrer Bestimmung zugeführt wurden, höchstens ein Viertel der Gesamtzahl betragen. Eine photographische Ansicht zeigt uns überdies, dass hier neben dem Nützlichen auch das Geschmackvolle nicht aus dem Auge gelassen wurde. Das Mauerwerk befindet sich im tadellosen Zustande, überall sind bequeme Zufahrtsstrassen angelegt, die Abstürze mit Geländern versehen und hie und da gewahrt man inmitten der nackten vulkanischen Gebilde auf der Plattform zwischen zwei Cisternen eine Baumgruppe oder einen grünen, erquickenden Rasenfleck.

Auf dem Wege in das Innere von Labeg bestand vor Zeiten eine Wasserleitung. Von ihr sind heute nur mehr spärliche Trümmer vorhanden, die man in einer Länge von beinahe drei Stunden verfolgen kann. Sie ist aus rothen Backsteinen aufgeführt, $4\frac{1}{2}$ Fuss breit, die Wasserräume 19 Zoll breit, 16 Zoll tief, ohne Gewölbbogen als Unterlage, ein fünf Fuss hochziehender, aber oben zugewölbter Damm. Sie beginnt am Nordende der Halbinsel beim Anfang des sandigen Isthmus — wo vordem eine 1300 Schritte lange Vertheidigungsmauer von Meer zu Meer zog (Dureib el Arab auf einer älteren Detailkarte). Die Spur dieser Wasserleitung lässt sich, wie gesagt, 16.000 Schritte weit verfolgen, und endet unweit des Grabmals des Scheich Othman beim Dorfe Biyar Amheit, wo die Quelle sich befand, die die Reservoirs dieser Wasserleitung speiste. Heute ist der Brunnen wasserlos; ebenso die Becken (Tanks), die zum Theile zertrümmert sind, in ihrer Anlage aber ganz den Cisternen von Aden gleichen.

Diese Bauten geben beredtes Zeugniß von der früheren Bedeutung Adens. Als die Engländer von dem Platze Besitz ergriffen, war er nahe dem vollständigen Verschwinden; er zählte nur etliche hundert Bewohner, die Häuser lagen in Ruinen, und hätten nicht die Indiefahrer zu Zeiten die Station besucht, um Kohlen einzunehmen, und einige Export-Artikel zu verfrachten, — Aden wäre vielleicht verschollen gegangen. Wir sagen „vielleicht“; wie die Dinge seit jeher lagen, musste Aden trotz seines beispiellosen Verfalles gleichwohl früher oder später einer seefahrenden Macht in die Hände fallen, und England hatte zur rechten Zeit nach diesem Schlüsselpunkte gegriffen. Die Kunde über Aden reicht, wie mehrfach erwähnt, viele Jahrhunderte zurück; wollten wir verschiedene unerwiesene Annahmen antiker Schriftsteller gelten lassen, dann sogar Jahrtausende. Es ist eine Streitfrage unter den Alterthumsforschern, ob das in den alten Quellen vielfach genannte Okelis, das als der Haupthafen des Himyariten-Reiches zur Zeit Königs Charibaël aufgeführt wird, das heutige Mocha oder Aden sei. Da die Lage nicht immer präzise angegeben erscheint, einzelne Stellen der Texte aber mehrfach darauf hinweisen, das höchst wahrscheinlich das jetzige Mocha gemeint sei, da von Schutz suchenden Schiffen, „innerhalb der Meerenge“ (offenbar Bab-el-Mandeb) die Rede ist, so hat man sich für die Identität von Mocha mit Okelis entschieden. Wenigstens stand die Frage so zu Ritters Zeit, und seitdem haben sich die Geographen mit der historischen Seite dieser hochinteressanten geographischen Frage nicht mehr eingehend beschäftigt. Dennoch ist ein Text aus den alten Chroniken von ent-

scheidender Wichtigkeit für das muthmassliche Alter des „Emporiums“ Aden.

Der Autor des Periglus, der Okelis ausdrücklich nennt, theilt mit, dass ausserhalb der Meerenge, etwa 1200 Stadien von dem genannten Hauptorte entfernt, an der Küste von Arabia Felix ein Ort liege, dessen Hafen noch günstiger sei, als jener von Okelis. Die 1200 Stadien geben genau 60 Wegstunden oder 30 deutsche Meilen. Nun beträgt aber die Entfernung zwischen Mocha und Aden auf Kiepert's grosser Karte „Südwestliches Arabien“, beinahe so viel, nämlich 35 deutsche Meilen, wodurch die Gewissheit erwächst, dass der Autor des Periglus nur Aden gemeint haben konnte. Viel wichtiger noch als diese nahen Andeutungen sind die bestimmten Nachrichten, welche wir aus der Zeit des Römerkaisers Claudius über Aden besitzen. Es war unter diesem Herrscher, dass römischer Einfluss, der bislang im nördlichen Arabien geherrscht hatte, auch bis zu den südlichen Ocean gedrungen war. Annus Plocamus ist der Name des officiellen römischen Steuerpächters an den Küsten der südlichen Hälfte des rothen Meeres. Plinius erzählt übrigens, dass der Executiv-Beamte dieses Zollpächters durch Nordstürme an ein fernes Gestade verschlagen worden sei, und so unfreiwillig der Entdecker der Insel Ceylon wurde. Thatsächlich erschienen auch bald hierauf indische (oder richtiger singhalesische) Abgesandte am römischen Kaiserhofe und kurz nachher entwickelte sich zwischen dem abendländischen Weltreiche und der entlegenen paradiesischen, von der Natur so gesegneten Insel, ein äusserst lebhafter Handelsverkehr. Aden war — ganz so wie heute — die Hauptstation an dieser neugeschaffenen Handelslinie. Um diese Situation zu schaffen, hat es aber erst eines Kriegszuges gegen den genannten Seeplatz bedurft, da die Araber anfänglich nicht gewillt schienen, sich der Neuordnung der Dinge zu fügen. Wie aus Ukert's „Geographie der Griechen und Römer“ hervorgeht, scheinen Uneinigkeit und Zersplitterung unter den arabischen Stämmen der Südküste in erster Linie den Römern zu ihrem verhältnissmässig leichten Siege verholten zu haben, der mit der Zerstörung der Stadt Aden endete. Kurz hierauf wurde sie wieder erbaut, befestigt, mit Cisternen und Aquäducten versehen, und wie heute der britische Leu, so gebot damals der römische Adler an der Eingangspforte zum Rothen Meere.

Auch in der spätrömischen Zeit finden wir noch immer an der Südostküste Arabiens römischen Einfluss als massgebend. Kaiser Constantius schloss mit dem Himyariten-Könige eine Art von Vertrag, nach welchen es den Christen gestattet sein sollte, in Aden Kirchen zu erbauen. Aus dieser Zeit datirt auch die bekannte, zum Theile äusserst phantastische Beschreibung, welche der Chronist Agatharchides aus Knidus von der Herrlichkeit des himyaritischen oder sabäischen Reiches in Yemen gab. Obwohl nüchterner gehalten als die bekannte Schilderung des Ktesias von Indien, ergeht sich die Schrift des Knidiars gleichwohl in hyperbolischen Auslassungen. Nach ihm waren die Sabäer nicht nur das reichste, sondern auch das grösste, d. h. zahlreichste der arabischen Völker. Ein Eden auf Erden nannte er das Land, das diese glücklichen Sterblichen bewohnten. Da gab es Wälder von Myrrhen und Weihrauch, von

Palmen und Gewürzsträuchern; aus duftenden Kräutern gewann man den berühmtesten Balsam und von diesen Kräutern nährten sich auch die Heerden, so dass sie schon bei Lebzeiten förmlich einbalsamirt waren. Den Glanzpunkt des Sabäerreiches bildete natürlich die Hauptstadt, die der Knidier fälschlich Saba nennt (es war bekanntlich Marib); hier gab es prächtige Tempel, Säulenhallen mit vergoldeten Giebeln und Gemmen geschmückten Pilastern, und in den Gemächern der Königsburg lagen die Schätze einer Welt aufgehäuft. Die Sabäer selbst werden als ein höchst gewerbefleißiges und kunstsinniges Volk geschildert, doch liess ihnen Agatharchides auch den Ruhm, den sie als Krieger genossen, ungeschmälert und er bestätigt nebenbei die Ansicht früherer Chronisten, dass die Sabäer ein hochentwickeltes Handelsvolk seien. Wie weit Aden an allen diesen, zum Theile wohl sehr übertriebenen Cultur-Heirlichkeiten participirte, lässt sich schwer ermitteln; jedenfalls muss sie aber ihre Rolle als Emporium und Schiffahrts-Station weiter gespielt haben, wie in dem vorangegangenen Jahrhundert. Auch dürfen wir nicht aus dem Auge lassen, dass schon Christian Lassen auf Grund ethymologischer Vergleiche die bekannten Salomonischen Ophir-Fahrten auf die Route durch's Rothe Meer über Aden nach Indien (Ceylon) verlegt hat, wodurch nicht nur die Wichtigkeit dieser Handelslinie überhaupt, sondern speciell die des Küstenpunktes, den wir heute Aden nennen, bis in's graue Alterthum hinaufzurücken würde. Aehnliches gilt hinsichtlich der Nachrichten über die Meerespforte Bab-el-Mandeb, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Als die mohammedanische Weltherrschaft im Osten in voller Entwicklung sich befand, war Aden noch immer ein berühmter Platz. In der trefflichen Uebersetzung des Istachri von dem erst kürzlich in Constantinopel verstorbenen ausgezeichneten Forscher Dr. Mordtmann ist ausdrücklich zu lesen, dass Aden damals — also um 950 n. Chr. — als die „berühmteste Seestadt im Yemen“ galt. Edrisi, der zwei Jahrhunderte später lebte (1150), theilt Ausführliches über die in diesem Hafen herrschende Handelsbewegung mit und er gedenkt auch der grossen Handelsroute, die von Aden in's Innere Yemens bis Sanaa führte. Der im Allgemeinen ziemlich verlässliche arabische Chronist weiss uns Manches über die fremden Schiffe zu erzählen, welche oft aus dem entlegensten, ungekannten Asien (aus Sind und Tschin, also aus Indien und China) bis hieber steuerten und die mannigfachsten Producte, theils der Natur, theils des Gewerbefleisses absetzten. Thatsächlich hat im Bereiche der arabischen Race um die Mitte des 12. Jahrhunderts mit Aden nur noch eine Stadt rivalisirt, das prächtige Kufa, bis wohin aufwärts des Euphrat schon im 10. Jahrhunderte „Schiffe aus China“ gezogen kamen. So berichtet Masudi (Sprenger's Uebersetzung, I, 246) und er setzt hinzu, diese Schiffe hätten zu Nedjed gelandet. Kurz, wir entnehmen aus allen Schriften der arabischen Chronisten und Geographen, dass Aden eine reiche, blühende Handelsstadt von nicht blos localer Bedeutung war und eine Rolle im Welthandel des Mittelalters spielte.

Aus der Zeit Abulfeda's (1331) fliessen die Nachrichten bereits spärlicher oder sie sind zum mindesten

nicht mehr so schön gefärbt. Da nach weiteren zwei Jahrhunderten die Portugiesen den von ihnen entdeckten neuen Seeweg nach Indien eröffneten, so liegt es in der Natur der Sache, dass Aden mehr und mehr in Verfall gerathen musste. Gleichwohl war es zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein fortificatorisch derart fester Platz, dass Albuguerque von dessen Einnahme abstehen musste (1513). Im Jahre 1538 zogen die Türken in Aden ein und sie blieben einige Jahre weniger als ein volles Jahrhundert an diesem südlichsten Punkte von Arabien (bis 1630). Noch Capitän Haines fand bei der ersten Occupation der Hafencstadt zahlreiche türkische Grabschriften, ferner drei grosse Metallkanonen und den schon oben erwähnten Aquäduct in der Richtung nach Sanaa. Allgemein wird angenommen, dass Aden zur Zeit der türkischen Invasion noch immer eine ziemlich volkreiche Stadt war, als Handelsstadt sank sie aber völlig zu einfach localer Bedeutung herab.

So erklärt sich denn auch, dass Aden gelegentlich der britischen Occupation im Jahre 1839 nur 600 Einwohner zählte. Seitdem hat die Stadt zuerst einen mässigen, später einen geradezu rapiden Aufschwung genommen. Es kann wohl kaum anfallen, dass sich die Bewohnerzahl beispielsweise in den letzten zehn Jahren beinahe verdoppelt hat, da seit der Eröffnung des Suez-Canales die Bedeutung des Platzes für den Welthandel erst zur vollen Geltung kam. Nach den von uns gesammelten Daten, welche aus den verschiedensten Quellen rühren, betrug die Bewohnerzahl Adens (die sich, wie schon erwähnt, nicht höher, als mit 600 Seelen bezifferte, als Capitän Haines den Platz occupirte) im Jahre 1844 7000, 1849 12.000, 1868 18.000, 1872 (nach der Suez-Canal-Eröffnung) 22.000, 1874 25.000, 1878 27.000 — nach Anderen sogar 30.000. . . . Und was haben die Engländer aus dem früheren, verwahrlosten, vereinsamten und unerquicklichen Neste gemacht! Das meiste Trümmerwerk, die Reste aus so verschiedenen Epochen, ist verschwunden, die Neu-Anlage der Stadt allenthalben bewirkt worden. Die Strassen, von soliden, selten zwei Stock hohen Häusern gebildet, laufen alle schnurgerade und schneiden sich in rechten Winkeln. Die Häuser sind fast durchgehends aus Korallenstein erbaut und weiss getüncht, was bei dem hier herrschenden intensiven Sonnenschein und der sonst ganz vegetationslosen Umräumung für das Auge gerade nicht sehr erquicklich ist. . . . Uebrigens haben die Engländer Aden den Eingeborenen und den orientalischen Colonisten, die eine wahre Völker-Musterkarte repräsentiren, überlassen und sich in der Nähe der Stadt häuslich eingerichtet. Diese Anlage heisst *Steamer-Point* und umfasst die Regierungs-Gebäude, Kohlenmagazine, Werften, Dampfschiffahrts-Agentien, Consulats- und Beamten-Wohnungen, dann Hotels und viele Privathäuser, von denen sich namentlich die der reichen und vornehmen Pasis durch Eleganz und zierliche Bauart auszeichnen. Man sieht überall Arkaden, da einen Porticus aus schlanken Steinsäulen, dort einen aus eisernen Trägern; die Dächer sind flach und steigen meist terrassenartig auf; ab und zu sieht man eine gothische Capelle und daneben einen mühsam erhaltenen grünen Gartenfleck, der zu der Oede ringsum eigenthümlich contrastirt. Sonst ist das Bild so todt und öde, wie es wahrscheinlich auch

in den älteren Glanzepochen der Stadt Aden immer ein solches gewesen sein mag. Gleichwohl fesselt diese Scenerie phantastisch geformter und hoch emporstrebender Felsmassen und jeder Reisende hat diesem überraschenden Bilde seine Aufmerksamkeit geschenkt und den Eindruck desselben in mehr oder weniger treffende Worte gekleidet. Auch sind die formidablen Befestigungen gewiss daruach, jeden Besucher Adens zu überraschen. Der oft senkrecht emporstrebende Djebel Schamschan ist allenthalben von Bastionen, Redouten und Ravelins gekrönt, die Hänge auf und ab ziehen gedeckte Wege und manche Batterie ist in den Fels eingehauen. Die ganze fortificatorische Anlage gemahnt unwillkürlich an Gibraltar, mit dem es die Engländer selbst mit Vorliebe vergleichen und mit dem es die weitere Aehnlichkeit hat, dass es den Zugang zu einem Binnenmeere beherrscht. Auf den Höhen von Aden sieht man nur Gräben, Escarpen und Zugbrücken. Ringsum bis auf die steilsten Gipfel läuft ein dreifacher Wallgürtel und man fühlt unwillkürlich, dass der Platz, wenn auch nicht uneinnehmbar, doch Schritt für Schritt erobert werden müsste. Diese formidablen Befestigungen ringen natürlich ganz besonders den Eingeborenen und orientalischen Colonisten Erstaunen ab und die Veteranen aus dem Jahre 1839 mögen dann nachrechnen, welche Verluste den Engländern die Eroberung des Platzes gekostet haben würde, wenn damals nur einige dieser Befestigungen existirt haben würden.

Von *Stramer-Point*, wo der Hafen für die grossen Handelsschiffe ist, läuft eine neue, schöne Strasse nach Aden. Sie ist streckenweise in Felsen gehauen. Von Natur aus sind die beiden Niederlassungen eigentlich vollständig von einander getrennt, denn der Haupttrücker des Djebel Schamschan, der mit seinem östlichsten Ende das Hafenbecken von *Steamer-Point* bogenförmig umspannt, liegt zwischen diesem und der Stadt Aden. Der Hafen hieselbst ist höchst seicht, ja zur Ebbezeit ist es sogar möglich, trockenen Fusses nach der kleinen Insel Sira, auf welcher Haines bei der ersten Occupation ein verfallenes Fort vorfand, hinüberzugelangen. Im Norden ragt der Djebel Hassen majestätisch über die auf unertüglich heisser Küstenebene liegende Stadt empor. Diese tropische Hitze hat der Stadt auch in sanitärer Beziehung einen höchst nachtheiligen Ruf verschafft; doch haben neuere Reisende die Gelegenheit ergriffen, um zu constatiren, dass Aden trotz der herrschenden extremen Sommertemperatur gleichwohl ein verhältnissmässig gesundes Klima besitzt.

Ueber die Bevölkerung Adens haben wir nur flüchtig zu referiren. Den Hauptstock derselben bilden natürlich die Araber, und zwar die vom Stamme der Abdali (von Einigen fälschlich Abdelic genannt; die correcte Schreibart ist: Abd-Aali); an Zahl zunächst kommen die Somali-Neger, Eingeborene der nach ihnen benannten ostafrikanischen Küste, ein schöner Menschen-schlag, der sich auch sonst als sehr bildungsfähig und brauchbar erwiesen hat. Die britische Regierung hat ihnen eine förmliche Colonie — eine „Mahala“ (d. i. Vor- oder Nebenstadt) — angewiesen, wo sie Handel mit ihren landesüblichen Erzeugnissen, Straussenfedern, Elfenbein und allerlei Handarbeiten, treiben. Sie sind Mohammedaner und fühlen sich so sehr als „Araber“,

dass sie jede Verwandtschaft mit den Negern ablehnen. Ein anderes Bevölkerungs-Element bilden die Inder, meist Banianen, die das eigentliche Handelselement repräsentiren; dann Parsis, als Vertreter des Geldprotzen-thums, das auch hier ziemlich anrücklich sein soll, da der moderne Feueranbeter kein Mittel scheut, um zu Reichthümern zu gelangen. Bei der Virtuosität der Parsis im Geldverdienen spielen die in Aden ansässigen Juden begreiflicherweise eine nur untergeordnete Rolle. Sie beschäftigen sich fast ausschliesslich mit dem Handel von Straussensfedern. Erwähnen möchten wir noch, dass die Araber hauptsächlich die Zufuhr von Lebensmitteln besorgen, die von Laheg, der Hauptstadt und Residenz des Sultans des Fasje-Stammes, geschieht. Die englische Garnison zählt 2000 Mann, die während der heissen Jahreszeit in den Bangalos (Mattenwohnungen) untergebracht sind, deren sich übrigens auch viele Bewohner und fast alle Colonisten bedienen.

Die Bedeutung Adens ist bekanntlich eine dreifache: eine commercielle, eine strategische und eine politische. Der commercielle Werth dieser britischen Colonie bedarf wohl keiner näheren Beleuchtung. Seit der Eröffnung des Suez-Canals ist Aden eine der Hauptstationen auf der Seestrasse zwischen Europa, Indien und Ost-Asien einerseits und Süd-Afrika anderseits geworden, während es als Verschiffungshafen für Mocca-Kaffee und andere Producte der Provinz Yemen steigende Bedeutung hat. Die directen Dampfschiffahrts-Verbindungen, zu denen Aden am Ausgange des Rothen Meeres gewissermassen den Centralpunkt bildet, sind:

| | |
|------------------------------------|--------|
| Aden-Bombay | 7 Tage |
| Aden-Ceylon | 10 „ |
| Aden-Ceylon-Sydney | 24 „ |
| Aden-Zanzibar | 9 „ |
| Aden-Mauritius (Reunion) | 14 „ |
| Aden-Basra (via Bombay) | 24 „ |
| Aden-Suez | 6 „ |

Die militärische Bedeutung von Aden bedarf keiner weiteren Argumentation. Wohl wären aber hier einige Worte über das politische Verhältniss Englands zu seinem Nachbarn, dem Sultan von Laheg und den Osmanen, die in Yemen ein Regiment von höchst faden-scheinigem Werthe führen, am Platze. Ein besonders freundschaftliches Verhältniss hat zwischen Engländern und Arabern niemals bestanden und es wird auch heute Niemand behaupten wollen, dass die Letzteren die Herrschaft der Fremden sonderlich leicht ertragen. Der Mohammedaner ist überall in der Welt der Gleiche, und wenn die Araber Adens und der Nachbarschaft sich der Zwangslage fügen, so geschieht dies erstlich, weil sie sich den Engländern gegenüber vollständig ohnmächtig fühlen, und zweitens, weil der freundschaftliche Verkehr mit den Herren von Aden für sie von höchst praktischem Nutzen ist. Fiele Laheg an die Türkei, so würde über den kleinen Staat sofort das Chaos hereinbrechen und an Stelle leidlicher Verhältnisse die osmanische Raub- und Misswirthschaft treten. Der Schutzvertrag, welchen England mit dem Sultan von Laheg abgeschlossen hat, datirt aus dem Jahre 1849; nach demselben beläuft sich die von England zu leistende monatliche Subsidie auf circa 1000 fl.; die dem Sultan zugestandenen Zollgebühren betragen etwa 3000 fl. und andere Einnahmen durch-

schnittlich 500 fl., so dass der Sultan über ein Monats-Einkommen von 4500 fl. oder ein Jahres-Einkommen von 54—60.000 fl. verfügt. Im Jahre 1873 kam es zu einer Intervention der Engländer in Laheg. Die Türken hatten nämlich den durch eine Revolte vertriebenen Sultan Abdallah wieder installiert; den Brüdern des Verjagten, der es mit den Engländern hielt und diesen günstige Lieferungs-Angebote machte, gelang es, die Hilfe der Letzteren zu erwirken. Es erfolgte der Ausmarsch der Truppen und gleichzeitig erhielt der commandirende Pascha von Stambul aus die Weisung, mit den Engländern jeden Conflict zu vermeiden und denselben zu Willen zu sein. Ob dieser Vorgang der britischen Regierung sehr moralisch war, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Die Engländer besitzen bekanntlich ausser Aden auch noch die kleine Insel Perim in der engen Strasse von Bab-el-Mandeb. Die erste Occupation erfolgte schon im Jahre 1801, sie wurde aber bald rückgängig gemacht. Seit der Erwerbung Adens haben die Briten auch Perim wieder besetzt und auf ihr einen befestigten Leuchthurm errichtet. Perim ist der eigentliche Schlüssel zum Rothen Meere.

DIE REISE EINER KAISERLICHEN DEUTSCHEN GESANDTSCHAFT DURCH UNGARN, SERBIEN UND BULGARIEN IM JAHRE 1577.

(Nach dem Berichte des Gesandtschafts-Geistlichen mitgetheilt von C. Stichter.)

Am 10. November 1577 um zwei Uhr Nachmittags war es, als der edle und gestrenge Herr Joachim von Sintendorf dem am Donaugestade bei Wien versammelten Volke eine feierliche Abschiedsrede hielt. Als kaiserlicher Reichshofrath war er beauftragt worden, an dem Hofe des Sultans Murat in Constantinopel seines Amtes als kaiserlicher deutscher Gesandter zu walten, um die Interessen des Kaisers und des Reiches dort zu wahren. In wohlgesetzter und „beweglicher“ Rede empfahl er nun, wie uns die Chronik meldet, als ein „gelehrter, verständiger und christlicher Herr“, sich und seine Reisegefährten dem Gebete des Volkes, die versammelte Menge und das ganze Vaterland aber „denen göttlichen Gnaden und Schutze“.

Da die Reise von Wien bis Belgrad in grossen Schiffen auf der Donau unternommen wurde, ist es nicht uninteressant, den Gesandten und sein Gefolge auf dieser Fahrt zu begleiten, um Städte, Dörfer und Schlösser, wie dieselben *anno domini* 1577 im Monat November an den Ufern der Donau noch standen, mit in Augenschein zu nehmen. Aber nicht blos die Reise auf dem Strome, sondern auch die Reise zu Lande, durch Serbien, Bulgarien u. s. w. bis Constantinopel, nimmt unser Interesse in Anspruch.

Der kurze Nachmittag, die früh hereinbrechende Abenddämmerung des Novembertages, liess die Reisegesellschaft nicht weit gelangen, man legte gegen Abend beim Flecken Vischamünd (Fischameud) an, um dort die Nachtruhe zu halten. Hier gesellte sich zu den Reisenden der Prediger des Gesandten, für uns insofern von Wichtigkeit, als wir seinen Aufzeichnungen die

Berichte und Schilderungen über die Reise-Erlebnisse der Gesandtschaft verdanken.

Im Flecken Fischamend hielt der Freund des Gesandtschafts-Geistlichen, Herr Peter Hirsch, am gleichen Tage Hochzeit und hatte neben vielen ehrsamern Bürgern von Wien auch seinen guten Freund, unseren Berichterstatter, zu Gaste geladen.

Der Gesandtschafts-Geistliche hiess Salomon Schweigger, war von Sultz in Württemberg gebürtig und befand sich damals im 26. Lebensjahre. Von einigen Bürgern Wiens, die seine Bekanntschaft als Hochzeitsgäste gemacht hatten, begleitet, begab sich der Salomon Schweigger Abends gar zeitig zum Schiffe des Gesandten, um die am anderen Morgen schon frühzeitig erfolgende Abreise nicht zu versäumen.

Fünf Schiffe hatten an jenem November-Abend am Donauufer bei Fischamend angelegt. Nicht oft mochte es vorkommen, dass so vornehme und zahlreiche Gesellschaft mit kostbaren Schätzen dort Halt machte. Befanden sich doch an Bord des grössten Schiffes die Kostbarkeiten und Werthgegenstände und ferner die grossen Geldsummen, die für den Sultan Murat und seine höchsten Würdenträger als Geschenke bestimmt waren.

Das grösste Schiff, das den Gesandten und die ihm zunächststehenden Standespersonen an Bord hatte, hatte der Kaiser dem Gesandten geschenkt. Es war dasselbe Schiff, darin der Kaiser ehemals mit seines Vaters (des Kaisers Maximilian II.) Leiche, die Reise von Regensburg nach Wien gemacht hatte.

Die Länge dieses Schiffes wird uns auf hundert Schuh, die Breite dagegen auf zwölf Schuh angegeben. Ein grosser Theil vom Gefolge hatte neben dem Gesandten auf diesem Schiffe Unterkommen gefunden. Es wird uns berichtet, dass der Gesandte „für seine eygene Person“ ein Kämmerlein und ein Stübchen zur Verfügung hatte. In einem grösseren Gemach hatten neben dem Gesandten die Herren: Wolf von Hofkirchen, Septimus von Liechtenstein, Hans von Seidlitz, Christoff von Vitzethum, Hans von Scharenberger, Görg Caspar von Neuhaus, Bernhard von Bartenhaus, Sigmund von Steger und Romanus von Pranek ihr Logis genommen.

Bezüglich dieser Herren wird uns berichtet: „Diese waren für sich selbs und hatten ihre eygne Pferd und Gutschen, und ihre acht Diener“.

Ferner waren in des Gesandten Schiff: Wenzel von Budowitz und Dr. Bartholomäus Betz. (Dr. Betz war aus Tirol gebürtig und in späterer Zeit — 1587 bis 1590 — kaiserlich deutscher Gesandter in Constantinopel, während er damals, anno 1577, die Reise als Gesandtschafts-Secretarius mitmachte.) Salomon Schweigger als Prediger und die vier Edelknaben Gregorius Hohk von Dambach, Helmhart Heyden zum Dorff, Hans Ferenberger von Egenberg und Christoph von Fieringer, sowie der Credentzer Philipp Kolbeck und drei Diener hatten ebenfalls auf dem Schiffe des Gesandten sich bequeme Plätze ausgesucht.

Zahlreich war die Dienerschaft und das sonstige Personal; von den mitreisenden Handwerkern wird Nicolaus Leffler, der Goldschmied, und Görg Klug, der Uhrmacher, besonders erwähnt.

Die Pferde waren in zwei Schiffen untergebracht, die trotz der rauhen Jahreszeit keine Bedachung hatten;

somit musste sich der zahlreiche Tross der Gesandtschaft, die Schreiber, Köche, Kutscher, Vorreiter, Pferdeknecht u. s. w., bezüglich eines Unterkommens auf zwei Schiffe beschränken, von denen das eine während des Tages zugleich als Küche benützt wurde. Abends wurde, während der Donaureise, gelandet und am Ufer stellte man dann in der Nähe der Schiffe Wachen aus.

Morgens, ehe man den Halteplatz verliess, kamen alle, vom Angesehensten bis zum Geringsten im Schiffe des Gesandten zusammen, um die Morgenandacht gemeinschaftlich zu verrichten. Der kirchliche Theil der Sonntagsfeier fand ebenfalls im Schiffe des Gesandten statt.

Die Frömmigkeit der „guten, alten Zeit“ verhinderte jedoch keineswegs, wie wir später sehen werden, dass nach Beendigung der Stromreise, bei der Weiterreise zu Lande mehrere bedauerliche Vorfälle sich ereigneten, in denen mittelalterliche Rohheit und üble, schlimme Gewohnheiten sich bemerkbar machen.

Die Herren vom Gefolge verbrachten ihre Tage, während des Aufenthalts in den Schiffen, nach der Angabe des Salomon Schweigger mit „schreiben, lesen, spielen, musiciren und z. th. mit fabuliren“. Wir glauben annehmen zu müssen, dass die adeligen Herren von anno 1577 nicht allzuviel im Schreiben und Lesen leisteten, ebenso wenig können wir glauben, dass ihnen eine umfangreiche Bibliothek zur Verfügung stand.

Ein Theil der Herren reiste nur bis zur türkischen Grenze (damals gleich unterhalb der Festung Komorn) mit; ein anderer Theil dagegen machte dem Kaiser und dem Gesandten zu Ehren im Gefolge des Letzteren die Reise bis Constantinopel mit, um mit den Landkutschen, die gemiethet waren, unter Bedeckung und Geleit zurückzukehren oder dem abzulösenden Gesandten das Geleit auf der Heimreise zu geben.

Die Rückkehr bot zumeist grössere Schwierigkeiten und Beschwerden als die Hinreise, wo doch auf einen grossen Theil des Weges die bequeme Wasserstrasse der Donau stromabwärts benützt werden konnte. Auf der Reise nach Constantinopel waren auch die türkischen Befehlshaber und Würdenträger freundlicher und dienstwilliger, brachte doch die Gesandtschaft „des Königs von Wien“, wie man im damaligen türkischen Kanzleistyl (Reisepässe vom Jahre 1581) den deutschen Kaiser nannte, den Charatsch (Tribut) für den Grossherrscher am Bosphorus. Die Bezeichnung „Tribut“ gab mitunter zu unangenehmen Erörterungen Veranlassung, die Gesandten wollten nur die Bezeichnung „präsent“ gelten lassen.

Da den verschiedenen türkischen Würdenträgern dem Range und dem Einflusse ihrer Stellung angemessen, wenn die Gesandtschaft bei ihnen Halt machte, Geschenke des deutschen Kaisers überreicht wurden, war freundliches Entgegenkommen und Gewährung von Schutz auf der Hinreise nach Constantinopel viel eher und leichter zu erwarten als auf der Rückreise, wo man gewöhnlich mit guten Empfehlungen aber ohne grosse Geschenke zu spenden, die Dienste der türkischen Behörden beanspruchte.

Kaiser Ferdinand, dann Maximilian II. und Rudolf III. hatten beständig Gesandtschaften, soweit es

die beiderseitigen Beziehungen erlaubten, am türkischen Hofe. Nicht jeder Gesandte, der im Auftrage seines Kaisers in Constantinopel thätig war und die Interessen seines Reiches pflichttreu wahrnahm, war so glücklich, die Heimat wieder zu erreichen oder ohne schwere Kränkung davon zu kommen. Die Geschichte weist frühere und spätere Beispiele genügend auf, die uns berichten, dass die Gesandten im schwarzen Thurme zu Constantinopel (Ferdinand Maluctius, kaiserlicher Gesandter, 1547—1550) ein elendes Gefängniß kennen lernten, oder wohl gar im Kerker im tiefsten Elende endeten, wie im Jahre 1593 ein böhmischer Edelmann (von Krakowitz), der als kaiserlicher Gesandter von den Türken, als diese einen grossen Kriegszug nach Ungarn und weiterhin unternahmen, bis Belgrad in Ketten und Fesseln mitgeschleppt wurde und im Kerker, in der Belgrader Citadelle, im tiefsten Elende starb.

Es ist deshalb wohl anzunehmen, dass man sich mitunter auch ersten Besorgnissen bezüglich des Ausganges der Reise und der späteren gesicherten Heimkehr hingab.

Am 11. November Morgens waren die Schiffe von Fischamend abgefahren und landeten Mittags 12 Uhr am gleichen Tage in Pressburg. Während der Mahlzeit erschien der Hofmeister des Bischofs von Pressburg, um die Reisenden zu begrüßen. Der Bischof sandte ungarischen Wein, Auerhähne, Hasen und ähnliche Victualien, nach deren Empfang und Beendigung der Mahlzeit die Reise sogleich fortgesetzt wurde. Unser Berichterstatter, der Theologe Salomon Schweigger, findet das damalige Pressburg mit seinem Bergschlosse „gar ähnlich der Gelegenheit des Schlosses und der Stadt Tübingen“.

Am 13. November 1577 erreicht man sehr spät die Festung Komorn. Mit „gewaltigem Frewdenschiessen“ werden die Schiffe von der Festung aus begrüßt und ausserdem durch ein schnelles Streitschiff begleitet. In diesen Streitschiffen, deren mehrere auf der Donau bei Komorn versammelt waren, befanden sich je 30 Ungarn, von denen jeder mit Ruder, langem Rennspiess, Säbel und grossem Feuerrohr versehen war. Unser Berichterstatter gibt den Leuten das Zeugniß, „dass sie seyn dapffere vnd geschwinde Leut, die den Pass auf dem Wasser erhalten“. Diese Fähigkeiten und Tugenden hatten die Leute sehr nothwendig, denn in der Nähe war die türkische Grenze und die Beziehungen der beiderseitig an der nahen Landungsgrenze fortwährend in Bereitschaft gehaltenen Kriegsvölker waren durchaus nicht als friedfertige zu bezeichnen. Beutegier und Kampflust in Verbindung mit religiösem Hass und Fanatismus mochten nur zu häufig zu kleineren Fehden anregen.

Da kurz zuvor in der Festung Komorn und deren nächster Umgebung die Pest arg gehaust hatte, finden wir es leicht begreiflich, dass der Gesandte, selbst den Herren vom Gefolge, das viele „Umbspaziren“ am Lande, respective in der Festung, verbot. Als jedoch am Abend der Commandant der Festung, Herr Ferdinand Samaria, zum Nachlassen zu „ihre Gnaden“ auf's Schiff kam und die Schiffe der Gesandtschaft von sechs Streitschiffen bewacht wurden, zogen die Herren doch „allenthalben herum“.

Denselben Abend (13. November 1577) erblickten die Reisenden „gleich nach Sonnenuntergang“ am Himmel einen Kometen „eynem Pfauenschwanz gleychend“. Ein Mann von der Besatzung des zunächst gelegenen Streitschiffes erzählte den Reisenden, dass zur Zeit der Einnahme Sigets im Jahre 1566 ebenfalls ein Komet, gleich diesem, erschienen sei.

Salomon Schweigger erwähnt, dass der Komet bis Ende des Jahres 1577 sichtbar blieb und macht darauf aufmerksam, dass die Türken im „folgenden Jahre im anderen Monat“ einen grossen Zug gegen die Sophi in Persien unternahmen und gibt nun „denen verständigen Leuten anheim“, zu ermassen, ob die Zerrüttung der beiden Reiche neben anderen Umständen und Begebenheiten durch den Kometen sei angezeigt worden.

Am 14. November musste in Komorn auf da türkische Geleit gewartet werden, denn die „Christenheit“ hatte in damaliger Zeit, nach der Ausdrucksweise unseres Berichterstatters, gleich hinter Komorn ihr Ende. Die Herren vertrieben sich an diesem Tage die Zeit mit der Besichtigung des Fleckens und der Festung Komorn. Der Flecken war, wie andere Flecken und Castelle zu jener Zeit in Ungarn, mit einem „starken, eichenen Zaun umgeben“, der auswendig durch Flechtwerk und Lehmbeschmierung geschützt, 1½ Mannshöhe hatte. Von den Beziehungen zu dem in der Nachbarschaft sich tummelnden türkischen Kriegsvolke zeugten 24 aufgespiesste Türkenköpfe, die vor dem Thore von Komorn, d. h. zu beiden Seiten desselben angebracht waren.

In der Festung war ein Studiencollege des S. Schweigger, ein ehemaliger Tübinger Student, Johannes Werner, von Calw in Württemberg gebürtig, als Prediger angestellt. Dieser führt seinen Landsmann und Freund in der Festung umher. Gewaltige Geschütze „auff Rädern“ sieht dort unser Berichterstatter; auf einem Geschütz erblickt er das Wappen seines Landesherren, seines „gnädigen Fürsten, des Hertzogen von Württemberg Wappen“.

Die Basteien der Festung Komorn imponiren unserem Gewährsmann, er beschreibt sie als durchaus von mächtigen Werkstücken erbaut und von sehr tiefen Gräben umgeben. Da die Festung ausserdem von der Donau geschützt sei, bezeichnet er die Festung als gar stattlich und wehrlich, inwendig sei dagegen nichts zu sehen, denn gar niedrige, rauchige Häuslein für die Soldaten.

Der „Fendrich dies Orts“, Herr Ferdinand Külmann, begrüsst den Gesandtschaftsprediger gleichfalls als württembergischen Landsmann und berichtet ihm über die dortigen Verhältnisse. Die Besatzung der Festung Komorn bestand in jener Zeit nur aus deutschen Truppen; jeder Ungar, der die Festung besuchen wollte, musste unter dem Thore seine Waffen ablegen. „Daraus abzunehmen ist,“ erklärt der S. Schweigger, „dass man ihnen in der Vestung nicht trawet.“

Am 15. November nach dem Morgenbet erschien ein Bote und meldete, dass die Türken angelangt seien und allem Anscheine nach, dem Gesandten und seinem Gefolge das Geleit geben wollten. Da machte man sich alsbald reisefertig, stiess vom Ufer ab und fuhr den Türken, von 21 grossen Streitschiffen begleitet, ent-

gegen. Vom Fussvolk waren ungefähr 1200 Mann auf den Streitschiffen, der Wichtigkeit der Begegnung wegen, vertheilt.

Unter dem Fussvolk befand sich eine grosse Anzahl von Hakenschützen, die mit ihren Salutschüssen den Kanonendonner, der von der Festung her erschalle, begleiteten. Die Türken machten pflichtgemäss, soviel in ihren Kräften stand, den gleichen Spectakel und Lärm, bis man sich auf Büchenschussweite genähert hatte.

Nun liess der Gesandte die Reisegesellschaft landen und wartete, dass die Türken kämen, ihn zu begrüessen und zu empfangen. Die Türken dagegen in ihrer Besorgniss, es möchte ein Betrug dahinter stecken, wollten sich durchaus nicht nähern. Nach gegenseitiger Anforderung zur Annäherung, und nachdem die Bitte der Türken, das Schutzgeleite zuvor zu entlassen, definitiv abgeschlagen worden, findet sich der Gesandte zu schweren Drohungen veranlasst.

Endlich näherten sich zwei türkische Obersten mit einigen jüngeren Leuten; als sie schon nahe heran waren, fingen sie an, so schnell sie nur vermochten, im eiligen Laufe sich zu nähern und küsste ein jeder der Obersten die Hand des Gesandten, sowie des neben ihm stehenden Commandanten von Komorn.

Nachdem gegenseitige Ansprachen stattgefunden hatten, verschworen sich die beiden türkischen Obersten hoch und theuer, den Gesandten und sein Gefolge sicher zu begleiten und sollte es das Leben kosten. Die Theilnahme an der Mahlzeit auf dem Schiffe des Gesandten schlugen die türkischen Obersten aus, dieweil sie Fasten hatten.

Endlich schlug die Trennungsstunde; des Gesandten beide Brüder, sowie einige Herren aus Wien, die nur bis hierher das Geleit gegeben hatten, verabschiedeten sich jetzt und zogen wieder heim. Der Geschützdonner, sowie der Lärm aus den Handfeuerwaffen wiederholte sich und die Gesandtschaft fuhr jetzt unter türkischem Geleite donauabwärts. Eine halbe Meile unterhalb der Festung Komorn befand sich damals die türkische Grenze.

Noch am Abend des 15. November erreichen unsere Reisenden die Stadt Gran, welche damals ausserordentlich gelitten hatte. Die zehn türkischen Streitschiffe, die das Geleit gaben, führten Geschütze; mit den Salutschüssen wurde keineswegs gespart und so war es kein Wunder zu nennen, wenn Hunderte von Menschen vor der Stadt sich ansammelten, um ihrer Schaulust zu genügen. Hier wundert sich unser Berichterstatter, dass keine einzige Frau zu erblicken gewesen sei, da dieselben doch sonst, wo es etwas Neues zu sehen gebe, „keineswegs die Letzten seyen“.

Der Beg, der in Gran residirte, schickte alsbald etliche Hoffleute und Diener, die unter den zeit- und ortsgemässen Begrüssungen lebendes und geschlachtetes Vieh, Wachskerzen, Brod und dergleichen in grossen Quantitäten überreichten.

Die Gutmüthigkeit der Türken zeigte sich noch in anderer Weise. Der Beg hatte an das Ufer, wo die Schiffe der Gesandtschaft angelegt hatten, eine starke Schutzwache gesendet. Als nun ein Theil dieser Leute das Nachtessen bereitete und das Gefolge des Gesandten die Schiffe verliess, um an den Lagerfeuern sich zu erwärmen, theilten die Türken bereitwilligst mit den

Fremdlingen ihre Speisen. Bei dem Abendgebet der Türken jedoch, erzählt Salomon Schweigger, habe man nicht ohne Verwunderung und Lachen „denen schimpflichen Geberden zugeschawt“.

Am anderen Morgen (16. November) schickte der Beg dem Gesandten ein prächtiges, reich aufgezümmtes Pferd und etliche seiner Hoffleute. Der Gesandte ritt, von seinem Gefolge begleitet, zu dem türkischen Würdenträger.

In der Unterhaltung, die der Gesandte mit dem Beg hatte, ermahnte er denselben, seine türkischen Kriegsleute zu friedlichem Verkehre an der Grenze zu verhalten und überreichte dann im Namen seines Kaisers dem Beg einen lateinisch geschriebenen Brief, sowie werthvolle Geschenke.

Die Geschenke bestanden in einer hochvergoldeten Credenz, fünfhundert Thalern und zwei vergoldeten Schalen. Dessen war der Beg zu Gran, nach dem Berichte unseres Gewährsmannes, sehr vergnügt, was leicht zu glauben ist.

Dort, wo jetzt meilenweit sichtbar, auf hohem, nach der Donau steil abfallenden Felsen gelegen, die hochgewölbte, prächtige Kathedrale von Gran sich erhebt, besuchen unsere Reisenden von türkischen Wachen begleitet, die Trümmer des arg verwüsteten Schlosses, sowie die ebenfalls arg beschädigte Kirche von Gran. Letztere, deren Wände im Innern mit rothem polirten Marmor bekleidet waren, hatte namentlich unter der Zerstörungswuth der Türken gelitten. Nachdem man die verödeten und verwüsteten Gebäude besichtigt hatte, wurde sogleich die Reise fortgesetzt und nach Sonnenuntergang legte man bei dem Flecken Marusch an.

Der Pfarrer von Marusch gab den Reisenden an, dass seine Gemeinde der evangelischen Lehre zugethan sei, währenddem man in Erfahrung brachte, dass die Einwohner sammt ihrem Pfarrer Arianer waren. Nach den Ansichten des Salomon Schweigger war dies ein entsetzliches Verbrechen.

Nach Verlauf von zwei Jahren sah der Berichterstatter und „seyn gnädiger und gestrenger“ Herr Gesandter den arianischen Ketzer von Pfarrer wieder, und zwar in Constantinopel. Der Erwähnte hatte mehrmals in Marusch die Anwesenheit kaiserlicher Truppen den Türken verrathen, als nun die Kaiserlichen genugsam dergleichen in Erfahrung gebracht hatten, schickten sie Reiterei von Kanisza, die plünderte die Behausung des Verräthers und jagte ihn nach körperlicher Züchtigung davon. Der Betreffende ging nun nach Constantinopel und wendete sich erst direct an den ottomanischen Hof, um wieder in sein Amt eingesetzt zu werden. Da er kein günstiges Resultat erzielte, wandte er sich naiv an den Gesandten um Fürsprache, worauf dieser nicht ermangelte, ihn wegen seiner Fehltritte und zahlreichen Missethaten derb die Wahrheit zu sagen und im Uebrigen abzuweisen.

Gegenüber dem Flecken Marusch befindet sich auf schroffen Felsen in romantischer Lage die alte ungarische Königsburg Wissegrad. Der Gesandte besuchte, von den adeligen Herren seines Gefolges, vom Dr. Betz, dem Salomon Schweigger und einigen Türken begleitet, am Morgen des 17. November den Lieblingswohnsitz des Königs Mathias Corvinus, der ehemals in diesem Schlosse

Gesandtschaften empfing und ein Jahrhundert früher das Schloss mit herrlichen Anlagen hatte umgeben lassen. Freiherr Joachim v. Sintzendorf fand mit seinen Begleitern die „Mauern und Gebäw übel zerrissen“, hatte doch Leonhard Fels, der Feldherr König Ferdinands I. *anno domini* 1540 die festen Mauern und Gebäude zu schleifen versucht.

Als der Gesandte mit seinem Gefolge das Hauptgebäude besuchte, fand man dort einen alten Soldaten als Wachtposten einquartiert, „der hätt ein Nothschlange und zween Deppelbaken bey sich“ und war beauftragt, auf alles zu achten, was auf der Donau von oberhalb sich nahen könnte.

In einer Küche sahen die Reisenden neben dem Herde ein Pferd, das an dem Fusse angebunden war und aus einer, dicht neben dem Herdfeuer angebrachten Krippe rubig frass. Die Reisenden sprachen gegenüber den sie begleitenden Türken die Ansicht aus, dass sie dergleichen Stallung und Krippen in „der Christenheit“ denn doch noch nicht gesehen hätten.

Denselben Tag noch (17. November 1577) landete man Nachmittags in Ofen. Zwei türkische Streitschiffe kamen hier zur Begrüssung entgegen gefahren und das gegenseitige Salutschiesen fand hier in gleicher Weise wie bei Komorn und Gran statt. Der Landungsplatz war nahe der Behausung des Paschas von Ofen gewählt worden. Ein höherer türkischer Officier aus dem Gefolge des Paschas begrüßte die Reisenden im Auftrage seines Herrn, und türkische Dienstleute brachten Wildpret, Geflügel, Reis, Wein, Brod und Zucker etc. in grossartigen Mengen herbei, dieweil „diese Reiss, was den Lebensunterhalt anbetraf, auf des Türkischen Keyssers Unkosten von Komorn an gemacht wurde“.

Am 18. November, Morgens 8 Uhr, wurde der Gesandte vom Pascha zu Ofen in dessen Behausung in feierlicher Audienz empfangen. Auch hier hatte der Gesandte die Aufgabe, den Pascha um strenge Mannszucht bezüglich seiner Truppen zu ersuchen und gleichzeitig die Beobachtung des Landfriedens zu fordern, indem die türkischen Krieger an der Grenze fortwährend arge Gräuelt und Excesse verübten. Auch hier wurde wie in Gran Abhülfe und Besserung vom Pascha versprochen und daraufhin wurden die Geschenke des Kaisers überreicht.

Hier musste bedeutend mehr als in Gran geschenkt werden und finden wir daher unter den Geschenken, ausser der grossen Geldspende und der Credenz aus edlem Metall, auch Uhren angeführt. Letztere in damaliger Zeit, abgesehen von dem zur Ausschmückung verwendeten Edelmetalle, mehr als heute zu den Kostbarkeiten gerechnet.

Bei Gelegenheit dieser Audienz hatte der Pascha fast sein ganzes Hofgesind und die Gardien im Hofe versammelt. Diese Leute hatten zum Schmucke über den Schultern die Felle von Luchsen, Leoparden und anderen räuberischen Thieren herabhängen, wie unser Gewährsmann berichtet, „umb damit ihr frewdig Gemüth anzuzeigen, item ein Streich damit aufzufangen, auch den Feind und seinen Pferden mit solchen lötzten Pelzen ein Abschew zu machen!“

Bereitwilligst wurde vom Pascha zu Ofen dem kaiserlichen Gesandten und seinem Gefolge die Be-

sichtigung des alten, hochgelegenen Königsschlusses gestattet. Interessant ist die Beschreibung des Schlosses deswegen, weil sechs Monate später, am 17. Mai 1578, in diesem Gebäude einige tausend Centner Pulver explodirten, „davon die Basteyen und andere Bauwerke zerrissen und zersprengt, die grossen Kanonen zum theil in die Donau geworfen wurden und tausende von Menschen das Leben verloren.“

Von ungefähr 3000 Gebäuden entgingen in den Städten Ofen und Pest nur 800 der vollständigen Zerstörung.

Nach dieser Katastrophe hielt der Pascha von Ofen beim Kaiser in Wien „umb Proviant, Holtz, Stein und dergleichen Zeug“ an, welches er auch erlangte, denn wenige Jahre zuvor hatte derselbe Pascha „denen Kaiserlichen“ während einer grossen Theuerung Proviant zuführen lassen.

Das Schloss in Ofen war zwar in damaliger Zeit (November 1577), als die Gesandtschaft dasselbe besuchte, von den Türken schon arg beschädigt worden, doch findet der Salomon Schweigger noch genug Rühmensewerthes in dem Schlosse. Man durchschritt zwei weite Höfe und besuchte einen sehr schönen Saal, der noch nicht ganz ausgebaut war. In diesem Saal war ebenso wie in den Nebensälen zur Herstellung der Thürpfosten und Schwellen, sowie bei den Einfassungen der Fenster und Ladengestellten, rother Marmor zur Verwendung gekommen. Dieses edle Baumaterial wurde in damaliger Zeit bei den Prachtbauten vielfach verwendet. Die Türken hatten die Läden und Fenster derartig vermauert, dass „eyner zur Noth“ gerade noch den Kopf durch die freigebliebene Oeffnung stecken konnte.

Salomon Schweigger besuchte auch die königliche Buchkammer und findet dort in einem Tornister etliche Briefsachen, konnte aber diese der Eile wegen nicht besichtigen. Auch die Legenden der Heiligen in lateinischer Sprache findet er daselbst; er begehrt diese von dem alten Türken, der seine Wohnung in dem Gemache hatte, erhält aber zur Antwort, dass diese Sachen dem türkischen Kaiser gehörten, und dass aus diesem Grunde davon nichts weggegeben werden dürfe.

In einem anderen Gemach sass ebenfalls ein alter vornehmer Türke, dieses Gemach bezeichnet unser Berichterstatter als schön, indem an den Wänden herum viele feine Gemälde angebracht waren. An einer Wand waren dem Ausseine nach mit einem Messer die Worte eingekratzt worden: „Isabella regina. Si fata volunt.“

Dieses Zimmer war in früherer Zeit von der Königin Isabella bewohnt worden, dieselbe war des polnischen Königs Sigismunds Tochter und des Königs Johannes Gemahlin gewesen, sie starb im Jahre 1539.

Das Wappen des Königs Mathias Corvin, auch Hunyad in damaliger Zeit noch genannt, erblickten die Reisenden an den Saalthüren im Ofner Schlosse mit der Jahreszahl 1490 angebracht.

Nachdem die Gesellschaft einen schönen Gang passirt hatte, darinnen oben „an der Bühn gar fein die zwölf Zeichen des Himmels in Holtz geschnitzet waren und in schöner Verguldung prangeten“, betraten sie ein Gemach, das mit schön geschnitzten und vergoldeten Eidechsen verziert war. Ein anderes Gemach hatte

geschnitzte und vergoldete Rosen als Wandschmuck und Zier an dem Plafond aufzuweisen.

Dann war es ein grosser Saal, dessen Gewölbe von einer Malerei bedeckt wurde, die damals als modern galt. Die Malerei stellte eine „Sphära und Himmelslauf dar“ und sei „schier ebenso verdunkelt gewesen“ wie des Himmels Gestalt und Ansehen gewesen, als Kaiser Mathias geboren wurde. Eine Inschrift unterhalb dieser Gewölbsmalerei meldete: „Aspice Matthiae micuit quo tempore regis, Natalis coelis qualis utrog fuit.“

Noch ein Saal war am Gewölbe und an den Wänden mit einer Darstellung des gestirnten Himmels versehen; auch hier war durch eine lateinische Inschrift die Zeit und der Monarch angegeben, zu dessen Gunsten oder Ungunsten die Himmelskörper die betreffenden Stellungen eingenommen haben sollten.

Sehr richtig bemerkt der Salomon Schweigger, dass die Leute über das Aufblicken zu den Gestirnen die nächstliegenden Angelegenheiten und Verhältnisse vergassen und deswegen das Nützlichste und Nothwendigste ausser Acht liessen.

Einen Gang von 209 Fuss Länge durchschritten die Besucher des Schlosses, ehe sie den innersten Hof desselben betraten. Der Anblick von circa 200 Kanonen, die hier unter freiem Himmel dicht an einander aufgefahen waren, imponirt ihnen gewaltig. Salomon Schweigger sagt darüber: „Dies ist das Fürnembste, das wir im Schlosse gesehen.“

Durch die grosse Pulver-Explosion im Ofener Schlosse (17. Mai 1578) wurden die meisten Geschütze, wie schon erwähnt, in die Donau geschleudert.

(Fortsetzung folgt.)

ZUR PORCELLAN-MANUFACTUR IN CHINA.

Die grössten Porcellan-Fabriken Chinas befinden sich bekanntlich in der Nähe von Kiukiang zu Kingté-chên. Die in der Fabrikation verwendete Erde findet sich merkwürdigerweise nicht in dem Districte, sondern wird aus der Nachbarschaft von Nankang-fu, Kwangsin-fu und Jaochow-fu importirt. Die Wahl Kingté-chên für die Anlage von Porcellan-Fabriken wurde durch die Eigenschaften des dortigen Wassers bestimmt, das man in Folge seiner Klarheit und seines Gehaltes an mineralischen Stoffen für die Reinigung der Porcellanerde und Erzeugung einer dichten Porcellanmasse als sehr geeignet bezeichnet. Nach einer weit verbreiteten Sage ist diese Erde eine ganz merkwürdige Composition, für deren Herstellung es Jahrhunderte bedurfte. Die Porcellanerde, welche das Ansehen eines dichten, weissen Steines hat, wird von den verschiedenen Districten in Booten und Junken nach den Fabriken gebracht, dort gewaschen, um sie von den Unreinigkeiten zu befreien, und zu feinem Pulver zerrieben. Dieses wird von den Arbeitern noch eine Zeit lang zerstampft, in dem Glauben, dass es durch diese Procedur weisser wird und an Durchsichtigkeit zunimmt. Aus diesem Pulver wird nun die Paste geformt, welche man längere Zeit hindurch knetet und schlägt, um sie geschmeidig und gleichmässig zu machen. Ist die Masse völlig durchgewalkt, so wird ihr auf dem Töpferrad die Form gegeben. Ist dies in

befriedigender Weise geschehen, so wird das Object während der Morgen- und Abendstunden der Sonne exponirt, des Tages aber wieder der Einwirkung der Sonnenstrahlen entzogen, um das Werfen zu vermeiden.

So werden die einzelnen Gegenstände langsam getrocknet und hierauf, wenn das Materiale sich als geeignet erweist, die Farbe aufzunehmen, bemalt. Um nun den Gefässeu und Farben einen höheren Glanz und ein emailartiges Ansehen zu geben, werden selbe mit einer Schichte der sehr stark verdünnten Paste überzogen, was nach Ansicht der chinesischen Arbeiter den feinsten Sorten die ihnen eigenthümliche weisse Farbe und blendendes Lustre verleiht. Darauf folgt das Brennen in einem Ofen, der constant, aber mässig gehitzt wird. Haben die Gegenstände die gewünschte Härte erreicht, so bringt man sie nicht plötzlich an die kalte Luft, sondern lässt sie während einiger Zeit der wärmeren Temperatur exponirt.

Der Werth des chinesischen Porcellans ist ein grösstentheils imaginärer; der Chinese bezeichnet drei Eigenschaften für die Vollkommenheit eines Gegenstandes erforderlich: Feinheit und *finish* des Materiales, gute Ausführung der Malerei und Schönheit der Form des Gefässes. Die Qualität des Materiales lässt sich am besten an der Durchsichtigkeit der Ränder dünner Stücke oder beim Zusammenfügen gebrochener Theile erkennen; die Weisse des Materiales wird oft verwechselt mit jener des Lackes, mit dem man den Gegenstand überzieht, doch tritt dies mit der Zeit klar zu Tage, indem der Lack sich nach und nach trübt.

Die Farbe ist eine der grössten Schönheiten des chinesischen Porcellans. Kaisergelb, crème, roth und grau sind die Lieblings-Grundfarben, auf welchen die verschiedensten Figuren, Scenen aller Art, Blumen, Bäume und Vögel, sowie Ornamente gemalt werden, auch türkisblau, blassrosa, Mazarinblau und mattgrün werden nicht selten als Grundfarben gewählt.

Am gebräuchlichsten ist die Ornamentation mit geometrischen Figuren und Arabesken, dieselbe wird allgemein für Borduren angewendet, dient aber auch häufig zur Verzierung ganzer Gefässe. Viele der Dessins sind vulgär und geschmacklos, Blumen und Bäume sind in der Regel realistisch wiedergegeben, die menschlichen Figuren zumeist monströs, andere Darstellungen hingegen mitunter kühn und in guten Verhältnissen ausgeführt.

Die besten Objecte werden von einem Beamten für den Hof zu Peking ausgewählt, dieselben werden als kaiserliches Porcellan, Kuan-Yao bezeichnet und jedes einzelne Stück mit dem Kuan Yin oder Ofenstempel versehen, der blos das Jahr der zur Zeit der Erzeugung regierenden Dynastie gibt. Alles übrige Porcellan wird als Min-Yao, Waare für das Volk, oder gemeinere Waare bezeichnet. Beide Sorten werden mit niedrigen Preisen bezahlt, was die Arbeiter veranlasst, nur selten das Beste zu leisten; würde dagegen die Arbeit besser entlohnt, so stünden sicherlich Leistungen zu gewärtigen, die jenen der alten Porcellan-Fabrikation nicht nachstünden.

Wollte man den Stand der Porcellan-Industrie allein nach den via Kiukiang erfolgten Verschiffungen beurtheilen, so wäre hier nur eine namhafte Abnahme zu constatiren. In den Jahren 1874 bis 1878 wurden von

Kiukiang 12.327, 10.569, 14.157, 11.342, beziehungsweise 6079 Piculs Porcellan ausgeführt. Diese Ziffern würden aber zu völlig irrigen Schlussfolgerungen führen.

In der That wird die weitaus grösste Menge von Porcellan in Booten unter chinesischer Flagge directe von den Factoreien aus nach allen Theilen Chinas stromabwärts, längs der Küste und stromaufwärts verschifft. Ein grosser Theil des versendeten Porcellans geht nach Shanghai, von wo es nach den Nordhäfen, namentlich nach Tientsin verschifft wird. Die häufigen Ueberschiffungen vermehren die Gefahr des Bruches, weshalb die Händler nur einen kleinen Theil der Waare zur Ueberschiffung auf die Dampfer nach Kiukiang bringen. Für den Weg, den das Fabrikat nimmt, sind auch die inländischen Zölle und Abgaben, die auf den verschiedenen Routen verschiedene Höhe haben, massgebend. Dieselben sind im Ganzen von einer solchen Höhe, dass der Nutzen, der dem Kaufmann bleibt, auf ein Minimum herabgedrückt wird.

TABAK - HANDEL BRITISH - INDIENS.

Das Gros des indischen Tabak-Exportes entfällt auf die Ausfuhr von Blättern, während an Cigarren und anderen Sorten von Tabakfabrikaten nur wenig exportirt wird. Andererseits werden durchschnittlich per Jahr über 1½ Millionen Pfund verarbeiteten Tabakes in Indien eingeführt. Auch in diesem Falle sehen wir das Land nur als Producenten des Rohmaterials, während es mit Rücksicht auf den für den Consum geeigneten Artikel vom Auslande abhängig ist. Aber auch in Bezug auf das Rohproduct bliebe noch Vieles zu thun übrig und würde eine Verbesserung in der Qualität der zum Exporte gelangenden Sorten die Nachfrage nach diesem Tabake am europäischen Continente wesentlich steigern. Die Tabakdepartements von Frankreich, Italien, Oesterreich und Deutschland wären geneigt, grosse Quantitäten des indischen Productes zu beziehen, wenn dessen Qualität ihren Anforderungen besser entsprechen würde.

Die nachstehenden Ziffern geben den Tabak-Export Indiens für die letzten drei Jahre.

| | Menge | | | Werth | | |
|--------------------------|----------|----------|----------|---------|---------|---------|
| | 1876—77 | 1877—78 | 1878—79 | 1876—77 | 1877—78 | 1878—79 |
| | Pfd. | Pfd. | Pfd. | Rs. | Rs. | Rs. |
| Roher Tabak | 10508720 | 10594604 | 13279158 | 751375 | 747675 | 1111260 |
| Cigarren | 190136 | 189742 | 196759 | 117415 | 143946 | 121786 |
| And. Manufacte | 205033 | 317887 | 247743 | 22578 | 38750 | 30176 |
| Totale | 10903889 | 11102233 | 13723660 | 891396 | 930371 | 1263222 |

Die Verarbeitung von Tabak hat erst vor Kurzem in nennenswerthem Masse begonnen und wenschon die Qualität wesentlicher Verbesserung fähig ist, so berechnen doch schon die heutigen Ergebnisse zu den besten Hoffnungen für die Zukunft. In den Etablissements der Nordwest-Provinzen und Bengalens steht die Cultur und Fabrikation unter der Leitung amerikanischer Pflanzler und Fabrikanten. Die dort erzeugten Sorten wurden seitens der Direction der französischen Tabakregie in Paris als von vorzüglicher Qualität bezeichnet.

Der Director des Regierungs-Departements für Agricultur und Handel in Calcutta, Herr E. C. Buck,

berichtet über die Factorien zu Ghazipore und Poosah Nachstehendes:

Eines der Etablissements erzeugt gegenwärtig an 300 lbs. Tabakfabrikate verschiedener Art, der grösste Theil ist sogenannter Cavendish und Honeydew, Sorten, die von der Aimee consumirt werden. Die feineren Rauchtabake werden nur in ganz geringen Quantitäten erzeugt. Die Einrichtung der Fabrik ermöglicht eine tägliche Production von 3500 lbs., wenn das erforderliche geschulte Personale vorhanden ist.

Bis vor Kurzem hat der indische Tabak niemals auch nur annähernd die Höhe der Werthziffer des amerikanischen Tabaks erreicht. Während der Durchschnittspreis des amerikanischen Tabaks, *shipping tobacco* genannt, 5 d. bis 9 d. betrug, bessere Sorten von Virginia-Blatt aber von 7 d. zu 13 d. pr. lb. erzielten, betrug der Preis des indischen Tabaks in der Regel nur 1 d. bis 2 d. pr. lb. Im letzten Jahre drückten die grossen Vorräthe und eine neue Taxe die Preise des amerikanischen Tabaks auf ein ungewöhnlich niedriges Mass herab und gerade um diese Zeit war es, dass die erste Consignation von Poosah-Blättern nach England kam.

Die hohen Preise, welche für die besten Muster der 1876er und 1877er Ernte erreicht wurden, zeigen dass Indien Tabake zu erzeugen im Stande ist, die mit den besten amerikanischen Sorten von *shipping tobacco* zu competiren im Stande sind. Eine Partie Blätter aus Ghazipore, 1876—77er Ernte, wurde mit 7 d. pr. lb., der grösste Theil der gleichzeitig gesendeten Muster mit 5 d. pr. lb. verkauft, während eine Sendung von Poosah-Blättern zu einer Zeit 5 d. erzielte, in der die Marktnotirungen 25 Percent unter der normalen Höhe standen. Diese Thatsachen sprechen nmsomehr für die zu gewärtigenden Erfolge, als alljährlich rasch zunehmende Mengen auf eine bessere Qualität gebracht werden können. Die Frage war bisher nur, ob in Indien überhaupt Tabake besserer Sorten producirt werden können, und diese Frage ist heute in der befriedigendsten Weise beantwortet. Das präparirte Blatt der 1878er Ernte übertrifft weitaus an Qualität alles bisher in Indien Erreichte und gilt dies namentlich von dem Erzeugnisse von Ghazipore

Die Ursache, weshalb, trotzdem es wünschenswerth erscheint, in der Tabakfabrikation Indiens über die amerikanische Concurrenz den Sieg davon zu tragen, die Erzeugung von Rauchtabak für den heimischen Consum einen so grossen Antheil an der Gesamtproduction hat, liegt in dem Umstande, dass heute noch der indische Markt, so klein er auch ist, dem Erzeuger einen grösseren Nutzen abwirft als der englische. Für mittelgutes amerikanisches Fabrikat werden in Indien 1 bis 3 Rupien per Pfund bezahlt, Ghazipore- und Poosah-Tabak erzielt ungefähr den halben Preis und lässt damit dem Fabrikanten einen weit höheren Nutzen, als wenn er sein Erzeugniss nach England sendet.

Der Erfolg, den die neuen Etablissements in den indischen Auctionen erzielen, ist ein vollständig befriedigender. In allen Theilen des Landes finden sich Käufer und den ersten Aufträgen folgen in der Regel weitere. Die Händler fangen bereits an, grosse Ordres

zu ertheilen und von allen Seiten laufen Ausweise über die gute Qualität des Tabaks ein.

Während demnach das präparirte indische Blatt in England erfolgreich mit dem präparirten amerikanischen Tabake zu concurriren im Stande ist, concurriren die indischen Tabakfabrikate mit Erfolg den amerikanischen gegenüber in Indien selbst. . . .

Ein grosser Vortheil, den Indien in Bezug auf die Tabakfabrikation über Amerika hat, ist die Billigkeit der Arbeit. Das Blatt, ist wie erwiesen, für alle praktischen Zwecke von ebenso guter Qualität wie das amerikanische und es ist kaum zu zweifeln, dass Amerika in Folge der hohen Arbeitslöhne mit seinen Erzeugnissen am englischen Markte den indischen Producenten gegenüber unterliegen wird. In der That brachten bereits die diesjährigen Preise manchem der amerikanischen Pflanzler und Exporteure Verluste, während sie bisher noch nicht die Grenze überschritten, innerhalb welcher der indische Tabakbauer noch seine Rechnung findet.

MISCELLLEN.

Dr. Lenz im nordwestlichen Afrika. Wie der englische Minister in Tanger an das *Foreign Office* berichtet, hat unser Mitarbeiter, Dr. Lenz, der im Auftrage der deutschen afrikanischen Gesellschaft seine diesjährige Expedition unternahm, den Atlas überschritten und befindet sich trotz des Widerstandes seitens der maurischen Autoritäten auf dem Wege nach Timbuctu. Nach längerem Aufenthalte am nördlichen Fusse des Gebirges zog er nach Terodant. Bis zu diesem Platze war er von einer maurischen Escorte begleitet, die ihm von dort, unter dem Vorwande, dass der Sultan wenig Macht über die wilden Shlohstämme in den Süd-Districten seines Reiches habe, entzogen wurde. Dr. Lenz setzte nunmehr in Gesellschaft eines einzigen Mauren, Namens Hady Ali die Reise gegen den Soudan fort. Er soll in mohammedanischer Tracht reisen und sich für einen türkischen Arzt ausgeben.

Von der internationalen afrikanischen Association. Seitens des Generalsecretariates in Brüssel erhalten wir die Mittheilung, dass von den Herren Cambier, Popelin und Carter Nachrichten bis zum 9. März eingetroffen sind. Nach denselben befanden sich die Reisenden zur genannten Zeit in Karema mit der Errichtung einer Station beschäftigt, die kaum in Stand gesetzt, schon in die Lage kam, den algerischen Missionären gegenüber, welchen es an Trägern und Provisionen, fehlte ihre Aufgabe zu erfüllen. Popelin bereitete sich vor, den Tanganjika zu kreuzen und am linken Ufer desselben eine Station zu errichten. Carter stand im Begriffe sich nach der Küste zu begeben, um Anstalten für eine neue Expedition zu treffen, die den Zweck haben soll, afrikanische Elefanten einzufangen und abzurichten. Dr. van den Heuvel steht auf bestem Fusse mit den Arabern von Tabora, deren Häuptlinge er wiederholt mit Erfolg in ärztlicher Behandlung hatte. Cadenhead, Burdo und Roger waren glücklich in Hittoura, in der Nähe von Tabora, eingetroffen. Die Esel, welche seitens der Herren Mackinnon und Sanford der internationalen Association zur Verfügung gestellt wurden, haben sich bis auf einen, der

umstand, gut gehalten und dürften Karema in bester Condition erreichen.

Ceylons Aussenhandel pro 1879. Die Zollhaus-Ausweise geben für den auswärtigen Handel Colombos und Galls pro 1879 die nachstehenden Werthziffern:

Import Rs. 53,647,000,
Export Rs. 52,916,000.

Die erstere Zahl zeigt gegenüber der Einfuhr von 1877 einen Ausfall von Rs. 10 365,000¹⁾, gegen 1878 einen solchen von Rs. 2,797,000; der Exportwerth ist um Rs. 8,858,000 niedriger als die entsprechende Ziffer pro 1877 und um Rs. 5,856,000 als jene des Jahres 1878 für die Fluctuationen der Einfuhr war in erster Linie Getreide, für jene der Ausfuhr-Kaffee massgebend. Ausser Letzterem wurden ausgeführt:

| Jahr | Thee | Cinchona | Graphit |
|------|-----------|------------|-------------|
| 1877 | 2.105 lb. | 72.127 lb. | 96.792 cwt. |
| 1878 | 19.607 „ | 186 797 „ | 84.634 „ |
| 1879 | 81.493 „ | 507.368 „ | 162.495 „ |

Die Ziffern für Thee und Cinchona dürften im nächsten Jahre eine namhafte Zunahme erfahren, auch werden Cacao und Liberischer Kaffee zum ersten Male in den Exportlisten erscheinen.

Chinesische Baumwollwaaren Die Masse des Volkes, — berichtet der amerikanische Consul Henderson in Amoy über die in China erzeugten Baumwollwaaren — die Arbeiterclassen im Inneren tragen auch heute noch das im Lande erzeugte *homespun* und ziehen dieses dem englischen Fabrikate vor, wenngleich selbes den doppelten Preis der besten englischen Waare hat. Gelingt es der englischen oder amerikanischen Weberei dieses Gewebe zu imitiren oder einen dem Wesen nach ähnlichen Artikel herzustellen, der in China zu niedrigerem Preise abgegeben werden könnte, so ist kein Grund vorhanden, weshalb sich mit dem Inneren Chinas in Hinkunft nicht ein Handel in diesen Gütern entwickeln sollte, der in seiner Ausdehnung der hentigen Gesamt-Importation Chinas an Stückgütern gleichkommt.

Das Hausgespinnst wird ausschliesslich aus chinesischer Baumwolle angefertigt, die in Junken nach Amoy und den Nichtvertragshäfen der Nachbarschaft gebracht wird und daher in den Zollhausberichten nicht figurirt. Ist schon das Garn rauh und uneben, so ist es doch aus reiner Baumwolle erzeugt und daher von grosser Stärke und Dauerhaftigkeit — zwei wesentliche Eigenschaften für die chinesischen Consumenten, die stets schwere Lasten auf den Schultern tragen. Diese Sorten werden meist von den Mitgliedern der Familie erzeugt und findet sich selten an den grösseren Märkten der Seeküste zum Verkaufe. In den Städten und Dörfern in der Nähe des Hafens von Amoy wird viel Baumwollzeug aus englischem Garn, gemischt mit solchem aus Shanghaiwolle erzeugt; letztere dient zumeist zur Kette.

Die Shanghai-Baumwolle hat nach dem Volksglauben die Eigenschaft weit wärmer zu halten, als ausländische Baumwolle in derselben Stärke. Dem englischen und indischen Garn, das zu viel niedrigeren Preisen zu haben ist, wird demnach das heimische beigegeben und hat dieses aus gemischtem Garn erzeugte Gewebe, in Folge seiner Billigkeit, in der Umgebung von Amoy das aus rein

¹⁾ 1 Rupie = 1 shll. 10 d.

chinesischem Garn erzeugte nahezu bis auf die größten Sorten verdrängt. Es kommt meist in Stücken von 21 Zoll Breite und 28 Fuss Länge vor, welches Mass gerade für eine chinesische Jacke und ein Beinkleid genügt. Bis auf eine geringe Zahl von Leuten, die in der unmittelbaren Nähe der dem fremden Handel geöffneten Häfen wohnen, und die ausländische Waare ihrer Billigkeit und ihres besseren Aussehens halber schätzen, bedient sich das Gros der Bevölkerung entweder des *homespun* oder des oben bezeichneten gemischten Zeuges. In Central- und Süd-China, wo man die Wohnräume nicht heizt, trägt im Winter Arm und Reich Unterkleider, aus derselben Gewebesorte erzeugt.

Spinnereien und Webereien in Japan. In Miyata bei Owarè wird eine Baumwollspinnerei mit 2000 Spindeln errichtet und in der Nähe der Wollwaren-Fabrik zu Senji eine Weberei zur Erzeugung von Shitings gebaut. Die in der Tuchfabrik Senji erzielten günstigen Resultate haben die Regierung veranlasst, auf eine Vergrößerung dieses Etablissements bedacht zu nehmen. Dasselbe erhält nun einen Anbau, in welchem eine grössere Zahl europäischer Maschinen aufgestellt werden, die speciell für die Erzeugung von Militärtuchen dienen sollen. Der Versuch, in Senji australische Schafe einzuführen, ist misslungen und soll für den Bedarf des Etablissements in Zukunft nur mehr australische und amerikanische Wolle importirt werden.

Chinesische Studenten in den Lehranstalten Amerikas. Zu einer Zeit, in der die Einwanderung der Chinesen in die verschiedenen Theile der vereinigten Staaten den Gegenstand ernstester Besorgniss für Regierung und Bevölkerung bildet, mag eine Betrachtung der Bestrebungen des chinesischen Gouvernements, in amerikanischen Schulen talentvolle junge Leute für den Staatsdienst heranbilden zu lassen, besonderes Interesse bieten. Gegenwärtig werden nach Aussage des Directors der Phillips Academy in Boston über hundert chinesische Studenten auf Staatskosten an amerikanischen Collegien erzogen. Bei der Wahl der jungen Leute wird in der sorgsamsten Weise vorgegangen und haben dieselben durchschnittlich 15 Jahre in den Vereinigten Staaten zu verbringen, während welcher Zeit sie die Elementar-, Mittel- und Hochschulen frequentiren, mitunter eine professionelle oder technische Bildung erlangen und sich für die verschiedenen Carrièren vorbereiten. Man hält streng darauf, dass diese Studenten ihrer Nation treu bleiben, wenn schon sie mit Rücksicht auf Kleidung und Lebensweise sich der amerikanischen Sitte anpassen. Schon in der frühesten Jugend betrachten sich dieselben als Staatsdiener und allein dem Heimatlande sollen die Früchte ihrer ausgezeichneten Erziehung zu Gute kommen. Um die besten Ergebnisse zu sichern, werden die Knaben zu je Zweien in den achtbarsten Familien untergebracht, und in die vorzüglichsten Collegien gesendet, ihre Sympathien für ihre Muttersprache und Landsleute werden durch die Herstellen eines freundschaftlichen Verkehrs mit anderen chinesischen Studenten sorgfältig gepflegt. Die jungen Leute werden reichlich mit Mitteln zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse versehen, doch stets angehalten, über ihre Ausgaben Rechnung zu führen. Die Resultate, welche diese Studenten bisher erzielten, entsprechen völlig den

gehegten Erwartungen, dieselben sind in Bezug auf Fleiss, Eifer, Höflichkeit und Ordnungssinn als muster-giltig zu bezeichnen, stets von dem Streben beseelt, die ersten Preise zu erlangen, gelingt ihnen dies auch fast immer. In ihrem Gehorsam gegen ihre Behörde, die Verehrung ihrer Vorgesetzten, Feinheit der Manieren, Verschwiegenheit und einer gewissen diplomatischen Gewandtheit, zeigen sie sich als echte Chinesen. — Im Jahre 1847 brachte der Missionär S. R. Brown drei chinesische Knaben in die Monson Academy in Massachusetts. Jeder dieser drei Zöglinge brachte es im Mannesalter zu einer bedeutenden Stellung. Einer derselben fasste schon während seiner Studienjahre den Plan, die chinesische Regierung zur Einsetzung einer chinesischen Erziehungscommission in Amerika zu veranlassen, ein Project, das er durch seine rastlosen Bemühungen und seiner grossen Begabung 16 Jahre nach seiner Graduierung verwirklichte. Im Jahre 1855 nach seinem Heimatlande zurückgekehrt, bekleidete Inng-Wing der Reihe nach die Stellung eines Secretärs der amerikanischen Commissares, eines Rechtsgelehrten in Hong-Kong, eines Translators bei der Zollbehörde in Shanghai und eines Reisenden für ein grosses Thee- und Seidenhaus. Kurze Zeit war er auch als selbstständiger Kaufmann thätig. Alle diese Stellungen benützte der Mann, um seinen Ideen, die Erziehung junger Chinesen im Anlande betreffend, bei einflussreichen Landsleuten Eingang zu verschaffen. Als er selbst später in den Staatsdienst trat und den Rang eines Mandarins erhielt, gelang es ihm, von der chinesischen Regierung die Bewilligung eines Betrages von 1,500.000 Pfund Sterling für die Gründung einer chinesischen Erziehungscommission zu erwirken. Für den Sitz dieser Commission wählte er Hartford in den Vereinigten Staaten. Dort errichtete die chinesische Regierung einen prächtigen Bau, der den Zwecken der Commission dient. In zehn Jahren wird China über etwa ein Hundert junge Beamten verfügen, die auf einer hohen Stufe moderner Bildung stehend, die Früchte ihrer Erziehung in reichem Masse dem Lande zuwenden werden, dessen Regierung mit einem ihr nicht immer eigenen Scharfblicke die Vortheile westlicher Civilisation zum Mindesten in gewissen Richtungen erkannte.

Ein Prachtwerk in persischer Sprache. Ueber Anregung und unter Leitung des Directors der k. und k. Orientalischen Akademie, Hofrathes von Barb, ist in der renommirten Zamarski'schen lithographischen Anstalt eine photo-lithographische Auflage des von dem persischen Prinzen Dschelal verfassten Werkes „Geschichte der persischen Könige“ im Umfange von 28 Bogen Gross-Octav, mit 56 Bildnissen der hervorragendsten Herrscher und einer Münztafel, hergestellt worden, zu welcher die Urschrift von dem als persischen Kalligraphen rühmlich bekannten Correpetitor Mirza Hassan geliefert wurde. Dasselbe hat die Bestimmung, der gebildeten Welt des Orientes unseren Fortschritt auf dem Gebiete der vielfältigenden Kunst vor Augen zu bringen, welcher es ermöglicht, derselben Druckwerke ihrer eigenen Sprache und Literatur in correcter und muster-giltiger Form, sowie auch zu billigeren Preisen, als sie seither im Oriente üblich waren, zu vermitteln. Es wird aber nicht minder auch den Orientalisten aller Länder eine willkommene Erscheinung sein, weil sie

darin ein Compendium der Geschichte der vorislamitischen Herrscher Persiens bis auf die älteste Zeit nach orientalischen Geschichtsquellen finden, welches noch das besondere Interesse bietet, dass es in rein persischer Sprache ohne die sonst übliche Beimischung arabischer Wörter geschrieben ist. Mit Recht darf das genannte Werk als eine meisterhafte Leistung auf dem Gebiete des orientalischen Buchdruckes bezeichnet werden.

Russlands Handel mit seinen asiatischen Grenz-nachbarn. Der Waarenverkehr Russlands mit den asiatischen Nachbarländern findet in drei Hauptrichtungen statt: erstens über Trans-Kaukasien nach der asiatischen Türkei und Persien, zweitens über den Hafen von Astrachan nach Persien, endlich drittens über Kjachta und den Amur nach China.

Ueber Trans-Kaukasien wurden im letztverflossenen Jahre

| | |
|-------------------------------|------------------------------|
| aus Russland exportirt | |
| Werth in Rubeln ¹⁾ | Gewicht in Pud ²⁾ |
| 6,255.459 | 1,980.833 |
| und | |
| nach Russland importirt | |
| Werth in Rubeln | Gewicht in Pud ²⁾ |
| 7,645.035 | 3,069.394 |

was, wenn wir die uns gleichfalls vorliegenden diesbezüglichen statistischen Zusammenstellungen für das Jahr 1878 in Vergleich ziehen, zu Gunsten des Jahres 1879 einen Mehrwerth von 149 Percent beim Export und von 90. Percent beim Import, sowie ein Mehrgewicht von 297 Percent beim Export und von 49 Percent beim Import ergibt.

Der wichtigste Export über diese Grenze fand statt: in Nahrungsmitteln (für 654 213 Rubeln, davon Getreide für 653.000 Rubeln), ferner in Rohstoffen und Halbfabrikaten (für 2,098.328 Rubeln, davon Seide für 1,785.354 Rubeln), und endlich in Fabrikaten (für 733.717 Rubeln, wovon Wollwaaren für 576.230 Rubeln). Als wichtigste Importartikel figuriren Nahrungsmittel (für 2,473.907 Rubeln, davon Früchte für 1,656.305 Rubeln), ferner Rohstoffe und Halbfabrikate (für 453.606 Rubeln) und endlich verschiedene Fabrikate (für 2,210.980 Rubeln, darunter Baumwollwaaren für 941.541 Rubeln).

Ueber den Hafen von Astrachan wurden 1879

| | |
|-------------------------|------------------------------|
| aus Russland exportirt | |
| Werth in Rubeln | Gewicht in Pud ²⁾ |
| 975.432 | 125.792 |
| und | |
| nach Russland importirt | |
| Werth in Rubeln | Gewicht in Pud ²⁾ |
| 2,570.801 | 1,190.741 |

was, mit den bezüglichen Ziffern des Vorjahres verglichen, für das letzte Jahr einen Minderwerth von 27 Percent beim Export, beim Import dagegen einen Mehrwerth von 53 Percent, sowie gleichzeitig ein Mindergewicht von 50 Percent beim Export und ein Mehrgewicht von 46 Percent beim Import ergibt. Als bedeutendste Exportartikel sind Metalle (für 218.000 Rubeln), als wichtigste Importe Rohbaumwolle (für

1,000.000 Rubeln) und Früchte (für 556.000 Rubeln) zu nennen.

Ueber Kjachta und auf dem Amur wurde im letzten Jahre

| | |
|-----------------------------------|------------------------------|
| aus Russland nach China exportirt | |
| Werth in Rubeln | Gewicht in Pud ²⁾ |
| 2,059.321 | 95.376 |
| und | |
| aus China nach Russland importirt | |
| Werth in Rubeln | Gewicht in Pud ²⁾ |
| 17,888.920 | 842.846 |
| aus Russland exportirt | |
| Edelmetalle, Münzen und Barren | |
| Werth in Rubeln | |
| 3,155.151 | |

was, im Vergleiche zu den diesbezüglichen Resultaten des vorhergegangenen Jahres, für 1879 einen Minderwerth von 32 Percent und ein Mindergewicht von 29 Percent beim Waarenexport nach China ergibt, dagegen einen Mehrwerth von 313 Percent beim Export von Edelmetallen, Münzen und Barren aus Russland nach China, sowie einen Mehrwerth von 20 Percent und ein gleichzeitiges Mehrgewicht von 17 Percent beim Waarenimport aus China nach Russland aufweist. Beim russischen Export über die chinesische Grenze kommen vor Allem in Betracht: Rohstoffe und Halbfabricate (für 777.537 Rubeln) und Fabricate (für 1,107.288 Rubeln, davon Wollwaaren, insbesondere Tuch, für 714.550 Rubeln). Der chinesische Import nach Russland bestand fast ausschliesslich in Thee. Nach folgender Zusammenstellung hat sich die russische Thee-Einfuhr über diese Grenze (denn ausserdem importirt Russland Thee über seine europäischen Grenzen, und zwar beispielsweise im letzten Jahre für 35.6 Millionen Rubeln) während des letzten Jahrzehnts von 5 Millionen Rubeln auf 17.4 Millionen Rubeln gehoben. Sie betrug:

| | | | |
|---------------|----------|---------------|-----------|
| Im Jahre 1870 | 5 M. R. | Im Jahre 1875 | 9.6 M. R. |
| " " 1871 | 7.4 " " | " " 1876 | 9.8 " " |
| " " 1872 | 6 " " | " " 1877 | 13.3 " " |
| " " 1873 | 7.2 " " | " " 1878 | 14.2 " " |
| " " 1874 | 10.6 " " | " " 1879 | 17.4 " " |

Kamphergewinnung auf Formosa. Seit der Abschaffung des Kampher-Monopoles ist der Handel in diesem Artikel Chinesen und Europäern in gleicher Weise gestattet; gleichwohl veranlasste die mit dem Einkaufe im Innern verbundene Mühe die Fremden, diesen Theil des Kampherhandels ausschliesslich den Chinesen zu überlassen. Der Kampherbaum kommt in grossen Mengen in den Hügeln im Innern des Landes vor. Das Fällen des Baumes ist mit grossen Gefahren verbunden, da diese Regionen meist von den Wilden Formosa's bewohnt sind, denen alljährig eine Anzahl Chinesen zum Opfer fallen. Auch müssen Letztere immer weiter vordringen, nachdem sie es unterlassen, auf dem gelichteten Grunde neue Bäume zu pflanzen. Wird schon dieses kurzzeitige Vorgehen über kurz einen fatalen Einfluss auf den Kamphermarkt nehmen, so bringt es doch andererseits eine raschere Civilisation der Insel mit sich, indem die wilden Stämme immer weiter in die unwirthlichen Berg-Regionen im centralen Formosa zurückgedrängt werden, während die Anlage neuer Pflanzungen auf dem bereits occupirten Terrain keinen Anlass zu weiterem Vordringen seitens der

¹⁾ 1 Rubel = 4 Fres.

²⁾ 1 Pud = 16.38 Kilo.

Chinesen bieten würde. Die Classe dieser letzteren, die sich mit der Kampher-Gewinnung befasst, mag als die niedrigste, fast als der Auswurf der chinesischen Gesellschaft bezeichnet werden, es sind dies durchwegs Leute, welche die Gefahren des Lebens in der Wildniss der behördlichen Controle vorziehen; in der Nähe von Yokohama sollen fast täglich Kampherholzschläger von den wilden Bewohnern getödtet werden. Die Kampher-Ausfuhr betrug im Jahre 1878 13.305 Piculs¹⁾, was 2 Percent mehr als jene des Jahres 1877, 53 Percent mehr als jene des Jahres 1876, 84 Percent mehr als jene des Jahres 1875 beträgt. Die Steigerung in der Ausfuhr wurde wesentlich durch den Umstand herbeigeführt, dass es den Importeuren von Waaren aus Hongkong besser bezahlte dortselbst mit Kampher auszugleichen, als Baargeldsendungen von Formosa aus zu machen. Der Preis des Kamphers in Formosa beträgt, wie der jüngste Zollhausbericht, dem wir diese Daten entnehmen, meldet, 9 bis 10 Dollars per Picul, während in Hongkong 18 bis 20 Dollars notirt werden; gleichwohl lässt die Verschiffung in Folge des grossen Gewichtsverlustes, der etwa 20 Percent beträgt, der Kosten von Fracht, Assuranz, Commission etc. nur geringen Nutzen.

Batum. Der „Messenger officiel russe“ constatirt in einer seiner jüngsten Nummern den grossen Aufschwung, welchen der Hafen von Batum seit der russischen Annexion genommen hat. Während die Stadt unter türkischer Herrschaft aus einigen elenden Häuschen, den Kasernen und Festungen bestand, sieht man heute schon schöne, gemauerte Häuser erstehen, für welche die Ziegel aus Marseille kommen. Eine Reihe von Bauconstructionsarbeiten hat begonnen, unter denen die Hafengebäuden und die Trockenlegung der Moräste erwähnt werden mag, welche letztere die Stadt cultivirbaren Grund und Materiale für die Ziegelfabrikation zugeführt hat.

LITERATUR-BERICHT.

„Chinesische Skizzen.“ Von Herbert A. Giles, englischer Consular-Beamter in China. In's Deutsche übertragen von W. Schlösser. Neue Ausgabe. Berlin, J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung, 1880.

China, das bislang nur in commercieller und kunstgewerblicher Beziehung das abendländische Publicum interessirte, beginnt nun auch auf dem politischen Actionsfelde von sich reden zu machen. Der gewaltige Coloss mit seinen durch viele Jahrtausende stationär gebliebenen Verhältnissen wirft die Maske bescheidener Selbstzufriedenheit ab und rasselt gewaltig mit dem Schwerte. Gleichwohl wird man gut thun, die militärischen Velleitäten der jetzigen Actionspartei in Peking nicht sehr ernst zu nehmen; sie befindet sich nämlich in der eigenthümlichen Lage, die Verhältnisse ausserhalb der Grenzpfähle des himmlischen Reiches ebenso verkehrt und falsch zu beurtheilen, wie es gemeinhin von Seite der Europäer gegenüber allen chinesischen Dingen und Angelegenheiten der Fall zu sein pflegt. Ziehen wir die Summe von allen Reiseberichten aus dem fernen Ostasien, so erhalten wir ein Resultat von fast peinlichen Wiederholungen landläufiger Ansichten und stereotyper Mittheilungen, die sich sammt und sonders immer in

den gleichen Cirkeln bewegen und zur Erweiterung unserer Kenntniss über chinesische Zustände fast gar nichts beitragen. Um so willkommener müssen uns die Schilderungen eines Mannes sein, dessen gründliche Untersuchungen und langjährige praktischen Erfahrungen durchwegs das Vertrauen des Lesers erwecken und ihm einen tiefen Einblick in fast alle Daseinskundgebungen, Sitten, Lebensanschauungen, Amts- und Gesellschaftseinrichtungen und Charakter-Eigenschaften des chinesischen Volkes gestatten.

Diese fraglichen Schilderungen rühren von dem englischen Consular-Beamten Mr. Giles her, und wir wollen versuchen, bei dem knapp bemessenen Raume ein möglichst vollständiges Bild von den interessanten Aufzeichnungen zu geben. Mancher landläufige Irrthum wird richtig zu stellen, mancher Tadel zu mildern, viele angebliche Vorzüge des chinesischen Volkes aber gleichzeitig auf ihr richtiges Mass zu reduciren sein. Giles ist, bei aller Objectivität, ein ausgesprochener Verehrer des „gelben Mannes“. Er selbst verwahrt sich gegen die Ansicht, als wären die Chinesen eine unmoralische, tiefstehende Race, unehrlich, grausam und in jeder Beziehung verderbt. Eine achtjährige Erfahrung hat ihn gelehrt, dass die Chinesen bei allen ihren Fehlern ein schwer arbeitendes, nüchternes und glückliches Volk sind und eine Zwischenstufe zwischen dem Reichthum und der Cultur einerseits und der Armuth und dem Laster des Westens andererseits einnehmen. Damit ist auch der Grundton des Buches angeschlagen: weniger Fortschritt und Gesittung als im Abendland, aber auch weniger sociale Auswüchse und Gebrechen als daselbst. Die schlechte oder doch sehr wenig schmeichelhafte Beurtheilung, welche die Chinesen selbst von Kennern des Landes und Volkes erfahren, rührt, wie Giles versichert, in erster Linie von der Sprachunkenntniss her; dieser Uebelstand wird allemal am intensivsten und unerfreulichsten in dem Verhältnisse empfunden, welches gewöhnlich zwischen Herr und Diener besteht. Dass diese fast stets ihre fremden Herren verachten und nur durch den guten Lohn dahin gebracht werden, ihnen zu dienen, ist bekannt. Durch die mangelhafte Kenntniss der chinesischen Etikette, die am Ende von einem Fremden so gut erlernt und beobachtet werden sollte, als beispielsweise die abendländische seitens der Europäer von allen den Westen besuchenden Asiaten verlangt wird, bringt es mit sich, dass der Chinese, der im Dienste eines Ausländers steht, fast täglich die grössten Flegelleien begeht, ohne natürlich hiefür die geringste Rüge einzuheimsen. Dadurch vertiert der Herr ausserordentlich in den Augen des Dieners und nicht minder in denen des Volkes, welches Zeuge einer solchen „Schmach“ ist. Der Fremde, mag er wer immer sein, ladet sofort die Verachtung der Einheimischen auf sich, wenn diese die Insulten wahrnehmen, die der Bedienstete dem Brodherrn fast tagtäglich zufügt. . . Und worin bestehen diese Insulten? Nun: „Der Hausdiener nimmt in kurzen Kleidern die Aufträge in Empfang und wartet solcher Art auch bei Tische auf, ein Schimpf, den kein Chinese einem seiner Landsleute zu bieten wagen würde. Er kommt zu seinem Herrn und hat den Zopf um den Kopf gewunden; er begegnet ihm auf der Strasse, ohne zu grüssen, d. h. ohne an der Seite der

¹⁾ 1 Picul = 133¹/₄ lb. engl.

Strasse still zu stehen, bis sein Herr vorüber ist; er unterlässt beim Kommen seines Herrn sich zu erheben und begehrt zahlreiche andere kleine Verstöße gegen die Sitte, die seine sofortige Entlassung aus dem Hause eines jeden Chinesen nach sich ziehen würden u. s. w.“ ... So kleinlich diese Etikette-Fragen an sich erscheinen mögen, dürften sie gleichwohl von Belang sein, wenn man erwägt, dass der tägliche Verkehr mit einem fremden Volke möglichst glatt verlaufen muss, um bei diesem überhaupt das Gefühl zu erwecken, dass dieser Verkehr nicht die Folge irgend einer Art von Zwangslage, sondern ein rein spontaner sei. Der Chinese, der auf Grund solcher Kleinigkeiten, wie wir sie eben aufgeführt, den Fremden missachtet, ja verachtet, fühlt sich natürlich auch sonst dem „Barbaren“ ungemein überlegen; er anerkennt ihn nicht als Seinesgleichen und hat demnach auch guten Grund, ihm auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten zu bereiten, ihn zu verhöhnen und seine so hochgepriesenen civilisatorischen Massnahmen als blödsinnige „barbarische“ Narretheien zu bespötteln.

Nach Giles' Erfahrungen ist einem mit Sitten, Sprache und Denkart, beziehungsweise mit der Weltanschauung des Chinesen vertrauten Fremden eine Welt eröffnet, in der er fast gar keinen Misston von Belang findet. So erweisen sich beispielsweise die viel commentirten abscheulichen Familienverhältnisse im chinesischen Volke als eine leere Fabel. Obwohl es in China an Armuth nicht gebricht, so ist doch wenig eigentliches Elend vorhanden; Giles behauptet, dass die Zahl derjenigen Menschen, welche in China Hunger und Kälte leiden, verhältnissmässig kleiner als in England sei, und dass die Frauen der arbeitenden Classen sonach weit besser daran seien, als ihre europäischen Schwestern. Diese Thatsache passt natürlich sehr schlecht zu den Auslassungen mancher Schriftsteller, die gerade das Eheleben, welches sie ihrem innersten Wesen nach kaum kennen, als den Schandfleck am chinesischen Nationalcharakter bezeichnen. Sie vergessen, dass in China das Element der Sentimentalität in der Ehe unbeachtet bleibt und dadurch die Frau in einer Stellung zur Familie erscheinen lässt, die jenen als barbarisch erscheint. Zweifellos ist auch, dass die Nüchternheit und Bedürfnisslosigkeit der arbeitenden Classen in China weit weniger zu jenen traurigen socialen Erscheinungen führen, die ein Erbübel der unteren Schichten westländischer Völker sind.

Es würde zu weit führen, alle die interessanten Fragen, welche unser Autor berührt, an dieser Stelle zu analysiren und zu commentiren. Nichts überrascht indess mehr, wenn Mr. Giles versichert, das chinesische Volk sei gar nicht so sehr gegen fremde Einflüsse, nur müsse man den richtigen Weg einschlagen, um die Massen dem fremdländischen Geiste zugänglich zu machen. Das ist ganz gut gesagt, aber das Mittel hiezu befremdet einigermassen ... Der Bahnbrecher durch das gesammte unmodificirbare Volks- und Culturleben der Chinesen kann nach Giles' Ansicht nur die — Publicistik sein! Die hierauf bezugnehmende Erfahrung ist interessant genug, um mitgetheilt zu werden. Der in Shanghai von Herrn Ernst Major herausgegebene „Shun-pao“ soll unglaublich viel Gutes schaffen und sein Einfluss täglich wachsen. Den Erfolg, den diese

Zeitung errungen hat, verdankt sie in erster Linie dem Umstande, dass sie ein Geldunternehmen und als solches jedem Chinesen verständlich ist. Die Dinge aber, die die bezopferten Söhne in den Spalten dieses Journals lesen, frappiren sie zwar in Folge ihrer Neuheit, sie interessiren sich aber am Ende doch für den Inhalt, zumal für das häusliche Leben der Ansländer, ihre Sitten, Gebräuche, fremde Etiquette — lauter Dinge, von denen die Chinesen in ihrer Gesammtheit absolut nichts wissen. Ja, diese Unwissenheit reicht nach allen Proben, die unser Autor liefert, bis in die höchsten Spitzen hinauf. Alles dies lässt in uns die Ueberzeugung aufkommen, dass durch das Mittel der Publicistik in einer gegenseitigen Verständigung und Annäherung die überraschendsten Erfolge zu erzielen wären. Hat es doch der „Shun-pao“ auf 4000 durchwegs chinesische Abonnenten gebracht, ein Beweis, dass die Chinesen dieses fremdländische Bildungs- und Aufklärungsmittel acceptiren und an den ihnen gemachten Mittheilungen über ausländische Verhältnisse grossen Gefallen finden.

Von mehr meritorischem Interesse sind die Mittheilungen, die unser Autor in Hinsicht der Rechtszustände in China und über die Unmöglichkeit, mit chinesischen Behörden auf gesetzlicher Basis zu pactiren, macht. Die Exterritorialität hat freilich das Verhältniss zwischen Eingeborenen und Fremden mit der Zeit eher unleidlicher als freundlicher gestaltet; an eine erfolgreiche Reform in dieser Richtung ist aber vielleicht weniger noch zu denken, als an Neuerungen anderer Art, wie Eisenbahnen und Telegraphen. Hier entscheidet einzig und allein das „Feng-schui“. Das „Feng-schui“ ist bekanntlich die mächtige Waffe, mit der die chinesische Bureaucratie und Hierarchie sich allen fortschrittlichen Neuerungen widersetzen, um China in seinem lethargischen Schläfe nicht zu stören. Das „Feng-schui“ ist seinem innersten Wesen nach ein System von Geomantie, durch dessen Kenntniss es möglich ist, aus der Configuration von Natur-Objecten (Bäumen, Hügeln, Flüssen) Städte- und Häuserlagen zu bestimmen und die Geschicke von Familien und Gemeinden vorherzusagen. Es ist daher ganz klar, dass sich die Chinesen der Einführung solcher Neuerungen widersetzen (wie Eisenbahnen und Telegraphen), welche ihren National-Aberglauben auf ewig und immer zerstören müssten. Dass dieser Aberglaube tiefer wurzelt als ein einfaches Vorurtheil, liegt auf der Hand.

Was uns der Autor sonst noch über chinesisches Leben und Wesen, über politische, sociale und ökonomische Fragen, über gemeinnützige Einrichtungen, über Staatsämter, Behörden, geistige Strebungen, Missionen, über Handel und Wandel und zahllose andere in das Völker- und Staatsleben tief einschneidende Erscheinungen mittheilt, ist von so hervorragendem Interesse, dass wir die aufmerksame Lectüre dieses Buches Jedermann, der sich über China in ansprechender Form belehren lassen will, nicht warm genug empfehlen können. Das Resultat solchen Studiums wird gewiss bei jedem Unparteiischen das sein, dass nur das gedankenlose Nachbeten traditioneller Ansichten die chinesischen Verhältnisse in ein Licht gerückt haben, in welchem sie sich als unwahre Zerbilder präsentiren ...

S. L.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Wien, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Pez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedineck in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

Inhalt: Zur wirtschaftlichen Lage Persiens. Von —x in Teheran. — Landesproducte Palästinas mit Rücksicht auf Colonisation. Von Baurath Schick in Jerusalem. — Die Reise einer kaiserlichen deutschen Gesandtschaft durch Ungarn, Serbien und Bulgarien im Jahre 1877. Von C. Sticker. (Schluss.) — Die Ruinenplätze Cambodschas. Von Friedrich v. Hellwald. — Chinas Aussenhandel 1879. — Miscellen: Eine mechanische Wollweberei in Japan. Ziegelthee für Sibirien. Deutschlands Handel mit dem Orient. Kunst-Industrie in Indien. Kameele als Lastthiere in Indien. — Literatur-Bericht: Histories orientales, par le Vicomte E. Mellicher de Vogué. Paris. Tokio Daigaku. (University of Tokio.) Welt-Industrien. Von Dr. C. v. Scherzer.

ZUR WIRTSCHAFTLICHEN LAGE PERSIENS.

Teheran, April 1880.

Die Bedeutung des modernen Persiens in der Staaten-Gesellschaft wird im Allgemeinen in Europa aus Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse entschieden überschätzt. In der Schule hören wir von der Ausdehnung, der Macht und dem Glanze des Reiches der Achämeniden, die mit ihren unzähligen Heerschaaren alle Völker Vorder-Asiens bis nach Indien und an die Grenzen Chinas ihrem Scepter unterjochten, und erfahren, wie noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Sassaniden Rom und Byzanz stolz zum Kampfe herausforderten, aus dem sie gar oft siegreich hervorgingen. Diese Vorstellungen von der Grösse und Macht des alten Reiches tauchen, sobald wir nur den Namen „Persien“ aussprechen hören, sofort in unserer Seele auf und verleihen auch dem neupersischen Reiche für unser geistiges Auge eine Anreole, die aber gleich beim ersten Betreten des Landes stark erblasst und bei einem längeren Verweilen immer mehr schwindet, bis sie nichts anderes als die nüchterne Enttäuschung an ihrer Stelle zurücklässt.

Persien ist zwar noch immer ein ausgedehnter Ländercomplex von ungefähr 30.000 geographischen Quadratmeilen, dessen weitaus grösseren Theil jedoch nur Wüsten und öde Steppen einnehmen und dessen grosse Ausdehnung eben nur ein mächtiges Hinderniß für die Entwicklung des Landes bildet. Dieser Ländercomplex ist sozusagen fast nur an seinem Rande bevölkert, und wird

von kaum 6 Millionen Seelen¹⁾ bewohnt, die verschiedenen Stämmen und Zungen angehören, wovon fast die Hälfte Nomaden. Eine geregelte Administration fehlt gerade in den wichtigsten Zweigen (Justiz-, Finanz-, Steuer-, Kriegs- und Unterrichtswesen) gänzlich, wie es denn schon bezeichnend ist, dass es wohl Minister, doch keine Ministerien gibt.

Das Staats-Einkommen belauft sich auf rund 40 Millionen Francs, und auch diese Summe ist nur eine nominelle, da alljährlich Steuernachlässe in der Höhe von 5—7 Millionen Francs eintreten. Das Volk zahlt jedoch zum allermindesten das Doppelte von den Einkünften der Regierung, der Ueberschuss wandert in die Taschen der Statthalter und anderer Regierungsorgane.

Die Wehrkraft ist von keinem Belang. Man sagt, Persien könne 100.000 Mann mit 60—80 Geschützen aufstellen. Doch ist an eine Concentration und an einen taktischen Aufmarsch dieser, in den von einander so weit entfernten Provinzen, zerstreuten Streitkräfte nicht zu denken; auch fehlt es an Allem und Jedem geradezu vollständig, um nur einen Theil derselben schlagfertig und leistungsfähig erscheinen zu lassen.

Das Regierungs-System fusst einerseits auf der absolutesten Autokratie, gegen welche das Volk nur in der traditionellen Autorität der Geistlichkeit einen Schild sucht, und andererseits auf einer ausgedehnten Decentralisation. Das Reich zerfällt in drei grosse und sieben kleinere Provinzen, die von Statthaltern mit den Machtbefugnissen der alten Satrapen verwaltet und an die Meistbietenden hintangegeben werden. Von einer Regierung in unserem Sinne des Wortes kann man in Persien nicht sprechen, denn die Functionen der hiesigen beschränken sich eigentlich nur auf die Eintreibung der Steuer.²⁾ Der Statthalter einer Provinz vergibt die Verwaltung der einzelnen Kreise derselben nach eigenem

¹⁾ Die Angaben der meisten europäischen Statistiker (9—10 Millionen) sind entschieden zu hoch gegriffen, auch ist nicht zu vergessen, dass die grosse Hungersnoth vom Jahre 1871 weit über eine Million Seelen dahintrafte; Balbi's Geographie gibt 6—7 Millionen an.

²⁾ Derselbe Gedanke ist fast mit denselben Worten in einem von der englischen Regierung veröffentlichten Consularberichte, ddo. Rescht, 10. Jänner 1876, ausgesprochen.

Gutdünken gegen eine vereinbarte Summe an Unter-Statthalter, diese vergeben in gleicher Weise wieder die ihnen unterstehenden Districte u. s. w. Jeder Statthalter hat nur die schuldige Pachtsumme abzuliefern, im Uebrigen bleibt es ihm dann unbenommen, nach Belieben zu schalten und zu walten und sich selbst zu bereichern, so gut er es eben kann und versteht. Viele hohe Functionäre beziehen einen fixen Gehalt, die übrigen Beamten und Regierungsorgane sind zumeist angewiesen, durch Erpressungen aller Art ihr Auskommen zu finden.

So wird das Land von einer privilegierten Oligarchie ausgebeutet, während zur Hebung desselben nichts geschieht, und bei dem unbedeutenden Betrage, der schliesslich bei der Centralstelle einfließt, füglich auch nicht viel geschehen könnte, selbst wenn die gute Absicht dazu vorhanden wäre.

In welcher patriarchalischen Weise die Rechtspflege gehandhabt wird, mag die Thatsache bezeugen, dass hier in der Nähe der Hauptstadt alle Tage über die vorkommenden wichtigeren Polizei- und Straffälle ein Bericht an den König erstattet wird, der sofort für jedes Vergehen oder Verbrechen die ihm, ganz nach seinem eigenen Ermessen, entsprechend scheinende Strafe verhängt. In der Provinz halten die Statthalter und Unter-Statthalter in derselben Weise Gericht, und zwar zumeist ebenfalls in Strafsachen, wo sie nach Urf (dem ungeschriebenen Gewohnheitsrecht) entscheiden. Den Statthaltern der grossen Provinzen, die sämmtlich königliche Prinzen sind, steht überdies de facto das Recht über Leben und Tod zu.

Sonst ruht die Rechtspflege, insbesondere in Civilsachen, in Händen der Geistlichkeit, für die das Scherá (geschriebenes Gesetz, das den Koran zur Grundlage hat) allein massgebend ist.

Von den barbarischen Strafen des Handabhackens, Ohren- und Nasenabschneidens etc. ist man in allerjüngster Zeit, Dank der Vorstellungen des hiesigen Polizeichefs Conte Monteforte, wenigstens in der Hauptstadt so ziemlich abgekommen; auch in den Provinzen werden diese Grausamkeiten immer seltener, doch kommen sie, namentlich im Süden, noch immer vor.

Die Stellung des einzelnen Unterthans gegenüber der regierenden Classe, weit entfernt den Principien des Rousseau'schen *Contrat social* zu entsprechen, läuft vielmehr auf einen leoninischen Vertrag hinaus, indem die grosse Mehrheit der Unterthanen, gegenüber den angemassten Rechten Weniger, tatsächlich nur schwere Pflichten hat. Gegenwärtig concentrirt sich eigentlich die Regierung nur in Einem einzigen Manne, d. i. dem Sipeh Salar, der nicht nur die Attribute eines Ministers des Krieges und des Aeussern (die alleinigen von einiger Bedeutung) in sich vereinigt, sondern zugleich auch mit der Oberaufsicht über viele Provinzen (hauptsächlich in Finaaz-Angelegenheiten) betraut ist.³⁾

³⁾ Durch eine königliche Verordnung vom October 1878 ist ein Schritt zur Centralisation dadurch geschehen, dass die einzelnen Kreise der Provinzen, in drei Gruppen getheilt, der Oberaufsicht dreier Grosswürdigkeiten in Teheran unterstellt worden sind. Der Zweck dieser Massregel ist aber eigentlich nur der, grössere Ordnung und eine Vereinfachung des Rechnungswesens bezüglich der einfließenden Gelder herbeizuführen. Im Uebrigen ist die Macht der Statthalter durch obige Verordnung nicht wesentlich berührt worden.

Persien hat keine Staatsschulden, allein, was schlimmer ist als diese, es hat auch keinen Credit. Wie soll auch ein Land Credit haben, das keine Gesetze und Tribunale, nach unseren Begriffen, besitzt, das für Europa, mit Ausnahme Russlands, sozusagen unnahbar ist, und wo daher die Rückzahlung einer Anleihe ganz und gar von dem guten Willen der Regierung abhinge. Dass also Persien keine Staatsschulden hat, erklärt sich einmal schon aus dem Mangel an Credit und dann, weil bei dem Abgange einer geordneten Staatsverwaltung, wie eine solche in civilisirten Staaten mit so grossen Kosten verbunden ist, die persische Regierung dormalen auch noch nicht das Bedürfniss empfunden hat, Schulden, wenigstens keine äusseren, zu contrahiren.

Mit den inneren Schulden hat man es sich immer sehr leicht zu machen gewusst, indem man selbe ganz einfach nicht bezahlte.

So hatten z. B. die verstorbenen Statthalter von Chorassan und Arabistan, Samsan Chan und Suleiman Chan bei einer argen Geldnoth der Regierung die Truppen ihrer Provinzen aus eigenen Mitteln bezahlt und dadurch colossale Forderungen an das Aerar zu stellen gehabt, deren Begleichung man jedoch so lange hinausschob, bis die Gläubiger alle Hoffnung aufgaben, je zu ihrem Gelde zu gelangen.

Der noch hier als General lebende Sohn Suleiman Chans, machte der Regierung einen Ausgleichsvorschlag, nämlich für je 10 Francs blos 10 Schahi (20 kr.) zu nehmen. Da er aber selbst auf diese Weise noch immer ungefähr 40.000 Ducaten zu fordern gehabt hätte, so wurde auch dieser Vorschlag nicht angenommen.

Zahlungsanweisungen, deren Begleichung bis zum Jahresschluss nicht erwirkt werden konnte, werden nach demselben einfach als abgethan zurückgewiesen.

Wenn schon die oben in Kürze angedeuteten politischen Landesverhältnisse, unter denen die Sicherheit der Person und des Eigenthums so schwer leiden, auf die Entwicklung des Handels und der Industrie ungemein hemmend einwirken, so ist der Mangel an höheren Bildungsanstalten, wo die nicht zu unterschätzenden geistigen Anlagen der persischen Jugend geweckt und gehörig entfaltet werden könnten, ein nicht minder fühlbarer und beklagenswerther.

Die Elementarkenntnisse, Lesen und Schreiben, sind zwar im Volke ziemlich allgemein verbreitet; allein bei wohlhabenderen Familien geschieht dies durch Hausunterricht, sonst ist es Sache der Privatunternehmung, zumeist von Geistlichen, die in irgend einem Locale den ärmern Kindern gegen eine kleine Vergütung das Lesen und Schreiben beibringen. Die vielen Medresseen (geistliche Schulen) sind ausschliesslich Stiftungen von Privaten, und dreht sich dort das ganze Wissen um die unfruchtbaren Koran-Exegesen. Das Collège in Teheran, das ungefähr mit einer unserer Realschulen verglichen werden kann, ist die einzige Bildungsanstalt des Landes, mit Ausnahme der von katholischen und protestantischen Missionären sowie der von den armenischen Gemeinden unterhaltenen Schulen, und für diese allein bringt die Regierung die nöthigen Mittel auf.

Wie wenig bisher in Wirklichkeit auf dem Gebiete des Communicationswesens geschehen ist, beweist am Besten der klägliche Zustand der Strassen, die mit Aus-

nahme einiger wenigen unbedeutenden fahrbaren Strecken in der Nähe der Hauptstadt, ausschliesslich nur von Karawanen benützt werden können, und wodurch der Transport der Waaren, bei den nach Hunderten von geographischen Meilen zählenden Distanzen, nicht nur ein äusserst kostspieliger und langwieriger, sondern auch für viele Waaren selbst ein höchst nachtheiliger ist.

Im Vorstehenden wurden mit wenigen Worten die dauernden Ursachen des Darniederliegens des Handels und namentlich der Industrie in Persien beleuchtet.

Vorübergehend ist der letzte russisch-türkische Krieg nicht ohne schwere Folgen für den Handel mit Persien geblieben. Die Strasse von Trapezunt nach Täbris war nicht nur geraume Zeit hindurch höchst unsicher, sondern es wurde auch der Waarentransport durch den Umstand ungemein vertheuert, dass die vorhandenen Tragthiere grösstentheils von den beiden Krieg führenden Mächten zu Kriegszwecken benützt worden sind. Selbst heute sind die früheren normalen Zustände daselbst noch nicht zurückgekehrt.

Gleichzeitig hatte die russische Regierung eine Verfügung getroffen, durch die dem fremdländischen Handel mit Persien ein nicht minder harter Schlag versetzt wurde. Nachdem nämlich in Folge der vielen Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich dem Handel auf der Strasse von Trapezunt nach Täbris entgegenstellten, derselbe seinen Weg über Russland zu nehmen begann, fand die russische Regierung sich veranlasst, anzuordnen, dass von den für Persien bestimmten Transitwaaren in der ersten russischen Eingangsstation die ganze Werthsumme der ziemlich hoch abgeschätzten Waare bei der Mauth erlegt und nur dann erst zurückerstattet zu werden habe, wenn ein Certificat vorgezeigt würde, dass die betreffende Waare wirklich in demselben Zustande aus Russland ausgeführt worden ist, in dem sie seinerzeit dahin eingeführt worden war. Dies gab zu allerlei Chicanen Anlass, indem der kleinste Gewichtsunterschied der Waare oder die geringste Verletzung der angelegten Siegel als ein Vorwand genommen wurden, die Rückerstattung der erlegten Werthsumme entweder ganz zu verweigern oder doch wenigstens auf eine für den betreffenden Handelsmann höchst lästige Weise zu verzögern.

Es erschien daher Vielen weit einfacher und zweckmässiger, selbst für die Transitwaaren, die über den Kaukasus oder über Poti nach Persien gehen sollten, in Russland den tarifmässigen Eingangszoll zu entrichten, als sich der Gefahr auszusetzen, den Werthpreis der Waare ganz zu verlieren, oder denselben doch nur mit grossen Schwierigkeiten und nach zeitraubenden Reclamationen zurückzuerlangen. Dass der russische Handel aus dieser Prohibitiv-Massregel eine Zeit lang einen bedeutenden Nutzen zog, ist einleuchtend. So z. B. ist der französische Zucker zeitweise in Persien durch das gleiche russische Product fast ganz verdrängt worden. Der Handel mit Nord-Persien musste daher unter so bewandten Verhältnissen einen anderen Weg suchen und hat denselben theils über Bagdad-Kirmanschah, theils über Buschir-Isfahan auch gefunden. Als jedoch die russische Regierung zur Einsicht gelangt war, dass sie, weit entfernt durch die gedachte Massregel den Handel mit den nördlichen Provinzen Persiens zu monopolisiren, dem

eigenen Lande nur den, aus der Durchfuhr der fremden Waaren erwachsenden Gewinn entzog, und mittlerweile auch die Strasse von Trapezunt nach Täbris dem Verkehre wieder erschlossen ward, so wurde seit Mitte des vorigen Jahres auch die obige Verfügung wieder rückgängig gemacht.

Wie die meisten Verwaltungszweige in Persien, so sind auch die Mauthen des Reiches verpachtet und bezieht die Regierung aus der Verpachtung derselben in runder Summe 6,000.000 Francs jährlich. (605.400 Tomans in letztem Jahre.)

Der durch die Verträge mit den europäischen Mächten festgesetzte Zoll beträgt 5 Percent des Werthes, sowohl von der Einfuhr, als von der Ausfuhr. In allen grösseren Städten und Orten, auch im Inneren des Landes, gibt es Mauthen. Erscheinen die 5 Percent laut Quittung einmal irgendwo gezahlt, so kann deren Entrichtung bei der Durchfuhr der Waare durch einen anderen Ort nicht nochmals verlangt werden. Dank diesem System ist nun den Kaufleuten die Möglichkeit geboten, weniger als die vertragmässigen 5 Percent zu entrichten; denn, da die einzelnen Mauthen an verschiedene Pächter vergeben sind, die unter sich keine Interessen-Gemeinschaft haben, so liegt es natürlich im Vortheil des Einen eine Mauthgebühr einzustreichen, die eigentlich in die Casse eines Anderen zu fliessen hätte. Soll z. B. Rohseide aus Ghilan über Täbris ausgeführt werden, so wäre naturgemäss der Mauthpächter in Täbris Dejenige, dem für die auszuführende Waare obige 5 Percent entrichtet zu werden hätten.

Damit nun diese Waare dem Ghilaner Pächter nicht ganz verloren gehe, findet er sich mit dem betreffenden Exporteur dahin ab, dass dieser ihm gegen Ausstellung einer Quittung über den ordnungsmässig entrichtenden Ausfuhrzoll beispielsweise nur 3 Percent bezahle. — Die Inländer zahlen gesetzlich nur 3 Percent Zoll.

Die Kaufleute treffen überdies mit den Mauthpächtern Abmachungen, derart, dass sie zur Vereinfachung der Manipulation für jedes Colli oder jeden Ballen, welch' immer der Inhalt und Werth sein möge, einen bestimmten Betrag entrichten, der jedoch lange nicht die 5 Percent erreicht. Missbräuche kommen nicht selten dadurch vor, dass ein Geldgeschenk an den Zolleinnehmer einer Waare freie Ein- oder Ausfuhr verschafft.

Der Nettogewinn der Mauthpächter ist bei der grossen Concurrenz im Ganzen kein bedeutender.

Nachstehend die Beträge, für welche im laufenden Jahre die einzelnen Landesmauthen verpachtet sind, wie wir sie der gütigen Mittheilung eines persischen Ministers verdanken:

| | | |
|-----------------------|---------|--------|
| Täbris | 234 000 | Tomans |
| Rescht | 55.000 | " |
| Mazenderan | 31.000 | " |
| Asterabad | 5.000 | " |
| Burudschird | 7.500 | " |
| Zendschan | 8.100 | " |
| Gerrus | 1.000 | " |
| Kirmanschah | 20.000 | " |
| Gulpaigan | 3.000 | " |
| Hamadan | 15.000 | " |

Fürtrag 379.600 Tomans

| | Uebertrag | 379.600 | Tomans |
|-----------------------------------|-----------|---------|--------|
| Kaswin | 7.800 | | " |
| Teheran | 45.000 | | " |
| Kaschan | 17.000 | | " |
| Chorassan | 30.000 | | " |
| Isfahan | 30.000 | | " |
| Schiraz mit Buschir | 55.000 | | " |
| Yezd | 22.000 | | " |
| Kirman mit Bender-Abbas | 20.000 | | " |
| | | 606.400 | Tomans |

In diesen Beträgen, die uns gleichzeitig eine Vorstellung von dem Umfange der Handels-Transactionen jeder einzelnen Provinz geben, ist jedoch das Rahdari (Weg- und Brückenmauth) inbegriffen. In jeder Provinz besteht nämlich eine oder mehrere solcher Wegmauthen und soll von jedem Lastthier der Betrag von 2 Kran eingehoben werden. Das Erträgniss dieser Wegmauthen hat eigentlich die Bestimmung, eine Art von Gensdarmerie, d. i. Leute zu unterhalten, die für die Sicherheit der Wege zu sorgen hätten. Natürlich wird nur der geringste Theil davon seiner Bestimmung wirklich zugeführt.

Nachdem die fremdländischen Kaufleute für ihre Waaren nur die vertragsmässigen 5 Percent zu entrichten verpflichtet sind, so kann von ihnen kein weiterer Betrag unter was immer für einem Titel verlangt werden. Hingegen wird das Rahdari von den inländischen Kaufleuten in der willkürlichsten Weise eingehoben. Wir können das Erträgniss des Rahdari immerhin auf rund 100.000 Tomans veranschlagen, wonach das Zollerträgniss ungefähr nur 500.000 Tomans beträgt (= 4.600.000 Francs).

Die Haupthore, durch welche der europäisch-persische Handel sich ein- und ausbewegt, sind im Norden: Täbris, Rescht (mit dem Hafen Enzeli) und Asterabad (mit dem Hafen Ghez); im Westen: Kirmansehah (auf der Strasse nach Bagdad); im Süden: Buschir und Bender-Abbas.

Der Handel mit Indien nimmt seinen Weg zum grossen Theile über Mesched (Chorassan), den im Nord-Osten des persischen Reiches gelegenen berühmten Wallfahrtsort (Grab des Imam Rizá), der auch für die Afghanen und Turkmenen, sowie für die Völker von Bochara, Chiwa und Chokand, eine grosse Bedeutung als Handelsplatz besitzt.

Der weitaus wichtigste Punkt für den europäisch-persischen Handel ist Täbris, Sitz mehrerer namhafter europäischer Firmen, wie: Ziegler & Comp. mit Agentien in Teheran, Rescht, Sultanabad und Isfahan; Haritonidi Frères; Sovadschi Oglu und Harter & Comp. Ferner Buschir, wo die grossen englischen Häuser Gray, Paul & Comp. und Malcoln & Brothers etablirt sind. Das Haus Gray, Paul & Comp. besitzt eigene Dampfschiffe für directe Fahrten zwischen London und Buschir. Die in Bagdad residirenden Firmen Sassoun & Comp. sowie Stef. Linch & Comp. befassen sich ebenfalls mit dem persischen Handel; desgleichen in Bassora die Firma Gray Mackenzie mit ihren Agentien in Bagdad, Schiraz, Isfahan und an mehreren Küstenpunkten des persischen Golfs.

Unter den fremden Kaufleuten sind noch insbesondere die Armenier russischer Nationalität zu erwähnen, die in grosser Anzahl in Täbris und Teheran

vorhanden sind und speciell den Handel mit Russland betreiben.

Der europäisch-persische Handel liegt jedoch nur zur Hälfte in Händen europäischer Firmen; zur anderen, wenn auch geringeren Hälfte, wird derselbe durch einheimische persische Firmen vermittelt, worunter mehrere von Bedeutung und gutem Rufe, wie denn überhaupt dem höheren persischen Kaufmannsstande allein Rechtssinn und Ehrbarkeit innewohnt, die allen übrigen Volksclassen nahezu fremde Begriffe sind.

Das grösste und angesehenste persische Handelshaus ist Hadschi Scheikh in Täbris. Viele persische Kaufleute haben in Marseille und Constantinopel ihre Geschäftsfreunde, durch welche sie europäische Waaren beziehen.

Der europäisch-persische Handel hat seit den letzten 25 Jahren einen bedeutenden Umschwung erlitten, indem das Verhältniss der Einfuhr zur Ausfuhr ein wesentlich verändertes geworden ist; die Ausfuhr, weit entfernt die Einfuhr wie vordem zu übersteigen, stellt sich gegenwärtig ungefähr um die Hälfte geringer als diese. Daher können ältere statistische Angaben über die Handelsbewegung des einen oder des anderen Reichsgebietes, wie selbe hie und da in einzelnen Reisewerken gebracht werden, nicht mehr zur Grundlage dienen. Die persische Regierung selbst vermag hierüber keine sicheren Aufschlüsse zu geben. Die Mauthen sind sämmtlich an Private verpachtet, von denen es jeder in seinem Interesse gelegen hält, das Publicum über die Menge der durchgeführten Waaren möglichst im Unklaren zu erhalten. Die Mauthregister werden sehr unvollständig geführt, so dass dieselben für die Handels-Statistik durchaus keine verlässliche Quelle bilden. Uebrigens würde auch, bei dem allen Orientalen eigenthümlichen argwöhnischen Naturell, die Einsichtnahme in dieselben aus dem Grunde nicht leicht gestattet werden, weil der betreffende Mauthpächter in der Person des Einsicht Begehrenden gleich einen gefährlichen Concurrenten für die Mauthpacht wittern würde. Wendet man sich an den einen oder anderen europäischen Kaufmann, so vermag derselbe nur über die Transactionen seines eigenen Geschäftes positive Daten zu geben, während er über jene Anderer nur Auskünfte allgemeiner Natur zu theilen im Stande ist. Auch hier begegnet man vielfachem Misstrauen. Die diesfälligen Angaben persischer Kaufleute aber sind ganz und gar unzuverlässig.

Um nun eine annäherungsweise richtige Vorstellung von der Grösse der Handels-Transactionen mit Persien zu gewinnen, scheint mir folgender Weg empfehlenswerth.

Die einzigen positiven Daten, die wir über die persischen Handelsverhältnisse besitzen, sind wie bemerkt jene über die Mauth-Erträgnisse, weshalb uns diese als eine, wenn auch wie bemerkt nicht allzu verlässliche Grundlage zu einer weiteren Berechnung dienen können.

Obwohl, wie bereits erwähnt, sowohl von der Einfuhr als von der Ausfuhr 5 Percent, respective 3 Percent, *ad valorem* erhoben werden sollen, so stellt sich mit Rücksicht auf die oben angedeuteten Unregelmässigkeiten und Missbräuche der wirklich entrichtete Zoll im Allgemeinen und im Durchschnitte dennoch nur als ein dreiprocentiger heraus. Wenn daher das reine Zoll-Erträgniss 4.600.000 Francs beträgt, so kann der appro-

ximative Gesamtwert der Einfuhr und Ausfuhr auf 151,800.000 Francs veranschlagt werden.

Als ziemlich sicher können wir ferner annehmen, dass von dieser Summe bei Zweidrittel auf den Gesamt-Import und ein Drittel auf den Gesamt-Export entfallen. In den Häfen des persischen Golfes dürfte die Ausfuhr der Einfuhr beinahe das Gleichgewicht halten; in jenen des Kaspischen Meeres ist die Ausfuhr grösser als die Einfuhr; in Kiumaschah und Täbris, vorzüglich aber in dem letzteren Orte, ist die Einfuhr weitaus überwiegend.

Am Handel mit Nord-Persien betheiligen sich mehr oder minder fast alle europäischen Staaten, vorzugsweise England und Russland; in Süd-Persien ist der Handel beinahe ausschliesslich von England monopolisiert, ausserdem ist Holland zu erwähnen.

Die Haupt-Einfuhrartikel sind im Norden, wie im Süden so ziemlich dieselben und nur ihrer Provenienz nach verschieden.

Obenan stehen die englischen Baumwollstoffe, die allein fast die Hälfte des Gesamt-Importes ausmachen, und zwar werden die rohen zumeist über Buschir, die gedruckten (prints) über Täbris eingeführt. Bunt gefärbte Baumwollstoffe kommen auch aus der Schweiz. — Tuche und Schafwollstoffe, hauptsächlich aus Oesterreich. — Thee aus England und Indien. — Kaffee aus Arabien und Java. — Zucker, die feinere Qualität aus Marseille, die gröbere aus Russland und Indien. — Glaswaaren aus England und Oesterreich. — Porcellanwaaren, feinere aus England und China, gröbere aus Russland. — Quincallerien aus Oesterreich und Frankreich. — Kerzen aus Russland und Holland. — Petroleum aus Russland (Baku). — Eisen- und Stahlwaaren aus Russland und England. — Eisen in Stangen, Kupfer in Platten aus Russland. — Gold- und Silbergespinnste meist aus Deutschland (theils direct, theils über Constantinopel). — Seidenstoffe aus Frankreich. — Liquide, und zwar Wein aus Frankreich, Bier aus England, Holland und Oesterreich. — Mehl aus Russland (Astrachan). — Zündwaaren im Norden, grösstentheils aus Oesterreich, im Süden aus England und Schweden. — Uhren aus der Schweiz und England (feine). — Oel, feines aus Marseille. Nach und nach deckt Persien den eigenen Bedarf am letztgenannten Producte, namentlich aus der Provinz Ghilan.

Die Haupt-Ausfuhrartikel sind aus den nördlichen Provinzen:

Rohseide (abgespinnene Cocons) und Seiden-Abfälle (frissons) hauptsächlich aus Ghilan und Mazenderan. Die Seiden-Cultur ist in den letzten Jahren seit der Krankheit im Ganzen zurückgegangen; auch ist in Europa keine starke Nachfrage nach persischer Seide. Speciell im Vorjahre war die Ernte wieder ergibiger.

Schafwolle aus Chorassan und Kurdistan. — Baumwolle, hauptsächlich aus Kurdistan. — Baumwollstoffe (Manchester), die in Ispahan mit persischen Mustern bedruckt werden. — Reis aus Mazenderan. — Bauholz aus Mazenderan. — Getrocknete Fische aus Mazenderan. — Caviar aus Mazenderan. — Getrocknete Früchte, namentlich Rosinen, aus allen nördlichen Provinzen nach Russland, dies ist ein speciell armenischer Handelszweig. — Häute aus allen nördlichen Provinzen. — Tabak aus

Ghilan (nach Baku). — Südfrüchte aus Ghilan und Mazenderan. — Teppiche aus Irak, Kurdistan und Chorassan. — Shawls aus Yezd, Kirman und Meschhed. — Seiden-Stickereien und Häckel-Arbeiten auf Tuch aus Ghilan (Rescht). — Antiquitäten und Curiositäten aus allen Reichs-Provinzen.

Aus den südlichen Provinzen:

Opium aus Ispahan und Yezd. — Tumbaki aus der Provinz Fars. — Getreide namentlich nach der Umgebung von Shiraz, Bushir, Schuster. — Baumwolle aus Kurdistan, Laristan und Fars. — Schafwolle aus Kurdistan, Laristan und Fars. — Rohseide aus Yezd und Kirman. — Getrocknete Früchte (Datteln, Mandeln etc.) von den Ufern des persischen Golfes. — Perlen vom persischen Golfe. (Schluss folgt.)

LANDESPRODUCTE PALÄSTINAS MIT RÜCKSICHT AUF COLONISATION.

Von *Baurath Schick* in Jerusalem.

I.

Wiederholt ist der Gedanke aufgetaucht, das Land Palästina zu colonisiren, und neuester Zeit gewinnt dieser Gedanke immer mehr Ausdruck. Mitunter sind religiöse Motive dabei im Spiele, wie z. B. bei den eingewanderten Deutschen, der sogenannten „Tempelgesellschaft“; öfters handelt es sich um rein speculative Ideen. Es sei mir diesmal gestattet, Einiges über die Producte Palästinas mitzutheilen, u. zw. dies vom praktisch-ökonomischen Standpunkte aus, um dann meine Anschauungen über die Colonisation des heiligen Landes daranzureihen.

Schon in den ältesten Zeiten ist Palästina als ein gutes, mit vielen Naturgaben reich ausgestattetes Land angesehen und als solches sogar sprichwörtlich bezeichnet worden. Als Moses das Volk Israel vor mehr als 3000 Jahren aus der Knechtschaft Egyptens durch die arabische Wüste nach dem verheissenen Lande, dem heutigen Palästina führte, bezeichnet er dasselbe als ein gutes Land mit dem steten Ausdrucke: „Ein Land, da Milch und Honig fliesst.“ Kommt der Reisende heute nun in dieses Land und hat er Vorstellungen von einer paradisischen Gegend mitgebracht, so sieht er sich gänzlich enttäuscht. Er findet ein verhältnissmässig ödes, verwüstetes und, was das Gebirge betrifft, über alle Erwartung felsiges Land, so dass er sich unwillkürlich fragt: Ist das das sogenannte „gelobte“, „gute“ Land? Nimmt er sich aber die Mühe, der Sache auf den Grund zu gehen, und lässt die Aussprüche der Propheten und die lange Geschichte der Jahrtausende an seinem Geistesauge vorbeigehen, so wird er von der Wahrheit alles Gesagten durch den gegenwärtigen Anblick überzeugt. Er sieht, dass in früheren Zeiten alle die Verheissungs- und Segensworte wirklich ihre Erfüllung gefunden haben, aber ebenso auch die Drohworte buchstäblich und bis in's Einzelste nun erfüllt sind. Der Besucher kann aber den Gedanken nicht unterdrücken, dass diesem Lande noch eine Zukunft bevorstehe! Und dass diese im Anzuge ist, darauf deuten alle Anzeichen. Moses beschreibt das Land seinem Volke mit folgenden Worten: „Es ist nicht wie Egyptenland, da Du Deinen Samen säen und selbst tränken müsstest, wie einen Kohlgarten, sondern

es hat Berge und Auen, die der Regen vom Himmel tränket¹⁾, ein gutes Land, da Bäche und Brunnen und Seen innen sind, die an den Bergen und in den Auen fließen — ein Land, da Weizen, Gerste, Weinstöcke, Feigenbäume und Granatäpfel innen sind, da Oelbäume und Honig wächst, da Du Brod genug zu essen hast, da auch nichts mangelt, dessen Steine Eisen sind, da Du Erz aus den Bergen hauest²⁾. Diese Beschreibung passt auch heute noch. Schon der Umstand, dass auf einem so kleinen Gebiete eine so grosse Verschiedenheit physikalischer und climatischer Verhältnisse zusammengedrängt sich findet, wie kaum auf einem anderen Punkte der Erde, muss zur Folge haben, dass sich da eine grosse Verschiedenheit auch in den Naturproducten ergibt.

Professor Fraas³⁾ z. B. sagt vom Libanon: „Derselbe erhebt sich, vom Meere zu 3000 Meter in einer Entfernung vom Meere bis zur Spitze in der Luft gemessen, nicht über 25 Kilometer. In dieser kurzen Entfernung, die an einem Tage zurückzulegen ist, zeigt sich der ganze Wechsel der Temperatur und des Klimas, dem man bis in die Nähe des Polarkreises begegnet oder, mit anderen Worten, eine Besteigung des Sanin von Beirut kommt gleich einer Reise, die man von Beirut nach Archangel machen wollte.“

Aehnlich ist es, wenn man von Jaffa über Jerusalem nach dem Todten Meere reist. Allerdings steigt man da kaum zur Hälfte zur Schneelinie hinauf, aber dafür des anderen Tages tief unter das Niveau des Meeres in eine Tropenlandschaft hinab und dies Alles innerhalb einer geraden Distanz vom kaum 100 Kilometer. Dieser rasche Wechsel der Landschaft und des Klimas, noch in der gemässigten Zone, aber schon in eini ger Nachbarschaft des Wendekreises, bringt in einem Gebirgsland mit grossen Ebenen, am Meere gelegen, natürlich eine grosse Abwechslung und Verschiedenheit in der Flora und Fauna mit sich, die den Naturforscher ungemein anzieht und für die Bewohner höchst angenehm und werthbar ist. Es gedeihen darum in Palästina die Producte Indiens und des kalten Nordens. Es findet sich hier die Wallnuss, welche die Kühle, sowie die Palme, welche die Gluthitze liebt.

Was aber der Landschaft fehlt, ist Wiese und Wald. Wohl überziehen sich nach reichlichem Regen die Berge und Ebenen mit frischem Grün, decorirt mit allen möglichen Blumen, und verleihen der Gegend einen ungemeinen Reiz, aber die Schönheit ist von kurzer Dauer; nach wenigen Wochen dorren die weichen Kräuter ab, das Gesäete reift der Ernte schnell entgegen und die Gluth der Sonne dörft die Gräser und Pflanzen, so dass sie zu Staub zerfallen, und lange bietet das Land vielfach einen kahlen und öden Anblick, der blos durch die Ortschaften, und da, wo es Wasser gibt, durch einzelne Baumpflanzungen oasenartig unterbrochen wird.

Früher war es wohl nicht so, als noch vielfach die Abhänge von dichten Wäldern bedeckt, die nun längst verschwunden sind und sich blos noch in niedrigem Strachwerk, zwischen welchem da und dort noch ein krüppeliger Baum steht, erhalten haben.

Krüppelig sind diese Bäume, weil sie, isolirt stehend, allem Unwetter und auch dem Muthwillen der Menschen ausgesetzt sind. Eben so ist es mit dem niedrigen Gebüsche, das die Axt der Fellachen und ihrer Weiber, die da stets ihren Feuerbedarf holen, immer niederhaut, ehe es grösser geworden ist, und darum nirgends zu einem Baume anwachsen kann. Zur Kalkbrennerei und anderen derartigen Unternehmungen werden jedes Jahr ganze Abhänge gelichtet; als weitere Zerstörer kommen die Schafe und Ziegenheerden hinzu, die da durchgetrieben werden und alle die jungen Schösslinge und Zweige abfressen und abnagen, da sie im hohen Sommer und Herbst oft kaum noch eine andere Nahrung haben. Es kann daher nie zu einer Dichtigkeit des Gebüsches kommen, noch dasselbe zu einer ordentlichen Höhe gelangen, und zeigte sich nicht ein so schneller Nachwuchs, so hätte das Buschwerk längst aufgehört zu bestehen. Weil es aber, wie gesagt, nicht dicht wird, so dringen die sengenden Sonnenstrahlen bis zum Boden, vertrocknen denselben, hemmen dadurch die Pflanzen in ihrem Wachsthum und zwingen sie zum Verkrüppeln. Trotzdem fristen die Sträucher auch die heissesten Sommer hindurch ihr Dasein, da der Thau des Morgens sie erfrischt und der Boden zwischen den Felsen selbst ein sehr fruchtbarer ist.

In Galiläa, am Libanon und besonders jenseits des Jordans gibt es zwar Stellen, die noch Spuren von Wäldern zeigen, obwohl dies nicht der rechte Name für diesen Begriff ist. Es sind da eben mehr Bäume als anderswo zwischen dem Gebüsche stehen geblieben, — aber immerhin doch jeder vom anderen ziemlich weit entfernt — weil die dortigen Einwohner noch nicht dazu getrieben waren, sie zu fällen, mehr noch aber deshalb, weil sie nicht im Stande sind, dieses ohne Aufwand grosser Mühe zu thun. Die Beduinen haben darum das „probate“ Mittel, den Baum, von dessen Holz sie begehren, unten am Stamm anzuzünden, dadurch stirbt derselbe ab, wird schwächer und kaum schliesslich umgeworfen werden. Geht dies mit einem Brande nicht an, so macht man nochmals Feuer. Dass dieses Verfahren aller Oekonomie in's Gesicht schlägt, versteht sich von selbst. Würden die Fellachen nicht neben einigem Holz und Reisig noch Stoppeln, die Stengel des Welschkorns u. dgl., besonders aber den Mist ihrer Thiere als Brennmaterial gebrauchen, so wäre die Wald- und Gebüschnichtung noch weiter vorgeschritten, als es nun der Fall ist. Bei Anlage einer grösseren oder kleineren Colonie hat man also in Rechnung zu ziehen, dass es nicht nur am nöthigen Bauholz, sondern selbst am geeigneten Brennholz, wenn auch nicht für den gewöhnlichen Hausgebrauch, so doch für gewerbliche Unternehmungen gänzlich fehlt und man daher solches, oder wohl besser Kohle, herbeischaffen muss.

Wie es an Holz im Allgemeinen fehlt, so fehlt es an vielen fruchtbaren und zur Anlegung von Colonien vielleicht geeigneten Orten an Wasser. Das Land hat zwar, wie schon Moses angibt, nicht nur „Seen“, sondern auch viele „Flüsse“, „Bäche“ und „Quellen“; aber auch diese haben sich durch die Einbusse der Wälder und Vernachlässigung der gehörigen Bebauung des Landes vielfach vermindert, während manche nur noch

¹⁾ 5 Mose 2, 10—11.

²⁾ 5 Mose 8, 7—9.

³⁾ Drei Monate im Libanon, Seite 56.

zeitweise fließen. Gewöhnlich fallen in solchen sterilen Gegenden stets starke Platzregen, statt langsamer und andauernder Niederschläge. Das Wasser läuft schnell ab und durch die Thäler in angeschwollenen Strömen dem Meere zu, statt dass sich, wie dies der Fall, wenn das Land mit Pflanzen bedeckt wäre, der Niederschlag langsamer ergeben und das Wasser in das Erdreich eindringen würde.

Unter den Quellen gibt es im Lande verschiedene sogenannte Mineralwässer und Thermen. Die bekanntesten heissen Quellen sind die bei Tiberias, die auch heute noch viel gebraucht und von Kranken mit rheumatischen Leiden besucht werden. Das Wasser quillt so heiss aus dem Boden, dass es beinahe die Haut brüht; es hat einen Schwefelgeruch und bitteren Geschmack und läuft 100 Schritt weit über gelb- und grügefärbtes Geröll in's süsse Wasser des Sees ab. Gegenüber, auf der anderen Seite des Sees, befinden sich ebenfalls solche Quellen, die einst in alter Zeit auch besucht wurden. Dann waren noch berühmt die Wässer von Callirhoe im nteren Theile des Felsthales „Zerka“ jenseits des Todten Meeres, wo der König Herodes kurz vor seinem Tode noch Hilfe für seinen siechen Körper suchte, Heilquellen, die erst in neuerer Zeit wieder aufgesucht und aufgefunden worden sind. Es ist gegenwärtig aber schwer, dorthin zu kommen; anders wird es sein, wenn Dampfer auf dem Todten Meere fahren werden, die den Verkehr dann von Jerusalem aus in einem Tage vermitteln. Ausser diesen heissen Quellen gibt es viele, die blos warm oder lau sind, besonders aber viele kalte mineralische Wässer, die als Gesundbrunnen gelten. Dahin ist der „Silva“ bei Jerusalem zu zählen, dessen Wasser salzig ist und purgirend wirkt. Auch in der Saron-Ebene, bei dem grossen Doif Jehudieh, findet sich ein Gesundbrunnen. Ausserdem aber zählt das Land noch viele, deren Heilkraft erst der Feststellung bedarf.

(Fortsetzung folgt.)

Die REISE EINER KAISERLICHEN DEUTSCHEN GESANDTSCHAFT DURCH UNGARN, SERBIEN UND BULGARIEN IM JAHRE 1577.

(Nach dem Berichte des Gesandtschafts-Geistlichen mitgetheilt von C. Stichler.)

(Schluss.)

Von den Türken geleitet, besuchen die Reisenden das am jenseitigen Ufer gelegene Pest. Die Schiffbrücke, die damals, auf 63 Tragschiffen ruhend, Ofen und Pest verband, wird von den Reisenden wegen ihrer Grösse und soliden Bauart gerühmt. Die Stadt Pest betreffend, wird nun besonders hervorgehoben, dass die hohen und starken Mauern derselben in gutem Zustande waren, dass die Ringmauer unversehrt war und Pest in dieser Beziehung einen grossen Unterschied gegen Ofen, Gran und Griechisch-Weissenburg (Belgrad) aufwies, indem die Ringmauern der letzterwähnten Städte in damaliger Zeit „gar übel zerrissen waren“. Das Innere von Pest dagegen wird scharf getadelt. „Niederträchtige Gebäw“, „liederliche Häusslein wie in gantz Türckey“, item sehr kothige und wüste Gassen, das ist das Bild, das unser Berichterstatter vom damaligen Pest (1577) entwirft.

Noch wird uns berichtet, dass die Christen in Pest wohl noch Pfarrer hätten, während ihnen „Glocken und Uhrenwerk“ wie in „gantz Türckey“ fehlten.

In Gran und Ofen hatten die Türken den Gebrauch der Uhren und Glocken an den Kirchen noch gestattet.

Eine scharfe Kritik erfährt das damalige Ofen. Den Umfang dieser Stadt betreffend, wird uns berichtet, dass es viel grösser sei, denn Pest, schier so gross wie das damalige Esslingen (Württemberg). Weit gingen die Mitglieder der Gesandtschaft in die Stadt Ofen nicht hinein, indem eine diesbezügliche Bemerkung mittheilt: „dieweil das unnütze Gesind darinnen allerley Muthwillen gegen uns verübet“. Zum Schlusse ereifert sich unser Gewährsmann über die Israeliten, denn sein Bericht endigt mit den Worten: „es wohnen auch sehr viele Jüden darinnen, die treiben Kauffmannschaft, Wucher und Verrätherey“.

Am 19. November 1577 verlassen unsere Reisenden Ofen und erhalten von dem Pascha eine Begleitung zugeordnet. Diese türkische Begleitmannschaft bestand aus einem abgesetzten Beg mit Namen Sichnam, sowie zwei Zauschen (Officiere) nebst deren Gefolge. Diese Leute hatten nach den Aufzeichnungen unseres Berichterstatters zu Wasser ihre eigenen Schiffe und zu Lande ihre eigenen Pferde.

Beim Flecken Baitzenmark wurde am 19. November, beim Dorfe Backscha am 20. November die Nachtruhe gehalten. Das letzterwähnte Dorf musste sowohl den Türken, als auch den Kaiserlichen in damaliger Zeit Abgaben entrichten und wurde ausserdem fast täglich von den beiderseitigen Truppen belästigt.

Den 21. November erreicht man den Ort Tolna, der Salomon Schweigger besucht den dortigen Geistlichen, einen jungen, gelehrten Mann. Der Page des Gesandten, Namens Görg Hock v. Dambach begleitet dabei den S. Schweigger, denn er hatte zwei Jahre früher (1575) mit dem Pfarrer von Tolna die Hochschule in Wittenberg besucht.

Nachdem mehrmals die Schiffe in einsamen, verödeten Gegenden zur Nachtzeit Halt gemacht hatten, langte man am 25. November beim Schloss und Dorfe Vocuwar an. Bei Erwähnung dieser Ortschaft fügt unser Berichterstatter folgende historische Notizen hinzu:

„Unweit davon hat vor Jahren des Königs Ferdinands Feldoberster, der Katzianer, in feiger, verrätherischer Weise die Flucht gegeben und dadurch viel tausend redlicher Knechte auf die Fleischbank geopfert.“

„Der verrätherische Feldherr wurde ein Türke; ein Adliger, genannt Nicolaus v. Strein, ermordete den Verräther im Jahre 1537, um Rache und Vergeltung zu üben.“

Am 26. November wird die schon damals berühmte Festung Waradin (Peterwardein) erreicht. Schloss und Kirche werden auch hier besucht und die Reisenden finden auch hier denselben Zustand der Zerstörung, wie in den vorher besuchten ähnlichen Gebäuden. Im Chor der Kirche ist es die Jahreszahl 1070 und an einer eiserne Thüre die gegossene Inschrift: „*Maria virgo mater Dei, miserere mei*“, die unserem Berichterstatter auffällt.

Am 28. November hat die Donau-Reise mit der Ankunft in Griechisch-Weissenburg (Belgrad) ihr Ende

erreicht. Auch hier kommen, an der Mündung der Save, zwei mit Geschütz armirte Streitschiffe entgegengefahren, und das gegenseitige Begrüssen wird auch hier unter gewaltigem Lärmen vollzogen.

Da hier das ganze Gepäck, die Pferde und die Kutschen an's Land gebracht werden mussten, hielten die Reisenden einen Rasttag und die Herren benutzten die Gelegenheit, um die Gebäude und die Localitäten zu besichtigen.

Wie heute noch die Lage Belgrads von den Reisenden gelobt und gerühmt wird, so auch in damaliger Zeit. Das damalige Belgrad (1577) wird als eine grosse Stadt geschildert, deren Ringmauer arg zerfallen und beschädigt war. Das Innere der Stadt Belgrad fordert ebenfalls die Kritik unseres Berichterstatters heraus, es wird „wüst und schlecht“ genannt. Dagegen wird dem Schlosse von Belgrad das Lob und die Anerkennung der Reisenden zu Theil. Die Mauern des Belgrader Schlosses (ein Theil der heutigen Citadelle) werden als „unzerbrochen“, fast unbeschädigt bezeichnet. Schöne, starke und wehrhafte Thürme, die mit Bleiplatten gedeckt seien, werden erwähnt und weiter hinzugefügt, dass das stattliche Schloss von Belgrad verödet und verlassen, ohne Geschütze und ohne Besatzung in damaliger Zeit war. „Nichts von den Dingen, die zum Ernst gehörig seyen, war zu erblicken“, sagt unser Berichterstatter und fügt hinzu: „der Türk siehet wohl, dass er sich von den Teutschen und Ungern nichts zu versehen hatt.“

Am 30. November verlässt der Gesandte und sein Gefolge mit den Dienstleuten die Schiffe, um nun die Landreise bis Constantinopel zu machen. Das grosse Schiff des Gesandten war dem Pascha von Ofen als Geschenk zugesagt worden, darum wurde es von Türken stromaufwärts zurückgeführt; die anderen Schiffe schenkte der Gesandte den Schiffleuten.

Fünfzig Bewaffnete begleiteten eine Meile Weges von Belgrad aus am 30. November 1577 die Gesandtschaft. Der Wagenzug wurde durch die Kutsche des Gesandten eröffnet, dann folgten: die Kutsche des Hofmeisters, die des Freiherrn v. Hofkirchen und des Herrn v. Lichtenstein; eine weitere Kutsche enthielt noch einige Adelige, dann folgte der Heerwagen, welchem zehn gemietete Landkutschen sich anschlossen. Auf diesen Landkutschen wurden die kaiserlichen Güter, Gelder, Gepäck und dergleichen mehr geführt. Zu grösserem Schutze war die Dienerschaft und die niedere Classe der Beamten auf diesen Kutschen als Wache placirt.

Die Landstrasse, die von Belgrad bis zur Morawa noch heute fast die nämliche ist, wie vor drei Jahrhunderten, bot den Reisenden die herrlichste Aussicht. Zwei Meilen von Belgrad entfernt, zieht man unterhalb des Bergschlosses Avala (heute eine, von den Belgradern wegen der schönen Aussicht vielbesuchte Ruine) vorbei. Trotz der Anmuth der Landschaft sind die Eindrücke der Landreise andere als diejenigen der Donaureise; vor Allen herrscht nicht mehr die Ordnung wie auf den Schiffen und schon im ersten Nachtquartier im Flecken Gorozge gibt es Störung. „Im Flecken Gorozge hat ihre Gnaden der Gesandte, den Stallknecht Michael von Schlessing reyn Ding abgeschmiert, wegen seiner Gotteslästerung“, lautet der Bericht.

Am 1. December, ehe man noch den Flecken Colar erreichte, fand eine Begegnung mit dem neuen Beglerbeg von Belgrad statt, derselbe bis dahin Kanzler am Hofe von Constantinopel, hatte circa dreihundert Bewaffnete und fünfzig mit Güter beladene Kameele in seinem Zuge. Der Gesandte musste mit seinem Wagenzuge im Felde halten, bis der ganze Trupp vorüber war. Doch grüsste der neuernannte Beglerbeg gar freundlich mit geneigtem Haupte und liess daneben sein Feldspiel mit Macht gehen. „Das war eine sehr holdselige, liebliche Musica, als wenn die Büttner grosse Fässer binden“, erzählt spöttelnd unser Berichterstatter.

Im Flecken Colar, wo das Nachtquartier gehalten wurde, erblickten die Reisenden eine Brandstätte, das Gesinde des Beglerbeg hatte in der Nacht vorher aus Muthwillen ein Bauernhaus angezündet und bis auf den Boden niedergebrannt.

Am 2. December 1577 und während der nächstfolgenden Tage passirt man öde Gegenden, es wird uns berichtet, dass die Reisenden in drei Tagen nicht mehr, denn fünf geringe Dörflein trotz Zurücklegung bedeutender Strecken sahen. Im Flecken Belazerqua hielt man Nachtlager und hatte hier das zweifelhafte Glück, zum ersten Male die Annehmlichkeiten einer türkischen Herberge kennen zu lernen. Diese Herberge, „Caranbaserei“, von unserem Berichterstatter genannt, werden als grosse und leere Scheuern bezeichnet, ohne Wirth und „ohne Lieferung“. Der Gast findet weder Speise noch Trank, will er essen, erzählt unser Gewährsmann, so muss er die Speise mit sich führen oder in den „Gar- oder Sudelküchen erst zu wegen bringen, welches doch allein in den fürnehmen Dörffern und Märkten möglich sey.“

Bot nun diese orientalische Herberge keine Bequemlichkeit, so gewährte sie eine andere unangenehme Ueerraschung. Einem der Adelligen, Namens Bernhard von Bartenhaus (cinem Baiern) wurde, während er bei Nacht auf einem Wagen schlief, sein ungarischer Wolfspelz, mit dem er sich bedeckt hatte, gestohlen. Dieser Pelz war auf vierzig Thaler geschätzt, fügt unser Berichterstatter hinzu und ergänzt seinen Bericht mit den Worten, „da hat das siebente Gebot ein End.“

In der Nacht vom 3. bis 4. December 1577 wird in dem Dorfe Badatschin übernachtet und hier gibt es nun eine grössere Störung. Der Salomon Schweigger berichtet nämlich wörtlich: „dass yhr etliche vom Adel von der Feuchtigkeit des Weines überwunden, einander heftig auff die Mäuler schlugen“, er vervollständigt seinen Bericht mit den Worten: „hett wenig gefchlt, sie hetten zum Säbeln griffen, dieweil die Türken uns zufrieden liessen, war noth, dass wir einander selbst vexierten.“

Am 4. December erreicht man den schönen, grossen Flecken Jagodna (hentige serbische Kreisstadt Jagodna) und am 5. December den Morawafluss. Hier ging das Uebersetzen auf breiten Nachen gar langsam vor sich. Vier Stunden vergingen, ehe der ganze Tross mit Pferden und mit Wagen sich am jenseitigen Ufer befand. Im Flecken Spahidia, wo am 6. December Nachtruhe gehalten wurde, herrschte so grosse Armuth, dass man nicht so viel Salz im ganzen Flecken zusammen bringen konnte, als die Reisenden zum Nachtessen benötigten.

In Nisch angelangt, gönnten sich die Reisenden zwei Rasttage am 7. und 8. December 1577. Bei ihrer

Behausung, der Wohnung des früheren Beglerbeg, entdeckt der Salomon Schweigger ein antikes römisches Marmor-Monument, eine Elle hoch und halb so breit mit der Inschrift: „D. M. Aureliae Florentinae dulcissimae, Victorinae, Candidani, Urbī, ant. liber. Severo, sibi suis posuit.“

Die Uebersetzung dieser altrömischen Inschrift gibt der sprachkundige Theologe folgendermassen: „In den Ehren des höchsten Gottes, seiner liebsten (süssesten) Aurelia von Florenz, item der Victoriner und dem Candidano und Severo, der die Freiheit der Stadt erhalten, auch ihm und allen seinen Zugehörigen ist diese Begräbnisstätte verordnet worden.“

Nachdem die Reisenden Nisch, damals auch Nissa genannt, verlassen haben, geht die Reise am 9. und 10. December über hohe Gebirge, am 11. December erreicht man eine uralte, zum grösseren Theile gepflasterte Landstrasse. Im Dorfe Trogomauli wurde das Nachtlager in einem Bauernhause gehalten, dessen Inneres in einem Raume, Stall, Küche und Stube vereinigte. Am folgenden Tage erreichen die Reisenden eine herrliche Ebene, die Haide von Sophia. Eine Viertelstunde vor der Stadt Sophia, hielten den Gesandten erwartend, 30 Bewaffnete, um beim Einzuge in die Stadt das Geleite zu geben. Das Gefolge des Gesandten war nicht besonders freundlich gegen diese Escorte gesinnt, denn man hatte während eines halben Tages übermässig geeilt, um die Leute nicht allzulange warten zu lassen.

Noch heute erblickt man auf der Haide von Sophia unzählige, kleine künstliche Hügel. Auch unseren Reisenden fiel die grosse Zahl und regelmässig sich wiedergebende Form der Hügel auf, daher befragen sie den Besitzer der Herberge in Sophia; dieser, ein Kaufmann und aus Ragusa gebürtig, berichtet ihnen nun, dass die Türken in einem solchen Hügel gegraben und gewühlt hätten, in der Hoffnung, Schätze zu finden, dass sie aber nichts weiter gefunden hätten, als einen sehr grossen Menschenschädel.

Vor der Wohnung der Reisenden fanden sich türkische Gaukler mit dressirten Affen und Ziegen ein und zeigten ihre Kunstfertigkeit im Springen, Hüpfen und ähnlichen Künsten, „dieweil sie lüstern nach unserem Gelde waren“, berichtet unser Theologe.

Am 13. December wird in Sophia ein Ruhetag gehalten und die Stadt besichtigt. Einige alte Kirchen erwähnt unser Gesandtschaftsprediger und fügt mit Gröll hinzu, dass diese Gebäude ehemals dem Sohne Gottes, nach der Besitzergreifung durch die Türken aber dem Teufel und seinem Propheten Muhamed gehörten.

Der 14. December, an dem die Reise fortgesetzt wird, zeichnet sich durch mannigfache Unfälle aus. Ziemlich viel Schnee hinderte am Fortkommen. Von den Leuten des Gesandten musste Einer, Namens Ambrosius Eissler, unter der Obhut eines Türken zurückgelassen werden, weil er unterwegs plötzlich derartig erkrankte, dass er nicht mehr transportirt werden konnte. (Nach einigen Tagen holte er mit seinem Begleiter die Gesellschaft wieder ein.) Unweit vom Nachtlager fiel ein Kutschenpferd über eine Brücke hinab, welches zwar mit grosser Mühe, aber doch ohne Schaden genommen zu haben, wieder auf die Strasse gebracht wurde. Für die Anstrengungen dieses Tages fanden die

Reisenden zum Theile eine Entschädigung, indem im Flecken Allasiacis ein gutes Nachtquartier sie aufnahm.

Am 15. December tritt eine so grosse Kälte ein, dass einem Janitscharen von der Geleitsmannschaft beide Ohren erfrieren. Im Dörflein Hichtimon, wo ein armseliges Bauernhäuslein dem Gesandten und seinem Gefolge für die Nacht als Obdach dient, trifft noch spät am Abend ein Brief vom abzulösenden kais. deutschen Gesandten in Constantinopel ein. Der abzulösende Gesandte war der Freiherr v. Ungnad.

Am 16. December geht die Reise über ein hohes Gebirge; auf der Höhe erblicken die Reisenden ein antikes, halbverfallenes Portal, von Ziegelsteinen angeführt, und in dessen unmittelbarer Nähe das Christendörflein Dervent. Viel Federwild war in dieser Gegend zu erblicken; Kraniche, Habichte, Adler, Geier und Löffelgänse erwähnt unser Berichterstatler.

Die hohen Gebirge, die auf beiden Seiten der Strasse sich erheben und von den Reisenden vom Verlassen der Haide von Sophia an bis zur Ankunft in Constantinopel wahrgenommen wurden, erhalten von unserem Berichterstatler sehr alte Benennungen. Das Gebirge zur Rechten nennt er Erebum, das zur Linken Emum. Schliesslich kommt, der Manier der guten alten Zeit entsprechend, ein Citat aus einem älteren geographischen Werke, das der Curiosität halber hier seine Stelle finden möge. Bezüglich des Gebirges Emum heisst es: „Dieser ist 6000 Schritt, das ist anderthalb Teutsche Meil hoch. Plin. lib. 14.“ Ferner: „Man liest in Historien, dass König Philippus aus Macedonia, dess grossen Alexanders Vatter, vier Tagereysen an dem Berg Hemo sey hinauff vnd zwo Tagereysen binabgereyst, damit er sich auff diesem Berg möcht umbsehen, dann man hielt dafür, dass man auf dieses Berges Spitzen, den Donawstrom, item das Venedisch Meer Italien und Deutschland könnst sehen.“ Dass die Türken den Hemus mit dem Namen Balkan bezeichneten, wird nebenbei erwähnt.

Am 18. December wird Philippopel, die Hauptstadt von Macedonien, am Fusse des Berges Rhodope gelegen erreicht. Ein türkisches Mesgith nimmt hier die Reisenden auf; zum ersten Male haben hier die Reisenden Gelegenheit, eine solche Anstalt kennen zu lernen. Gleichzeitig Gasthaus und Hospital, wurde ein derartiges Institut gewöhnlich bei einer Moschee gestiftet. Man fand viel „feine, kleine, saubere Gemächer und Kammern“, in welche die ganze Reisegesellschaft ordnungsgemäss vertheilt wurde.

Die Stadt Philippopel wird als sehr umfangreich geschildert, „die Gebäw aber seyn von Lehmen und Erden zusammengeflickt, gar hiederlich vnd niedeträchtlich nach der Muhamedaner Brauch,“ heisst's in der Beschreibung.

Die Weiterreise am 19. December bietet nichts Bemerkenswerthes; am 20. December ist es wieder das Stürzen eines Pferdes in die Tiefe, wodurch die Reise für kurze Zeit aufgehalten, resp. verzögert wird.

Den 21. December wird Mustapha Wascha Dschupri (Brücke des Mustapha Pascha) erreicht. Eine ausserordentlich schöne steinerne Brücke, über 360 Schritt lang und 9 Schritt breit, ebenso ein prächtiges Gasthaus von 135 Schritt Länge und 35 Schritt Breite, resp.

Tiefe bewundern hier die Reisenden. Diese Bauten hatte Mustapha Pascha, der grausame Eroberer der Insel Cypern, zu „seynem Gedächtniss“ aufführen lassen. Es war dies derselbe Mustapha Pascha, der den venetianischen Helden Marco Antonio Bragadino nach Capitulation der befestigten Seestadt Famagusta auf Cypern, trotz des versprochenen freien Abzuges, am 18. August 1570 auf dem Marktplatze der erwähnten Stadt grausam verstümmeln und bei lebendigem Leibe die Haut abziehen liess.

Als am 22. December die Gesandtschaft die Stadt Adrianopel erreichte, war der Empfang daselbst insofern neu, als die türkischen Gassenjungen unaufhörlich die ganze Reisegesellschaft mit Schneebällen bewarfen. Auch der Gesandte erhielt seinen Theil, indem er mehrmals von Schneebällen getroffen wurde. Unter den fortwährenden Zurufen: „Gjaur, Gjaur!“ zog man in die Stadt ein. Die das Geleite gebenden Janitscharen gaben sich alle Mühe, dem groben Unfuge zu steuern, konnten aber, nach der Andruckweise des Salomon Schweigger, gegen die Masse der türkischen „Galgenvögel“ nichts ausrichten.

Hatte die jugendliche Gassenbevölkerung von Adrianopel sich gegen die Reisenden vergangen, so glaubte der dortige Stadtrichter, der Cadi, durch seine Freundlichkeit die Sache zum Theile gut zu machen; er führte den Gesandten in's türkische Stift und erhielt vom Gesandten die Einladung zum Frühstück am anderen Morgen. Gelegentlich des Besuches beim Gesandten erhielt der freundliche Cadi ein neues Jagdrohr zum Geschenke; doch wurde gleich darauf die neue Freundschaft durch folgenden Umstand gestört.

Es war sehr kalt, und da die Dienerschaft des Gesandten nicht hinreichenden Vorrath von Brennmaterial gefunden hatte, brach sie „hin und wieder“ ein „Brettlein“ in der Herberge ab, um sich der Kälte durch eine ausgiebigere Heizung der Wohnräume zu erwehren. Der Gesandte musste, als die Türken des angerichteten Schadens wegen grosse Klage erhoben, zwei Thaler Entschädigung zahlen, obgleich nach der Wahrnehmung des Salomon Schweigger der angerichtete Schaden mit einigen Batzen hätte ersetzt werden können.

Das Stift (Dschuma) zu Adrianopel war ein herrliches Gebäude. Sultan Selim hatte dasselbe nach der Einnahme der Insel Cypern erbaut und hatte die mehrjährigen Einkünfte der genannten Insel dabei verausgabt. Das Bauwerk wird als sehr gross geschildert; ferner wird erwähnt, dass die Mauern von mächtigen Werkstücken aufgeführt waren und dass im Innern zur Ausschmückung nur edles Baumaterial und schöne Steinarten, wie Marmor, Serpentin, Alabaster u. dgl. m., verwendet worden seien. Bezeichnend für den damaligen Culturzustand im osmanischen Reiche ist die Bemerkung unseres Berichterstatters, dass die Türken dergleichen hochgewölbte Bauten nicht aufführen könnten, sondern durch gefangene, leibeigene Italiener dieselben ausführen liessen. Als besondere Ausschmückung des Inneren der zum Stifte gehörenden Moschee erwähnt unser Berichterstatter, dass circa 5000 verzierte Lampen von der hochgewölbten Kuppel im Innern herabhängen; ferner wird von den Reisenden die architektonische Schönheit der schlanken Minarets gerühmt.

Den 24. December 1577 ist die Reisegesellschaft gezwungen, wegen ungestümem Wind, tiefem Schnee und überaus grosser Kälte im Flecken Hapsa zu rasten. Da in dem Orte eine schöne Kirche war und die Reisenden in der Herberge des türkischen Obersten Mehmet Pascha gut untergebracht waren, begingen sie dort das Weihnachtsfest mit „beten, singen, lesen und andern christlichen exercities“.

Am 27. December erreicht man das Meer, von Salomon Schweigger „Propontis“ genannt, und nimmt das Nachtlager im Flecken Silembria. Am 28. December erreicht man gegen Abend die Ortschaft Pontigrando, nimmt dort Nachtquartier und am 31. December 1577 trifft man endlich in Ponticcolo, eine Meile vor Constantinopel, ein. Dort wurden die Reisenden vom Gesandtschafts-Prediger Herrn Stefan Gerlach, sowie von anderen Beamten und Dienern des kais. deutschen Gesandten, des Freiherrn David v. Ungnad, bewillkommt. Nachdem die Reisenden den Proviant und die edlen Früchte, die der Freiherr v. Ungnad von Constantinopel aus ihnen gesendet hatte, in Empfang genommen, kehrte der Gesandtschaftsprediger Herr Stefan Gerlach mit seiner Begleitung nach Constantinopel zurück.

Am 1. Jänner *anno domini* 1578 langten unsere Reisenden vor Constantinopel an; es war in Bezug auf die Witterung der schlimmste Tag der Reise. Regen, Schnee und Kälte erschwerten den Marsch der Gesellschaft. Freiherr David v. Ungnad kam seinem Amtsnachfolger entgegengeritten und setzte sich zu ihm in die Kutsche. In geringer Entfernung vor der Stadt schloss sich dem Zuge eine Ehren-Escorte von circa 150 Reitern an.

Die Gesandten stiegen mit den adeligen Herren des Gefolges zu Pferde, um zeit- und standesgemäss ihren feierlichen Einzug in Constantinopel zu halten.

DIE RUINENPLÄTZE CAMBODSCHAS.

Von Friedrich v. Hellwald.

Die Provinz Battambang in Cambodscha ist mit Ruinen, welche Zeugniß ablegen von der einstigen Kunstblüthe unter dem untergegangenen Reiche der Chmer, man kann sagen, wie übersät. Sie bilden um das Nordende des Tuli-Sap-Sees einen ungeheuren Halbkreis, der an den Quellen des kleinen Flusses von Bättambang beginnt und sich bis in die unbewohnten Waldungen erstreckt, die nach Osten hin zwischen dem Tuli-Sap und dem Mekhong sich hinziehen; in diesen verliert er sich. Aber auf der ganzen weiten Strecke trifft man auf Schritt und Tritt Spuren einer hohen, nun längst verschwundenen Civilisation. Die Ruinenstädte westlich und südlich vom See gehören alle einer viel jüngeren Periode an, als die Prachtüberreste im Norden. Gleich in unmittelbarer Nähe von Battambang liegen die Ruinen von Banon, Wat Ek und Baset, an welch' letzteren noch im vorigen Jahrhundert gebaut worden sein soll. Sie bestehen theils aus Ziegeln, theils aus Steinen. Die Backsteine wurden aus reiner Ziegel-erde ohne Beimischung von Stroh gefertigt und aufeinander glatt geschliffen, so dass sie ohne Mörtelverbindung festschlossen. Sie haben von der Zeit viel gelitten, sind von der üppigen Tropenvegetation überwuchert, ganze

Galerien eingesunken, doch steht noch ein etwa 21 Meter langes und 6·10 Meter breites Gebäude ziemlich wohl-erhalten da. Man erkennt noch manche Sculpturen, z. B. einen sitzenden Mann mit langem Barte, der eine hohe kegelförmige Kopfbedeckung trägt; seine Hände ruhen übereinander auf dem Griffe eines Dolches. In der Nähe gewahrt man prächtige Säulen; einige stehen noch, andere haben sich geneigt, viele sind umgestürzt, gleich den Thürmen, welche sich einst neben diesen Säulen erhoben. Der Ueberlieferung zufolge war Baset einst ein Lustschloss, das oftmals von den Königen des Landes besucht wurde. Bei Baset liegen auch noch die Ruinen eines Tempelklosters Wat Ek.

Am Fusse eines Ausläufers der grossen Gebirgskette Pusias erhebt sich eine Pagode aus neuerer Zeit, aber über zerklüfteten Thälern auf Bergeshöhe schwebt das Schloss Banon gleich einer Burgruine aus unserer Ritterzeit. Acht Thürme sind durch Galerien verbunden und stehen von zwei Seiten her mit einem centralen Thurme in Verbindung, der etwa 9 Meter im Durchmesser und 19 Meter Höhe hat. Das Ganze ist aus Sandstein und trefflich gearbeitet. Alle diese Monumente der Provinz Battambang und ebenso jene von Ongkor, die wir sogleich betrachten werden, bilden schon des Sandsteines wegen einen Gegensatz zur siamesischen Architektur, welche Ziegelsteine und Fayence verwendet. Banon ist gewiss ein Tempel gewesen; man findet im mittleren Hofraume und in zwei kleinen, durch einen Gang miteinander verbundenen Thürmen eine grosse Menge colossaler buddhistischer Götzenbilder, die wohl so alt sind wie das Gebäude selbst, sodann kleinere Idole aus sehr verschiedenen Zeiten.

Nördlich vom Tuli-Sap und etwa 22 $\frac{1}{4}$ Kilometer davon entfernt, liegt die heutige Ortschaft Ongkor oder Angkor, auch Nakhon oder Nokhor genannt, einst die Hauptstadt des alten Königreiches Cambodscha, des Maha Nokhor Khmer, als ihm zwanzig Könige noch tributpflichtig waren. Dass man sich dem Schauplatze vergangener Herrlichkeiten nähere, beweisen dem von Westen Kommenden Reste einer Heerstrasse, mehr aber noch eine steinerne Brücke, die auf dreissig Pfeilern ruhte, über die jedoch nicht sowohl Bogen gesprengt waren, sondern die aus fünfzehn colossalen Steintafeln bestanden, deren Kanten beständig die Unterlagen übertrugen, bis sie sich in der Mitte zwischen Pfeiler und Pfeiler zusammenschlossen. Die Breite der Brücke mag 15·25 Meter, ihre Länge 107 Meter betragen, einige der Steinplatten aber massen wohl 1 $\frac{1}{2}$ Qu.-Meter. Die Ruinen von Ongkor selbst stehen an Grossartigkeit auf Erden keinen anderen, selbst den egyptischen, nicht nach. Ein Tempel namentlich kann den Vergleich mit unseren schönsten Basiliken aushalten und übertrifft, nach dem Urtheile der Kenner, an imposanter Erscheinung Alles, was jemals die Architektur der Griechen und Römer geleistet hat. Sicherlich aber sind noch keine tausend Jahre verstrichen, dass jene Bauten von demselben Volke aufgerichtet worden sind, das jetzt darin das Werk von Genien und Zauberkräften erblickt.

Unter allen Denkmälern ist der Tempel von Ongkor oder Nakhon bei weitem das schönste und auch am besten erhalten. Aus dichtem Waldgestrüpp tritt man plötzlich auf eine Esplanade, einen Vorplatz, der mit

grossen, wohl aneinander gefügten Steinen gepflastert und der ganzen Länge nach auf jeder Seite von einer Treppe eingefasst ist. An den vier Anfängen der Treppe stehen je zwei granitene Löwen. Die nördliche Treppe führt zum Haupteingange, den man auf einem gepflasterten 230 Meter langen Wege erreicht. Dieser hat 8·50 Meter Breite und an der Seite ungemein dicke Stützmauern: auch führt dieser Gang über einen sehr breiten Graben, welcher das ganze Gebäude umgibt. Der Nakhon Wat ist ein stufenartiger Terrassenbau aus Sandstein, wie die mexikanischen Trocalli oder Treppenpyramiden diese Form am einfachsten ausgedrückt haben. Beim Nakhon Wat steigen drei umlaufende Säulengänge mit zwischenliegenden Höfen von 10 zu 10 Meter übereinander empor, während eine in der Verlängerung der drei vorgeschobenen Thore liegende Haupttreppe des innersten Baues zur Basis des Domes selbst emporführt. Die 6 und 4·30 Meter hohen, auf einer doppelten Säulereihe ruhenden Galerien dieses Tempels bilden ein Rechteck von 134 und 197·50 Meter. Die Zahl der verwendeten Säulen wird auf 1532 angegeben, die Höhe des Domes aber soll nach den Behauptungen der Eingebornen 100 bis 112 Meter betragen, was wohl stark übertrieben ist. In diesem Tabernakel ist ein Standbild Buddha's aufgestellt, das Geschenk König Mongkut's von Siam. Die ganze herrliche Colonnade bewundert man um so mehr, je näher man ihr tritt; die hohen viereckigen Säulen, zu welchen man vom Eingange her zuerst kommt, sind alle aus einem einzigen Stück; jeder Porticus, alle Capitälcr und die runden Dächer sind aus grossen Blöcken zusammengefügt, und zwar so vollkommen, dass man die Ritze suchen muss. Keine Spuren von Mörtel oder vom Meissel sind an den Wänden sichtbar, denn die Flächen sind geschliffen wie Marmor. Sculptur und Politur sind überall geradezu bewunderungswürdig. An den Wänden sind meistens in trefflichen Basreliefs wohl über 100.000 einzelne Figuren oder wenigstens einzelne Köpfe ausgehauen, die alle möglichen Menschen- und Thiergestalten vorstellen. Zwei der Basreliefs Peristyl des zweiten und dritten Stockwerkes haben Paradies und Hölle nach buddhistischen Vorstellungen zum Gegenstande. Weitans die Mehrzahl der Bildhauerarbeiten im Nakhon Wat und den übrigen cambodschanischen Ruinen stellt indess Scenen aus dem Ramayana und Mahabharatta dar, und es muss daher befremden, wie der Götterschwarm der indischen Epen in eine buddhistische Cultusstätte sich verirrt habe, was ebenso unpassend erscheint, als wenn in christlichen Kirchen Scenen aus Ovids Metamorphosen dargestellt worden wären, was indess doch auch schon vorgekommen ist.

Verschieden von den mythologischen Darstellungen in Nakhon Wat findet sich eine andere Reihe von Sculpturen, die das grösste Interesse darbieten, da sie dem politischen Leben der alten Cambodschaner entnommen sind. Die Ausführung ist schon eine verschiedene und nähert sich in ihren einfachen Zeichnungen der gesunden Naturschauung der Abendländer, wogegen in jenen die geschwungenen und in einander gewundenen Wellenlinien überwiegen, wobei die masslose Phantasie der Indier einen Ausdruck zu finden strebt. Man sieht hier den König, umgeben von seinem Hofstaate, in einer langen Procession der Völker, die

damals als Vasallen Kambodscha huldigten, einherziehen. Eine besondere Sorgfalt ist auf den Ausdruck des Racentypos verwendet, so dass man wie auf einer zweiten Säule Trajan's einen Katalog der verschiedenen Nationen erblickt. Die Einheimischen erklären diese Sculpturen, die mit einer fast unzähligen Menge von Figuren zwei lange Corridore bedecken, als den feierlichen Umzug, der bei der Gründung der Stadt Inthopathaburi durch König Ketumalea abgehalten wurde.

Durch einen buschigen Wald gelangt man zu den Ruinen dieser zu dem Klostertempel gehörigen Stadt, jetzt Gross-Ongkor oder Nakhon Tom geheissen, deren heiliger Name aber Inthopathaburi oder Indraprastha lautete. Diese Stadt lag hinter einem doppelten Wall, wovon der innere 7, der äussere aus Steinplatten aufgeführte aber 9 Meter Höhe hatte. Eine zum Theil verfallene, dick mit Sand überlagerte Strasse führt über Getrümmer von Steinen, Blöcken, Säulen, Löwen und Elephanten zum Haupteingangsthor, das noch ziemlich gut erhalten ist und einem Trionphbogen gleicht. Es hat in der Mitte einen 17 Meter hohen Thurm, von vier kleineren umgeben und von zwei anderen flankirt. oben sieht man vier colossale Töpfe in egyptischem Geschmack. Alles ist mit Sculpturen bedeckt. Der untere Theil des grossen Thurmes hat ein Gewölbe, durch welches Wagen fahren können. Innerhalb des Stadtgebietes liegt die sogenannte grosse Pagode, die aus 37 Thürmen verschiedener Grösse, verbunden durch sich kreuzende Galerien, besteht. Trümmer bezeichnen den Ort, wo ehemals der königliche Palast stand, dessen Wände mit Basreliefs bedeckt sind. Diese bilden vier übereinander stehende Reihen und jede derselben stellt einen König dar, der in orientalischer Weise mit übereinandergeschlagenen Beinen dasitzt; die Hände ruhen auf der Mitte eines Dolches, zu beiden Seiten sitzen Frauen. Die Basreliefs auf der anderen Seite stellen Schlachten dar. Alle diese Sculpturen sind übrigens roher und alterthümlicher im Style, als die sauber und sorgfältiger ausgeführten des Klostertempels. Gegenüber diesem alten Königspalaste liegt die Schatzkammer mit sechzehn durch Galerien verbundenen Thürmen, Alles in starkem Verfall, doch zeigen die Wände und die Thorbogen noch Reste ehemaliger Sculptur. Näher am Flüsschen, das die Stadt bespült, finden sich zwei andere Pagoden und eine Büeke mit vierzehn Bogen.

In der Nähe von Nakhon Tom und nördlich vom grossen See Cambodschas liegen noch als Seitenstücke zum Nakhon Wat und zu Nakhon Tom der Kleinodienpalast Prasat Keoh und die dazu gehörige gleichfalls zertümmerte und monumentale Stadt Patentaphrom. Beim Prasat Keoh fehlen die brahmanischen Beimischungen, wie überhaupt die Verzierungen sparsamer angewendet wurden. Der Bau bildet ursprünglich mit seinen Terrassen ein Kreuz oder Phrom, auf welchem ein stumpfer Dom aufstieg. In der Nähe liegt die Ringmauer, die einst die Stadt und den Palast von Patentaphrom umschloss. Die Architektur des letzteren besteht wiederum aus einem Gewirr von Säulengängen und Corridoren, die reich verziert sind mit Sculpturen. Dem Style nach erscheinen sie nicht nur jünger, sondern zeigen bereits ein Sinken des Kunstgeschmackes, auch lassen die geschichtlichen Ueberlieferungen schliessen,

dass die königliche Residenz erst später von Nakhon Tom nach Patentaphrom verlegt wurde.

Fast auf allen Ruinen sind Inschriften mit verschiedenen Zeichen eingegraben. Die heutigen Cambodschaner erklären dieselben für unentzifferbar; aber die Buchstaben ähneln jenen des Pali, obwohl sie eine alterthümliche Form haben und die Wörter zumeist von den jetzt gebräuchlichen abweichen. Auch unterscheidet man zweierlei Schriftgattungen, eine ältere und eine jüngere. Nach Bastian's Ermittlungen kann Nakhon Wat nicht vor dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaut worden sein, und aus siamesischen Berichten ergibt sich, dass sie nicht nach 1337 falle. Höchst wahrscheinlich blühte das Reich Ongkor zwischen 700 und 1300 n. Chr., so dass den dortigen Trümmern ein Alter von 500—1000 Jahren zukommt.

CHINAS AUSSENHANDEL 1879.

Die uns eben zugekommenen Ausweise der chinesischen See-Zollbehörde pro 1879 bekunden in ihren Ziffern den wesentlichen Aufschwung, den der in den Vertrags-Häfen Chinas sich vollziehende Handel mit fremden Ländern dem Vorjahre gegenüber genommen hat. In der That zeigt das Jahr 1879 der nachstehenden Tabelle die mächtigste Bewegung im chinesischen Aussenverkehre der letzten 12 Jahre.

Werth des chinesischen Aussenhandels
1866 bis 1879.

| Jahr | Import | Export | Total |
|------|-------------|------------|-------------|
| | Hk. Tls. 1) | Hk. Tls. | Hk. Tls. |
| 1866 | 67,174.481 | 50,596.223 | 117,770.704 |
| 1867 | 62,459.226 | 52,158.300 | 114,617.526 |
| 1868 | 63,281.804 | 61,826.275 | 125,108.079 |
| 1869 | 67,108.533 | 60,131.237 | 127,247.770 |
| 1870 | 63,693.268 | 55,294.866 | 118,988.134 |
| 1871 | 70,103.077 | 66,853.161 | 136,956.238 |
| 1872 | 67,317.049 | 75,288.125 | 142,605.174 |
| 1873 | 66,637.209 | 69,451.277 | 136,088.486 |
| 1874 | 64,360.864 | 66,712.868 | 131,073.732 |
| 1875 | 67,803.247 | 68,912.929 | 136,716.176 |
| 1876 | 70,269.574 | 80,850.512 | 151,120.086 |
| 1877 | 73,233.896 | 67,445.022 | 140,678.918 |
| 1878 | 70,804.027 | 67,172.179 | 137,976.206 |
| 1879 | 82,227.424 | 72,281.262 | 154,508.686 |

Die Zollhaus - Einnahmen stellten sich im letzten Jahre auf 13,531.670 Taels gegen 12,483.988 Taels im Jahre 1878 und 12,067.078 Taels im Jahre 1877.

Wie in früheren Jahren, so steht auch diesmal England an der Spitze der mit dem Reiche der Mitte in Handelsverkehr stehenden Nationen. Der Werth dieses Verkehres betrug in Taels:

| | 1872 | 1878 | 1879 |
|-----------------------|------------|------------|------------|
| England | 64,942.506 | 42,561.558 | 46,457.349 |
| Hongkong | 33,014.081 | 42,423.737 | 46,044.235 |
| Indien | 17,042.391 | 21,451.350 | 25,227.503 |
| Continent v. Europa . | 4,711.416 | 9,287.432 | 11,901.873 |
| Vereinigte Staaten . | 12,311.775 | 8,829.273 | 11,507.456 |
| Japan | 4,145.434 | 5,733.276 | 5,049.663 |
| Russland via Kiachta | 1,720.987 | 3,207.094 | 3,988.269 |
| Australien | 2,472.631 | 2,004.450 | 2,042.533 |

1) 1 Haikuan Tael = 3 fl. ö. W.

Die wichtigsten Import-Artikel europäischer Provenienz sind in den Zollhaus-Ausweisen durch nachstehende Werthziffern in Hk. Taels vertreten.

| | 1877 | 1878 | 1879 |
|---|------------|------------|------------|
| Opium | 30,257.812 | 32,262.957 | 36,536.617 |
| Wollwaaren | 4,797.654 | 4,875.594 | 4,954.472 |
| Raumwollwaaren | 18,800.232 | 16,029.231 | 22,599.679 |
| Diverse andere Textil-Fabrikate | 128.630 | 166.460 | 124.359 |
| Metalle | 4,348.421 | 4,178.376 | 4,132.067 |
| Zündbölzchen | 286.702 | 403.110 | 414.679 |
| Fensterglas | 147.933 | 117.741 | 76.887 |

In den Ausfuhrlisten figuriren:

| | 1877 | 1878 | 1879 |
|-------------------------------------|--------------|--------------|--------------|
| | m. Hk. Taels | m. Hk. Taels | m. Hk. Taels |
| Rohseide | 17,257.883 | 19,418.757 | 22,596.481 |
| Seidenwaaren | 4,432.121 | 4,507.047 | 4,498.992 |
| Thee, schwarz | 27,147.234 | 27,132.417 | 27,520.754 |
| „ grün | 4,338.175 | 3,422.227 | 4,308.777 |
| „ Ziegel | 1,759.028 | 1,354.267 | 1,392.616 |
| Thon- und Porcellanwaaren | 295.421 | 384.862 | 338.371 |
| Cassia | 309.945 | 336.217 | 579.494 |
| Curiositäten | 39.283 | 24.066 | 33.221 |
| Haar | 211.532 | 225.077 | 251.867 |
| Häute | 453.081 | 352.559 | 241.272 |
| Felle | 96.975 | 137.798 | 96.615 |
| Matten | 346.811 | 346.146 | 290.021 |
| Moschus | 145.405 | 246.865 | 258.424 |
| Nanking | 88.907 | 100.319 | 98.904 |
| Papier u. Metall-Folien | 486.732 | 628.322 | 554.065 |
| Conserven | 135.456 | 129.003 | 143.451 |
| Rhubarber | 199.781 | 198.248 | 202.646 |
| Safflor | 158.290 | 160.407 | 152.907 |
| Strohköpfe | 619.135 | 795.088 | 964.280 |
| Tabak | 114.069 | 107.984 | 116.831 |
| Wolle | 38.929 | 66.630 | 15.660 |

In den chinesischen Vertrags-Häfen sind in den Jahren 1877, 1878 und 1879 18.807, 20.928, beziehungsweise 21.409 Schiffe mit 11,983.591, 13,446.394, beziehungsweise 13,927.221 Tonnen Gehalt angelangt. Das Jahr 1879 weist eine namhafte Zunahme der Zahl der in China ansässigen Fremden auf, wie sich den auch die Zahl der ausländischen Firmen um 100 vermehrt hat.

| | 1878 | | 1879 | |
|-------------------------------------|--------|----------|--------|----------|
| | Firmen | Kopfzahl | Firmen | Kopfzahl |
| Engländer | 220 | 1953 | 299 | 2070 |
| Amerikaner | 35 | 420 | 31 | 469 |
| Deutsche | 49 | 384 | 64 | 364 |
| Franzosen | 9 | 224 | 20 | 228 |
| Holländer | 1 | 24 | 2 | 28 |
| Dänen | 2 | 69 | 5 | 73 |
| Spanier | 1 | 163 | 1 | 153 |
| Schweden u. Norweger | 1 | 35 | 1 | 35 |
| Russen | 17 | 55 | 16 | 79 |
| Oesterreicher | 1 | 38 | — | 3 |
| Belgier | — | 10 | 1 | 9 |
| Italiener | — | 17 | — | 17 |
| Japaner | 9 | 81 | 2 | 61 |
| Peruvianer | — | — | — | — |
| Nicht den Vertragsmächten angehörig | 6 | 341 | 9 | 374 |
| Totale | 351 | 3814 | 451 | 3995 |

Die einzige österreichische Firma, welche im vorigen Jahre in einem der Vertragshäfen etablirt war, hat im Jahre 1879 aufgehört zu bestehen; hoffen wir, dass das künftige Jahr, mit welchem der directe Verkehr zwischen Triest und Hongkong ins Leben tritt, für uns günstigere Verhältnisse mit sich bringt.

MISCELLEN.

Eine mechanische Wollweberei in Japan. Ueber die von der japanischen Regierung zu Senji errichtete Wollweberei, deren wir in diesen Blättern wiederholt Erwähnung gethan haben, bringt der soeben erschienene Jahresbericht des englischen Consuls in Kanagawa die nachstehenden interessanten Mittheilungen: Die japanische Regierung hat in den letzten Jahren ein stetes Bestreben an den Tag gelegt, Japan mit Rücksicht auf die Producte des Bodens und der Industrie so unabhängig als möglich von fremden Ländern zu machen: es werden Musterfarmen für Pferde-, Schaf- und Rindviehzucht errichtet, grossartige industrielle Etablissements gegründet und imposante Unterrichts-Anstalten, die bisher nur einer geringen Zahl Auserlesener zugute kamen, in's Leben gerufen. Eine der versprechendsten Schöpfungen der Neuzeit ist die Wollwaarenfabrik zu Senji, etwa 8 Meilen von der Endstation der Shinbashi-Bahn in dem Ackerbau-Districte des gleichen Namens gelegen. Schon als die Regierung zum Zwecke der Förderung der Landwirthschaft die Shimosa-Schaffarm gründete, hatte sie die Absicht, die dort producirte Wolle in einer an Ort und Stelle zu errichtenden Fabrik zu verarbeiten, ein Project, das sich als gleich nützlich und gewinnbringend zeigte; gleichwohl scheint man die Quantität von Wolle, welche das Land im Stande ist, in den nächsten Jahren zu erzeugen, überschätzt oder von vorneherein den Import und die Verarbeitung fremder Wollen und die Aufnahme der Concurrrenz mit dem ausländischen Fabrikate in Aussicht genommen zu haben. Die Shimosa-Farm zählte im Jahre 1879 6000 Schafe jeder Classe und jeden Alters. Veranschlagt man die Durchschnittsproduction an Wolle mit 3 lb., so würde die Jahresproduction von 18.000 lb. nur ein sehr kleines Etablissement für die Verarbeitung dieser Erzeugung beanspruchen. In der That würde die Fabrik zu Senji, wenn stets in voller Thätigkeit, die Production von mehreren hunderttausend Schafen in Tuch verwandeln können. Im verflossenen Jahre importirte die Regierung eine Million Pfund Wolle aus Australien, von welchem Quantum sich am Jahresanfang nur mehr 240.000 lb. vorfanden, während der Rest, sowie die Gesamtproduction der Schaffarm in der Fabrik zu Senji zu Tuch verarbeitet wurden und dies trotz des Umstandes, dass etwa die Hälfte der Maschinen 7 Monate des Jahres über stillstand.

Die Fabrik enthält eine Dampfmaschine von 72 Pferdekräften, 6 Paar Karden, 42 Webstühle, 6 Salfactors, eine Schlichtmaschine, 2 Centrifugal-Pumpen, 2 Waschbecken, 2 Auswinde- und 4 Waschmaschinen, 8 Walken, 5 Rauhmaschinen, 5 Scheer- und 3 Bürstmaschinen, 5 Kratzmaschinen und eine Dampfpresse. Die gesammten Maschinen sind sächsischer Provenienz (Hartmann). Gegenwärtig befindet sich etwa die Hälfte

derselben in Thätigkeit. Die oberste Leitung ist einem Deutschen übertragen, wie denn auch die Aufseher Deutsche sind.

Das Etablissement beschäftigt 100 Frauen und 50 Männer; Erstere verdienen etwa $3\frac{1}{2}$ Pence, Letztere 5—34 Pence per Tag, Löhne, die selbst im Hinblick auf die geringere Leistungsfähigkeit der Arbeiter sehr niedrige genannt werden müssen.

Man bezeichnet die in der Shimosa-Farm gezogene Wolle als besser in der Qualität als die aus Australien importirte. Gegenwärtig arbeitet, wie bemerkt, nur ein Theil des Etablissements, und zwar dies des Wassermangels halber, der im nächsten Jahre durch Brunnenanlagen behoben werden soll.

Ziegelthee für Sibirien. Die Erzeugung und Ausfuhr chinesischen Ziegelthees nach Sibirien, welche bekanntlich in den Händen einiger russischer Handlungshäuser in Hankow liegt, hat in den letzten Jahren einen namhaften Aufschwung genommen. Wie bisher wird das Product fast ausschliesslich nach Tientsin verschifft und geht via Kiachta nach den Destinationsgebieten. Das Jahr 1878 weist einen Export von 117.641¹⁾44 Piculs²⁾ Ziegelthee auf, um 27.275 P. mehr als im Vorjahre, um 21.307 P. mehr als 1876. Eine grosse Zahl von Aufträgen musste in Folge des steigenden Bedarfs an Staubthee, der sich in London geltend machte, unausgeführt bleiben. Die Verwendung von Dampfkraft in der Erzeugung von Ziegelthee hat sich als sehr zweckentsprechend erwiesen; die so erzeugten Ziegel sind compacter und fester als die im Handbetriebe erzeugten und erhalten sich in Folge dessen in besserem Zustande während des Landtransportes. Bis in die jüngste Zeit bestand bei beiden üblichen Arten des Ziegelpressens der grosse Uebelstand, dass der Theestaub durch das Dämpfen nahezu all sein Aroma verlor. Vor Kurzem hat ein industrielles Etablissement eine hydraulische Presse aufgestellt, mittelst welcher kleine Kuchen im Gewichte von einem Pfunde hergestellt werden, die das Aroma des Thees ungeschwächt beibehalten haben. In Hankow befinden sich derzeit sechs Ziegelthee-Fabriken. Der Theestaub aus dem die Ziegel erzeugt werden, kommt in der Regel aus Ningchow in Kiangsi und aus Ts'ung-yang und Yang-lou-t'ung in Hupeh, er variirt mit Rücksicht auf seine Feinheit je nachdem er der ersten, zweiten oder dritten Ernte angehört, im Preise zwischen 4 und 10 Taels²⁾. Die erste Operation besteht in der Reinigung des Theestaubes, der in der Regel 5 Percent Sand und Unreinigkeiten enthält. Der Staub wird sonach in eine Putzmaschine gebracht, passirt drei Siebe von verschiedener Qualität und wird in Körben aufgefangen. Die Reste, welche zu grob sind, um eines der Siebe zu passiren, werden herausgenommen, durch Stampfen verfeinert und in eisernen Pfannen über einem Holzkohlenfeuer spröde gemacht. Von dem Staube von drei verschiedenen Feinheitsgraden wird der der beiden ersten Sorten für das innere der Kuchen verwendet, während die letzte für die äusseren Schichten dient. Nach dem Sieben erfolgt das Präpariren des Staubes für das Pressen, und zwar geschieht dies dadurch, dass man denselben drei Minuten

hindurch der Einwirkung des Dampfes ansetzt. Die älteren Apparate nach der Art, wie sie die Eingeborenen verwenden, bestehen aus sechs eisernen Kesseln, die mit Holzkohle geheizt werden. Ueber jedem der Kessel wird ein Baumwolltuch gespannt, auf diesem der Theestaub ausgebreitet und selber mit einem Rattan-Deckel bedeckt. Der verbesserte europäische Apparat besteht aus einem einfachen eisernen Kasten, in den der Thee gefüllt wird, und durch welchen der Dampf streicht. Ist der Staub durch den Dampf genügend adhäsionsfähig geworden, so wird er in eine Holzform gepresst und der geformte Ziegel während drei Stunden getrocknet. Jeder Ziegel soll 1 Catty ($1\frac{1}{8}$ lb.) wiegen, jene welche nicht dieses Gewicht haben oder schadhast sind, werden ausgeschieden, abermals durch Zermahlen in Staubform gebracht und von neuem der oben beschriebenen Procedure unterzogen. Die Handpressen liefern 60 Körbe per Tag mit 25 Percent Ausschuss, die Dampfpressen 80 Körbe mit 5 Percent Ausschuss. Erst nachdem man des weiteren die Ziegel eine Woche hindurch völlig getrocknet hat, werden sie einzeln sorgsam in Papier gepackt und in Körben zu 64 Ziegel versendet. Grüne Theeziegel werden nicht aus Theestaub, sondern aus Blättern, und zwar in ähnlicher Weise erzeugt; die Ziegel wiegen $2\frac{1}{2}$ Pfund. Von der grossen Zahl der Etablissements der Theeziegel-Fabrikation, die sich früher im Innern befanden, arbeiteten im vorigen Jahre nur mehr jene zu Ts'ung-Yang und Yang-lou-t'ung, über kurz aber dürfte diese Industrie ihren ausschliesslichen Sitz in Hankow haben.

Deutschlands Handel mit dem Orient. General-Consul v. Scherzer hat dem Minister des Aeussern eine Denkschrift unterbreitet, welche die Mittel und Wege behandelt, „um den Verkehr Deutschlands mit der Levante und dem Osten Asiens über Oesterreich (Triest) zu leiten.“ Dies soll durch Reduction der Eisenbahnfrachten, Abkürzung der Lieferzeit für directe Waarenladungen, durch Erleichterungen aller Art für Importeure und Exporteure u. s. w. erzielt und dadurch zugleich jene gefährliche Concurrenz unmöglich gemacht oder wenigstens erschwert werden, welche der neugegründete „italienische Lloyd“ im grossartigen Massstabe vorbereitet, um die deutschen Waaren über Italien und mit italienischen Schiffen nach der Levante u. s. w. zu befördern. Durch die Errichtung von Generalagenturen des österreichisch-ungarischen Lloyd in Leipzig, Köln, München und Zürich ist bereits ein wichtiger Schritt vorwärts geschehen und es sind weitere Verhandlungen im Zuge, um auch die übrigen Vorschläge im Interesse des angestrebten Zweckes zur Ausführung zu bringen.

Kunst-Industrie in Indien. Unter der Präsidentschaft der ehrenwerthen Sir John Strachey und James Gibbs, hat sich in Indien ein Comité gebildet, das sich die Förderung der indischen Kunst-Industrie zur Aufgabe stellt. In erster Linie will man sein Augenmerk jenen alten indischen Techniken zuwenden, welche ehemals durch die glänzendsten Leistungen vertreten waren, heute aber in Folge der Imitation fremdländischer Formen und Berücksichtigung fataler Rathschläge seitens ungebildeter Käufer in bedauernder Decadence begriffen sind. Das Comité beabsichtigt, alljährlich Ausstellungen in Indien zu veranstalten und bei diesen

¹⁾ 1 Picul = 133 $\frac{1}{2}$ lb engl.

²⁾ 1 Tael = 3 fl. ö. W.

hervorragende Leistungen zu prämiiren. Vor Allem sollen die Poterien des Punjab, die Holzschnitzereien aus Bombay und Surat, die Messing- und Kupferwaren aus Madras, Madura und Tanjore, die Tauschir-Arbeiten aus Birma und das *Bridri Work* aus dem Territorium des Nizam berücksichtigt werden. Bisher wurden ähnliche Expositionen im Vereine mit der Kunst-Ausstellung zu Simla abgehalten, ohne dass man der Ausstellung der Kunst-Industrie besondere Beachtung schenkte. Wir begriissen diese Nachricht mit Befriedigung und hoffen, dass das Comité seine Thätigkeit auch den unter europäischer Leitung stehenden Jails zuwenden wird, in deren Werkstätten man mitunter systematisch den Schönheitssinn der Eingeborenen unterdrückt und deren Kunstfertigkeit zu unglaublichen Geschmacklosigkeiten missbraucht.

Kameele als Lastthiere in Indien. Capitän A. G. Yaldwin veröffentlicht in einem längeren Berichte die während des afghanischen Krieges mit Rücksicht auf die Benützung des Kameeles gemachten Erfahrungen. Die durchschnittliche Tragfähigkeit des Kameeles wird jener von $2\frac{1}{2}$ Maulesel oder Ponnies gleichgestellt, während das Kameel an Grünfuter und Getreide nur dieselbe Quantität bedarf, wie jedes der beiden genannten Lastthiere. 500 Kameele bedürfen für ihre Wartung 125 Wärter, während 500 Maulesel oder Ponnies 167 Wärter brauchen. Ist das Kameel gut gewartet, so zeigt es enorme Leistungsfähigkeit und marschirt Tage lang mit einer Geschwindigkeit von mindestens zwei Meilen per Stunde. Die Fähigkeit des Kameeles, des Wassers während einiger Zeit zu entbehren, wird vielfach überschätzt. Gerade während der gegenwärtigen Campagne machte man die Erfahrung, dass das Kameel nur dann des täglichen Trunkes entbehren kann, wenn ihm von vorneherein eine grössere Quantität Wasser als Vorrath verabfolgt wurde. Das arabische Kameel ist im Stande, 5 bis 6 Gallonen Wasser aufzunehmen und damit 6 Tage auszuhalten; das bactrische Kameel nimmt nur die Hälfte dieses Quantums. Das günstigste Alter des Kameeles für Nutzzwecke ist 5 bis 9 Jahre, doch werden Kameele in der Regel bis zum 16. Jahre gut ansgenützt. Manche Thiere erreichen ein Alter von 30 bis 40 Jahren.

LITERATUR-BERICHT.

Histoires orientales, par le Vicomte E. Melchior de Vogué. Paris. Calmann Levy. 1880.

Wenn ich solche Bücher der Franzosen, welche im zierlichsten Tänzerschritte über die steinigsten Gegenstände hinweggleiten, zu Ende gelesen habe, wird es immer wieder meine nicht ganz eifersuchtslose Frage, woher diesem Volke eine solche Leichtigkeit und Aumuth seiner schriftstellerischen Sprache komme? Liegt es in diesem selbst, im Charakter der Franzosen, oder mühen sie sich wirklich mehr, ihre Sprache verständlich zu handhaben? Vielleicht in al! dem zusammengehörigem, und so kommt es, dass Bücher, wie das vorliegende, welche bei uns eine seltene Ausnahme darstellen, dort die Regel sind, ja dass man anders, nachlässiger gekleidet, sich kaum mehr dem französischen Publicum vorstellen darf. Jedenfalls hat der Fleiss viel auch dabei zu thun, und wenn es um nichts Anderes wäre, als um

sich an diesem Beispiele zu belehren, so empfehle ich schon aus diesem Grunde die Lectüre dieser ganz musterhaft geschriebenen orientalischen Geschichten.

Der Verfasser, ein französischer Diplomat, den ich im Augenblicke bei der Botschaft in Petersburg an gestellt glaube, hat sie alle auf den orientalischen Stätten selbst gesammelt und führt uns damit räumlich und zeitlich durch das ganze Gebiet der orientalischen Frage. In der ersten Geschichte erzählt er von den Pharaonen, von dem Museum zu Bailak (Boulack) und den Gräbern von Sakara. Dieser Theil des Buches ist mir als der werthvollste erschienen. Es werden darin über die Cultur, Kunst und Religion der alten Egypter Bemerkungen gemacht, welche ich so geistvoll noch nirgends ausgesprochen hörte. Insbesondere wird Derjenige, welcher den Zusammenhang, ja den Ursprung späterer Religionen aus der egyptischen heraus vermuthet, seinen Glauben hier reichlich gefördert finden. Als ich meine erste Nilreise machte und gegen Mariette und Brugsch dieselben Ansichten einer viel höheren, gotteneinheitlichen Religionsauffassung äusserte, als sie bisher gebräuchlich ist, stimmten mir diese beiden Gelehrten zu und meinten nur, sie hätten noch nicht genug steinerne Beweise in den Hieroglyphen gefunden, um das auch drucken zu lassen. Ich aber war damals schon der Ueberzeugung, wie sie nun hier Graf Vogué ausgesprochen hat, dass man mit den nachgefolgten Religionen und Philosophien, deren Verwandtschaft zu dem Vorausgegangenen mindestens ebenso ersichtlich ist, als die der dorischen Säule zu den Thürpfosten von Beni Hassan, die Lehre von der Einheit eines egyptischen Gottes, von der Dreieinigkeit seines Wesens, von der Unsterblichkeit der Seele und der Auferstehung unseres Fleisches als schon dagewesen und die egyptische Religion überhaupt als das geistreichste Zeugniß behaupten dürfe, in welchem sich das menschliche Glaubensbedürfniss bis zur Herabkunft des christlichen heiligen Geistes geäussert hatte.

Die zweite Geschichte des Grafen Vogué, Vangheli, führt uns in einem Vagabundenleben des Orients durch Syrien, ganz Kleinasien, nach Rumelien hinüber, um endlich den Heldeu der Erzählung in einem romantischen Bergkloster der Griechen bei Trikola jenseits der Ebene von Larissa, im heute streitigen Grenzlande Thessalien sterben zu lassen. Diese Geschichte, wie sie zuerst in der „Revue des deux mondes“ erschienen ist, wird auch Solche lebhaft interessiren, welche doch dem Oriente keine besondere Theilnahme entgegenbringen. Unter den Landschaftsbildern, welche mannigfaltig darin ausgestreut sind, hat mir besonders gleich in der Einleitung das nächstlich romantisch belenchtete von Nicea gefallen.

Nach Thessalien, wo der zweite Abschnitt endigte, versetzt uns der dritte wieder, um uns ausführlich Salonik, die Umgebungen des Olymp, das Tempelthal, Volo und den Pelion zu beschreiben. Es wird dabei, obgleich schon im Jahre 1875 geschrieben, auch eine neue türkisch-griechische Grenze in Vorschlag gebracht, wie es überhaupt merkwürdig ist und wohl auch als erläuternder Beitrag zur heutigen politischen Lage gefasst werden darf, dass schon damals sich dieser französische Diplomat ganz zu Gunsten der griechischen Grenzberichtigungs-Ansprüche äusserte.

Der vierte und fünfte Abschnitt führen uns nach dem Endpunkte der orientalischen Frage, nach Russland, zuerst mit dem Patriarchen der byzantinischen Kirche Jeremias, dem in Moskau die Institution einer selbstständigen russischen Kirche abgenöthigt wird. Weil so knapp und übersichtlich dieses inhaltsschwere Ereigniss, auf dem so Manches von unserer Tagespolitik beruht, sonst nirgends geschildert worden ist, empfehle ich diesen Aufsatz vorzüglich der Beachtung unserer politischen Schriftsteller. Diese werden auch „die Geschichte eines Sklaven-Aufstandes“, den Revolutionskrieg des Kosaken Pongatschew nämlich, in innigem Zusammenhange mit dem heutigen nihilistischen Bewegungen erkennen. Es liegt der Darstellung ein Werk des Dichters Puschkin zu Grunde, und es ist in der That nicht möglich, Geschichte dramatischer zu schreiben, als hier zum Beispiel das Ende des fürchterlichen Helden gegeben wird. Es soll mich wundern, wenn daraus nicht noch einmal ein bühnengerechtes Trauerspiel erwächst. A. W.

Tokio Daigaku. (University of Tokio.) The Calendar of the Departments of Law, Science and Literature, 2539—40 (1879—80). Tokio.

Diese in englischer und japanischer Sprache (nur ein geringer Theil des Werkes ist französisch) erschienene Schrift ist in mancher Beziehung interessant und gewährt uns einen genügend klaren Einblick in das Wesen der japanischen höheren Unterrichtsanstalt. Wenn wir auch in derselben manche Weitschweifigkeit, die für europäische Leser kaum begreiflich ist (wie z. B. Namensveränderungen der Studirenden), vielleicht auch das zu vertrauensvoll auftretende Nationalgefühl, das in der Behauptung Ausdruck findet, die Universität zu Tokio könnte sich mit höheren Unterrichtsanstalten Europas und Amerikas messen, bedauern, so müssen wir doch anerkennen, dass das von uns besprochene Document eine grössere Nüchternheit in den Anschauungen bekundet, als so manche analoge Werke von früheren Jahren stammend.

Die Tokio Daigaku (Dai = grosse, Gaku = Schule) hat nach zahlreichen Aenderungen und Modificationen, die mit ängstlicher Genauigkeit in dem vorliegenden Werke verzeichnet sind, ihre gegenwärtige Organisation erhalten.

„Die Departements für Jus, Wissenschaft und Literatur bilden im Verein mit der Section für Medicin die Tokio-Universität: Die Anstalt wird ergänzt durch die Daigaku-Yobimon (Vorbereitungs-Schule) und durch den Koishikawa-Schokubutsuyen“ (botanischer Garten).

Sämmtliche Curse in den Departments für Jus, Wissenschaften und Literatur sind auf eine vierjährige Studienzeit berechnet. In der wissenschaftlichen Section bestehen 5 Curse (1. Chemie, 2. Mathematik, Physik und Astronomie, 3. Biologie, 4. Ingenieur-Curs, 5. Geologie und Mineralogie), in der literarischen 2 Curse (1. Philosophie, politische Philosophie und politische Oekonomie, 2. Japanische und chinesische Literatur). Mit Ausnahme der 2. Section der Wissenschaften, in welcher die französische Sprache noch vorherrscht, zu der aber keine neuen Studirenden mehr zugelassen werden, wird in allen Facultäten und Sectionen nur in japanischer und englischer Sprache docirt. Gegenwärtig wird hauptsächlich in englischer Sprache vorgetragen,

es liegt aber die Absicht vor, in Zukunft in allen Abtheilungen ausschliesslich im Japanischen zu lehren.

Ausser der englischen Sprache muss jeder Studirende, nach Wahl, Deutsch oder Französisch lernen; nur bei Juristen ist das Französische obligatorisch. Um einen Begriff von der für Europäer kaum glaubbaren Vielseitigkeit zu geben, die von japanischen Jüngern der Rechtswissenschaft verlangt wird, wollen wir erwähnen, dass dieselben zugleich japanisches und chinesisches Jus sowohl, wie das so schwierige englische und französische Gesetz, das internationale Recht studiren müssen, ausserdem haben sie die Geschichte und Literatur Englands, Frankreichs, die chinesische Literatur und noch einige Disciplinen zu studiren. In Anbetracht dieser ganz abnormen Vielseitigkeit dürfte man wohl den Leitern der Tokio Daigaku das Wort Voltaire's in Erinnerung bringen: „*Qui ne sut jamais se renfréner, ne sut jamais écrire.*“

Die Zahl der Studirenden an der Universität ist noch eine geringe, obwohl eine stets wachsende. Die Rechtswissenschaft studiren 48, die Chemie 18, Mathematik, Physik und Astronomie 4, Biologie 4, die Ingenieurkunst 4, die Geologie und Mineralogie 17, die Literatur 40 junge Leute im Alter von 16—22 Jahren. Ausserdem befinden sich im Auslande 23 Zöglinge, die nach vollendetem Curse an der heimischen Universität, an verschiedenen höheren Anstalten Europas und Amerikas ihre Kenntnisse vervollständigen. In England befinden sich deren 10, in Frankreich 4 (sämmtlich in der *École Centrale*) und in Amerika 9. E. D.

Welt-Industrien. Studien während einer Fürstenreise durch die britischen Fabriksbezirke von Dr. Carl von Scherzer. Stuttgart, Julius Maier 1880.

Wenn wir in unseren, den Ländern des Orientes gewidmeten Blättern der unter dem obigen Titel jüngst erschienenen Publication unseres geschätzten Mitarbeiters gedenken, so geschieht dies in erster Linie in der Absicht, unsere Leser im Osten, deren grösserer Zahl der Autor persönlich bekannt ist, auf dessen jüngstes Werk aufmerksam zu machen. In grossen Zügen gibt Scherzer in dem uns vorliegenden Bande ein Gesamtbild der gewaltigen industriellen Bewegung Grossbritanniens, schildert die Entwicklung der verschiedenen Industriezweige von ganz unbedeutenden Anfängen zu ihrem gegenwärtigen, den Weltmarkt beherrschenden Höhepunkt und weist das Allgemeine Interesse für die sittliche und materielle Hebung der Arbeiter nach, welchen in England unter dem Schutze weiser und humaner Gesetze die Möglichkeit verschafft ist, in voller Freiheit ihre Fähigkeiten auszunützen und durch Fleiss, Sparsamkeit und Fortbildung ihre Lage stetig zu verbessern. Wer schiene wohl eher berufen, über Englands Machtstellung auf industriellem Gebiete zu schreiben, als Scherzer, der britischen Unternehmungsgeist und britische Energie in den Colonien der englischen Krone, in den ausser-europäischen Handelsstaaten und in jüngster Zeit im Mutterlande selber kennen und bewundern gelernt hatte? — Den Anlass zur Verfassung dieser hochinteressanten Arbeit bot die Reise des österreichischen Thronfolgers in England dar, während welcher dem Autor die Aufgabe zufiel, den jungen Fürsten mit den wichtigsten Fabriks-Districten des Landes bekannt zu machen.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Wien, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peetz in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedineck in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. — 10 Mark.

Inhalt: Die Karawanenstrasse von Egypten nach Syrien. Von Dr. Carl von Scherzer. — Zur wirthschaftlichen Lage von Persien. Von — x in Teheran. (Schluss.) — Aus Zanzibar. — Miscellen: Die französische Expedition von Senegal nach dem Niger. Indisches Bier. Seidenweberei in Japan. Strikes in Japan. Industrielles aus Kashmir. Die japanische Seiden-Saison 1879/80. Saghalien. Aromatische Oele und Parfume aus Algerien. Ein Museum in Sibirien. — Literatur-Bericht: Nach Jerusalem. Von Joh. Fahrngruber. The Cities and Towns of China. By G. M. H. Playfair. Bôró-Bondour dans l'île de Java. Par C. Lecomans.

DIE KARAWANENSTRASSE VON EGYPTEN NACH SYRIEN.

Von Dr. Carl v. Scherzer.

Während meiner amtlichen Thätigkeit in Smyrna liess sich eines Tages — es war im Frühling 1873 — ein Fremder bei mir anmelden, welcher Ludwig Neudorf sich nannte, den Orient zu wissenschaftlichen Studien bereiste und einige Tage an den classischen Ufern des Hermes zuzubringen beabsichtigte. Glücklicherweise war ich durch Freundeshand bereits davon unterrichtet, dass sich hinter diesen schlichten Namen eine erlauchte Persönlichkeit verbarg, welche das strengste Incognito zu bewahren wünschte und zu diesem Zwecke die seltsamsten Mittel in Anwendung brachte. So zum Beispiel reiste das ganze Gefolge erster Classe und wurde in den Fremdenbüchern als dem Ingenieurstande angehörig verzeichnet, was zuweilen zu den komischsten Verwechslungen und wunderlichsten Abenteuern Anlass

gab. Auch ich hielt mich streng nach den Weisungen des hohen Reisenden, und selbst meiner unmittelbaren Umgebung blieb es lange unbekannt, dass der Fremde, welcher mir die unvergessliche Ehre und Auszeichnung erwies, während seines achttägigen Aufenthaltes in Smyrna mein Haus als das seinige betrachten zu wollen, ein österreichischer Erzherzog, dass es Ludwig Salvator von Toscana war. Mein Verkehr mit dem hohen Reisenden, welcher sich schon damals durch sein Prachtwerk über die Balearen auch in der wissenschaftlichen Welt einen bedeutenden Ruf erworben hatte, blieb nicht bloß ein vorübergehender; er hatte für mich die beglückende Folge, dass ich von nun an durch Zusendung der zahlreichen Publicationen des illustren Autors ausgezeichnet wurde.¹⁾ Dieselben verfolgen immer einen wissenschaftlichen, vielfach auch einen praktischen Zweck. So gibt zum Beispiel eine Reise nach den Vereinigten Staaten den ebenso kenntnissreichen als philanthropischen Reisenden Anlass zu einem

¹⁾ Ich wollte eben diese Blätter an die Redaction befördern, als mir die neueste Nummer des Londoner „Examiner“ vom 7. August d. J. zukommt, in welchem (p. 951) das neueste Werk des auch in England rühmlich bekannten Verfassers mit grosser Wärme und Anerkennung besprochen wird. Auch der englische Kritiker stimmt in das Lob der deutschen Presse ein und schliesst sein umfassendes Referat mit den Worten: „All the works of Archduke Ludwig Salvator bear testimony to his many-sided talents, great moral and physical power, rare diligence and pluck.“

Werkchen über Californien,²⁾ in welchem derselbe in ganz origineller Weise die Auswanderung weniger vom volkswirtschaftlichen, als vom sanitären Standpunkte behandelt. Obschon das genannte Werkchen nicht den Gegenstand der gegenwärtigen Besprechung zu bilden bestimmt ist, so können wir uns doch nicht versagen, einige Auszüge daraus mitzuthemen, weil sie bezeichnend sind für den Grundton, welcher alle Schriften des erlauchten Verfassers durchzieht, und zugleich in erhebender Weise zeigen, wie derselbe nicht bloß mit wissenschaftlichem, sondern auch mit philanthropischem Auge seine Forschungen anstellt und diese für seine Mitmenschen nutzbringend zu machen sich bemüht.

Der edelsinnige Autor, dessen Brust gleichfalls alljährlich, wenn der Winter naht, eine Sehnsucht nach dem Süden erfüllt, gedenkt dabei liebevoll theilnehmend auch Jener, „deren Mittel dieses Ziehen gleich den Wandervögeln nicht gestatten; welche mit Wehmuth sehen müssen, wie ihr Weib und ihre Kinder in der rauhen, unwirthbaren Heimat dahinsiechen.“

Diesen steht nun, nach der Ansicht des Verfassers, noch ein energisches Mittel zur Verfügung: die Auswanderung nach milderen Breitengraden, um dort Gesundheit und vielleicht auch Wohlstand zu finden. „Kein Land bietet zu solchem Zwecke so grosse Vortheile, kein Land ist für die europäische Auswanderung, in jeder Beziehung, so geeignet, als Californien; ein Land, welches Fruchtbarkeit des Bodens und Leichtigkeit jedweder industrieller Entwicklung mit gesundem Klima verbindet; ein Land, wo die Rauheit des Winters, sowie die Hitze des Sommers gleich unbekannt sind.“

„Neuester Zeit ist von verschiedenen Seiten gar Manches gegen die amerikanische Auswanderung gethan worden. In der That sind auch viele Auswanderer, welche sich auf die bereits dicht bevölkerten Oststaaten

beschränkten und mittellos und häufig mit geringem Willen dahin kamen, bitter enttäuscht wieder zurückgekehrt. Gleichwohl liegt im fernen Westen noch ein weites Feld offen. Freilich muss man vor Allem Arbeitssamkeit und guten Willen mitbringen, denn diese verlangt man in Amerika noch in reicherer Masse als in unseren Gegenden. Besitzt man aber diese Eigenschaften, dann ist die Leichtigkeit, eine gute Subsistenz sich zu verschaffen, weit grösser und hat man noch etwas Capital dazu, so sind auch die Chancen, reich zu werden, unläugbar viel bedeutender als in Europa.“

„Es war meine Absicht,“ sagt der Verfasser in der Vorrede des erwähnten Werkchens, „in dieser Skizze des gesegnetsten Winkels von Californien die Möglichkeit, ja die Leichtigkeit des Erwerbes darzuthun und ich würde mich zufrieden schätzen, wenn ich dadurch Einigen zur Gründung eines angenehmen und glücklichen Heim's verholpen hätte.“

Kaum aus Nordamerika zurückgekehrt, begegnen wir dem erlauchten Reisenden schon wieder auf dem Wege nach Egypten, um dort den Winter zuzubringen. Hier ist es nun, wo der Landzusammenhang zwischen Egypten und Syrien vor Allem die Phantasie des für alle grossen Pläne und Unternehmungen so empfänglichen Autors beschäftigt. „Wer kann lange auf diesem Boden weilen,“ schreibt er in der Vorrede seines neuesten literarischen Productes, „auf welchem sich unter unseren Augen die grossartigsten Unternehmungen des Jahrhunderts entwickelten, ohne an Projecte zu denken!“ Im Interesse des Völkerverkehrs wollte der erlauchte Verfasser den alten Karawanenweg über Wadi el Harisch, das ehemalige Torrens Aegyptii bereisen, um sich durch eigene Anschauung die Ueberzeugung zu verschaffen, inwiefern auf dieser kürzesten und geradesten Linie die Herstellung einer Eisenbahn zur raschen und bequemen Verbindung beider Länder möglich sei; ein Project, welches mit Rücksicht auf die schlechten, gefahrvollen Ankerplätze des an Producten so reichen südlichen Palästina wiederholt angeregt wurde. Seit der Eröffnung des Suez-Canals ist der Karawanenweg, welcher einst einen so

²⁾ Der Golf von Buccari-Porto. Bilder und Skizzen. Prag. H. Mercy 1871. — Levkosia, die Hauptstadt von Cypern. Prag, 1873. — Jachtreise in den Syrten, 1873. Prag, 1874. — Eine Spazierfahrt im Golfe von Corinth. Prag, 1876.

regen Verkehr zwischen Egypten und Syrien unterhielt, fast in Vergessenheit gerathen. Derselbe wird nur mehr von wenigen Kameeltreibern und Viehhändlern benützt, und selbst von letzteren in sehr geringem Masse, indem der Viehexport aus Palästina zum grössten Theile durch die zwischen Jaffa und Alexandrien verkehrenden Dampfer vermittelt wird. Auch der Verfasser der vorliegenden Schrift fand es am zweckmässigsten, eine Karawane mit Pferden und Maulthieren aus Jaffa kommen zu lassen, welche ihn in El Kantara am Suez-Canal einholte, von wo aus die Wanderung durch die Wüste begann. Jeden Abend wurden im Zelte die Erlebnisse des Tages niedergeschrieben und so entstanden jene interessanten Schilderungen einer mühevollen Karawanenreise von El Kantara über Katia, El Harisch und Khanyounis nach Ghaza, aus welcher wir dem Leser umso mehr einige der markantesten Stellen mittheilen wollen, als das Werkchen selbst nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren gedruckt worden, und eigentlich blos für den Freundeskreis bestimmt ist.³⁾

Beim Eintritt in die Wüste ruft der naturbegeisterte Verfasser befriedigt aus: „Wie wohlthuend ist das Gefühl jener Freiheit, welche man hier genießt; die Seele sättigt sich mit Einsamkeit und die Phantasie malt die verschiedensten Bilder auf den fernen tanzenden Horizont. Nur das Leben auf dem Meere mit seinem unvergänglichen Zauber lässt sich damit vergleichen, und in einem solchen Momente fühlt der Mensch, dass er doch als Nomade geboren ist!“ Der Karawanenweg zieht sich jenen hohen, selbst dem Wüstensand Trotz bietenden Stangen entlang, den Trägern des elektrischen Drahtes, welcher gegenwärtig sogar die Wüste mit den fernsten Centren des Weltgetümmels verbindet. Bei einem Häuschen der Telegraphen-Aufseher, welche freundlich entgegenkamen, wurde Halt gemacht. Es sind Araber, welche mit ihren Familien in dieser Sandeinsamkeit wohnen. Ihre wich-

tigsten Geräthschaften bestehen in einem kleinen Vorrath von Draht und Isolir-Fläschchen, um die Telegraphenleitung in gutem Zustande zu erhalten. Jeder Aufseher hat eine grössere Strecke unter seiner Aufsicht. Die braven Leute klagten namentlich über den Chamsin, der ihre Behausung häufig zu zerstören und zu verschütten droht, waren aber sonst ganz zufrieden. Wie wenig bedarf es aber auch, um einen genügsamen, Gott ergebenden Araber zu befriedigen! — Nächst dem Wüstenwind ist es namentlich der Mangel an Trinkwasser, welcher bei der herrschenden grossen Hitze für den Reisenden oft qualvoll wird. Der Drang der Selbsterhaltung macht ihn sogar grausam gegen seinen Nebenmenschen. „Da der Wind von Süden wehte, die Luft gar so brennend war, und ich den Chamsin fürchtete,“ erzählt der fürstliche Reisende, „richteten wir in einer Vertiefung, wo wir doch etwas vor dem Winde geschützt waren und wo Binsen wuchsen, unser Zelt auf und nahmen das Frühstück ein. Alles was wir assen, wurde von dem feinen Sande bedeckt, mit dem die Luft gesättigt war. Reisende Beduinen, die wir schon unterwegs, einen ärmlichen Imbiss einnehmend, getroffen hatten, zogen vorüber. Ein altes Weib kam zu uns und bat um etwas Wasser. Wie gerne hätten wir ihr von unserem Vorrathe gegeben, wie herzlos war es, das arme Geschöpf zurückzuweisen, und doch forderte es die Vorsicht. Hätte man ihr Wasser gereicht, so würde die ganze Horde auf uns zugestürzt sein, und unser Vorrath wäre bald erschöpft gewesen. Auch ein junger Bursche kam herbei und verlangte etwas Tabak, den wir ihm auch gerne gaben; als er aber gleichfalls um Wasser bat, musste als Antwort das grausame Nein erfolgen. — — Wir kamen nun in eine Wüstenhügelgegend, El Bredj genannt, welche von den Beduinen als völlig wasserlose, anstrengende Strecke gefürchtet wird. Der Wind wehte noch immer von Süden und zwar mit zunehmender Stärke. Wir begegneten einer Schaar durch Hitze und Durst ermatteter Beduinen, welche um Wasser baten. Herzerreissend war es zu sehen, wie mühsam sich hinschleppende

³⁾ Die Karawanenstrasse von Egypten nach Syrien. Prag, H. Mercy, 1880.

Kinder ihre Eltern um einen Schluck Wasser anflehten. Mir dünkt, ich höre noch heute ihr banges Jammern, wie sie eines nach dem anderen aus den leeren Thonflaschen vergeblich noch einen Tropfen herauszubekommen suchten. Ganz besonders lebhaft erinnere ich mich noch Einer Familie: es war ein alter Mann mit drei kleinen Kindern und einem kleinen mageren Esel. Der Esel stieg mühsam eine sandige Lehne hinan. Der alte Mann keuchte dahinter her, indem er den ältesten Knaben, einen broncefarbigen, hageren Burschen, an der Hand führte, während die beiden kleineren auf dem Rücken des erschöpften Thieres sich anklammerten, die hohlen Augen starr nach dem fernen Ziele gerichtet. Auf einmal brach das Thier zusammen und stöhnte im Sande, in dem die armen Kleinen sich wälzten. Was jetzt? — Die Augen des alten Mannes sind mir unvergesslich. „Allah! Allah!“ rief er aus und hob seinen Blick gegen Himmel. Er setzte sich nun ebenfalls in den Sand, nahm die beiden Kinder zu sich und liess das Thier ausruhen. Doch wir mussten weiterziehen. Allah wird ihm wohl geholfen haben! . . . An einer anderen Stelle, an der wir vorüberkamen, war vor vier Jahren ein wandernder Hindustaner zusammengebrochen. Einige Schritte später trafen wir unseren Kochjungen, welcher nicht mehr weiter konnte. Alle unsere Leute waren so erschöpft, dass sie selbst auf die Packmaulthiere stiegen und der arme Bursche, der bescheidenste unter ihnen, musste allein im tiefen Sande fortmarschiren. Er bat unseren Moukre, ihn reiten zu lassen, aber vergebens. Ein Jeder sorgte nur für sich allein. Ich liess dem Jungen zu seiner Stärkung etwas Brod, Fleisch und Wasser verabreichen und wir mussten ihn dann seinem Schicksale überlassen; erst nach Mitternacht erreichte er unser Lager.“

Endlich ist die Wüste glücklich durchwandert. Eine gehobene freudige Stimmung bemächtigt sich der Reisenden. Sie sind vor dem Schlosse von El Harisch, den letzten Vorposten ägyptischer Herrschaft gegen Osten angelangt. Auch der Palmenwald wird sichtbar, von dessen Pracht und

Herrlichkeit die Kameeltreiber so häufig gesprochen hatten. „Und fürwahr,“ ruft der Verfasser aus, „welch lachenderes Bild kann es während einer Reise unter sengender Sonne und auf beweglichem Sande für die Einbildungskraft eines Arabers geben, als eine quellenreiche Palmenpflanzung am Ufer des erfrischenden Meeres!“

Der Schilderung des Aufenthaltes in El Harisch, deren Bevölkerung, 2800 Seelen, meist Kameeltreiber, durch den Karawanen-Handel ihre Existenz fristet, ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Die Ortschaft liegt etwa eine halbe Stunde vom Meere entfernt am Saume der Wüste, welche, von Tag zu Tag immer mehr sich ausbreitend, die Ansiedlung theilweise zu verschütten droht, wie dies thatsächlich mit vielen Häusern auf der Südwestseite bereits geschehen ist. Das Klima von El Harisch ist ein gesundes. Schnee fällt niemals, wohl aber manchmal Hagel und viel Regen; der meiste im Februar. Die Witterung ist nach dem Chamsin, welcher 50 Tage dauert, am wärmsten. Die grosse Hitze währt etwa 4 Monate. Die Besatzung zählt sechzig Soldaten, darunter zehn Artilleristen, welche ihre Befehle vom Gouverneur der Festung erhalten und deren hauptsächlichste Aufgabe darin besteht, die benachbarten Beduinenstämme im Zaum zu halten; diese haben auch grosse Furcht vor dem Militär, denn sobald ein Scheich irgendwie verdächtig erscheint, wird er gefangen genommen und nach Cairo geschickt. Seit der Eröffnung des Suez-Canales hat El Harisch viel verloren, und seine bisherige Bedeutung für den Karawanen-Handel fast gänzlich eingebüsst, indem bei der geringen Entfernung zwischen Port Saïd und Jaffa fast der ganze Handel des südlichen Syriens mit Egypten zur See geschieht. Von Harisch selbst werden mit Kameelen keine Waaren exportirt, ausgenommen Datteln, welche man zuweilen nach Ghaza bringt. Boote gibt es in Harisch keine, weil der Strand schlecht und voll Riffe ist. Manchmal bringen Schiffe aus Jaffa Cerealien und Obst, seltener Bauholz, indem dieses zumeist aus Wadi kommt; die Zahl der Fahrzeuge, welche im Laufe eines Jahres in El Harisch vor

Anker gehen, dürfte jedoch 15 bis 16 kaum übersteigen.

Auch der Aufenthalt in El Harisch bietet Gelegenheit zu manchen interessanten Episoden. Eines Tages wird die Todtenstätte besucht, von wo man einen besonders günstigen Blick über die ganze Ortschaft, sowie über den grossen Palmenwald, der gegen das Meer sich ausdehnt, geniesst. „Während ich dort zeichnete,“ erzählt der Verfasser, „näherete sich mir ein alter Mann, der die Gräber einiger Kinder besah; vielleicht von den seinigen. Er frug mich, ob ich Kinder hätte? Als ich es verneinte, sagte er zu mir mit dem Ausdrücke des tiefsten Bedauerns: „Armer Mensch!“ —

Man sieht, wie überaus mächtig bei diesen Völkern die Vorstellung des Familienglückes ist. „Aber was ist zu thun,“ bemerkte er weiter, „man muss sich fügen, Gott wollte es so.“ — Ich setzte mein Zeichnen mit ernster Miene fort.“

In Khanyounis erreichten die Reisenden die letzte Ortschaft Syriens gegen Egypten, gewissermassen der letzte Vorposten der unmittelbaren Macht der Pforte, ähnlich wie es El Harisch von Egypten ist. Dazwischen liegt jene Wüstenstrecke, wo die Rafah-Säulen die ideale Grenze bilden, in welcher jedoch der Beduine, unbekümmert ob er unter der einen oder anderen Macht steht, frei herumstreift. Wie in El Harisch das Castell, so bildet in Khanyounis die 850 Jahre alte Kalá oder Festung den Kern der freundlichen Ortschaft, um welchen die übrigen Wohnungen allmählig entstanden. Die Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung betrug früher 1800 Seelen, sie hat sich aber seither durch die häufigen räuberischen Einfälle der Tarabin-Beduinen, welche wiederholt das Getreide der armen Bewohner in Flammen setzten, bis auf etwa 1000 Seelen vermindert.

Von Khanyounis führt eine breite, sandige Strasse nach Ghaza, deren zahlreiche Minarete und Palmen den Reisenden um so freudiger entgegenwinken, als sie nun zugleich am Ziele ihrer Wanderung angelangt sind. Die Kameele bleiben jetzt zurück, und nicht ohne Wehmuth drückt der Verfasser dem braven Daud die Hand,

welcher ihm von El Kantara bis Ghaza stets zur Seite gestanden war. Alles unnöthige Gepäck wird beseitigt, denn die Reisenden befinden sich im „gelobten Lande, im Lande der Fülle und des Reichthums!“

Aber nicht lange dauert die Rast in Ghaza, und der illustre Reisende nimmt von dem Leser nur Abschied, um ein drittes Mal den Weg nach Jerusalem einzuschlagen.

Das vorliegende Werkchen ist nicht bloß von literarischem, es ist auch von grossen wirthschaftlichem Interesse. Durch die darin niedergelegten Wahrnehmungen und Erfahrungen wird jenes wiederholt auftauchende Project gründlich widerlegt, welches durch den Bau einer Eisenbahn längs des alten Karawanenweges die leichteste und bequemste Verbindung zwischen Syrien und Egypten herzustellen wähnt. Der Verfasser überzeugte sich auf seiner Wanderung von der völligen Unausführbarkeit einer solchen Bahn, welche fortwährend starken Sandverwehungen ausgesetzt wäre, und aus diesem Grunde ganz enorme Erhaltungskosten erfordern würde. Zugleich tauchte aber in der Phantasie des Verfassers lebhafter denn je der Gedanke an ein altes Ideal wieder auf, nämlich: an die Erbauung eines entsprechenden Hafens in Beirut und an die Herstellung von zwei Hauptverkehrsbahnen, von welchen die eine die an Cerealien so reiche südsyrische Küste, die andere das Jordanthal durchziehen sollte, um den ganzen syrischen Handel nach Beirut zu leiten.

Diese Hafenbauten wären weit leichter auszuführen und mit viel weniger Kosten verbunden, als jene in Jaffa; auch sprechen zu Gunsten Beiruts die bereits dort bestehenden reichen Handelshäuser, die wichtige Verbindung mit Damaskus und der bedeutende Binnenhandel. Der Wunsch, welchen der fürstliche Reisende in dieser Beziehung ausspricht, wird gewiss bei allen Freunden des Orients und des Fortschrittes ein lautes Echo finden: „Dass nämlich dieses für die Wohlfahrt Syriens so hochwichtige Unternehmen bald zur Ausführung gelangen und von Seite der beteiligten

Mächte eine wirksame Unterstützung finden möge.“⁴⁾

In stylistischer und technischer Beziehung sei noch zu bemerken gestattet, dass die Sprache durchgehends fließend ist und an vielen Stellen Spuren eines tiefinnigen Gemüthes sowie einer poetischen Natur zeigt. Wenn eigenthümliche Satzbildungen und fremdartige Ausdrücke den Leser zuweilen frappiren, so möge dafür in dem Umstande die entschuldigende Erklärung gefunden werden, dass die Muttersprache des fürstlichen Schriftstellers nicht das Deutsche, sondern das Italienische ist.

Auch die Ausstattung ist vortrefflich, correct und elegant, wie sie der hohen Stellung des Autors und der Gediegenheit des Inhaltes gebührt.

ZUR WIRTSCHAFTLICHEN LAGE PERSIENS.¹⁾

Von —x in Teheran.

(Schluss.)

Die ausländischen Kanfleute in Persien verkaufen ihre Waaren an die inländischen gewöhnlich auf Credit. Für die Zahlung wird in den meisten Fällen vom Käufer zuerst eine lange Frist ausbedungen, weshalb auch der Verkäufer einen entsprechenden Betrag auf die Waare aufschlägt. Nach langen Unterhandlungen, wie diese der hiesige Landesbrauch mit sich bringt, einigt man sich dann auf eine kürzere Frist, z. B. drei Monate, und da der gesetzliche Zinsfuß 12 Percent beträgt, bewilligt der Verkäufer ein Disconto vom Waarenpreise in der Höhe von ungefähr 1 Percent für jeden Monat, um welchen der Käufer die Zahlung früher zu leisten sich schliesslich verpflichtet hat. Nachdem jedoch die übereingekommene Zahlungsfrist in den allerseltensten Fällen eingehalten, wohl aber um zwei bis drei Monate, oder häufig auch noch mehr überschritten wird, so verliert der Verkäufer, der schon einen Disconto zugestanden hat, überdies noch einen Percentsatz des Werthes der Waare, da die Zahlung von Verzugszinsen hier nicht üblich ist.

Was die Art der Zahlung betrifft, so geschieht diese, bei dem Umstande, dass der Export den Import nicht deckt, für den den Ersteren übersteigenden Betrag des Letzteren durch Wechsel auf Tiflis und Moskau, von wo wieder andere Wechsel auf London gezogen werden. Ein Wechselrecht gibt es in Persien nicht. Fallimente kommen verhältnissmässig selten vor, was um so mehr Wunder nehmen muss, als der Fallit, sobald er sich nach einem der vielen Asyle flüchtet, vollkommen unantastbar ist.

Persien hat Goldwährung, doch kommt die persische Goldmünze, der Toman (1 Toman = 10 Kran,

à 20 Schahi) im Verkehr am Bazar so gut wie gar nicht vor, denn die wenigen dormalen vorhandenen Tomane sind entweder alte, die als Schmuck getragen werden, oder jene, vom österreichischen Bergrathe R. v. Pechan eigentlich nur probeweise geprägten Stücke, die von den glücklichen Besitzern mehr als Curiosum aufbewahrt werden.

Alle Zahlungen, in welcher Höhe immer, werden in Silbermünze, d. i. in Ein-Kran-Stücken gemacht.

Unter der Regierung Mohamed Schah's (1838—48) war der Toman sehr vollwichtig, ja er hatte einen wirklichen Werth von mehr als 11 Francs. Diese Münze war sonach der Gegenstand einer lucrativen Speculation und gieng in's Ausland. Die vorhandene Menge der Goldmünzen in Persien schwand demnach immer mehr zusammen.

Unter dem jetzigen Schah, Nassr-ed-din, wurde der Toman geringer ausgeprägt, so dass derselbe nicht einmal den vollen Werth von 10 Francs erreichte. In der Handelswelt wurde es daher gebräuchlich, die Goldstücke zu wägen und das Fehlende daraufzuzahlen. Doch auch unter so bewandten Umständen floss das Gold als Waare noch nach dem Auslande, namentlich nach Russland, und gegenwärtig ist, wie gesagt, der Toman vom Platze thatsächlich fast gänzlich verschwunden. — Bei der Silbermünze, dem Kran, kommen noch weit grössere Fluctuationen des inneren Gehaltes vor.

Unter Feth Aly Schah, Mohamed Schah und in der ersten Regierungszeit des jetzigen Königs, also in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hatte der Kran nach den angestellten Untersuchungen einen Durchschnittswerth von 11¼ Francs.

In Folge dieses grossen Feingehaltes an Silber ist diese Münze ebenfalls massenhaft nach Russland und nach Indien ausgeführt worden. Um diesem Zustande ein Ziel zu setzen, beschloss die persische Regierung im Jahre 1857, den Kran leichter auszuprägen, und zwar im Werthe von 106 Francs. Doch in Wirklichkeit erreichte der Kran niemals diesen Werth, welche Thatsache in Folgendem ihre Erklärung findet.

Bis in die neueste Zeit waren die meisten Statthalter befugt, in ihren Provinzen Geld zu prägen, sie mussten jedoch für die Ertheilung dieser Befugniss an den General-Chef des Münzwesens jährlich eine bestimmte Summe bezahlen. Dieser Letztere entrichtete wieder seinerseits an den König eine namhafte Geldsumme für das ihm verliehene Münzprivilegium. Die Statthalter suchten nun einerseits die an den General-Chef der Münze gezahlte Summe hereinzubekommen, ausserdem aber ans der Münzprägung für sich selbst einen bedeutenden Nutzen zu ziehen.

Zur Erreichung dieses doppelten Zweckes wurde der Kran in der willkürlichsten und verschiedenartigsten Weise legirt, von welchem Auskunftsmittel die Statthalter einen um so ausgedehnteren Gebrauch machten, als Persien selbst kein Silber producirt und daher alle persischen Silbermünzen entweder aus alten einheimischen, oder aus fremden Münzen geprägt werden müssen.

R. v. Pechan hat viele Kran-Stücke, die während der Jahre 1861—77 in den dreizehn münzberechtigten Städten geprägt wurden, genau untersucht und dabei die mannigfachsten Differenzen zwischen ihrem Durchschnitts-

⁴⁾ Eine Blume aus dem goldenen Lande, oder Los Angeles. Prag, 1878.

¹⁾ Siehe August Nummer dieses Blattes.

werthe und dem Normalwerthe des Krans gefunden. Nur der Teheraner Kran erreicht 100₀ Francs, alle anderen stehen unter dem Werthe des Francs; am tiefsten stehen die Hamadaner (0·83₆ Francs) und Täbriser (0·80₂₆ Francs) Krane. Der Durchschnittswerth aller untersuchten Krans ist 0·94 Francs. Diese Münzen zeigen durchwegs einen sehr mangelhaft ausgeprägten Stempel und zumeist auch Sprünge. Sie stehen den älteren Münzen aus den Zeiten des Schah Abbas und Nadir Schah weit nach.

Wie bekannt, hatte die persische Regierung eine Zeit lang die Absicht, das Frankensystem einzuführen, und wurden auch schon durch Pechan-Kran-Stücke, die den vollen Werth eines Francs haben, als Muster geprägt. Da jedoch bei der Umprägung der alten, leichteren Kran-Stücke in neue, vollwichtige entweder die Anzahl der vorhandenen Krane hätte reducirt, oder aber das fehlende Quantum Silber auf Regierungskosten beigebracht werden müssen, so ist die Regierung, welche diesen Verlust, respective diese Kosten nicht tragen wollte, von ihrer früheren Absicht wieder abgekommen. Die gegenwärtig in der Teheraner Münze geprägten Silberstücke werden daher, wenn auch äusserlich nach dem Pechan'schen Modelle, jedoch nicht zum vollen Werthe des Francs geschlagen. Neben diesen circuliren die älteren Münzen fort.

Hinsichtlich der Industrie Persiens kann man im Allgemeinen sagen, dass sie bei aller ihrer Vollendung in einzelnen Zweigen noch nicht die Stufe des Handwerks-Betriebes überschritten hat.

Vereinigung der Arbeitskraft sowohl, als Theilung derselben nach dem Vorbilde europäischer Fabriken sind hier noch unbekannt und kann auch hievon insoweit keine Rede sein, als nicht die Regierung des Landes für die Sicherheit der Person und des Eigenthumes besser gesorgt haben wird. Denn so lange der Einzelne nicht sicher ist, die Früchte seines Gewerbfleisses in Ruhe geniessen zu können, und ihm die Gesetze keinen ansiebigen Schutz gegen die Willkür der Regierungs-Organe selbst gewähren, wird kaum Jemand sich versucht fühlen, ein grösseres Capital in ein industrielles Unternehmen zu investieren, wodurch das Capital und die Interessen desselben den Blicken der habgierigen Provinz-Statthalter blossgestellt würden.

Bei der durch die climatischen Verhältnisse unterstützten Bedürfnisslosigkeit der zahlreicheren ärmeren Bevölkerung Persiens vermag dieselbe für den unumgänglichen Lebensbedarf so ziemlich selbst aufzukommen, ohne im Wesentlichen auf die Producte des Auslandes angewiesen zu sein.

Wenn wir auf die innere Hauseinrichtung und die Lebensbedürfnisse der unteren Volksklasse blicken, so begegnen wir fast allenthalben grosser Einfachheit.

Die Wände der gewöhnlichen persischen Häuser sind lediglich aus ungebrannten Erdziegeln erbaut, wie dies eben nur unter dem fast regenlosen Himmel Irans möglich ist; als Decke dienen einige rohe Baumstämme, auf die zuerst Reisig und auf dieses wieder eine Schichte Erde gestampft wird. Fenster und Thüren fehlen bisweilen gänzlich, oder sind doch nur in der rohesten Weise gezimmert. In vielen Häusern findet sich kaum ein eiserner Nagel und Fensterscheiben macht die über-

aus trockene Luft in vielen Fällen leicht entbehrlich. Einrichtungsstücke, wie Tische, Sessel, Kästen, Betten u. s. w., kennt der gewöhnliche Mann nicht. Eine Strohmatt oder, wenn es ihm die Mittel erlauben, ein Teppich und einige Pölster sind Alles, was er zu seiner Bequemlichkeit bedarf. Auf der Matte oder auf dem Teppich sitzt und schläft er oder raucht die unerlässliche Wasserpfeife. Der innere Trieb, das Verlangen, seine Lebenslage besser und behaglicher zu gestalten, ist ihm völlig fremd. Trotz einer gewissen Regsamkeit des Geistes ist der Perser von einer grossen Indolenz, die, wenn auch nicht in seinem ursprünglichen Charakter gelegen, dormalen ihm dennoch, Dank dem herrschenden Regierungssysteme (?) zur zweiten Natur geworden ist.

In der Nahrung legt der Perser eine grosse Genügsamkeit an den Tag: Brot in Form weicher, flacher Scheiben, saure Milch, Käse, Reis, Gemüse, namentlich Gurken und Zwiebel, Früchte aller Art, besonders Wassermelonen, dazu eine Schale Thee — vielleicht auch, trotz des religiösen Verbotes, ein Gläschen Branntwein — bilden die gewöhnlichen Alltagsgerichte. Fleisch wird im Allgemeinen wenig genossen.

Einzig in der Kleidung und mit Pferden wird selbst unter dem Volke einiger Luxus getrieben, der in der dem Perser angeborenen Eitelkeit seine Begründung findet. Selbst der gemeine Mann hält ein gutes Stück auf schöne Kleider und lässt sich selbe gerne etwas kosten. Namentlich sind es die Frauen, die hierin viel Aufwand machen, und Garderoben, die den Werth von mehreren Tausend Francs übersteigen, gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Dazu kommt eine unersättliche Begierde nach Goldschmuck und Edelsteinen, um derenwillen man sich oft das Nöthige versagt. Freilich betrachtet das Volk in einem Lande, wo Sparcassen fehlen, den Ankauf von Geschmeide als eine bequeme, wenn auch nicht fruchtbare Capitalsanlage. Das Vergnügen, das in der Befriedigung ihrer Eitelkeit liegt, ersetzt ihnen die Zinsen.

Das Gros des Volkes vermag den zu seinem Leben nöthigsten Bedarf immerhin, mit wenigen Ausnahmen, so ziemlich durch die einheimischen Producte zu decken, wiewohl auch die untersten Schichten sich an dem Verbräuche europäischer Erzeugnisse theilhaben. Anders verhält es sich in dieser Beziehung in den höheren, wohlhabenderen Kreisen, die grössere und zahlreichere Bedürfnisse haben, und für die daher die Erzeugnisse des inländischen Gewerbfleisses nicht mehr ausreichen und jene des Auslandes herangezogen werden müssen.

Mit Ausnahme der Teppiche, Shawls und diversen Seidenhäckeleien auf Tuch, die noch immer die nennenswerthesten Industrie-Erzeugnisse Persiens bilden — wengleich auch hierin die frühere Vollkommenheit und der mit Recht bewunderte Geschmack in Zeichnung und Farbe schon seit Langem nicht mehr erreicht wird — hat die persische Industrie kaum andere Artikel von irgendwelcher Bedeutung für den Handel mit dem Auslande aufzuweisen.

Die nothwendigen Gebrauchsgegenstände des Alltagslebens, die im Lande selbst producirt werden, sind zumeist roh gearbeitet und kommen, als Handarbeit, dabei noch immer im Vergleiche mit den importirten europäischen Fabrikartikeln theuer zu stehen.

Beispielsweise mögen in dieser Hinsicht erwähnt werden die Glas- und Thonwaaren, Sattler-, Kesselschmied- und Schlosser-Arbeiten, Kerzen, Seifen, Zucker etc.

Bessere Erzeugnisse haben die Seiden- und Schafwollstoff-Webereien in Yezd, Kirman und Mesched aufzuweisen. Die Kleiderstoffe aus Schafwolle sind mitunter sogar schön zu nennen und zeichnen sich durch eine besondere Weichheit und Geschmeidigkeit aus. Doch ist der Preis ein so hoher, dass an eine Concurrenz mit ähnlichen europäischen Waaren nicht zu denken ist. Diese Stoffe finden daher nur geringen Absatz, zumeist bei geistlichen Würdenträgern und überhaupt solchen streng orthodoxen Personen, die sich scheuen, ein Erzeugniß der ungläubigen Firengi anzulegen und daher den überspannten Anforderungen ihrer religiösen Ueberzeugung ein materielles Opfer bringen müssen. Erwähnenswerth sind die namentlich in Kirman erzeugten, äusserst dauerhaften, schmiegsamen und wasserdichten Flanellstoffe („potu“ genannt), die einen trefflichen Schutz gegen Kälte und Nässe gewähren.

Ziemlich entwickelt ist auch die Lederfabrikation (besonders in Hamadan) und hat dieselbe eine um so höhere Bedeutung, als das ausländische Leder für gesetzlich unrein gehalten wird und daher keine Nachfrage danach vorhanden ist.

Im Grossen und Ganzen ist die Lage der persischen Industrie heutzutage von Vorneherein eine verzweifelte, da sie, auf der Stufe der Handarbeit stehend, auf den Kampf mit den europäischen Maschinen angewiesen ist. Einerseits überfluthet die europäische Industrie das Land mit ihren Erzeugnissen immer mehr, andererseits geschieht nichts, um jene Zustände zu beseitigen, welche wir eben als die Entwicklung der persischen Industrie hemmend bezeichnet haben.

Vor mehr als zwanzig Jahren wurde der Versuch gemacht, Fabriken nach europäischem Muster mit Dampfkraft einzurichten und dieselben auf Staatskosten zu betreiben. So wurden nach einander eine Stearinkerzen-Fabrik, eine Papiermühle, eine Glasfabrik, eine Spinnerei und eine Zucker-Raffinerie mit grossen Kosten eingerichtet; sie alle aber nahmen in Folge von Unterschleifen aller Art, als auch wegen Mangel an gehörig geschulten Arbeitskräften schon bald nach ihrer Entstehung ein klägliches Ende.

Der Perser besitzt unleugbar grosse manuelle Fertigkeit und namentlich ein ausgesprochenes Nachahmungstalent. So hatte z. B. ein gewisser Haidér Aly vor Jahren in Paris die Möbelschlerei erlernt und sich nach der Rückkehr in seine Heimat in Teheran als Hofschler etablirt. Mehrere der bei ihm in der Lehre gewesenen Gesellen haben sich seine Kunstgriffe bald angeeignet und selbstständige Geschäfte eröffnet. Nach gegebenen europäischen Mustern oder selbst Zeichnungen fertigen sie nun Sophas, Sesseln, Schreibtische, Buffets etc. an, die trotz aller diesen Einrichtungsstücken noch anhaftenden Fehler und Mängel in Erstanen setzen, und zwar um so mehr, als man hier noch vor wenigen Jahren von dieser latenten Kunstfertigkeit kaum eine Ahnung hatte. Die Teheraner Tischler werden übigens, was Genauigkeit in der Ausführung und Solidität anbelangt, von ihren Collegen in Ispahan noch übertroffen.

Dieselbe Geschicklichkeit legen auch die Gold- und Silberarbeiter, sowie die Spängler an den Tag.

Am ehrenvollsten behauptet sich der Perser auf dem Gebiete der Kunstindustrie, wo er seine individuelle Geschicklichkeit am meisten zur Geltung bringen kann.

Leider steht auch die Kunstindustrie der Gegenwart weiter hinter jener der Glanzepoche Neupersiens unter Schah Abbas dem Grossen (1583—1628) zurück. Manche Zweige derselben sind ganz erstorben, die meisten anderen in merklichen Verfall gerathen, indem Erfindungsgeist und schöpferische Kraft der jetzigen Generation bekanntermassen nicht in hohem Grade eignen sind, und man es auch nicht versteht, die alten mustergiltigen Erzeugnisse correct nachzuahmen.

Die schönen Seidenstickereien auf grober Leinwand ausgeführt, — wobei diese letztere mit bewunderungswürdigem Fleisse dermassen von den schönsten bunten Mustern ausgefüllt ward, dass der Grundstoff darunter vollkommen verschwand — finden sich nur mehr in alten, wenn auch mitunter noch sehr gut erhaltenen Exemplaren bei den Trödlern im Bazar.

Dies gilt auch von den durch reiche Zeichnungen und herrlichen Farbeschmelz der Glasur gleich ausgezeichneten Faencen aus Kaschan. Wenn man diese, leider immer seltener werdenden Schaustücke an Schüsseln, Vasen etc. aus früheren Zeiten sieht; kann es wahrlich nur mit Befremden erfüllen, dass man heutzutage nicht einmal einen gewöhnlichen anständigen Speiseteller herzustellen weiss. An die Stelle der persischen Faencen ist nunmehr das chinesische Porcellan getreten, das in grossen Mengen eingeführt wird, und die persischen Erzeugnisse an Vollkommenheit der Ausführung und Solidität weit übertrifft. Die Zeichnungen auf den persischen Faencen erscheinen gegen die chinesischen Arbeiten häufig verschwommen und ungenau, wie dies bei der flüchtigen Handarbeit erklärlich ist. Die persischen Faencen sind aus weicher Thonerde gefertigt, und lassen sich an den Rändern mit einem Messer leicht abschaben; dafür haben sie aber auch den Vorzug eines weit geringeren Gewichtes als das chinesische Porcellan.

Wenn auch, wie schon oben bemerkt wurde, die Webereien in Yezd, Kirman und Mesched noch immer einzelnes Beachtenswerthes zu Tage fördern, so halten doch diese modernen Erzeugnisse keinen Vergleich aus mit den prächtigen Brocaten und gold- und silberdurchwirkten Seidenstoffen mit den geschmackvollsten Mustern und Farbezusammenstellungen, wie selbe aus den früheren grossartigen angelegten Werkstätten Isfahan's hervorgingen. Obschon bei diesen Stoffen, nebst einer grossen Mannigfaltigkeit in der Zeichnung und in den Mustern, dennoch das beliebte Motiv der Palmen am häufigsten wiederkehrt, so muss man nur staunen, wie es möglich war, diesem an sich so einfachen Motive eine solche Fülle immer neuer und stets origineller Varianten abzugewinnen.

Um nun auch die positive Seite der heutigen persischen Kunstindustrie zu berühren, wollen wir zunächst der Waffenschmiedekunst und der Stahlarbeiten von Isfahan Erwähnung thun. Nebst Dolchen, langen Messern und Säbeln werden noch jetzt Helme, Schilde und Streitkolben erzeugt, die allerdings den früher, namentlich in

Mesched verfertigten Klingen an Güte weit nachstehen, allein noch immer durch eine gefällige Form und vorzüglich durch die gleissenden Goldverzierungen ihre Wirkung auf das Auge nicht verfehlen.

Bemerkenswerther sind die verschiedenartigen Gefässe, aus Stahl gearbeitet und mit Gold eingelegt, flaschenähnliche Vasen und Leuchter, die sowohl durch ihre elegante Form als ihre originellen, geschmackvollen Ciselirungen willkommenen Decorationsstücke bilden. Sie sind sehr fleissig und solid gearbeitet — leider aber ein etwas kostspieliger Artikel.

In der äusseren Form ähnliche Gefässe und andere Gegenstände werden in Kaschan aus Messing verfertigt, theils in durchbrochener Arbeit, theils bloß gravirt und mit allerlei Arabesken und Bilderschmuck versehen. Diese Letzteren sind weit billiger, stehen aber in jeder Hinsicht hinter jenen aus Isfahan zurück.

Weiters verdienen die schönen Mosaikarbeiten aus Schiraz hervorgehoben zu werden. Es sind dies Cassetten in allen Formen und Grössen, Rahmen, Tischplatten, deren Flächen kaleidoskopische Muster zeigen, die aus kleinen polygonen Stücken von Metall, Bein und Holz zusammengesetzt sind. Man findet darunter gute Arbeiten, die mit den Europa schon bekannteren Bombayartikeln einige Aehnlichkeit haben, doch ungleich theurer und dabei minder präcise gearbeitet sind.

Wie viel Anlagen die Perser zur Malerei besitzen, beweisen die mitunter meisterhaft ausgeführten bildlichen Darstellungen auf den hierzulande so beliebten Lackarbeiten, wie Federbehälter, Spiegelrahmen, Büchereinhände etc. Ganze Figuren, Brustbilder, dann Thiere und Blumen sind nicht nur mit einem bewunderungswürdigen Fleiss, sondern auch mit wirklichem Verständniss und grosser Naturwahrheit gemalt. Für derlei feinere Arbeiten, die namentlich aus Isfahan und Schiraz kommen, werden verhältnissmässig hohe Summen verlangt.

An dieser Stelle wollen wir auch des einzigen noch erhaltenen Zweiges der sonst untergegangenen Faïence-Industrie gedenken, nämlich der glasierten Faïence Ziegel, die in grellen Farben allerlei Kampf- und Jagdszenen darstellend, zur Ausschmückung der Stadthore, Karawanserais, Medresseen und anderer öffentlichen Bauten verwendet werden. Diese neueren Erzeugnisse halten mit den gleichen älteren keinen Vergleich aus, obwohl sie durch die gesättigten Farben (namentlich das schöne Blau), sowie durch die vorzügliche Glasur noch immer wirkungsvoll erscheinen.

An Emailarbeiten, worin die Perser einst so Ausgezeichnetes leisteten, wie ältere Gefässe, Kästchen, Wassepfeifen und Schmucksachen beweisen, sieht man aus neuerer Zeit nur Unbedeutendes und Mittelmässiges, wie z. B. kleine Medaillons auf Kupferplättchen mit allerlei Figuren und Köpfen.

Gelungener dürfen die Filigran-Arbeiten in Gold und Silber genannt werden, durch welche der Ort Zindschian, östlich von Täbriz, sich einen vortheilhaften Ruf erworben hat. Schmucksachen, dann eierbecherartige Kaffeeschalenhälter, Zuckerdosen, Zangen, Löffel, sind die am häufigsten wiederkehrenden Gegenstände, die sich sowohl durch geschmackvolle und genaue Ausführung als durch billigen Preis auszeichnen.

Als wahre Meister bewähren sich die Perser noch immer in der Gravirkunst und in der Kalligraphie.

Beide Künste haben in Persien grosse praktische Bedeutung. Da hier, wie in der Türkei, alle wie immer gearteten Schriftstücke niemals unterschrieben, sondern stets mit dem Siegel des Schreibenden versehen werden, so ist auch Jedermann im Besitze eines Solchen. Es wird namentlich bei den höheren Classen viel darauf gehalten, ein schön kunstvoll gestochenes Siegel in hartem Stein zu besitzen; viele sind in der That mit grosser Virtuosität ausgeführt, wozu die langgezogenen persischen Schriftzüge sich auch sehr günstig erweisen.

Auch verwendet das Volk gravirte Steine, einzelne Koransprüche oder die Namen der 12 Imame enthaltend, als Amulette und Armbänder. Diese letztere Art der Steine wird im Vergleiche mit den älteren, sogenannten Talismanen, jetzt sehr schlenderisch gearbeitet.

Die Kalligraphie gilt im ganzen Orient, hauptsächlich aber in Persien, wo mehr als anderswo die leere Form vor dem Wesen der Sache den Vorzug hat, als die geschätzteste Fertigkeit und besteht ja der Haupttheil der guten Erziehung im Lehren des Schönschreibens. Da es dormalen noch immer (mit Ausnahme der primitiven Druckerpresse des Regierungsblattes „Iran“) im ganzen Lande keine Buchdruckerei gibt, daher alle vorhandenen Bücher, Handschriften oder doch nur lithographische Abzüge sind, so wird es begreiflich erscheinen, dass die Kalligraphie einen bedeutenden Erwerbszweig bildet und grosse Ausbildung erfahren hat. Noch mehr als bei uns die Prachtausgaben berühmter Autoren sind in Persien schöne Handschriften von den gefeierten und viel gelesenen Nationaldichtern und des Korans gesucht, die im Hause des Wohlhabenden geradezu für unentbehrlich gelten. In Europa war selbst gegen das Ende des Mittelalters die Kalligraphie nicht so entwickelt, wie noch heutzutage in Persien, wenn auch die kunstreichen Miniaturen, mit denen viele unserer alten Codizes illustriert sind, diesen letzteren Werken einen weitaus höheren Werth verleihen als dies bei ähnlichen orientalischen Producten der Fall ist. Einen besonderen Zweig der Kalligraphie bildet hier noch die Schriftenmalerei, wie sie bei Firmanen und Diplomen häufig in Anwendung kommt, wo sowohl jede einzelne Zeile als das ganze Document von der reichsten Ornamentik in wunderbarster Farbenpracht eingerahmt wird.

AUS ZANZIBAR.

Zanzibar, im August 1880.

Eine, das ganze europäische Zanzibar tief ergreifende Nachricht ist es, die ich heute zu melden habe — den fast vollständigen Untergang der belgischen Expedition. Auf der Rückkehr begriffen, um mit neuen Elephanten einzuführen, gelangte dieselbe, geführt von Capitän Charter und einem zweiten Engländer, zu Mirambo's Staat.

Zur Zahlung eines für die Verhältnisse der Expedition nicht unbedeutenden Tributes aufgefordert, verweigerte C. Charter denselben; worauf bald ein Angriff unter der Anführung Mirambo's erfolgte. Nach längerer Dauer des Kampfes fiel der Begleiter Charters, nebst mehreren Indern und Negeren; doch wurde der Kampf muthig fortgesetzt, bis Charter selbst, von mehreren Kugeln

durchbohrt, zu Boden sank. Dies war für die Schwarzen das Signal zur Flucht. Von jedem Schutz entblösst sahen auch die Missionäre kein anderes Mittel, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, was schliesslich auch zur Folge hatte, dass Mirambo ihnen das nackte Leben liess und sie aus seinem Lande jagte. Das gesammte Hab, die Vorräthe, Tragthiere und Elephanten wurden Mirambo's Beute. Als die Nachricht hier anlangte, war eben die englische Escadre hier und deren Chef bewirkte beim Sultan, dass dieser sich entschloss, Capitän Mathius, den englischen Commandeur seiner Truppen mit 500 Mann in das Innere gegen Mirambo abzuschicken und zwar sollen im Laufe dieser Woche die Truppen abgehen, worauf in weiteren 8 Tagen 800 Mann als Reserve nachkommen sollen.

Am 13. Juli ist Baron Schoeller von Zanzibar abgegangen, worauf kurze Zeit Capitän Ramacker, gesandt von der Association Internationale Africaine, ihm folgte. Weiters kam ein Mr. Patrik J. Fumingham mit der Gesandtschaft des König Mtese von London hier an, um dieselbe zurückzubringen. Dieses schwarze Gesandtschaftspersonale bestand aus 3 Köpfen. Bekleidet waren dieselben mit weiten blauen Hosen mit rothen Passepoils und langen, bis zu den Knöcheln reichenden Röcken aus dem gleichen groben Tuch, als Kopfbedeckung diente ihnen eine Art Unterofficiersmütze mit gelben Knöpfen. Diese Kleidung gab den schwarzen Gesichtern im Ganzen ein gutes Aussehen, besonders wenn sie ihre Würde behielten; aber es geschah sehr häufig, dass ein Attaché oder das Gesandtschaftshaupt selbst, sich vergessend im vollen Lauf durch die Strassen rannte, so dass die langen Rockschösse im Winde flogen, was dann sehr komisch anzusehen war. Am 10. August hat die Gesandtschaft Zanzibar verlassen. Neuerdings ist ein Hauptmann Wybrant, ein Engländer, in Begleitung eines Doctors, eines Geometers und eines irländischen Jägers hier angelangt, um von Quilemain aus in das Innere zu dringen. Derselbe reist auf eigene Kosten und ist, wie ich bemerkte, mit vorzüglichen Instrumenten versehen. Seiner Aussage nach beabsichtigte er in dem westlich von Quilemain gelegenen Zulugebiete zu jagen und von da nach den Quellen des Zambesi vorzudringen; doch dürfte er nach den heute hier eingelangten Nachrichten, die von Unruhen in den Gegenden melden, seinen Plan theilweise ändern.

Es sei mir nun gestattet, einiges über hiesige industrielle Unternehmungen und den Handel Zanzibar's mitzuthellen. Unter den ersteren nenne ich vor allem die Oelpressen. Die in denselben verwendete Vorrichtung besteht aus einem, den hiesigen Holzmörsern ähnlichen Holzgefässe, in welchem ein schrägliegender Holzbalken, durch Steine niedergedrückt, im Kreise durch ein Kameel herumgeführt wird. Obwohl nun diese Einrichtung ziemlich primitiv, so ist die Qualität des Productes eine relativ gute, und wenn auch viel Oel verloren geht, so scheint die Arbeit bei der grossen Billigkeit der Cocosnuss doch sehr rentabel. Ein französisches Haus hatte eine hydraulische Presse für diese Arbeit aufgestellt, selbe aber wieder abgeissen, während ein zweites eine verbesserte Presse aufgestellt hat, die den an sie gestellten Anforderungen zu entsprechen scheint. In ähnlicher Art werden auch einige Sesampressen hier aufgestellt.

Ein Artikel, dessen Bedeutung von Tag zu Tag steigt und der in Kürze hier in grossen Mengen zum Export gelangen dürfte, ist Zucker. Gegenwärtig bestehen schon ungefähr 6-8 Fabriken, in denen auf die primitivste Weise meist nur Melasse hergestellt wird. Neuerdings erhielt jedoch der Sultan von Zanzibar die Einrichtung für eine Zuckerfabrik aus England und ist man eben beschäftigt, die Maschinen aufzustellen.

Zu erwähnen sind noch einige Sodawasser-Fabriken, die theils von Goanesen, theils von Hindus eingerichtet wurden. Schliesslich sei der Etablissements des Sultans gedacht, welche in Eis- und Sodawasser-Fabrik, Oelpressen, Mahlmühlen und Reispulvmaschinen, und einer sehr trefflich eingerichteten Maschinenreparatur-Werkstätte bestehen. Eine zweite Reparatur-Werkstätte ist die der französischen Mission. Leider scheint diese der richtigen Leitung zu entbehren, da die Menge der Maschinen und Hilfswerkzeuge auf die zehnfache Zahl der gegenwärtig arbeitenden Leute berechnet ist.

An tüchtigen Handwerkern ist hier Mangel, da es sowohl dem Goanesen wie dem Hindu (?) an Fertigkeit, gut zu arbeiten, mangelt.

Nach den neuesten, mir seitens des Zolleinnehmers in Zanzibar, Tarian Tapan, gemachten Angaben, werthet die Einfuhr der Insel an 24 Millionen Maria Theresien-Thaler, die sich auf die einzelnen Waarengattungen wie folgt vertheilen:

| | Thaler |
|---------------------------------|-----------|
| Baumwollwaaren | 8,000.000 |
| Schafwollwaaren | 250 000 |
| Seidenwaaren | 150 000 |
| Waffen und Munition | 1,800.000 |
| Metallwaaren | 1,500.000 |
| Papier, Kerzen, Seife | 15.000 |
| Glas- und Thonwaaren | 1,500.000 |
| Petroleum | 500 000 |
| Perlen | 6,500.000 |
| Geistige Getränke | 200.000 |
| Conserven | 180.000 |
| Tabak | 75.000 |
| Mehl und Mehlspeisen | 750.000 |
| Diverse Manufacte | 2,500.000 |

Das Gros der importirten Waaren wird von den von Dares Salam, Bagamoio und Whinde abgehenden Caravanen nach dem Innern befördert.

Der Verkehr mit Europa wird theils durch Segelschiffe, theils durch Dampfer hiesiger Häuser vermittelt. Von regelmässigen Linien sind die der „British India Steam Navigation Co.“ (Aden—Zanzibar—Madagascar—Mozambique), die der „Union Steam Navigation Co.“ (Zanzibar—Mozambique—Capetown—Southampton) und endlich die Linie der Sultan-Steamer (Zanzibar—Bombay) zu erwähnen. Heute ist eben ein Schiff, das der Sultan um 35 000 Pfd. Sterl. von der Union Co. ankauft, hier angelangt, das die Bestimmung hat, der British India Co. auf der Linie Zanzibar—Aden Concurrenz zu machen.

Eine im Laufe des vergangenen Monates nach dem Süden gemachte Reise gab mir Gelegenheit, Dares Salam kennen zu lernen. Diese unter der Verwaltung des Bruders des Sultans von Zanzibar zu einer Handelsstadt im grösseren Style destinierte Hafenstadt hat mit dem Tode des damaligen Gouverneurs fast jede Be-

deutung verloren. Ausser dem Palais des Sultans, eines von aussen ziemlich einfachen braunen Steinhauses, sind blos zwei Häuser, je zwei Stock hoch, im guten Zustande; der Rest der bewohnten Häuser sind solche, wie sie in Zanzibar von den Negern bewohnt werden. Selbst das Haus des jetzigen Gouverneurs, eines Prinzen von Geblüt, macht keine Ausnahme. Anschliessend an diese Hüttenstadt zieht sich eine lange, breite Zeile unfertiger, dachloser Häuser aus Stein, meist bis zum ersten Stockwerk beendet, hin. Lautlose Ruhe herrscht in der Strasse. Soweit sie reicht, ist keine Menschenseele zu sehen, selbst unsere Schritte werden in dem tiefen Sande nicht gehört. Unwillkürlich kehren die schauerlichen Sagen von dem Alles hinraffenden Fieber in's Gedächtniss zurück und wir beeilen uns, die traurige Stätte zu verlassen.

Eine gleiche Reihe Gebäude, die die Bai umgrenzen sollten, zieht längs des Meeres hin, einige sind über die Stockhöhe ausgebaut, doch frisch gründer Papaiv, dunkellaubiger Mango lugen durch Fenster und Thüren in die Strassen. Palmen erheben sich statt des Daches aus den Häusern und über diesen zeigt sich des Sultans Flagge, ein Stück blutrother Serge. Wie die Stadt, so die Umgebung. Ist gleich üppigster Pflanzenwuchs überall bemerkbar, so sieht man, dass die Natur sich selbst überlassen, dem trägen Volke das Brod bietet. Ist schon in Zanzibar die Pflege der Landgüter eine sehr schlechte, so kann man hier von Pflege kaum mehr sprechen, daher das Ertragniss auf Cocosnüsse, Orangen und Mangos sich beschränkt. Hin und wieder sieht man einen verwilderten Baumwollstrauch oder eine Mango-Anlage, doch dient alles nur zur Deckung der unumgänglichsten Bedürfnisse der Bewohner.

Die gegenwärtige Bevölkerung zählt ungefähr 1500 Seelen und besteht aus Suahelys, Arabern und Banyans. Die Vermischung zwischen Suahelys und Arabern ist auch hier eingetreten. Während Araber und Suahely in ihrer Art Ackerbau betreiben, befasst sich der Banyan mit dem Handel und hat sich hier ebenso unverändert erhalten wie sein Stammbruder in Zanzibar; er bietet in gleicher Weise wie dort unter seinem Laubdach Gewürze, Perlen, Nägel, Kapsel etc. feil und sitzt zwischen seinen Waaren in halbgeschorenem Haupte, in's Leere starrend. Zum grössten Theil sind diese Banyans Agenten für grössere Zanzibarische Firmen. Die Zahl der indischen Einwohner ist nur 70. Der Haupthandel besteht in dem Export von Copal, der von Karawanen hierher gebracht und nach Zanzibar verschifft wird, ausserdem wird etwas Cocosöl, in wenigen Pressen gewonnen, nach Zanzibar geführt und dort erst einer Reinigung unterworfen; endlich werden kleine Quantitäten von Baumwolle, die jedoch zur mindesten Sorte zählt, ausgeführt.

Von Bedeutung dürfte der Ort werden, wenn die zum Nyassa-See führende Strasse vollendet und die projectirte Eisenbahn gebaut werden sollte. Heute ist diese Strasse theilweise wieder mit Vegetation überdeckt und erst in einer Länge von 470 englischen Meilen bis zu dem Orte Schüingawani vollendet, d. h. ausgegraben; jeder Unterbau fehlt und die Strasse selbst besteht nur aus Fuss tiefem Sand, durch welchen das Gehen ungemein beschwerlich ist. Die Gegend von Dâr es Salam ist gegen den Süden nicht ohne Reiz; besonders die

geschlossene Bai, die bei Ebbe selbst für kleine Fahrzeuge schwer zugänglich, bietet ein schönes Bild durch die üppige Umrahmung, durch tropische Gewächse und das grüne Thal des Gori, der nur zur Regenszeit als Fluss bezeichnet werden kann.

MISCELLEN.

Die französische Expedition von Senegal nach dem Niger. Die französische Expedition unter Capitän Gallieni, welche mit den Vorarbeiten für die projectirte Eisenbahn zwischen Senegal und dem Niger betraut wurde, hat auf ihrem Wege nach Segou-Sikoro, der Hauptstadt des freundlich gesinnten Sultans Ahmadu, mit ersten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Dr. Bayol, ein Mitglied der Expedition, der am 22. Juli in Paris eintraf, berichtet über die Reise Folgendes an die Geographische Gesellschaft von Paris. Im Hinblick auf die herzustellende Verbindung zwischen der französischen Niederlassung und dem Niger wurde im vorigen Jahre in Bafulabé, einige 70 Meilen ausserhalb der alten Grenzen des französischen Territoriums, ein Fort gebaut und seitens der französischen Kammer ein Betrag von 1,300.000 Francs für die Errichtung eines zweiten Forts zu Kita votirt, das 155 Meilen weiter liegt und die französischen Besitzungen bis auf eine Entfernung von 150 Meilen gegen den Niger hin vorschieben sollte. Mit diesem Projecte stand die Expedition Capitän Gallieni's in Verbindung, die vor Allem freundliche Beziehungen zu den längs der Trace angesiedelten Stämmen, insbesondere aber zu dem mächtigen Chef Ahmadu, für den die Expedition werthvolle Geschenke mit sich führte, herzustellen hatte.

Die Expedition bestand aus Capitän Gallieni, den Lieutenants Piétri und Vaillères, Dr. Bayol und dem Chirurgen Tautain.

Dr. Bayol sollte als politischer Agent in Bamaku am Niger zurückgelassen werden, welches man als einen wichtigen Posten ansah. Die Gesellschaft, welche Saint Louis am 30. Jänner verliess, langte Ende Februar zu Bakel an. Hier wurde die Karawane definitiv organisirt, sie bestand von da ab aus 21 Senegal-Soldaten, 7 eingeborenen Dienern, 12 Mauleselreitern, 60 Eselreitern mit 20 Pferden, 12 Maulseln und 200 Eseln.

Am 7. März brach die Karawane auf und verliess bei Bakel den Fluss Senegal, landeinwärts gegen den Niger zu ziehend.

Am 17. März wurde Medina und am 30. Bafulabé am Zusammenflusse des Bafing und Bakhoy erreicht, wo man die französische Besatzung vollauf mit der Anlage von Fortificationen beschäftigt antraf. Von dort bis Kita, wo die Expedition am 21. April anlangte, begab sich nichts Bemerkenswerthes. Das Land wird als herrlich doch durch die Kriege von Hadji Omar völlig entvölkert geschildert. Der Häuptling von Kita zeigte sich sehr freundlich und die erforderlichen Concessionen für die Festungsanlagen wurden anstandslos erhalten.

Die Lage dieser Fortificationen wird als malerisch und strategisch hochbedeutend angegeben, indem sie mit dem Vereinigungspunkt aller vom oberen Niger nach dem Königreiche Segou führenden Strassen zusammenfällt. Von Kita wurde Lieutenant Vaillères nach Mur-

gula, einem Ahmadu gehörigem Orte detachirt, und hier traten zum ersten Male die feindlichen Gesinnungen der Eingeborenen zu Tage.

Als man erfuhr, dass die Europäer reiche Geschenke für den Todfeind der benachbarten Häuptlinge mit sich führten, beschlossen diese die Expedition anzugreifen, und kam es am 30. März in der Nähe des Dorfes Dio, etwa 30 Meilen von Bamaku, zu einer förmlichen Schlacht. Von einem verrätherischem Führer geleitet, war die Gesellschaft nahe daran in ein Dickicht zu gelangen, in dem die ganze Beledugn-Armee, 2700 Köpfe stark, versteckt lag. Der Verrath wurde noch rechtzeitig entdeckt und der Führer erschossen.

Capitän Gallieni brach sich mit seinen dreissig Combattanten kämpfend Bahn gegen Bamaku. Bei dieser Schlägerei verloren mehr als die Hälfte der eingeborenen Mitglieder der Expedition das Leben, während die Lasttiere mit ihrer Ladung im Werthe von 150.000 Francs in den Händen des Feindes zurückblieben. Eine grosse Zahl von Pferden ertrank und nur 5000 Francs an Baar, geld konnten gerettet werden. Bei ihrer Ankunft in Bamaku fand man diesen Platz, ein Dorf von 700 oder 800 Seelen, ohne jedwede Bedeutung und dessen Einwohner den Fremden feindlich gesinnt.

Lieutenant Vaillères vereinigte sich mit dem übrigen Theile der Expedition und der Marsch wurde am linken Niger-Ufer bis Nafadié fortgesetzt. Dort trennte sich Dr. Bayol, dessen Niederlassung in Bamaku sich als ungeeignet erwies, von seinem Gefährten und trat fast ohne Geld und Vorräthe die beschwerliche Rückreise nach Senegal an. Er ging über Manding was er als ein reiches, schönes Land schildert, passirte das durch seine Goldminen bekannte Bouré, besuchte einige Goldbergwerke in Kumakhana und erreichte am 30. Mai Bafulabé

Am 6. August traf in Paris die Nachricht ein, dass Capitän Gallieni am 17. Mai den Niger übersetzt und mit seinen Leuten glücklich in Segou-Sikobo eingelangt sei. Die geographischen Ergebnisse der Expedition werden als namhafte bezeichnet. Die Thäler des Ba-ulé und Bakhoy wurden eingehend durchforscht und neue, reiche Districte besucht. Wesentliche Rectificationen wurden an der Karte Wr. Mage's vorgenommen, darunter insbesondere eine den Lauf des Ba-ulé, eines mächtigen Flusses in der Nähe von Bamaku betreffende, der während der Regenzeit mit dem Niger durch Lagunen in Verbindung steht.

Indisches Bier¹⁾. Die Erzeugung von Bier, das in grossen Massen von den indischen Truppen consumirt und bis vor wenigen Jahren aus England eingeführt wurde, bildet heute einen nennenswerthen und in rapidem Aufschwung begriffenen Zweig der europäischen Industrie in Indien. Insbesondere in den letzten Jahren hat die Regierung ihre Aufmerksamkeit den sogenannten *Hill Breweries* zugewendet, die ein Product liefern, das mit dem eingeführten in jeder Richtung zu concurren herufen ist. In England selbst sowie in den Colonien bildet die Deckung des Bierbedarfes der Armee einen nicht unbedeutenden Posten des Militärbudgets. In der

Bengal Präsidentschaft allein werden von den Truppen jährlich 50.000 *hogs heads*²⁾ Bier consumirt. Bei diesem Quantum allein wird, wenn man die Kosten von 10 Rupien per *hogs head* des einheimischen Bieres für jene von 65 Rupien per *hogs head* für importirtes Bier substituirt eine namhafte Ersparniss erzielt; ein weiterer Verlust von 5—6000 *hogs head* wird in Folge der Leckage und Confiscationen vermieden,

Mitunter sind die Verluste letztgenannter Art ganz enorme, und wurden im Jahre 1875 in Calcutta 25 bis 30.000 *hogs heads* Bier als ungeniessbar confiscirt. *Hill-beer*, von guter Qualität, ist zweifelsohne ein gesundes Getränk für den Soldaten. Im Anfange stand diese Sorte weiter unter dem eingeführten Erzeugnisse, doch bald wurden Verbesserungen in der Fabrikation angenommen; gegenwärtig ziehen es die Soldaten, trotzdem es schwächer ist als englisches Bier, dem letzteren seiner Reinheit und Unverfälschtheit, sowie des Umstandes halber vor, dass es nicht, wie diese beim importirten Bier oft in Folge der Seereise und der Einwirkung der Hitze der Fall ist, seinen Geschmack verloren und mehr oder minder sauer geworden ist. Ausser den oberwähnten Verlusten hat die Regierung auch das Risiko des gesamten Transportes zu tragen. Aus diesen Ursachen kann die Verwaltung indisches Bier zu weit günstigeren Preisen kaufen als Fremdes. Das *Hill-beer* kann von den Erzeugungsorten im Gebirge in Quantitäten nach Bedarf in die Consumtionscentren gebracht werden, wobei die Gefahr des Verderbens eine ganz geringe ist. Hat schon der Consum von *Hill-beer* stark zugenommen, so wird der indischen Regierung doch noch vorgeworfen, dass sie diese Industrie nicht genug unterstütze. Man sagt in Regierungskreisen, der indische Brauer nehme zu grossen Nutzen; wir meinen mit Unrecht und erachten die diesbezüglichen Schätzungen für stark übertrieben. Die beste dieser Brauereien, die Murree Company, zahlte nie mehr als 18 Percent Dividende — wie viele der englischen Brauereien weisen grösseren Reingewinn aus — die übrigen 12 Etablissements machen weit weniger gute Geschäfte, einige prosperiren ganz und gar nicht. Wie könnte dies aber angesichts der kurzen, nur 2-jährigen Contracte der Regierung auch anders sein, die den Erzeuger stets verhindern, grossartigere Massnahmen für die Zukunft treffen. Auch hat der englische Brauer mit einem grossen Bier trinkenden Publicum, der indische nur mit dem Armee-Commissariat zu thun, da der Consum der europäischen Civilbevölkerung ein ganz unbedeutender ist, die Eingeborenen in Indien aber kein Bier trinken. Das Steigen des Consums von *Hill-beer* mag als Thatsache angenommen werden. Im Jahre 1877 wurden in Indien an Ale, Porter und Bier für 31 $\frac{1}{2}$ lakhs³⁾ Rupies eingeführt, im Jahre 1878 nur 24 $\frac{1}{2}$ lakhs und dies ohne den Quantitäten die von der Regierung als Vorrath importirt wurden und einen Werth von 21 lakhs im Jahre 1877, von 11 $\frac{3}{4}$ lakhs, im Jahre 1878 repräsentirten. . . . Die Zunahme des Bedarfes an heimischen Bier drängt zur Entscheidung der Frage betreffs Anlage von Hopfengärten. Diese haben bisher in Indien nicht florirt.

¹⁾ Wir entnehmen diese Abhandlung dem oben bei W. H. Allen & Co. in London erschienenen Werke: *Indian Industries* by A. Y. F. Elot James.

²⁾ 1 *hogs head* = 245.31 Liter.

³⁾ 1 lakh = 100.000 Rupien.

Der Rajah von Kashmir hat vor einigen Jahren eine Hopfenpflanzung von 100 Acres angelegt, die anfangs günstige Ernten gab; die Trockenheit des indischen Klimas jedoch wirkt verderbend auf die Hopfengärten und vernichtete auch die zu Kashmir. Wenn demnach die Biererzeugung in Indien zunimmt, so kann die gegenwärtige Hopfeneinfuhr nicht mehr entsprechen und den Farmern von Kent, Sussex, Herefordshire und Hampshire werden sich neue Absatzgebiete erschliessen.

Seidenweberei in Japan. Die bedeutendsten Seidenwebereien Japans befinden sich in Kioto, der alten Hauptstadt des Reiches. Die grössten dieser Etablissements, in welchen von den einfachsten Seidengeweben bis hinauf zu den kostbarsten Brocaten alle Gattungen von Seidenzeugen erzeugt werden, zählen gegen 20 Stühle. Die schwereren und theueren Stoffe werden von Männern gewoben, während die Frauen und Mädchen sich mit Erzeugung der leichteren Stoffe und der Besorgung der vorbereitenden Arbeiten als Spulen, Aufbäumen etc. befassen. Der japanische Webstuhl für façonierte Stoffe gleicht, wie der in China gebrauchte, dem vor Einführung der Jacquart-Maschine in Europa üblichen Zampelstuhle. In der Seidenfärberei werden Indigo, die Rinde von *Myrica nageya*, Gallnüsse, die Schale der Granatäpfel, Brasilholz, *Lithospermum erythroxyton*, *Safflor Curama*, der Bast von *Evodia plana* (fam. Xanthoxylaceae), Eisenvitriol, endlich auch Anilinfarben etc. benützt. Seit der Weltausstellung in Wien 1873, während welcher japanische Färber in hiesigen Fabriken Unterricht erhielten, wurden auf dem Gebiete der Seidenfärberei in Japan wesentliche Fortschritte verzeichnet.

Strikes in Japan. Die Japaner treiben die Imitation europäischer Gebräuche so weit, dass sie selber über kurz vor manchen der diesbezüglichen Errungenschaften zurückschrecken dürften. Ohne zu bedenken, dass die Absatzfähigkeit einzelner ihrer Erzeugnisse auf fremden Märkten ihren Grund in der Billigkeit der Arbeitslöhne und der guten Qualität des Productes hat, beginnen die japanischen Arbeiter nunmehr Strikes zum Behufe der Erlangung höherer Löhne zu insceniren. In einem Falle ist der Versuch gelungen und über kurz dürfte die fatale Sitte über das Inselreich verbreitet sein. Die Bewegung rührt von den *Trades Unions* her, die in den letzten Jahren in Japan gegründet wurden. Als Vorwand dient der gegenwärtig hohe Preis des Reises, des Hauptnahrungsmittels der arbeitenden Classe; es scheint aber sehr fraglich, ob ein Rückgang in den Reispreisen das Sinken der Löhne auf das frühere Mass zur Folge haben wird. Wäre dies der Fall, so würden die *Trades Unions* im Osten vernünftiger handeln als in Europa. Leider ist dies wohl kaum anzunehmen und wie im Westen so dürfte auch im Osten Vertheuerung und dauernde Verschlechterung der Qualität des Erzeugnisses die Folge der gedachten Bewegung sein. *Globe*.

Industrielles aus Kashmir. Die letzte indische Post bringt Nachrichten über die Folgen der Hungersnoth in Kashmir. Eine Reihe von Industrien hat gänzlich aufgehört zu existiren. Weber, Lackarbeiter und Goldschmiede sind zu Tausenden nach den Ebenen ausgewandert, während auch die Zemindars zum Theile ihre Ländereien verlassen haben. Die Zahl der Shawlweber in Srinugger betrug kurz vor der Hungersnoth an 10,000,

heute erreicht sie kaum die Höhe von 4000. Der Seidenhandel unter der Leitung Babu Nelumburs hatte einen blühenden Aufschwung genommen und grosse Quantitäten Seide wurden alljährlich nach Europa exportirt. Dieser Handel hat gegenwärtig nahezu aufgehört zu bestehen und wohl lange Zeit wird darüber hinweggehen, ehe er sich von den letzten Schlägen erholt haben wird. Die Landwirtschaft dagegen gibt Hoffnung zu baldiger Besserung, und die letzten Ernten waren befriedigend. Gleichwohl werden viele Tausende Hungernder noch täglich in den Regierungsbaraken und Missionsstationen ernährt.

Die japanische Seiden-Saison 1879/80. Die nachstehenden Ziffern verzeichnen einen abermaligen Niedergang im japanischen Seiden-Exporte. In den drei letzten Jahren hat Japan ausgeführt:

| | 1879/80 | 1878/79 | 1877/78 |
|----------------------------|---------------|---------------|---------------|
| | Ballen | Ballen | Ballen |
| Nach England | 5 039 | 4 701 | 9 305 |
| „ dem Continente | 7 683 | 11 356 | 11 308 |
| „ den Vereinigten Staaten | 5 156 | 3 200 | 1 411 |
| Totale | 17 878 | 19 257 | 22 024 |

Ausser der Abnahme der Gesamtziffern verdient jene des Exportes nach England und dem Continente und das Steigen der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten Beachtung.

Aus der nachstehenden Tabelle, welche die Durchschnitts-Preisnotirungen für Hanks Nr. 2 in Yokohama und jene, welche gleichzeitig in London und Lyon verzeichnet wurden, angibt, geht deutlich hervor, mit welchem fatalen Resultaten sich im abgelaufenen Jahre die Speculation dieses Artikels bemächtigte.

| 1879 | Yokohama Dollara | Gestehungskosten in London s. d. | Lyon Fres. | Gleichz. Notirung in | |
|---------------------|---------------------|--|---------------|----------------------|---------------|
| | | | | London s. d. | Lyon Fres. |
| Juli | 650 | 20'8 | 62'82 | 21 | 59 |
| August | 600 | 20'1 | 53'50 | 19 | 53 |
| September | 600 | 20'1 | 55'50 | 18'6 | 53 |
| October | 580 | 19'6 | 54'00 | 18 | 52 |
| November | 570 | 20 | 55'54 | 19'6 | 52 |
| December | 630 | 21'9 | 60'40 | 20'6 | 54 |
| 1880 | | | | | |
| Jänner | 670 | 21'10 | 63'30 | 20'6 | 54 |
| Februar | 655 | 22'6 | 62'50 | 20 | 58 |
| März | 670 | 22'1 | 63'30 | 20 | 57 |
| April | 660 | 22'6 | 62'45 | 19 6 | 57 |
| Mai | 600 | 21'2 | 59'45 | 19 | 57 |
| Juni | 590 | 20'5 | 56'80 | 17 6 | 52 |
| Juli | 500 | 17'9 | 49'18 | 16 | — |

Ein wesentlicher Aufschwung zeigt sich in dem Handel mit Seiden-Abfall und Cocons. Von diesen wurden exportirt:

| | 1879/80 | 1878/79 | 1877/78 |
|-----------------------------|---------------|---------------|---------------|
| Abfall Piculs ¹⁾ | 17.157 | 12.244 | 8.819 |
| Cocons „ | 4.305 | 2.715 | 3.208 |
| Totale | 21.462 | 14 959 | 12.027 |

Saghalien. An das Hydrographische Amt in London gelangte vor Kurzem ein interessanter Bericht über die seitens Japans an Russland abgetretene Insel Saghalien. Manka Cove, das Hauptquartier der Gesellschaft, die von der russischen Regierung das Recht des Einsammelns von Seeproducten für 10 Jahre erworben hat, wird als ein sicherer Hafenplatz geschildert. Die Einwohnerschaft besteht aus 3 Europäern, 7 russischen Soldaten und 700 Kulis, zumeist Ainos, Coreaner und Chinesen. Die Ainos werden als tüchtige Jäger und ruhige, arbeit-

¹⁾ 1 Picul = 133 1/3 lb. engl.

same und andauernde Leute geschildert. Das Klima ist gesund, wenschon kalt, die Sommertemperatur nicht über 60° F., die Wintertemperatur mitunter kaum 24° unter Null. Vom Mai bis zum Herbst Aequinoctium herrscht schönes Wetter. Im Juni und Juli zeigen sich dicke Nebel, mitunter treten heftige Ost- und Südoststürme auf, die Regen von den Hügeln bringen. Die Thäler enthalten grosse Quantitäten von Nutzholz; gelbe Fichten, Cedern, Eschen und Eichen finden sich in mächtigen Stämmen. Etwa eine Meile vom Cove zeigen sich Kohlenlager und Eisenlager. Bären, Hasen, Birkhühner, Zobel und schöne Füchse werden in grossen Quantitäten erlegt. Der Fischreichthum besteht in Häringen, Stockfischen, Salm, Forellen und Steinbutten. Der Verkehr mit der Ostküste der Insel wird mit Hundeschlitten vermittelt. Etwa ein Dutzend Handelsstationen an der Westküste, südlich von Maucka Cove sind von Coreanern und Ainos bevölkert, die für die europäischen Ansiedler arbeiten.

Aromatische Oele und Parfume aus Algerien. Die Milde der Temperatur an der Küste und die Feuchtigkeit der Atmosphäre, welche die Intensität der Sonnenstrahlen temperirt, sind der Cultur von Parfumpflanze in Algerien besonders günstig. Auch die Stoffe, die zur Extrahirung der Parfums verwendet werden, erzeugt das Land in guter Qualität. Die Olive gibt Oel, während Alkohol aus Wein, Sorghum, Früchten, Getreide und Wurzeln erzeugt wird. Die Cultur von Parfumpflanzen und die Erzeugung aromatischer Oele wurde durch den Apotheker Simonnet in Algier und den Landwirth Mercurin in Charegas dort eingeführt. Nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten gelang es mit den Erzeugnissen von Nizza und Grasse erfolgreich zu competiren. Vor 12 Jahren war die Lage des Marktes für algerische Fabrikate dieser Art eine sehr schlechte und man war nahe daran, die Cultur von Parfumpflanzen und Fabrikation von Oelen aufzugeben, als sich die Firma Anthony Chiris aus Grasse in der Nähe von Algier niederliess und durch ihr grossartiges Geschäft dieser Industrie zu neuem Aufschwunge verhalf. Die genannte Firma betrieb selbst die Cultur aromatischer Pflanzen, gab den Colonisten namhafte, nach der Ernte rückzahlbare Vorschüsse und führte in einem grossen Etablissement die Extraction und Destillation der Oele durch. Dieses Beispiel wurde bald von mehreren anderen Firmen aus Südfrankreich nachgeahmt und gab den Impuls zu der grossartigen Entwicklung, welche dieser Industriezweig in Algerien in den letzten Jahren genommen hat. Unter den Parfumpflanzen, welche Algier producirt, nennen wir: *Pelargonium odoratissimum*, *Citrus bergamta*, *Rosa moschata*, *Jasminum grandiflorum*, *Polyantes tuberosa*, *Acacia Farnesiana*, *Eucalyptus globulus*, *Citriodora*, *Viola odorata*; ausserdem liefern die Familien der *Labiata* und *Verbenae* eine grosse Zahl von Pflanzen, die in der Erzeugung aromatischer Oele Verwendung finden. *Journal of Applied Science.*

Ein Museum in Sibirien. Im feinen Osten, hart an der mongolischen Grenze, nur durch das Altai-Gebirge von China getrennt, liegt der Kreis Minussinsk mit der gleichnamigen Hauptstadt am Jenissei. Fast unbekannt und ungenannt bei uns Europäern, ist es doch ein hochinteressantes Stück Erde, dieser Theil des sibirischen Riesenreiches — reich an verborgenen Schätzen — von denen wir kaum eine Ahnung haben. Dort, wo wir nur

traurige, aller Civilisation leere Wüsten und Verhältnisse wähen, blüht ein reiches Culturleben empor. Der Landstrich, in dem die Stadt Minussinsk liegt, unterwarf sich den Russen bereits im 17. Jahrhundert. Die Kunde von seinen Naturschätzen und interessanten Alterthümern zog bald die Aufmerksamkeit der Regierung, das Augenmerk der gelehrten Welt auf sich. Noch im vorigen Jahrhundert legte das Gouvernement den Grund zur Ausbeutung der Erzlagerstätten an den Flüssen Lugawka und Irba, und zwei Werke zur Gewinnung und Bearbeitung von Kupfer und Eisen wurden errichtet. Von den Gelehrten, die diesen Landstrich forschend durchzogen, sind besonders Gmelin und Pallas zu nennen, die ihn zweimal (das letzte Mal 1772) bereisten. Ihre Erfolge wurden bald bekannt, und andere Gelehrte, wie Spaski, Stepanoff, Pestoff, Paisen, Kasten, Schwaiz, Radloff folgten ihren Spuren.

Alle, ohne Ausnahme gaben und geben dem Minussinsker Landstriche den Vorzug vor den übrigen Sibiriens. Die Topographie der Gegend, die reichen Natur-Producte, die historischen Denkmäler, welche sich noch im ursprünglichen Zustande erhalten haben, die interessanten Inschriften an Felsen-Gräbern in den vielen Höhlen, die ihrer Entzifferer noch harren, machen ihn zu einem interessanten Stück Erde. Die verschiedenen Sitten, Trachten und Lieder der Colonisten können späteren Forschern noch überaus reiches Material bieten. Die eifrig betriebene Exploitation der Gebirge, das Aufblühen der Niederlassungen und Fabriken versprechen dem künftigen sachverständigen Unternehmer ausserordentlich viel.

Dem rastlosem Eifer und der unermüdlischen Energie des Herrn Nicolai Martjanoff, der im Jahre 1874 nach Minussinsk kam und sofort die Wichtigkeit des Platzes erkannte, ist es gelungen, durch freiwillige Beiträge der dortigen Bürger, durch Unterstützung der Duma (Gemeinde-Vertretung) ein allumfassendes Museum zu gründen und dessen Anerkennung vom Gouvernements-Chef zu erwirken.

Da wie in allen sibirischen Oten die Mehrzahl der Häuser aus Holz gebaut ist und nur wenige massive anzutreffen sind, so wurde das schöne, grosse, praktisch gelegene, aus Stein erbaute Schulhaus zur Aufnahme des Museums bestimmt. Drei grosse und mehrere mittelgrosse Räume sind ihm vorläufig angewiesen. So bekam es sofort eine officielle Lage, und die Duma bestimmte für dasselbe ein ständiges Comité, aus dessen Mitte Herrn Martjanoff als ausführendes Mitglied erwählt wurde.

Die Kosten der Aufstellung und Unterhaltung werden aus den Abonnements-Beiträgen von jährlich 300 Rbl. für die aus der Bibliothek dem Publicum geliehenen Bücher bestritten, ferner aus einem jährlichen Zuschuss von 200 Rbl. seitens der Stadt, und endlich aus freiwilligen Beiträgen, welche im Jahre 1879 allein 800 Rbl. betragen, gewiss eine Summe, deren Höhe von der Intelligenz der an 5000 Seelen zählenden Einwohnerschaft Zeugniß gibt.

Das Museum zerfällt ausser der mit demselben verbundenen Bibliothek in eine naturhistorische, eine technologische, eine landwirthschaftliche, eine historische und eine anthropologisch-ethnographische Abtheilung.

LITERATUR-BERICHT.

Nach Jerusalem. Ein Führer für Pilgerfahrten und Reisen nach und in dem heiligen Lande. Herausgegeben von Joh. Fahrngruber, vormals Rector des österreichischen Pilgerhauses in Jerusalem. Mit vielen Illustrationen, Karten, Plänen und Grundrissen. Würzburg (o. J.). Verlag von Leo Wörl.]

Nicht mit den älteren (für Katholiken berechneten) Pilgerführern von Zschokke und frère Liévin, nicht mit dem dickleibigen, von Gelehrsamkeit triefenden, für Reisezwecke vollständig unbrauchbaren „Pilgerbuch“, dem „Standard work“ Sepp's, sondern mit dem alle diese weit überragenden Socin-Bädeker muss vorliegendes Buch schon darum verglichen werden, weil es als katholisches Gegenstück zu dem höchstens farblosen — oft aber zu skeptischen — Bädeker erscheinen will. Derjenige Mann, der den Auftrag zur Abfassung dieses Pilgerbuches erhielt, hat in dem uns vorliegenden Werke wohl demjenigen entsprochen, was man von „Bädeker“ fordert, aber auch bedeutend mehr geliefert, als was zu erwarten war. Fahrngruber kennt das Land, als dessen Führer sein Buch erscheint, aus fünfjähriger (1875—79) Erfahrung genau, er hat die meisten Routen selbst gemacht, eine vollständig genügende Kenntniss der Literatur sich verschafft, ist ein klar denkender, in manchem Wissenskreise sich heimisch fühlender Mann, und dabei so praktisch und wohlverfahren, und folgt seinem Vorbilde — Socin-Bädeker — mit so richtigem Verständniss seiner Aufgabe, dass sein Buch dem Zwecke, als Pilgerführer zu dienen, gewiss entsprechen muss.

Wenn fünf Jahre nach dem Erscheinen Socin-Bädeker's eine katholische Buchhandlung es unternimmt, mit specieller Berücksichtigung katholischer Pilger, einen Pilgerführer herauszugeben, so wird man vielleicht — gegenüber der anerkannten Tüchtigkeit des älteren Werkes — die Kühnheit des Unternehmens anerkennen müssen, aber Niemand wird die Unternehmung tadeln können, der es einsieht, dass durch den kühlen Ton Bädeker's mancher katholische — wohl auch protestantisch gläubige — Pilger in unangenehmer Weise berührt werden müsse, und dass sich Vieles im heiligen Lande seit den fünf Jahren geändert habe. Man erwarte aber in Fahrngruber kein ungeschicktes gemachtes, Köhlerglauben für jede unsichere „Tradition“ forderndes „Proskynetarion“, sondern wie er selber an Socin „die Unparteilichkeit“ lobt, ebenso wird Socin, wenn er das Buch seines Rivalen lesen wird, in ihm die Klarheit des Denkens, die Offenheit seines Urtheils loben. Denn Fahrngruber ist wohl geneigt, als katholischer Geistlicher mit Waffen der Wissenschaft für die vertheidigbare Echtheit der wichtigsten heiligen Stätten einzustehen, aber er unterscheidet auch unter den Traditionen sehr wohl (z. B. S. 103), und gebraucht von manchen derselben Ausdrücke, wie Sage¹⁾, Legende; ja einmal nennt er eine Reihe solcher Traditionen „religiöse Spielereien, Randverzerrungen“ (S. 166), er mag für die haarscharfe Richtigkeit mancher Localität nicht einstehen (S. 260). Ja er zeigt gegenüber dem mohamedanischen, würdevollen Gottesdienst in der grossen Moschee von Jerusalem eine Freisinnigkeit, die dem Christen alle Ehre macht.

(S. 166). Man sieht, es war ihm, dem katholischen Priester, um die Wahrheit zu thun, wie seiner Zeit Socin denjenigen Standpunkt einnahm, der ihm als der wahre erschien: — so bestehen beide Bücher gut nebeneinander, sie ergänzen sich gegenseitig, und thun es um so sicherer, als Fahrngruber immer Rücksicht auf seinen Vorgänger nimmt, ihn citirt, wo es nöthig ist.

Socin wie Fahrngruber schicken dem speciellen Theile einen allgemeinen Ueberblick voraus, der bei ersterem gelehrter, gründlicher, ausgedehnter ist; bei letzterem auf das dem Pilger nothwendigste praktische Wissen sich beschränkt. Fahrngruber behandelt die religiösen Verhältnisse nicht wie Socin in diesem allgemeinen Theile, sondern theils in einer Art Anhang am Schlusse des Werkes, theils verstreut im Buche selbst; viele seiner Illustrationen beziehen sich auf solche allgemeine Verhältnisse und oft kehrt er im Buche zu denselben zurück.

Vergleichen wir den speciellen Theil beider Jerusalem-Führer, so finden wir wieder, dass Socin ein weiteres Feld der Bereisung behandelt, denn er zieht ganz Palästina und Syrien in Betracht; während Fahrngruber eine einfache Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande — mit dem Landungspunkte Jaffa und Endpunkte Karmel — schildert. Die Routen nach Damaskus sind nur skizzirt. Nur ein paar sehr interessant beschriebene Partien (die nach es Salt — Dscherasch — Dschebel Adschlûn und die von es Salt nach Kerak und etwa die nach Gaza und den Philisterstädten), sind ausserhalb des gewöhnlichen Pilgerweges. Wir wollen gleich hier erwähnen, dass es uns nicht ersichtlich ist, warum Fahrngruber die Route von Dscherasch nach M'keis und an den Jordans-Ausfluss aus dem Sec Tiberias nicht wenigstens skizzirt hat. Vielleicht weil er die Beschreibung des Weges aus seinem eigenen Itinerarium brevi manu in's Pilgerbuch aufgenommen hat.

In diesem speciellen Theile beruht die Kraft unseres Pilgerführers: wir gebrauchen diesen Ausdruck, weil das Buch wirklich praktische Zwecke hat, aber gegenüber Socin, der immer objectiv zu sein sich bemüht, erscheint unser Fahrngruber sehr oft subjectiv. Wir sehen es dem Buche an, wie den Autor freudige Rührung überkam, als er es sich sagen konnte, dass das Büchlein bald zu Ende sei und er die Feder weglegen könne. Er sagt: „Ein Reisehandbuch verhält sich (nämlich) zur freizügigen Reisebeschreibung, wie die Zwangsjacke zum bequemen Arbeitskittel“ (S. 440). Nun die Zwangsjacke hat er oft genug abgeworfen und prächtige — kürzere oder längere — Schilderungen von Land und Leuten gebracht. Wir führen nur an: die Beschreibung des Strassenlebens (S. 224), der Himmelfahrts-Vigil (S. 236) — des Weihnachtsfestes in Bethlehem (S. 263) — des Wüsten-Höllenklosters S. Saba (S. 309). All' das beruht auf Autopsie und wird in eine kernige, des Humors nicht entbehrende (s. S. 52), hie und da an Titus Tobler erinnernde Sprache eingekleidet. Wahrhaft kaustisch wirkt der Passus (S. 147) über den Vorfall 1871 bei der armenischen Jakobskirche in Jerusalem.

In einem Pilgerbuch für Katholiken sind natürlich die Ablässe und Andachten genau angegeben, aber auch der Naturforscher (besonders der Botaniker), der Archaeologe findet oft treffliche Winke (z. B. S. 138);

¹⁾ Auffallend auf S. 401 (Nazareth-Loretto).

über die alten Baureste bringt der Autor recht zutreffende Bemerkungen, ja kleine, werthvolle Abhandlungen, z. B. über die Funde am Ecce homo-Bogen (S. 120), über die mittelalterlichen, nunmehr wieder verlorenen Reste des Sanctuarium Bethfage (S. 243). Die künstlichen Hügel, ja auch die Steinmetz-Zeichen sind getreulich anfuotirt.

Wie er getrenn das Land schildert, so liegt ihm die Erhebung desselben am Herzen: er erzählt, was schon geschehen — von Christen und Juden — und wünscht, dass die alten Orden der Benediktiner etc. wieder daselbst ihre Arbeit aufnehmen und dort nachhelfen möchten, wo es die Franziskaner (und Weltpriester) nicht können.

All' das lässt erkennen, dass das Buch sich würdig dem gelehrten Socin-Bädeker als neuestes Complementum an die Seite stellt, ja durch die Wärme, welche hier und da durchbricht, mehr für das heilige Land zu wirken sich bestrebt. Gewiss darf das Buch in keiner Palästina-Bibliothek, bei Niemanden, der sich über die Zustände im heiligen Lande orientiren will, fehlen.

Da es aber nun schon althergekommenen Brauch ist, dem Autor für eine zweite Auflage Beiträge der Berichtigung zu bringen, so heben wir einige Desiderata hervor. — In der Geschichte des Volkes Israel bedürfte manches der Berichtigung, respective Umarbeitung, doch hat hierauf schon Scholz in der „literarischen Rundschau“ aufmerksam gemacht; wir schliessen uns ihm an, wenn wir die Beseitigung jener „Ansicht von Jerusalem“ S. 10 erbitten, die uns nur darüber staunen lässt, wie ein so ununterrichteter Mann solches Zeug in sein Buch aufnehmen konnte. — Seite 53 müssten die ganz verschiedenen Wurzeln, die den Namen Sarfend, Sariphea, Sozref — und Safrijeh, Sawáfir — endlich Sâfijeh zu Grunde liegen, künftig besser auseinandergehalten werden. — S. 274 möchten wir Moghâret ettemanin „Höhle der Achtzig“ (etwa Heilige oder Mönche) lesen. — Eine kleine Notiz bezüglich des Zeichens ^ wird uns der Autor schon vergönnen: wir glauben, dass diese Zeichen nicht auf Silben gesetzt werden sollen, welche nur „positione“ lang oder blos durch den Accent gehoben werden; sondern nur auf wirklich tonlange Silben, die auch noch den Accent erhalten. So wäre S. 209 zu schreiben: en-Nâr, el Lôze; aber nicht Dschêrasch, (S. 316) — Kefrêndschi (S. 318). — Wenn es möglich wäre, wie bei Socin-Bädeker, das Wichtigere durch grösseren Druck vor dem minder Wichtigeren herauszuheben, so würden manche Leser befriedigt werden. Gestehen wir, es mangelt hier und da die Uebersichtlichkeit.

Nun haben wir noch über die Ausstattung des Buches Einiges zu sagen: geradezu aus Bädeker ist entlehnt das grosse Panorama Jerusalems (aber in Stein-druck) das Uebrige zerfällt in solches, worin Bädeker eben für unser Buch unerreicht bleibt (das sind die trefflichen Specialkarten, die bei Fahrngruber fehlen) und in solches, wodurch er in wünschenswerther Weise ergänzt wird (das sind Illustrationen von Trachten und Gebräuchen und einige Ansichten). Nicht alle sind gleich instructiv und gleich sorgfältig gearbeitet.

Die Ausstattung ist gut, Druckfehler auffallend selten. Wir schliessen mit dem Wunsche, dass die erste

Auflage bald vergriffen sein möge. — Warum lässt die Verlagsbuchhandlung jede Andeutung der Abfassungszeit weg? Glaubt sie, das Buch werde ewig jung bleiben? — Oder hofft sie nicht auf eine zweite Auflage?

Prof. Dr. W. A. Neumann.

The Cities and Towns of China, a geographical Dictionary by G. M. H. Playfair of H. M. Cons. serv. in China. Hongkong 1879. London: Trübner & Co.

Biot's „Dictionnaire des Villes Chinoises“ wurde im Jahre 1842 publicirt. In einem Zeitraume von 37 Jahren verzeichnet man selbst in dem conservativsten aller Länder, im Reiche der Mitte, so manche Veränderung auf geographischem Gebiete, auch wurde Biot's Werk zu einer Zeit publicirt, in der die französischen Missionäre die einzigen Autoritäten in Bezug auf das grosse chinesische Reich waren. Seither ist dies anders geworden; zahlreiche Gelehrte haben das Land in vielen Richtungen bereist und ihre Wahrnehmungen veröffentlicht, die grosse Hungersnoth in Shansi und Honan hat philanthropische Missionen nach diesen Gebieten geführt und durch die Chefoo Convention wurden neue Handelsplätze an der Küste und am Yangtsekiang dem Verkehre erschlossen, ein Consulat im Centrum Szechuens errichtet und für die Etablirung eines anderen in Yunnan vorgesorgt. Das auf diesen Wegen auf geographischem Gebiete gelieferte Material findet sich in dem uns vorliegenden Bande als Ergänzung des Biot'schen Dictionnaires, der dem Werke zu Grunde liegt. Dass der seit einer Reihe von Jahren in China residirende Sinologe Playfaire in erster Linie berufen war, die Umarbeitung des genannten französischen Buches zu unternehmen, steht ausser Frage. Die Art, wie der Autor seine mühevollere Aufgabe gelöst und die gegenwärtige politische Lage, welche ganz dazu angethan ist, in ungewöhnlichem Masse die allgemeine Aufmerksamkeit auf das chinesische Reich zu lenken, sichern dem Buche die günstigste Aufnahme.

Bôrô-Boudour dans l'île de Java, publié d'après les Ordres de S. E. le Ministre des Colonies par le Dr. C. Lee mans, Directeur du Musée public d'Antiquités à Leide.

Das holländische Colonial-Ministerium hat dem orientalischen Museum in Wien ein Exemplar des über Veranlassung dieses Ministeriums unter obigem Titel erschienenen Prachtwerkes zum Geschenke gemacht. Java, die Perle der niederländischen Colonien, hatte vor Jahrhunderten eine Periode des Glanzes aufzuweisen, von deren Bedeutung uns die Ruinen dieser Insel nur einen schwachen Begriff gibt. Seit dem Jahre 1847 war der holländische Genie-Officier C. Wilson im Auftrage seiner Regierung mit der Aufnahme der Ruinen von Bôrô-Bondour, eines der herrlichsten Denkmäler aus jener Zeit, beschäftigt. Die aus dem neunten Jahrhundert stammenden Bauten von Bôrô-Boudour liegen in der fruchtbaren Residentschaft Kedou der Insel Java. Das uns vorliegende Prachtwerk stellt die Details dieser Bauwerke in 400 lithographischen Tafeln dar, die nach Zeichnungen F. C. Wilson's ausgeführt sind, während dem beigegebenen Texte, theils die in holländischer und französischer Sprache abgefassten Publicationen und Manuscripte dieses Officiers, theils die Arbeiten des Gelehrten J. F. G. Brunund, zu Grunde liegen.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Wien, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. = 10 Mark.

Inhalt: Der obere Oxuslauf in commercieller Beziehung. Von H. Vámbéry. — Stand der Afrika-Forschung am Ende des Siebziger Decenniums. Von Dr. Philipp Paulitschke. — Landesproducte Palästinas mit Rücksicht auf Colonisation. Von Baurath Schick in Jerusalem. — Die englische Colonie Tasmanien. Von Richard Oberländer. — Die Ausfuhr-Producte British-Indiens. Von J. E. O'Connor. — Miscellen: Die Leipziger Handelskammer über den transoceanischen Handel Deutschlands. Ein Oesterreicher in der chinesischen Tuchfabrik zu Lan-ehou-fu. — Literatur-Bericht: Generalkarte der Balkanländer. Von A. Steinhäuser.

DER OBERE OXUSLAUF IN COMMERCIELLER BEZIEHUNG.

Von H. Vámbéry.

Wer die heutigen, wüsten Strecken des oberen Oxuslaufes von dem Punkte angefangen, wo der Wachs mit dem Pendschfluss sich vereinigt, bis nach Tschardschui hin, aus eigener Anschauung kennt; wer die zumeist am linken Ufer befindlichen Ruinenhaufen einstiger Handels-Emporien zwischen Indien und Central-Asien gesehen hat, der wird es nur schwer glauben, dass hier, allerdings vor Jahrhunderten, ein reges, commerciales Leben herrschte, und dass hier vor Zeiten Inder, Chinesen und die iranischen Autochthonen der innerasiatischen Welt mit einander in regem Verkehre gestanden. Die im vergangenen Jahre ausgeführte russische Expedition von Wachs bis nach dem Aralsee hat uns diesbezüglich manch werthvollen Aufschluss eingebracht und aus dem mit religiösen Legenden verwobenen Berichte leuchtet manch werth-

voller Funke geschichtlicher Vergangenheit hervor. Wir hören zum ersten Male von den ausgedehnten Ruinen von Tachta-Rubat, beim Zusammenflusse besagter zwei Nebenflüsse des Oxus gelegen, wo heute Turkomanen, hier am zumeist östlich vorgeschobenen Posten ihrer Nationalität, hausen und wo nun altbuddhistische Cultur-Ueberreste über Indien ihren Weg in den Antiquitäten-Handel finden.

Weiter über die im Alterthume zwischen Bochara und Afghanistan berühmte Fähre von Chodscha Gulsever gelangt man zur Ruine von Termez, das vor dem Einbruche der Araber in Central-Asien commerciale Berühmtheit erlangt hatte und ehemals den Namen Glugul geführt haben soll. Glugul heisst nämlich Geräusch und ward die Stadt deshalb so benamset, weil der Lärm und das Geräusch seiner weitausgedehnten Bazare bis zu dem 12 Meilen weit entfernten Belch gedrungen sein soll.

Diese Ausgeburt der erhitzten orientalischen Phantasie wird von den neuesten russischen Reisenden insoferne bestätigt, dass die Ausdehnung der Ruinen in der That eine aussergewöhnlich grosse ist; dass die Cultur in der That ehemals einer überraschenden Blüthe sich erfreut haben muss, wie aus den meilenweit sich erstreckenden Irrigations-Arbeiten ersichtlich und dass der extravillane Theil bis auf den 4 Meilen weit entfernten Ort Mija sich

erstreckt haben soll. Heute ist auch von letztgenanntem nur eine geringe Spur vorhanden, an den Ufern des Oxus treiben sich hier sowie überall Turkomanen herum, deren erfahrene Männer den Fremden mit den wunderbarsten Märchen über die Grösse dieser verfallenen Stätten unterhalten. Setzen wir unseren Weg über die Fähre Petek-Kiser (die Russen schreiben fälschlich Pata-Kiser), Schura und Karakamar fort, so werden wir rechts das einwärtsgelegene Schirabad wahrnehmen, das ehemals den Namen Schehri-Cheiber führte und das, ein stark befestigter Ort, den kriegerischen Aposteln aus dem heissen Arabien heftigen Widerstand geleistet haben soll. Von Kelif, richtiger von Chodscha-Salar angefangen, beginnt an beiden, besonders aber am linken Ufer des Oxus, die eigentliche Sandwüste, die, von einzelnen Oasen unterbrochen bis zum Kaspischen, respective bis zum Aralsee sich hinzieht. Von hier ist auch das leere Bett des alten Oxuslaufes zu bemerken, welches in alten Zeiten eine mehr südliche Richtung genommen und bekanntermassen in den Kaspischen mündete. Die moslimische Legende will dieses Wunderwerk der übermenschlichen Thatkraft Ali's zu schreiben, der mit einem Schlage den mächtigen Fluss vom Norden gen Süden geleitet haben soll.

Aus unseren bisherigen Nachrichten über die Uferlande des oberen Oxuslaufes wird es zur Genüge ersichtlich, dass so wie der rege, commercielle Verkehr im Alterthume nur auf diesen und nicht auf den unteren Lauf des Flusses sich erstreckte, dasselbe nun wohl auch neuestens unter der mächtigen Aegide des europäischen Cultureinflusses der Fall sein muss. Der russische Reisende Shukow, der die wissenschaftliche Expedition unter der Leitung des Grossherzogs in der Eigenschaft eines Dolmetsch begleitete, gibt die Zahl der Fähren am rechten Oxusufer von dem Zusammenlaufe des Wachs mit dem Pendsche allein auf 31 an, von welchen die von Tachta-Kuwat, Molla-Huschdar, Petek-Kiser, Tschuschka-Guzar, Kara-kamar, Chodscha-salar, Ak-kum, Kerki, Iagir, Mikan, Burdalik, Parab, Iltschik und

Akrabat die bedeutendsten sind. Nicht minder beträchtlich ist die Zahl der Ortschaften auf dem linken Ufer der erwähnten Strecke des Oxuslaufes so dass nur ein, wenn auch nur oberflächlich gestellter Vergleich von der Wahrscheinlichkeit unserer früheren Aussage überzeugen kann.

Für die commercielle Wichtigkeit des oberen Oxuslaufes spricht ferner der schon in der nächsten Zukunft in Angriff zu nehmende Bau einer russischen Eisenbahn von Orenburg über Taschkend nach Samarkand, eventuell auch bis nach Petek-Kiser, welches als die geeignetste Route zum Oxusufer bezeichnet wird. Welches von den bisher der russischen Regierung eingereichten Projecten bei diesem Baue zur Ausführung gelangen wird, darüber ist noch nicht entschieden worden. Die Ausführung der wissenschaftlichen, sogenannten Samara-Expedition wenigstens beweist, dass man in den leitenden Kreisen für keines derselben besonders eingenommen ist und noch immer neue Informationen anstrebt. Lange jedoch wird die Realisirung des einen oder anderen Projectes in Anbetracht der gebieterischen Nothwendigkeit politischer Constellationen keinesfalls auf sich warten lassen und dies umsoweniger, als die Engländer von der entgegengesetzten Richtung, d. h. vom Süden aus bei Vorschubung ihres Eisenbahnnetzes von Indien nach Central-Asien eine seltene Rührigkeit entfalten. Man muss in der That den von Sir Richard Temple in der geographischen Gesellschaft von London im Juni vorgelesenen und der September-Nummer der „Proceedings“ erschienenen Aufsatz gelesen haben, um von jenen Schwierigkeiten einen Begriff zu haben, mit welchen der Bau der sogenannten Indus-Kandaharer Eisenbahn verbunden ist und die von den englischen Ingenieuren überwunden werden. Heute ist die Strecke nur bis nach Sibi ausgebaut, da die Frage, ob Kandahar zurückbehalten oder Abdurrahman übergeben werden soll, noch der Entscheidung harret. Wir glauben auch, dass es nicht so sehr der militärisch-politische als vielmehr der commercielle Gesichtspunkt sein mag, der bei den heute sich am Ruder befindlichen liberalen Staatsmännern Grossbritanniens hier zu Gunsten

der Zurückbehaltung Kandahars den Ausschlag geben und die begonnene Eisenbahnstrecke der Vollendung nahe bringen wird.

Schon im vorigen Jahre berichtete mir einer meiner bei diesem Bau mitwirkenden Freunde, er hoffe die Weihnachten des Jahres 1880 von Schikarpur nach Kandabar mit Retourbillets fahren zu können, eine Hoffnung, die unter dem Gladstone-Ministerium wohl etwas sanguinisch scheinen mag, jedoch aber, wenn auch nicht in diesem, so doch im nächsten Jahre in Erfüllung gehen mag. Es versteht sich von selbst, dass im Laufe der Zeit die Indus-Kandaharstrecke auch nach Herat fortgesetzt werden wird und als offene Frage kann nur der Anschluss dieser Strecke an die von Russland projectirte Bahn betrachtet werden. Nach den neuesten russisch-militärischen Recognoscirungen zu urtheilen, hat die Verbindung des oberen Oxuslaufes via Belch, Schiburgan und Maimene mit Umgehung der nordwestlichen Ausläufer des Paropamisusberges die meisten Chancen für sich. Möglich, dass dort, wo jetzt die militärischen Strassen gesucht werden, auch der Schienenstrang der Zukunft sich hinziehen und die Verbindung via Samarkand, Petek-Kiser, Mezar und Herat der Linie Samarkand, Buchara, Karschi und Herat vorangehen wird. Es ist daher nicht am unteren, auch nicht am mittleren, sondern am oberen Oxuslaufe, über welchen der commerciale Verkehr von Indien nach Central-Asien und Russland seinen Weg nehmen wird, ein Weg, von dem, wie unser gelehrter Mitarbeiter F. v. Hochstetter schon vor Jahren bewiesen („Asien und seine Zukunftsbahnen“, S. 83), auch die mitteleuropäischen Länder und Staaten Nutzen ziehen werden.

Auch was die ethnographischen Bedingungen anbelangt, so bietet die Zukunft die besten Chancen. Der geographische Punkt nämlich, auf welchem die beiden riesigen Bahnkörper sich aneinander berühren sollen, ist zumeist von Völkern arischer Zukunft und arischer Abkunft bewohnt und kommt das türkisch-tatarische Element nur sporadisch vor. Von Taschkend angefangen, das im Alterthume Schasch hiess und nun seinen türkischen Namen für das griechisch-slavische Ale-

xandorograd (Alexanderburg) eintauschen soll — bis an den Ufern des Oxus, ist es zumeist sartische und tadschikische Bevölkerung, die von jeher in den commerciellen und industriellen Bewegungen die Hauptrolle spielte und sie auch in der Zukunft spielen wird. Vom Handelsgeiste der Afghanen haben wir in diesen Blättern bereits gesprochen; doch viel Günstigeres lässt sich in dieser Beziehung von den in Afghanistan wohnenden Tadschiks und Sarts behaupten, die alle ein belebendes Element der zukünftigen Handelsverbindungen dieses Theiles der asiatischen Welt bilden können. Heute natürlich, wo afghanische Willkür, Zollplackereien und politische Unruhen die freie Bewegung erschweren, ja nahezu unmöglich machen, kann an ein Emporblühen des Handels gar nicht gedacht werden; doch wo die Eisenstränge ihr Zauberband hinstrecken, dort muss auch bald europäische Sicherheit und Ordnung um sich greifen, wie sich dies auf der neueröffneten Strecke von Indus nach Sibi schon wahrnehmen lässt. Jeder Freund der Civilisation wird daher dem englischen Unternehmen ein Glückauf! zurufen und sehnlichst wünschen, dass auch die Russen vom Norden her mit dem langgeplanten Eisenweg es nun auch einmal ernst nehmen und möglichst bald sich zur Effectuirung desselben anschicken mögen.

STAND DER AFRIKA - FORSCHUNG AM ENDE DES SIEBZIGER DECENNIUMS.

Von Dr. *Philipp Paulitschke*.

Vor nicht langer Zeit war man bei der Sichtung und Würdigung unseres positiven geographischen Wissens über Afrika noch genöthigt, Perioden von ganzen Jahrhunderten in Betracht zu ziehen, wollte man das Bild eines mässigen Fortschrittes erdkundlicher Forschung auf dem dunklen Continent entrollen. Der Aufschwung, welchen die gesammte menschliche Erkenntniss im Laufe unseres Säculums nahm, der potenzierte Grad von Eifer, der entwickelt, von Arbeit, die besonders auf die Hebung der Naturwissenschaften in allen Sphären menschlichen Lebens und Wirkens verwendet wurde, endlich jene Summe bester Kräfte, welche denkende Geister im Erstreben des Ideals, das uns menschliches Wissen und Können repräsentirt, überhaupt eingesetzt, all' diese Umstände haben eine frohe Zeit herbeigeführt, die uns nunmehr gestattet, ja sogar drängt, davon zu sprechen und uns dessen zu freuen, was auf dem Felde der Afrika - Forschung während eines im Verhältniss zu

einem Jahrhundert doch nur so kurzen Decenniums geleistet wurde.

Das Siebziger Decennium unseres Jahrhunderts war unstreitig für die Erforschung des afrikanischen Continents das fruchtbarste; denn nicht nur die Zahl und Ausdehnung der wissenschaftlichen Reisen nahm zu, sondern auch die Qualität der Kräfte derer, welche reisten, die Lage und Beschaffenheit der Angriffspunkte, der Grad der Begeisterung für die Erreichung des vorgesteckten Zieles und die dem letzteren entsprungene Unerschrockenheit und Kühnheit im Vorgehen, die Geduld und Ausdauer der Reisenden wurden ganz andere, viel bessere. Ja selbst Fortunas wechselvolles Spiel — ein so gewichtiges Moment für den Forscher auf afrikanischem Boden — schlug in den meisten Fällen zu Gunsten der Reisenden aus. Vor Allem wurde aber der grosse Gedanke nach Centralisation der Bestrebungen angeregt und durch Consolidirung von geistigen und physischen Mitteln zu einem planvollen, systematischen Vorgange bei Aussendung wissenschaftlicher Expeditionen praktisch verwirklicht.

Besuchen wir ein Bild des gewaltigen Forschungsobjectes, Afrikas, so gewinnen wir die Ueberzeugung, dass mit Rücksicht auf die Erforschung der Oro-, Hydro- und Ethnographie des Continents, mit Rücksicht auf das Herausgreifen grossartiger Partien desselben aus dem Reiche des uns vor Beginn der Siebziger Jahre gänzlich Unbekannten, sei es in der positiven Kenntniss der Landmassen überhaupt, sei es in der Detail-Erforschung einzelner Territorien, im Siebziger Decennium mehr geleistet wurde, wie in den Vierziger, Fünfziger und Sechziger Jahren zusammengenommen. Hat doch der unsterbliche August Petermann über die Leistungen eines einzigen Mannes, dessen Wirksamkeit in die Siebziger Jahre fällt, Henry Stanley's sich geäussert, dieser allein habe mehr gethan, als die ganze wissenschaftliche Erforschung Afrikas, er habe mehr gethan als alle Reisen von Europäern, die etwa achtzig Jahre zurückdatiren, alle Reisen der Araber, die seit tausend Jahren und mehr überall in Afrika vordrangen; er habe mehr gethan, als das ganze graue und classische Alterthum und mehr in Erfahrung gebracht, als die Millionen von afrikanischen Eingeborenen von ihrem eigenen Lande wissen. Ziehen wir dazu in Betracht, was Dr. Schweinfurth, Marno, die egyptischen Officiere und Ingenieure unter Gordon, Gessi, Piaggia, Dr. Schnitzler, Dr. Junker im Nilgebiete, Gerhard Rohlfs und seine Genossen in der lybischen Wüste und der Sahara, Duveyrier, Dr. Nachtigal, Soleillet, Largean, ebendasselbst, Dr. Nachtigal im Sudan und G. Rohlfs in Marokko geleistet, was die Franzosen in Senegambien, in Ober-Guinea, am Nigir und Gabun, de Compiegne, Marche, Savorgnan de Brazza, Dr. Lenz am Ogowe, die deutsche Expedition unter Dr. Güssfeldt, an der Loango-Küste, Dr. Pogge, Schütt und Buchner, Capello und Ivens in Angola und im Reiche des Muatajamwo für die Erweiterung unserer Kenntnisse gethan, was Scipa Pinto, Hübner, Erskine, Elton, Botha, Dr. Holub, ferner zahllose englische Forscher in Südafrika der Forschung erschlossen, was das glänzende Gestirn am Himmel afrikanischer Forschung, Dr. Livingstone, am Abend seiner Tage noch verrichtet, Cameron,

Young, Elton und Cotterill, die englischen Missionäre, Thomson, die Mitglieder der belgischen Expeditionen geleistet, Brenner, Munzinger, Hildebrandt, die Mitglieder der italienischen Expedition im Süden von Abyssinien und eine grosse Anzahl minder bedeutender Reisender verschiedener Nationen für unsere Kenntniss der geographischen Verhältnisse Ostafrika's erworben, — wahrlich wir haben ein staunenswerthes Stück menschlicher Arbeit vor uns. Bedenken wir ferner, dass gegenwärtig die systematische Erforschung Afrikas auf Betreiben der internationalen Association erst recht in Fluss gekommen ist, dass trotz dieser grossen gemeinsamen Vereinigung die meisten Staaten noch auf separate Rechnung einzelne Reisende und ganze Expeditionen nach Afrika senden, dass eine wissenschaftliche Unternehmung die andere drängt und Afrika nunmehr auch ein hervorragendes Object commercieller und wirthschaftlicher Studien geworden ist, so flösst uns dieser mächtige Fortschritt volle Beruhigung für die Zukunft ein.

Dennoch aber können wir bemerken, dass der grosse, von Petermann noch im Jahre 1874 auf mindestens 70.000 geographische Quadratmeilen geschätzte sogenannte „weisse Fleck“ auf unseren Landkarten nur äusserst langsam verschwindet, während doch alle Kräfte vereint dahin arbeiten, dass die afrikanische *terra incognita* geringer werde. Cameron's Reise streifte nur ganz wenig völlig unbekanntes Gebiet; Stanley zog allerdings, aber nur eine schwache Ader durch das unbekanntes Territorium; Graf Semellé berührte in jüngster Zeit dessen Nordrand in ganz geringem Massstabe und Dr. Junker vermochte im Westen der Aequatorialseen auch nur wenige Grade nach dem Innern dringen. Neuester Zeit hat Max Buchner, wie vage Gerüchte vorläufig besagen, den Sankorra-See erreicht und damit die Südwestspitze der unbekanntes Regionen der Kenntniss erschlossen. Der Ausdauer Savorgnan de Brazza's ist es zu danken, dass man die Quellen des Ogowe, ein bedeutendes Stück tief in der *terra incognita*, entdeckte. Unstreitig ist die geographische Lage zu heiden Seiten des Aequators, wo die tropische Hitze in Wechselwirkung mit den tropischen Regengüssen eine überwuchernd üppige, das Vordringen äusserst hemmende Vegetation erzeugt, in erster Linie schuld, dass an dieser Stelle des Continentes, wo die *terra incognita* noch zu Beginn der Siebziger Jahre hart an den Ocean gelagert war, das Forschungswerk langsam fortschreitet.

Erfolge kann man mit Recht von gegenwärtig in Afrika activen Kräften in reichlichem Masse erwarten. Vor Allem dürfte Dr. Oscar Lenz, welcher bereits zu Anfang des Sommers mit einer Karawane vom südlichen Marokko nach dem viel angestrebten Timbuktu abgegangen war, die „Königin der Wüste“ bereits hinter dem Rücken und damit eine Reise ausgeführt haben, welche den epochemachendsten afrikanischen Touren heizuzählen wäre. War dem Forscher das Glück hold, so dürfte uns schon in den nächsten Wochen die Kunde von seiner glücklichen Ankunft am atlantischen Ocean überraschen. Was die Franzosen in Senegambien (namentlich Soleillet) und in der algerischen Sahara bei den Vorarbeiten für die Anlage einer Eisenbahn durch eine grössere Reihe von Untersuchungen und Excur-

sionen für die Wissenschaft erzielt, dürfte in Bälde bekannt gemacht werden. Die Neige des Siebziger Decenniums lehrte uns noch durch die Entdeckung Zweifel's und Moustier's die Quellen des grossen Nigir kennen, an dessen Unterlaufe der Belgier A. Burdo und Graf Semellé thätig sind, letzterer mit der Absicht, nochmals in das vom ärgsten Cannibalismus befangene Adamaua vorzudringen. Savorgnan de Brazza hat durch die Entdeckung des gesammten Ogowe-Gebietes das Vertrauen in seine Unternehmungen derart bestärkt, dass ihm die französische Regierung eine namhafte Summe zur Vornahme einer Reise vom Camerun in nordöstlicher Richtung bewilligt hat, die er auch bereits angetreten. Stanley hat auf seiner Tour den Congo aufwärts die Stromschnellen am Unterlauf eben bewältigt und schickt sich an, den von ihm mit den prächtigsten Farben so lebhaft geschilderten Mittellauf des Livingstone-Flusses zu befahren. Eine portugiesische Expedition hat nach Stanley diesen Punkt besucht und eine belgische von der internationalen Association folgt seinen Spuren. Die Reiseberichte O. Schüt's, Brito Capello's und Roberto Joen's, sowie jene Major Serpa Pinto's werden wohl demnächst umfangreich bearbeitet herausgegeben werden. Pinto's Reisebeschreibung sollte zu gleicher Zeit in englischer und deutscher Sprache erscheinen; doch hat der Verleger der deutschen Ausgabe, wie Schreiber dieser Zeilen Anfangs October erfuhr, noch keinerlei Nachricht von dem Reisewerke, woraus geschlossen werden kann, dass die Abfassung ungemein langsam fortschreite. Max Buchner steuert im Ruhmesglanz vom Sankorra-See, wie Depeschen melden, dem Ocean zu.

Das neueste Werk über Süd-Afrika ist wohl Dr. Holub's Reisebericht: „Sieben Jahre in Süd-Afrika“, wovon der erste Band eben fertig geworden ist. Dr. Holub rüstet sich bereits zu einer zweiten Reise nach Afrika. Neben Forschungszwecken will er, wie er in einer Unterredung dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber betonte, einem agricolen und culturellen Gedanken in Süd-Afrika Anklang und Geltung verschaffen. Es sollen nämlich die südafrikanischen Händler, welche zum Verderben der Eingebornen vorwiegend Branntwein und Schiesspulver importiren, dazu bewogen werden, an Stelle der erwähnten demoralisirenden Artikel Baumwollsamens und Getreide einzuführen. Im Interesse der Humanität wäre es sehr zu wünschen, dass dieser wohl bedachte Vorschlag, welchem englische Capitalisten leicht klingenden Eingang verschaffen könnten, durchdringe. Von Dr. Holub darf die wissenschaftliche Welt noch manche schöne Leistung erwarten. Die Kämpfe der Engländer mit den Zulus einerseits und die Gebietsweiterungen durch Annexion des Transvaal-Gebietes andererseits haben uns in einer grossen Anzahl von Abhandlungen und Karten von Süd-Afrika ziemlich befriedigende und vielseitige Aufschlüsse über diesen Theil des Continents geliefert.

Ost-Afrika erforscht nunmehr schon die fünfte Expedition der internationalen Association und die Erfolge derselben sind, trotz manches schweren Ungemachs und vieler Todesfälle einzelner Führer, nennenswerthe. Nameutlich sorgen die Belgier dafür, dass das Reisen nach dem Tanganjika ermöglicht, erleichtert und zu Wagen ausführbar werde. Dadurch erhält die wissen-

schaftliche Forschung in diesen Gegenden für die Zukunft die Garantie ungestörten und hoffnungsvollen Fortganges. Dieser Theil von Afrika wird ohne Zweifel eine ausschliessliche Domäne der Belgier bleiben. Auch die Missionäre am Njassa und Tanganjika geben sich einer erspriesslichen Wirksamkeit hin. Jüngst traf auch wieder eine deutsche Expedition in Zanzibar ein, um sich nach dem Innern zu begeben.

Die Erbschaft des für die Wissenschaft früh verstorbenen talentvollen Geographen Keith Johnston hat ein junger Geologe J. Thomson übernommen und, wie die jüngsten Nachrichten besagen, im Nordwesten des Njassa-Sees bisher noch unbekannte Gebiete erforscht. Abbé Debaize's Papiere sollen nach seinem Ableben nach Frankreich geschickt worden sein; doch brachten französische Blätter ausser einem Bildnisse von Debaize's Grab keinerlei Daten über die Reisen dieses für die afrikanische Sache von glühender Begeisterung erfüllten Märtyrers der Wissenschaft. Die Resultate der Forschungen Denhardt's und Fischer's sind noch gänzlich unbekannt und dürften um so interessanter sein, als eben das grosse Werk über Baron Claus von der Decken's Reisen, welcher am Tana und Juba so ruhmvoll geforscht, im Drucke beendet worden ist und daher Vergleichen ermöglicht sind.

König M'tesa hat sich mit den Missionären, die er seinerzeit sehnlichst gewünscht haben soll, zerkrigt und dieselben zur Rückkehr nach Egypten genöthigt. Mit dem Wechsel in der Statthalterschaft des ägyptischen Sudan, wohl auch mit dem Wechsel der ägyptischen Regierung überhaupt ist für die Forschung im Gebiete des oberen Nil eine schwere Zeit heringebrochen, wie sich Schreiber dieser Zeilen in Egypten persönlich zu überzeugen die Gelegenheit hatte. Würden nicht die noch übrigen wenigen europäischen Beamten, besonders Marno, dann Consul Hansal und Dr. Schweinfurth, das Interesse für Forschungen beständig warm halten und immer wieder zu neuen Thaten anregen, es geschähe wenig für die Forschung. Die gegenwärtige ägyptische Regierung verhält sich gänzlich passiv gegenüber wissenschaftlichen Zwecken im Sudan, obgleich der Vicekönig sich für dieselben zu interessiren scheint, wie er erst neulich bei der Rückkehr Buchta's aus dem Sudan documentirte, indem er sich bei einer Audienz, bei welcher er ein Album mit sudanischen Ansichten von Buchta entgegennahm, von dem genannten Reisenden ausführlich referiren liess. Unter diesen schwierigen Verhältnissen ist es dem Fürsten Borghese und Dr. Matteuci dennoch gelungen, bis an die Grenze von Wadaï zu dringen und im Süden dieses Reiches über Kol-Kol bis Tama, einem noch von keinem Reisenden erreichten Punkte, vorzudringen. Sollte die Expedition die Erlaubniss zum Betreten des Gebietes von Wadaï erhalten, so gedenkt sie über Bornu nach Norden zurückzukehren. Diese Reise würde gleichfalls den bedeutendsten afrikanischen beizuzählen sein. Vielversprechend ist die Fortsetzung der verdienstvollen Thätigkeit Dr. Junker's und Dr. Schnitzler's im Westen des oberen Nil.

Die Lage der italienischen Expedition in Schoa ist eine andauernd schlimme. Mit der Rückkehr Antinori's wird das Unternehmen den idealen, energischen Factor verlieren und wahrscheinlich erlöschen. Für die

Wissenschaft wurde übrigens von den Italienern vieles Werthvolle errungen. Im Süden von Abessinien werden dafür in Bälde der unermüdete Gerhard Rohlfs und Dr. Stecker ihre Thätigkeit beginnen. Letzterer will, südwestlich vordringend, bis an die äquatorialen Seen gelangen — ein Unternehmen, das, wenn es gelänge, für die Wissenschaft von weitreichender Bedeutung wäre. Rohlfs's Werk über die Reise nach der Oase Kufra dürfte wohl auch in Kürze der wissenschaftlichen Welt vorgelegt werden, zugleich mit zwei anderen überaus werthvollen Publicationen zweier deutscher Forscher, nämlich dem zweiten Bande von Dr. Nachtigal's „Sahara und Sudan“ und Dr. Schweinfurth's Berichten über seine ausgedehnten Forschungen in der nubischen und lybischen Wüste. — In Madagaskar findet der fleissige aber vom Glück wenig begünstigte Dr. Hildebrandt gegenwärtig seine Mühe von reichlichem Erfolge gekrönt, während von einem anderen Deutschen, Krause, der das Ahaggar-Land im Süden von Algier erforschen wollte, vorläufig nichts zu hören ist.

Das ist mit wenigen Worten der Stand der Afrika-Forschung am Ende des Siebenziger Decenniums. Wie zu ersehen ist, befindet sich dieselbe im Zustande hoffnungsvoller Blüthe; fast alle im Gange befindlichen Expeditionen stehen im Dienste der Wissenschaft und Humanität, und diese edlen Motoren werden nur die herrlichsten Früchte erzeugen, wie deren die Menschheit von ihnen schon so viele geerntet hat. Man kann demnach dem grossen Culturwerke der Erforschung des schwarzen Continents, wie es am Ende des Siebziger - Decenniums grünt und blüht, auch für die Zukunft ein günstiges Prognostikon stellen, wofern die Vertreter der europäischen Völker im schönen Wettstreit um die Palme des Sieges auf dem Felde der Afrika-Forschung nicht erlahmen und fortfahren werden, Afrika und seine Völker mit der Wohlthat der Civilisation und Aufklärung zu beglücken, welche der schwarze Continent aus sich selbst nicht erzeugen konnte.

LANDESPRODUCE PALÄSTINAS MIT RÜCKSICHT AUF COLONISATION.

Von *Baurath Schick* in Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Unter den Producten des Mineralreiches sei zuerst der Bausteine Erwähnung gethan; das Land hat deren viele und verschiedene Arten, die ausser Bauzwecken auch gewerblichen Unternehmungen dienen können. Die Hauptmasse des Gesteines ist Kalkstein aus der Kreidezeit. — Urgebirge, als Granit u. s. w. gibt es blos im Libanon, alles andere sind Secundär-Gebirge. So verschieden denn auch die Steine der einzelnen Lagen in den verschiedenen Orten sind, lassen sie sich nach ihrer Beschaffenheit und Härte doch in folgende Classen bringen.

I. Basalt. Derselbe zeigt sich hauptsächlich im nördlichen Ost-Jordanland über weite Landstrecken ausgebreitet; es finden sich dort längst schon erloschene Vulcane, aber auch die Gestade des Galiläischen See's sind vielfach davon gebildet, und greift der Basalt bis zum Thabor, dem kleinen Hermon und in den Bergen von Gilboa bei Dschenin, in das West-Jordanland hinein, so dass

z. B. Tiberias beinahe ganz von diesem grauschwarzen Steine erbaut ist, wie es denn besonders die einstigen Städte jenseits des Sees und des Jordans im alten Golan in alten Zeiten waren, wie man in ihren Ruinen erkennt! Sporadisch kommt diese Steinart auch in den Bergen am nordöstlichen Eude des todten Meeres vor. Der von Josephus erwähnte Eisenberg¹⁾ und der oben angeführte Ausdruck Moses, „dessen Steine Eisen sind“, bezieht sich ohne allen Zweifel auf diese Basalt-Formationen. Schon Plinius sagt, der Basalt habe von der Eisenfarbe und Eisenhärte seinen Namen und die dortige Gegend hiess zu Moses Zeit (wie auch noch später) Basan, und von Basani kommt das jetzige Wort Basalt her. Zu alledem ist auch dieser Basalt wirklich eisenhaltig. Der Basalt wurde, wie schon gesagt, als Baustein schon im Alterthum verwerthet, und kann es auch heute wieder werden. Im Hauran findet man selbst öfters Thüren aus demselben verfertigt. Man kann die Frage aufwerfen: ob die im 5. Buch Moses und anderwärts erwähnten „Thore und Riegel“ nicht solche Basaltsteinthüren waren und das eiserne Bett des Königs Ogs nicht aus Basaltplatten bestanden, oder in einem Basaltfelsen eingehauen war?²⁾

Der hasanisch: Basalt, welcher seiner Porosität halber sich trefflich zu Mülsteinen eignet, wird von jeher zu solchen verwendet. Ebenso braucht man diese Steine häufig zur Backfläche für Backöfen; diese Fläche hält sehr lange aus und backt das Brod auf derselben vorzüglich. Salomo liess nach Josephus³⁾ die Strassen mit diesen Steinen pflastern; und wurden die Landstrassen, die nach Jerusalem führten, mit Basalt eingefasst. Die Schrift erwähnt, es sei zur Bequemlichkeit der Reisenden geschchen; auf Basalt wandelt man nicht gut, sind aber die Hauptstrassen damit eingefasst, so sieht dies schön und grossartig aus, man kann nicht irre gehen und weiss sicher, dieser so bezeichnete Weg führt zur Königsstadt. Dieses scheint (wie Josephus andeutet) auch der Zweck des Königs gewesen zu sein. Für die Strassen innerhalb der Stadt wurde der Stein nicht verwendet. Da und dort finden sich auch heute noch an den Strassen Bruchstücke schwarzer Steine.

2. Kalksteine. Dies ist die grösste Masse, welche sich aber in viele Arten abtheilt. Aus praktischen Gründen bringen wir sie in vier Classen, in welche man dann die Unterabtheilungen leicht einreihen kann.

a) Sogenannte „Misse“ (Profesor Fraas nennt ihn Nerinäen-Marmor). Diese sind hart, marmorartig, mit glattem Bruch, meist von grauer Farbe; mitunter in dicken, mächtigen Schichten, häufig auch in dünnen, aus welchen dann Steinplatten gebrochen werden. Sie sind etwas schwerer zu bearbeiten, haben aber grosse Dauerhaftigkeit. An einigen Orten sind sie durch den Eisengehalt etwas röthlich gefärbt. Alle Misse lassen sich schön schleifen und poliren und sind für Bausteine, Säulenschaft ganz vorzüglich zu verwenden. Man findet dieselben hauptsächlich im südlicheren Theil des Landes im Gehirge Juda, doch auch anderwärts, nur nicht in solcher Massenhaftigkeit, wie dort.

b) Meleke, d. h. der Königliche (unter den Steinen), ist weicher und weisser als Misse, hat einen

¹⁾ Josephus bell 4, 8, 3.

²⁾ Dent. 3, 11.

³⁾ Antiq. 8, 7, 4.

körnigen Bruch, lässt sich darum leichter bearbeiten und wird als gewöhnlicher Baustein, oder auch bloß zu Ornamenten verwendet; er kann nur unvollkommen polirt werden. Diese Sorte findet sich stets in mächtigen Bänken, mit allerlei kleinen Schnecken und Trümmern durchsetzt.

c) Gakuli, ein milder Kreidekalk, kommt fast auf allen Höhen, besonders aber an Ostabhängen des Gebirges gegen das Jordanthal, auch in Galiläa und anderwärts in reicher Fülle vor. Er ist schön weiss, wird aber durch Regen und Alter gelblich, ist weich und leicht, lässt sich leicht bearbeiten und bildet deshalb den billigsten Baustein. Es gibt verschiedene Gattungen von Gakuli, die verschiedene Qualität haben. Die guten halten fast so lange als Meleke, viele aber zernagt die Zeit bald, schlechte schon nach einigen Jahren, diese schälen sich ab und zerbröckeln; besonders schädigt dieselben der Frost, darum hat man zu Bauten, die andauern sollen, keine Gakuli nach aussen zu nehmen, wohl aber für's Innere oder dort, wo man auf geringes Gewicht Bedacht nehmen muss. Man benützt sie häufig auch zu Grabsteinen und dergleichen, weil die Inschrift leicht einzugravieren ist. Der aus diesen gebrannte Kalk ist geringerer Art, der von Meleke besser und der von Misse am besten. Im Gakuli finden sich öfters Zähne von Haifischen und Ammonshörner. Die alten kleinen Würfel, die man findet, die alten Mosaiken angehört, sind häufig aus diesem Steine geschnitten. Auch hat man Fliessen davon gesägt und Böden damit belegt, selbige sind schön und billig, aber nicht zweckmässig, sie brechen leicht, stauben stets und bekommen leicht Flecken, die nicht mehr entfernt werden können.

d) Sogenannte „Nâre“, d. h. feuerwiderstehende Mergelarten, die sich nicht zu Kalk brennen lassen und darum stets bei Backöfen und anderen Feuerungs-Anlagen benützt werden. Da sie aber — wenigstens die guten Sorten — leichter sind, als alle anderen Steine und sich mit Kalkmörtel sehr fest verbinden, werden sie als gewöhnliche Gewölbesteine, flach geformt, ohne jegliche Behauung benützt. Sie kommen im ganzen Lande in grösserer oder kleinerer Menge vor.

3. Ausser den bisher angeführten Steinarten sind noch einige andere zu erwähnen.

a) Feuersteine. Im südlichen Ost-Jordanlande bilden dieselben regelmässige $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meter dicke schwarze Schichten, die in mächtigere Kalkschichten gebettet sind. So trifft man sie auch am Ost-Abhange des westlichen Landes, wo die Schichten aber oft gebogen und geborsten sind. Auch in Kreidelagern finden sie sich in einzelnen Brocken auf den Höhen.

Viele dieser Feuersteine haben prächtige Farben und Zeichnungen, so dass sie sich für die Anfertigung kleiner Objecte gut eignen würden, die dann von Reisenden und frommen Pilgern als Andenken an den Oelberg und Jerusalem angekauft würden. Die Alten machten aus diesen Steinen ihre Waffen, und Monsieur Gaudeau meint sogar, sie haben auf der nördlichen Kuppe des Oelberges eine Fabrik für die Erzeugung derselben gehabt!?

b) Mit dem Feuersteine treten in der Regel Conglomerate auf, die als Ueberbleibsel einer früheren

Masse durch Verwitterung ihrer Umgebung nun als rohe, bröckelige Felsen daliegen, die Fruchtbarkeit des Bodens beeinträchtigen und zu nichts nütze sind.

c) Bituminöse schwarze oder sogenannte „Wady Musa-Steine“. Es ist dies ein Gakuli, der mit Erdöl oder Bitumen durchdrungen und darum brennbar ist, beim Brennen einen unangenehmen Geruch verbreitet und keine Asche, sondern einen weissen Stein zurücklässt. Man verarbeitet diesen Stein hauptsächlich zu allerlei kleinen Artikeln, mitunter auch zu Zimmerböden, wo er wegen seiner schwarzen Farbe zwischen weisse Platten gelegt wird und das Muster vervollständigen hilft. Wird dieser Stein aber warm, z. B. wenn die Sonne darauf scheint, so verliert er die Politur. Als Baustein ist er auch nicht fest genug, kann daher bloß, wie bereits erwähnt, zu untergeordneten Zwecken Verwendung finden.

d) Steinkohlen hat man bisher im Lande nicht gefunden. Mehrfache Nachforschungen danach haben bloß dargethan, dass im Libanon an einigen Stellen Braunkohle vorkommt, deren Ausbeutung aber die Kosten, besonders wegen des schwierigen Transportes auf Maulthieren, kaum decken würde. Diese Lager sind bisher nur versuchsweise ausgebeutet worden.

e) Sandsteine gibt es in ganz Judäa und Samaria und wohl noch weiter hinauf keine, sondern erst am Libanon und an einigen Stellen jenseits des Jordans. Schleifsteine werden darum in der Regel von Europa importirt. Dagegen kommt an der Meeresküste eine Art Sandstein vor, der aus Meeressand und Bruchstücken von Muscheln durch Kalkwasser (Sinter) zusammen gebacken besteht, gewöhnlich porös und weich ist, an der Luft härter wird und sich sehr fest mit Kalkmörtel verbindet, so dass später eher der Stein bricht, als dass die Fuge sich löst. Mauern, die in den Küstenebenen aus diesem Stein erzeugt werden, scheinen schwach und von kurzer Dauer, doch ist dies nicht der Fall und oft sieht man alte Mauerstücke, Reste früherer Bauten, die längst verschwunden sind, ans dem Sande hervorragen, Wohnräume von diesen Steinen gebaut, sollen nicht gesund sein, da die Steine mit Salz durchdrungen sind und darum Feuchtigkeit anziehen.

f) Sand kommt als Meeressand (meist aus zerriebenen Muscheln und Steinen bestehend) wie überall so auch hier am ganzen Strande vor. Diese Versandung der Küstenstriche schreitet, wo nicht besondere Abhaltungen sind, jedes Jahr landeinwärts; so wird Askalon in einigen Jahrzehnten ganz im Sande begraben liegen. Dieser Sand, wenn mit Kalk gemischt, gibt einen sehr guten Mörtel, und wenn genug Wasser da ist, können sogar Gärten darauf angelegt werden, denn die Pflanzen gedeihen darin, wenn gehörig gewässert wird; der Weinstock, der seine Wurzeln tiefer hinab in das ursprüngliche Erdreich treibt und so auch Bäume kommen in demselben fort. Im Gebirge kommt aus vielen Stellen, zwischen den Schichten eingebettet, Sand vor; derselbe ist mitunter von zweifelhafter Güte, da er häufig viel mit Erdarten gemischt und nicht rein ist. Wird dort hauptsächlich bloß in Ziegeleien, zum Putzen und dergleichen Zwecken gebraucht, da er für die allgemeine Mörtelbereitung zu theuer kommt. Aus den Flussbetten kann man auch Sand gewinnen, der stets gut ist und

im Libanon sogar solchen, der als „Schmirgel“ zu gebrauchen ist.

4. Erdarten. Hinter der Sandregion hat die Küstenebene auf den Erdwellen und Anhöhen meist röthliche stark mit Sand gemischte Erde, dagegen in den Niederungen schwarze, durch Sumpfpflanzen entstandene Erde; solcher Art ist der Boden des grösseren Theiles der ganzen Ebene Jesreel beschaffen; in den Mulden dieser Niederungen bilden sich häufig Sümpfe, die im Sommer meist eintrocknen. Kommt man den Bergen näher, so verschwindet der Sand, das Geröll und andere Steine werden sichtbar und bei grösseren Anhöhen zeigen sich Kreidelager; an den Vorgebirgen ist die Erde durchgehends röthlich, sogenannte „Samaka“ (Ackererde); der Felsen bricht häufig durch und das immer mehr, je höher man steigt. Oben findet sich zwischen den Felsen überall die rothe fruchtbare Erde oder auch eine Ablagerung von Kreide, auf welcher letzterer Getreide und Gemüse nicht gedeihen, wohl aber Fruchtbäume. Besonders der Feigenbaum scheint eine besondere Vorliebe für diesen Boden zu haben. Der Ostabhang des Gebirges gegen das Jordanthal ist verhältnissmässig unfruchtbar und darum sehr vom Westabhang verschieden. Er fällt viel steiler ab und hat sehr ausgedehnte Strecken, blendend weisse Kreidelfelsen, die mit Feuerstein und Conglomeraten abwechseln. Die Landschaft hatte nie viele Ortschaften und wurde mehr oder weniger als „Wüste“ bezeichnet. Das Jordanthal ist sehr breit und hat einen im Ganzen fruchtbaren Diluvialboden, der aber vielfach durch die von den Bergen auf beiden Seiten herabrauschenden Winterregenbäche mit tiefen Gräben durchfurcht ist. In der Mitte des Thales befindet sich eine breite Thalrinne, deren beide Ränder aus pyramidenförmigen, salzhaltigen Mergelhügeln von groteskem Ansehen bestehen. Zwischen diesen Mergelhügeln (und da und dort sonst noch im Jordanthale) fliessen öfters träge Salzquellen, welche die Unfruchtbarkeit vermehren. Das untere Jordanthal ist nur da fruchtbar, wo süsse Wasser hinkommen, und sind diese reichlich, so entwickelt sich eine üppige Vegetation.

Die Bergwand jenseits des Jordans ist dem vorhin beschriebenen westlichen Abhang in Hinsicht seiner Unfruchtbarkeit ganz ähnlich; hat man dieselbe erstiegen, so breiten sich da gegen Osten grosse, weite, ganz fruchtbare Ebenen aus, über welche sich da und dort niedrige Kuppen erheben, auf denen einst Ortschaften standen. In diesen ausgebreiteten Ebenen bilden sich Mulden und viele Thalaufänge, die in ihrem Verlauf tiefer werdend, dann als Schluchten gegen das Jordanthal und das Todte Meer abfallen.

a) Die mehrerwähnte weisse Kreide, „Hauwer“ genannt, findet vielfach Verwendung in der Töpferei, beim Bau von Feuerplätzen und Backöfen; auch Mörtel wird durch Beimengung von rother Ackererde daraus bereitet, und in fast allen Gegenden des Landes verwendet.

b) Lette, Thon, Lehm etc. kommen blos sporadisch vor und sind nicht immer von gleicher Güte; bisher ist für selbe wenig Nachfrage. Die Hauptmasse für die Hafnereien bildet die rothe Ackererde, gemischt mit Sand, Hauwer und etwas Kalk. Bis jetzt gibt es

blos in den wenigen Städten Töpfereien und da suchen die Leute ihren Bedarf in der nächsten Nähe. Vor Allem würde sich die wissenschaftliche Analyse der einzelnen Rohmaterialien, auf Grund deren dann praktische Versuche angestellt werden müssten, empfehlen. In der Philister-Ebene und an vielen Orten des Landes (selbst in Damascus) werden Ziegel von thonhaltiger Erde gemacht, die mit gehacktem Stroh gemischt und an der Sonne getrocknet werden; eine Art ungebrannter Ziegel, mit welchen Häuser — allerdings nur einstöckig — gebaut werden, die, wenn oben gegen den Regen geschützt, lange halten.

c) Gyps kommt an vielen Stellen des Landes, besonders häufig aber am Abhang gegen das Jordanthal vor. Man hat denselben hierzulande nur wenig in der Industrie verwendet und braucht ihn blos zum Verputz des Inneren der Zimmer. Er wird im Backofen gebrannt, dann gestossen oder geklopft.

5. Diverse andere Mineralien. a) Salz hat das Land in grosser Menge und wird selbes auch, hauptsächlich am Todten Meere, billig gewonnen. Wenn nach der Regenzeit durch die stärkeren Verdunstungen der Wasserspiegel des Todten Meeres sinkt, so bleiben in Gräben und Löchern Wasserlachen zurück, die dann durch die Sonnenhitze im Laufe des Sommers verdunsten, im Herbst kann dann an diesen Stellen eine Lage krystallisiertes Salzes vom Boden abgenommen werden. Es thun dies die Beduinen und sie bringen es zum Verkaufe nach Jerusalem; das Salz ist Monopol der Regierung und wird dadurch etwas vertheuert. Das Meiste ist aber für den Transport zu bezahlen. Am Berge Usdm kann geradezu Steinsalz abgeschlagen werden, was aber selten geschieht, da es nicht so rein ist, wie das durch Verdunstung erhaltene.

b) Schwefel kommt hauptsächlich im unteren Jordanthale in gediegenem Zustande vor. Um das Todte Meer her finden sich auch verschiedene Schwefelquellen; desgleichen weiter oben im Jordanthale, wo bis jetzt kein gediegener Schwefel erbetet wird. Dieses Mineral ist sehr billig und wird von den Arabern zur Bereitung von Schiesspulver benützt. Gereinigter Schwefel wird aus Europa importirt.

c) Brom und Chlor enthält das Wasser des Todten Meeres in beträchtlichen Quantitäten und man hat schon die Frage aufgeworfen, ob nicht die Industrie aus dieser Thatsache Nutzen ziehen sollte.

d) Asphalt oder Erdpech, arabisch „Humar“, findet sich im Libanon, im ganzen Jordanthale und besonders am Todten Meere. Es ist der berühmte Bitumen der Alten, mit dem sie ihre Leichen einbalsamirten und die Schiffe verklebten; selber wird schon in den Büchern Moses¹⁾ erwähnt. An den Ufern finden sich Asphaltbrunnen. Im Jahre 1283 sah und beschrieb solche Pater Brocardus. Nach seiner Beschreibung müssen diese Brunnen eine Art Oefen gewesen sein, um das durch Sand und Steine verunreinigte Bitumen durch Schmelzen für den Handel brauchbar zu machen. Diese Oefen sind, wenn schon zerfallen, doch als solche noch erkennlich; sie finden sich auf beiden Seiten des Meeres. In Hasbaya besteht der Betrieb heute noch.

¹⁾ 1. Mose 11, 3, und 14, 10, und 2. Mose 2, 3.

Man vermuthet, dass sich unter dem Wasserspiegel des Sees grosse Massen Erdpeches und zwar feststehend befinden. Werden sie dann bei Erderschütterungen losgerissen, so kommen sie an die Oberfläche. Josephus⁵⁾ sagt, dass öfters Stücke auf der Oberfläche schwimmen in der Grösse eines Ochsens, dass die Schiffer selbe zerbrechen und in ihre Boote verladen. Und Diodor sagt, dass manchmal Massen erscheinen, die das Ansehen einer Insel haben. Warum nicht zu allen Zeiten Theile auf dem Wasser zum Vorschein kommen, ist immer noch nicht recht aufgeklärt; die Annahme, dass, der Asphalt, wenn durch Auswaschungen von Steinen frei geworden sei, schwimme, da er leichter sei, erklärt die Sache nicht, denn solche Auswaschungen gehen ja stets vor sich und müssten darum auch jederzeit Stücke schwimmen; zu allen dem ist dieses Pech schwerer als Wasser.

Diodor gibt an, dass die Leute den beginnenden Auswurf schon vorher durch einen üblen Geruch des Windes erkennen auch verlieren die Metalle ihre Farbe und laufen an; Aehnliches sagt Strabo: „dass dann sogar das Gold roste, und daraus erkenne man den beginnenden Auswurf des Peches. Derselbe sei ein durch Hitze flüssig gewordener geschmolzener Klumpen, der in diesem flüssigen Zustande nach oben geworfen werde; dort im kalten Wasser aber wieder sich erhärte, so dass er ein Zerstossen nöthig mache, wo Jeder nehme, was er kann“.

Strabo schreibt also das Aufsteigen der Erwärmung des Peches zu. Die Theorie ist wohl richtig, aber es müsste, wenn kalt geworden, wieder sinken, was nicht erfolgt.

Meiner Ansicht nach ist das Schwimmen des Asphalts durch den grossen Salzgehalt des Meerwassers an manchen Stellen und zu gewissen Zeiten zu erklären.

e) Bernstein oder der „Bdellion“ der Heiligen Schrift⁶⁾ wird am Libanon in verhältnissmässig grosser Menge gefunden, aber wenig ausgebeutet. Die alten Phönizier hatten eine grosse Bernstein-Industrie und es dürfte lohnend sein, dieselbe wieder zu beginnen.

6. Edelsteine. Deren Glanz und Werth war schon den Patriarchen bekannt. Zwölf Edelsteine leuchteten als Sinnbild der zwölf Stämme Israels auf dem Brustschilde des Hohenpriesters; dieselben zwölf bezeichnen auch nach Offenb. 21, 19—20, die zwölf Apostel und bilden die Fundamente der neuen Gottesstadt. Die Alten hatten eine andere Eintheilung als die heutige ist, sie zählen mitunter auch sogenannte Halbedelsteine unter dieselben, da sie mehr nach den inneren Eigenschaften und Kräften dieselben wertheten, statt, wie es heute geschieht, nach Härte und Durchsichtigkeit. So weit man es bestimmen kann, werden von den erwähnten zwölfen vier bis fünf in Palästina gefunden, nämlich Jaspis, Achate, Beryl, Sardonix und wahrscheinlich auch der Saphir. Quarzkrystalle kommen häufig, besonders im Libanon vor.

7. Metalle. An Metallen ist Palästina verhältnissmässig arm.

a) Gold. Wenn dasselbe auch sehr oft in der Heiligen Schrift erwähnt wird, so ist dort doch nicht die geringste Andeutung vorhanden, dass solches im Lande selbst gewonnen wurde. Die Israeliten brachten es aus Egypten und Salomo liess es in fernen Landen holen. Der Reisende Burkhardt erwähnt der „Dschebal el Dahab“, d. h. „Goldhügel“, nahe dem Ausflusse des Zerka, auf der Ostseite des Jordans, und bemerkt, sie heissen so, weil sie Goldminen führen. Der englische Reisende Chester will ein Klümpchen Gold gesehen haben, das im Laude gefunden ward, aber diese Aussage steht zu vereinzelt da, als dass man ihr Gewicht beilegen könnte; was die Minen der sogenannten Goldhügel betrifft, so wäre die Sache vorerst zu untersuchen.

c) Silber wurde bekanntlich auch im Alterthume benützt. Abraham kauft ein Stück Land und wiegt das Silber, Josef wird für 30 Silberlinge verkauft u. s. w. aber im Lande selbst wird es nicht gefunden, sondern (nach Ezech. 27, 13, und Jerem. 10, 9, verglichen mit Maccabäer 8, 38) stets vom Auslande hergebracht.

d) Kupfer. In der Bibel gewöhnlich mit Erz und Ehern übersetzt. Schon im Alterthume verwendete man dieses zu allerlei Mischungen, weshalb für dasselbe auch verschiedene Namen vorkommen. Kupferminen, die jedoch nicht in Betrieb stehen, gibt es in der Nähe des Berges Sinai, desgleichen in der Gegend von Aleppo. Das Vorkommen des Kupfers im nördlichen Galiläa im Libanon, bedarf der Bestätigung.

e) Eisen. Eisenhaltige Erden und Steine zeigen sich wohl an vielen Orten, aber in so geringer Menge, dass die Ausbeutung sich nicht lohnt; fast ebenso steht es mit den schon erwähnten eisenhaltigen Basalten; besser ist es, nach dem Rabli Schwarz⁷⁾ im Libanon, er sagt, „dass dort die Juden die Bergwerke pachten und Pferdehufeisen aus dem Erzeugnisse schmieden und über das ganze Land versenden“. Die Stahlbereitung war auch schon den Alten bekannt; dieselbe kommt in Jerem. 15, 12, und Nahum 2, 4, vor.

DIE ENGLISCHE COLONIE TASMANIEN.

Nach officiellen Quellen. Von *Richard Oberländer*.

I.

Die am 24. November 1642 von Abel Jansen Tasman entdeckte und von diesem nach dem damaligen General-Gouverneur in Holländisch-Indien, Anthony van Diemen, zunächst Van Diemens-Land genannte Insel ist unter 40° 33' und 43° 38' südlicher Breite und dem 141. und 148. Meridian an der Südspitze des Festlandes Australiens gelegen. Tasmanien ist ungefähr 300 Kilometer lang und beinahe ebenso breit, von herzförmiger Gestalt, nach Süden zu schmaler verlaufend, im Norden etwas eingedrückt. Der äusserste Westen liegt ziemlich genau südlich von Geelong in der Colonie Victoria, von welchem Hafenplatze auf dem Festlande es 270 Kilometer (durch die Bassstrasse getrennt) entfernt ist. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 67.893 Quadrat-Kilometer und die vielen zur Colonie gehörigen Inseln nehmen zusammen vielleicht weitere 4500 Quadrat-Kilometer ein.

⁷⁾ I. c. Frankfurt 1852. Seite 322.

⁵⁾ Bel 4, 8; 4.

⁶⁾ 1. Mose 2, 12, und 4. Mose 11, 7. (Ob die Ansicht unseres geschätzten Mitarbeiters über das Bdolach der Bibel haltbar sei, ist mehr als fraglich. A. d. R.)

Die erste Ansiedelung geschah durch Sträflinge. Unter der Verwaltung des Gouverneurs King wurde im Juni 1803 Lieutenant Bowen mit drei Soldaten, sowie zehn männlichen und sechs weiblichen Gefangenen von Neu-Südwaies nach Van Diemens-Land geschickt, um dort eine Ansiedelung zu gründen. Der kleine Trupp landete am Flusse Derwent, nicht weit von dem Platze, auf welchem jetzt die Stadt Hobarttown steht.

Mit dem Jahre 1854 trat Van Diemens-Land in die Reihe derjenigen Staaten des fünften Welttheiles, welche keine Sträflinge mehr erhielten und sich selbst regierten. Die Colonisten hielten es damals für nöthig, gleichzeitig mit diesem Ereigniss eine Namensveränderung für ihre Insel eintreten zu lassen. Es geschah dies, um die unangenehme Erinnerung, welche sich an den früheren Namen knüpfte, schneller zu verwischen. Heutzutage würde es ein Tasmanier sehr übel nehmen, wenn man ihn Van Diemens-Länder nennen wollte. Er würde dadurch nicht nur an den Ursprung seiner kleinen Nation, sondern auch an ein beleidigendes Wortspiel erinnert. Die Sträflinge mit Freikarten trugen nämlich seit lange schon den Spitznamen „Van Demonians“ oder „Teufelsländer“, statt Van Diemenians — Van Diemens-Länder. Ihre Insel hiess gleichermassen Van Demons-Land. Solchen Anzüglichkeiten soll durch die Aenderung des Namens in „Tasmanien“ ein Ende gemacht werden.

Ehe ich zur Beschreibung der gegenwärtigen Verhältnisse der Insel übergehe, sei es mir vergönnt, einige Worte über die nunmehr ausgestorbenen Ureinwohner zu sagen.

Zur Zeit der Besitznahme der Insel durch die Engländer hatte man die Zahl der Eingebornen auf 200.000 geschätzt.

Sie waren, wenngleich in vieler Beziehung denen vom Festlande ähnlich, doch mehrfach von denselben verschieden und glichen mehr den Melanesiern. Sie waren kürzer und gedrungener als die Australier, mit flachen Nasen; der Hauptunterschied bestand in den Haaren, welche, statt fein, seidenweich und wollig zu sein, denen der meisten Afrikanern und den Papuas glichen.

Anfangs wollten sich die Ureinwohner ihren Gästen, den Colonisten, freundlich nähern, unglücklicherweise hatte sich aber der Befehlshaber des Truppen-Detachements über die Natur ihrer Absichten geirrt und empfing sie mit Flintenschüssen, so dass mehrere der armen Geschöpfe auf der Stelle getödtet und viele andere verwundet wurden. Von diesem Augenblicke an herrschte unter den Eingebornen der eingefleischteste Hass gegen die Engländer, welche ihrerseits einen Vernichtungskrieg begannen, der ihnen keineswegs zum Ruhme gereicht. Endlich, im Jahre 1835, wurden die noch überlebenden 310 (von 200.000 im Jahre 1803!) eingefangen und nach der Flinders-Insel auf der Furneaux-Gruppe gebracht. Im Jahre 1848 ergeben die Ausweise noch 13 Männer, 22 Weiber, 5 Knaben und 5 Mädchen; 1854 waren es ihrer noch 16 und einige Jahre darnach brachte man die letzten sechs oder sieben Eingebornen nach Hobarttown zurück. Im Jahre 1866 endlich ist Lalla Rookh, die letzte Tasmanierin, 76 Jahre alt, zu ihren Vätern versammelt worden.

Die Zahl der zu Tasmanien gehörigen grösseren Eilande beträgt fünfundfünfzig. Im Osten der Basstrasse liegen die Furneaux-Gruppe mit der Flinders-Insel (513.000 Acker Flächeninhalt), die Cap Barren-Insel (110.000 Acker), die Clarke-Insel (20.000 Acker); ausserdem gehören zur Gruppe noch Chappel-Insel und die Felsen der Kent-Gruppe. Die Bewohner dieser Inseln, etwa 242 an der Zahl, nähren sich meist vom Robbenschlag und Seehundsfang. Im Westen der Basstrasse liegen die Kings-Insel (272.000 Acker), Robbins-Insel (24.000 Acker) und die kleineren Hunters-Inseln. Andere wichtige Inseln sind: Waterhouse-Insel, Swan-Insel, Scouten-Insel (7000 Acker), Maria-Insel (24.000 Acker), Bruni-Insel (90.000 Acker), endlich die Slopen-, Franklin- und Huon-Inseln.

Man kann Tasmanien die Schweiz der südlichen Hemisphäre nennen und es ist vielleicht auch das bergigste Eiland der Welt.

Zwei Bergketten durchziehen die Insel. Eine östliche windet sich mit einer Durchschnittshöhe von 1250 Meter und etwa 80 Kilometer von der Küste entfernt in Gestalt eines Z durch Tasmanien. Sie läuft von Norden nach Süden, parallel mit der Ostküste; ihre höchsten Spitzen sind Row Tor (1300 Meter), Mount Barrow (1550 Meter), Mount Victoria (1320 Meter), Ben Nevis (1300 Meter), Ben Lomond (1660 Meter), Mount Nicholas (937 Meter) und Brown Mountain (895 Meter).

Die westliche Bergkette ist ein gegen 1000 Meter hohes Tafelland inmitten der Insel, von welchem zahlreiche kleinere Gebirgszüge nach allen Richtungen des Compasses, ausser nach Osten hin, sich abzweigen. In diesem Tafellande erheben sich folgende Spitzen: Table Mountain (1198 Meter), Miller's Bluff (1359 Meter), Dry's Bluff (1419 Meter), Quamby Bluff, Iron Stone Mountain (1578 Meter), Cradle Mountain (1690 Meter), der höchste Berg auf der Insel; ferner die Du Cane-Kette, Mount Olympus, Mount Humboldt, Mount Hugel, Mount William (1455 Meter) und Mount Hobhouse (1345 Meter). Von den abzweigenden Ketten und höchsten Bergspitzen seien genannt: nach Norden: Mount Roland (1348 Meter), Black Bluff (1460 Meter), Valentine's Peak (1212 Meter); nach Westen: Mount Dundas, Mount Murchison, die Elden-Kette (1598 Meter), Frenchman's Cap (1590 Meter); nach Süden: Wyld's Crag (1267 Meter), Mount Field (1558 Meter), Mount Anne, die Arthur-Kette (1223 Meter), Mount Picton (1448 Meter), Mount Wellington (1390 Meter), Adamson's Peak (1336 Meter) und Mount La Perouse (1290 Meter).

Es ist nicht anders zu erwarten, als dass dieses bergige Land auch reich an Flüssen, Seen und Bächen ist. Die Hauptflüsse sind: der Derwent, an dessen Mündung Hobarttown liegt. Der Derwent entspringt im See St. Clair und nimmt in seinem Laufe die aus Norden ihm zueilenden Nebenflüsse Nive, Dee, Ouse, Clyde und Jordan auf; aus dem Süden strömen ihm die Flüsse Florentine, Russel, Styx und Plenty zu. Der schiffbare Huon wendet seinen Lauf durch fruchtbares Land, nimmt den Cracroft und Picton auf und ergiesst sich in den d'Entrecasteaux-Canal. Der Coal River entspringt in der östlichen Bergkette und läuft nach Süden in die Pittwater Bai. Die Mündungen dieser drei Flüsse befinden sich im Südosten von Tasmanien.

Im Südwesten und Westen finden wir den Davy River, der sich bei Port Davy in's Meer ergiesst; den Gordon, der aus dem Lake Richmond kommt, in seinem Laufe den Wedge, Denison, Serpentine und Franklin aufnimmt und sich in den Macquarie-Hafen ergiesst; den King's River, welcher ebenfalls in den Macquarie-Hafen fließt; den Pieman's River, welcher aus den Flüssen Mackintosh, Murchison, Huskisson und Donaldson besteht; den Arthur River mit seinem Nebenflusse, dem Hellyer.

Im Norden der Insel fließen in die Bassstrasse; der Inglis, Emu, Leven, Forth, Mersey, Tamar. Letzterer ist ein in der Nähe von Launceston aus den vereinigten Flüssen North-Esk und South-Esk gebildeter bedeutender Strom mit Ebbe und Fluth, der an seiner Mündung Schiffe mit gegen 5 Meter Tiefgang tragen kann. Küstenfahrzeuge können in den Don, Forth, Leven und noch einige andere Flüsse der nördlichen Küste einlaufen. Der North-Esk nimmt 30 Kilometer von seiner Mündung den St. Patrick's River auf; dem South-Esk strömen die Nebenflüsse Meander, Lake River, Macquarie River und St. Paul's River zu. Ein anderer grösserer, sich in die Bassstrasse ergießender Strom ist der Ringarooma. An der Ostküste ist der einzige Strom von Bedeutung der George's River, der sich in die George's Bai ergiesst.

Die Westküste ist steil, felsig und unwirthlich, doch finden sich auch hier drei brauchbare Häfen: der von Walfischfängern viel besuchte Port Davy, ferner Pieman's River und der Macquarie-Hafen. Ein Dampfer fährt regelmässig von Launceston nach der Nordwestküste. Zu allen Jahreszeiten ist an derselben die Schifffahrt sicher, und Reichthum an gutem Ackerlande, sowie vortreffliches Nutzholz warten der Ausbeute durch Menschenhand. An der Nordküste finden wir die vortrefflichen Häfen Circular Head, Emu Bai, Port Frederick an der Mündung des Mersey, Port Dalrymple an der Mündung des Tamar und Waterhouse Roads zwischen den Baien Anderson und Ringarooma. An der Ostküste liegen George's Bai, Oyster Bai, Spring Bai und Fortescue Bai.

Der Süden und Südwesten der Insel ist reich an sicheren Baien und Häfen. Die hauptsächlichsten sind: Port Arthur, Storm Bai, Norfolk Bai, d'Entrecasteaux Channel, Port Espérance, Southport und Recherché Bai.

Das hohe Tafelland enthält zahlreiche grosse Seen; die grössten sind der Great Lake (Flächeninhalt 28.000 Acker), Lake Sorrel (17.000 Acker), Lake St. Clair (10.000 Acker), Arthur's Lake (8000 Acker) und Lake Echo (12.000 Acker). Aus diesen Seen fließen die Hauptströme der Insel nach Süden, Westen und Norden.

Die Colonie zerfällt in achtzehn Counties: Dorset, Cornwall, Devon, Wellington, Russel, Montagu, Lincoln, Westmoreland, Somerset, Glamorgan, Pembroke, Monmouth, Cumberland, Franklin, Montgomery, Arthur Buckingham, Kent.

Fernerhin theilt man die Insel in dreizehn Wahlbezirke für das Oberhaus (Legislative Council) und zweiunddreissig für das Haus der Gemeinen (House of Assembly).

Für bessere Regelung und Beaufsichtigung des inneren Verkehrs hat man die Insel in Strassenbezirke und in Municipalitäten zur internen Verwaltung ein-

getheilt. Man zählt neunzehn Municipalitäten (ausser Hobarttown und Launceston), von denen jede einen Inspector und genügende Polizeimannschaft hat. Es sind dies: Bothwell, Brighton, Campbelltown, Clarence, Deloraine, Evandale, Fingal, Glamorgan, Glenorchy, Green Ponds, Hamilton, Longford, New-Norfolk, Oatlands, Richmond, Ross, Sorrel, Spring Bai und Westbury.

Die acht Polizei-Districte sind: Emu Bai, Franklin, George Town, Hobart, Kingborough, Port Sorrel, Russel und Selby.

Das Klima ist ausserordentlich mild und seiner geographischen Lage entsprechend frei von zu grosser Hitze und zu grosser Kälte. Einige Theile der Nordküste haben das Klima von England im Sommer und von Algier oder Sicilien im Winter; Launceston ist ähnlich wie La Rochelle im Sommer und wie Lissabon im Winter. Das Klima der Südküste gleicht dem von Augsburg oder Danzig im Sommer und dem von Smyrna im Winter.

Die mittlere Temperatur von Hobarttown ist $54\frac{1}{2}^{\circ}$ F., die mittlere Sommer-Temperatur ist 62° , mit einem seltenen Maximum von 100° F., während das Mittel des Winters 47° F. mit einem selten unter 29° F. fallenden Minimum ist. In den Hochlanden, in einer Erhebung von 700 Meter, sinkt das Thermometer häufig bis 18° unter den Gefrierpunkt.

Der Regenfall ist in den verschiedenen Theilen der Colonie verschieden. Hobarttown und die Ostküste haben wenig mehr als 20 Zoll, Launceston ungefähr 30 und Macquarie Harbour über 100 Zoll. Freilich ist die Insel häufigen, oft selbst heftigen Winden und Stürmen ausgesetzt. Gewitter sind selten; die Atmosphäre ist rein und ozonreich, Epidemien sind fast unbekannt. Das Klima von Tasmanien ist namentlich Kindern sehr zuträglich; von zehn Geborenen überleben neun das erste Jahr. Als ganz besonders gesund wird es für Diejenigen gerühmt, welche in einem heissen Klima ihre Gesundheit ruinirt haben. Die Durchschnittsterblichkeit für alle Districte der Insel und für alle Altersklassen ist etwa 10 auf 1000 Einwohner.

September, October und November sind die Frühlings-Monate; zu dieser Zeit ist das Wetter freundlich und hell, die mittlere Temperatur 54° F. December, Jänner und Februar bilden den Sommer mit wenig Regen, die mittlere Temperatur beträgt 62° F. In den Herbst-Monaten März, April und Mai ist gewöhnlich die schönste Zeit des Jahres, die mittlere Temperatur ist dann 55° F. Den Winter bilden Juni, Juli und August mit einer Durchschnitts-Temperatur von 47° F. Die Flora ist entschieden australisch und mit der der Colonie Victoria fast identisch; die Wälder strotzen vom herrlichsten, werthvollsten Bauholze: der Blue Gum (*Eucalyptus globulus*), der jetzt bei uns so viel gerühmt wird, erreicht eine Höhe von oft über 100 Meter, und die nur hier anzutreffende bekannte Huon-Fichte (*Dacrydium Franklini*) ist nicht nur als kostbares Material für Möbeltischler, sondern auch als Schiffsbauholz gesucht und geschätzt.

Auch die heimische Thierwelt entspricht allenthalben der des benachbarten Australcontinents.

Der letzte officiële Census der Bevölkerung fand allerdings bereits am 7. Februar 1870 statt und betrug

99.328 Seelen (52.853 männliche und 46.475 weibliche). Am 31. December 1877 ward die Bevölkerung auf 107.104 Seelen geschätzt (56.523 männliche und 50.581 weibliche). Am 31. December 1879 soll sie 1,990.785 Einwohner (1,099.706 männliche und 891,079 weibliche) betragen haben.

Der Nationalität und Geburt nach vertheilten sich die Bewohner im Jahre 1870 wie folgt:

59.119 waren im Lande geboren, 1793 in anderen Colonien, 37.145 stammten aus Grossbritannien und Irland, 506 waren Deutsche, 235 aus anderen europäischen Staaten ausser England und Deutschland, 143 waren Amerikaner, 128 waren in Ostindien geboren; die übrigen stammten aus verschiedenen anderen Ländern.

Die Gesamtzahl der Häuser oder Wohnungen betrug 20.364, von denen 7844 aus Ziegeln gebaut waren, 12.421 aus Holz oder Eisen und 99 aus Segelleinwand. Bewohnt waren 18.048, leer standen 2146, im Bau begriffen 170.

Nach dem Census im Februar 1870 gehörten der englischen Kirche 53.047 Einwohner an; die römisch-katholische Kirche zählte 22.091, die schottische 6644, die freie schottische Kirche 2420; Methodisten zählte man 7187, Indicenten 3931, Baptisten 931, Juden 232, Angehörige der Gesellschaft der Freunde 82, Mohamedaner und Heiden 4, anderen Secten angehörig 2759.

Die englische Kirche hat nach späteren Erhebungen 100 Gotteshäuser, in denen 16.000 Bekenner Platz finden. Der gegenwärtige Bischof ist Se. Ehrwürden Charles Henry Bromby.

Die römisch-katholische Kirche zählt 32 Gotteshäuser, in denen 12.000 Bekenner Platz haben, ferner 80 Sonntagsschulen mit 263 Lehrern und 3000 Schülern.

Im Ganzen zählt die Colonie 316 Kirchen und Capellen, mithin ein Gotteshaus für 314 Personen.

Sonntagsschulen sind 112 vorhanden mit 460 Lehrern und 652 Lehrerinnen und 10.011 Schülern (4645 Knaben und 5366 Mädchen).

Auch für eine bessere Erziehung ist durch Lyceen und Gymnasien gesorgt.

Nach dem letzten Census konnten 29.444 Personen oder 29.64 Percent der Gesamtbevölkerung nicht lesen.

An Hospitälern aller Art, an Armenhäusern u. s. w. ist kein Mangel, doch werden letztere meist nur von ganz alten, gebrechlichen, arbeitsunfähigen Leuten aufgesucht.

Der Ackerbau beschäftigt sich hauptsächlich mit der Production von Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Erbsen und Bohnen. Auch Hopfen wird mit Erfolg angebaut und geerntet. Früchte aller Art wachsen in vorzüglicher Güte und üppiger Fülle, namentlich Kirschen, Pflaumen, Quitten, Aepfel, Maulbeeren, Pfirsiche, Aprikosen, Wallnüsse, Haselnüsse, Mandeln, Feigen, Stachelbeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren und Weintrauben. Das Einsieden der Früchte keinen unwesentlichen Theil der heimischen Industrie.

Im Jahre 1877 wurden aus Tasmanien 3,756.719 Pfund eingesottene Früchte im Werthe von 147.289 Pfd. Sterling ausgeführt. In derselben Zeit verschickte man 149.021 Scheffel Früchte im Werthe von 46.719 Pfd. Sterling aus dem Lande.

Den Erhebungen des Ackerbau-Ministeriums nach waren in den Jahren 1877—1878 332.558 Acker unter Cultur, von denen 46.719 mit Weizen, 4283 mit Gerste, 21.883 mit Hafer, 5374 mit Erbsen, 472 mit Bohnen, 118 mit Wicken, 8336 mit Kartoffeln, 2301 mit Rüben, 116 mit Möhren, 1124 mit Mangelwurzel, 72 mit Zwiebeln, 2054 mit Futtergräsern, 29.440 mit Heu, 656 mit Hopfen bestanden waren. Zu Küchen- und Obstgärten waren eingerichtet 6318, 120.376 waren in Wiesen verwandelt, brach lagen 25.469 Acker, unter verschiedenen Culturen im Ganzen 73.638 Acker.

Der Gesamtertrag bezifferte sich wie folgt: Es wurden geerntet: Weizen 840.426 Buschel (1 bushel = 36½ Liter) Gerste 86.840, Hafer 488.360, Kartoffeln 27.106 Tonnen, Heu 33.331 Tonnen, Hopfen 796.839 Pfund. Es entfielen im Durchschnitte auf den Acker: Weizen 18.11 Buschel, Gerste 20.27, Hafer 27.03, Kartoffeln 3.02 Tonnen, Heu 1.13 Tonnen, Hopfen 12.11 Pfund.

An Früchten wurden geerntet 153.812 Buschel Aepfel, 23.148 Buschel Birnen, 40.272 Pfund Himbeeren. In Port Sorrell wurden 3300 Pfund Senfkörner gewonnen.

Man zählte zu derselben Zeit in Tasmanien 22.195 Pferde, 126.882 Rinder, 1,818.125 Schafe, 55.652 Schweine, 2437 Ziegen, 4 Maulthiere und 11 Esel.

Der eine Zeit lang arg vernachlässigte Bergbau hat neuen Aufschwung durch die 1872 entdeckten grossen Zinnlager bei Mt. Bishoff im nordwestlichen Theile der Insel und durch am Flusse Tamar erschlossene nicht unbedeutende Eisenerzgruben erfahren. Zinnerz von Mt. Bishoff soll 70 bis 80 Percent reines Zinn enthalten. Im Jahre 1877 konnte bereits Zinn im Werthe von 297.000 Pfd. St. ausgeführt werden.

Gold wurden im Jahre 1877 10.278 Unzen im Werthe von 41.861 Pfd. St. gewonnen.

Nicht minder baut man in der Nähe von Mt. Ramsay auf Wismuth, welches zu den reichsten Erzen gehören soll. Kupfer, Blei und Antimon werden ebenfalls gegraben. An Braun- und Steinkohle ist Ueberfluss.

Alle einigermaßen bedeutenden Ortschaften der Colonie sind durch Telegraph mit einander verbunden; es bestanden Ende 1879 70 Stationen mit zusammen 500 Kilometer Drahtlänge. Nach der Colonie Victoria ist ein unterirdisches Kabel gelegt.

In Betrieb sind in Tasmanien die Strecken der Lannceston- und Western-Eisenbahn, welche Deloraine, Westbuuy, Longford, Perth und Evandale mit Lannceston verbindet und sich an die von Hobarttown nach Lannceston führende Hauptlinie anschliesst, und endlich die Morsey-Deloraine-Bahn, welche den Fluss Mersey mit Deloraine verbindet.

Die Colonie besitzt eine Flotte von 199 Segelschiffen, 12 Walfischfahrern und 14 Dampfern.

Die Walfischfänger, welche einen Gesamtgehalt von 3295 Tonnen haben und 324 Menschen beschäftigen, brauchten im Jahre 1877 451 Tonnen Thran im Werthe von 31.605 Pfd. St. ein.

Die Jahreseinnahmen betragen im Jahre 1877 361.771 Pfd. St., die Zolleinnahmen 201.066 Pfd. St., die Ausfuhr 1,416.916 Pfd. St. An Wolle allein wurden 8,016.396 Pfund im Werthe von 552.885 Pfd. St. aus-

geführt. Die Einfuhren beliefen sich auf 1,308.671 Pfd. Sterling.

Ausfuhr-Artikel sind ausser den genannten: Rinde, Kleie, Butter, Käse, Mehl, Früchte (eingemacht und frisch), Gold, Weizen, Hafer, Gerste, Häute, Felle, Leder, Hopfen, Pferde, Schafe, Talg, Thran, Gemüse, Kaninchen (im Jahre 1877 709.572 Stück im Werthe von 5110 Pfd. St.) und Aale.

Das Klima von Tasmanien eignet sich besonders für den Hopfenbau. Es wird deshalb nicht wenig Bier gebraut, das meist nach Neusüdwaales und Victoria verschickt wird. — Die Colonie zählte 19 Brauereien, 105 Gerbereien, 5 Seifen- und 6 Lichterfabriken, 10 Fruchtsiedereien, 54 Sägemühlen, 41 Etablissements, in denen Ackergeräthe verfertigt werden, 12 Wagenfabriken, 8 Eisengiessereien, 32 Dampfmühlen, 40 Wassermühlen, 3 Töpfereien, 3 Zinnschmelzen und seit 1874 eine Tuchfabrik, welche vorzügliche Waaten erzeugt und welcher, weil sie die erste im Laude war, durch das Parlament eine Gratification von 1000 Pfd. St. gewährt worden ist.

Die Landesvertheidigung ist in den Händen eines 300 Mann zählenden freiwilligen Schützencorps und zweier Artillerie-Brigaden, deren jede etwa 100 Mann zählt. Das Parlament besteht aus einem Oberhaus (*Legislative Council*) und einem Unterhaus (*House of Assembly*), ersteres aus 16, letzteres aus 32 Mitgliedern zusammengesetzt. Gouverneur ist gegenwärtig Se. Exc. Frederick Aloysius Weld, General-Capitän, Vice-Admiral u. s. w., der eine Jahreseinnahme von 3500 Pfd. St. bezieht. Das Cabinet besteht aus vier Ministern.

DIE AUSFUHR-PRODUCTE BRITISH-INDIENS.

Von J. E. O'Conor.¹⁾

Von den 650 Millionen Gulden, welche den Werth der Ausfuhr British-Indiens im Jahre 1879—80 repräsentiren, entfallen kaum 39 Millionen, also etwa 6 Percent der gesammten Ausfuhr auf Industrieproducte, darunter 16.2 Millionen auf Baumwollwaaren, 12 auf Jutefabrikate, 2.3 auf Seidenmanufacte, 3.7 auf verarbeiteten Lac und 1.5 Millionen auf Wollenwaaren.

Die bedeutendste der indischen Industrien, die Baumwoll-Industrie, hatte, wenn schon die Ausfuhrziffern für 1879—80 namhafte waren, ein schlechtes Jahr zu verzeichnen; die grossen Exportmengen rührten zumeist von Vorräthen her, die zu verlustbringenden Preisen veräussert wurden. Als eine der Ursachen, weshalb die Spinnereien Bombays nicht floriren, mag der hohe Preis des Rohproductes in Folge der gesteigerten Nachfrage für den Export bezeichnet werden.

An Garnen wurden ausgeführt:

| | lbs. | Rs. ²⁾ |
|-------------------|------------|-------------------|
| 1875—76 | 6,228,511 | 2,669,514 |
| 1876—77 | 7,926,710 | 3,673,028 |
| 1877—78 | 15,600,291 | 6,820,585 |
| 1878—79 | 21,332,508 | 8,864,812 |
| 1879—80 | 25,462,474 | 11,092,336 |

Der Werth der Ausfuhr an Geweben betrug:

| | Rs. |
|-------------------|-----------|
| 1875—76 | 3,964,722 |
| 1876—77 | 4,450,794 |
| 1877—78 | 4,606,738 |
| 1878—79 | 5,114,980 |
| 1879—80 | 5,125,132 |

Auch die Jute-Industrie der Provinz Bengalen hatte unter der Preiszunahme der rohen Jute zu leiden. Die Ausfuhr werthete:

| | 1875—76 | 1876—77 | 1877—78 |
|----------------------------|------------|------------|-----------|
| | Rs. | Rs. | Rs. |
| Säcke | 4,428.603 | 6,464.808 | 7,296.686 |
| Jutestoffe | 447.542 | 694.643 | 356.100 |
| Andere Manufacte | 25.668 | 35.325 | 58.484 |
| | 1878—79 | 1879—80 | |
| | Rs. | Rs. | |
| Säcke | 10,426.891 | 11,321,779 | |
| Jutestoffe | 525.646 | 606.913 | |
| Andere Manufacte | 31.804 | 24.927 | |

Die Seiden-Industrie zeigt einen kleinen Aufschwung gegenüber dem Vorjahre, der Werth der Ausfuhr von Seidenwaaren stieg von 1,764.582 auf 2,285.024 Rupien; gleichwohl fällt es den Seidenweberciern Bombays schwer, die Concurrenz mit Frankreich in den von den Eingebornen meist consumirten billigen Geweben zu bestehen.

Lac wird fast ausschliesslich in verarbeitetem Zustande, u. zw. in der Form von Shelllac, Knopflac und *lacye* ausgeführt. Der wichtigste Markt für das erstgenannte Product ist Amerika. Die starke Nachfrage dortselbst hat die Notirungen im letzten Jahre auf eine namhafte Höhe gebracht. An Shelllac wurde ausgeführt:

| | Cwt. | Rs. |
|-------------------|--------|-----------|
| 1878—79 | 64.498 | 2,224.843 |
| 1879—80 | 49.540 | 3,040.855 |

Von den 1,465.141 Rs., die den Werth der Wollenwaaren-Ausfuhr bezeichnen, entfielen 888.382 Rs. auf Shawls, gegen 1,240.116 Rs. im Jahre 1878—79. Seit dem Jahre 1870 ist der Shawlhandel, an dem sich fast ausschliesslich Frankreich und die Vereinigten Staaten betheiligen, in entschiedener Decadence begriffen. Auch in den Vereinigten Staaten zeigt sich eine starke Abnahme in der Shawleinfuhr seit der Handelskrise 1876; insbesondere gilt dies von werthvolleren Sorten, während für Rämpür-Shawls gesteigerte Nachfrage besteht.

Die übrigen aus Indien exportirten Fabrikate: Bekleidungsgegenstände, Curiositäten, Möbel, Seilerwaaren, Juwelen, Leder, Metallwaaren, Parfums, Seifen und Tabakfabrikate sind in den Ausfuhrlisten bisher noch durch ganz unbedeutende Ziffern vertreten.

Einige neue industrielle Etablissements sind im Laufe des letzten Jahres in's Leben getreten, die, wenn schon ihre Erzeugnisse nur für den inländischen Markt bestimmt sind, zu prosperiren scheinen. Wir nennen die grosse Papierfabrik zu Lucknow, eine andere vom Maharájá Sindia zu Gwalior errichtete, die chemischen Fabriken in Rangoon und Calcutta, sowie die Schafwoll-Spinnerei im Punjab. Die Seifensiedereien in Cawnpore arbeiteten auch im abgelaufenen Jahre mit günstigen Resultaten.

¹⁾ Der eben in Calcutta erschienenen „*Review of the Maritime Trade of British-India*“ entnommen.

²⁾ 1 Ruple = 1 s. 9 d.

Die Rohproducte, die zur Ausfuhr gelangen, lassen sich in die nachstehenden drei grossen Gruppen bringen.

1. Droguen, Nareotica, Medicinen, Parfums, Oele, Gewürze.
2. Nahrungsmittel im engeren Sinne.
3. Rohprodnete für Fabrikationszweeke.
4. Thee, Kaffee und Zucker.

Aus der ersten Gruppe heben wir die folgenden Artikel hervor, welche im letzten Jahre durch nachstehende Werthziffern vertreten waren.

| | Rs. |
|---------------------------------|-------------|
| Opium | 143,233.143 |
| Droguen und Medicinen | 1,059.373 |
| Oele | 5,694.532 |
| Gewürze | 2,955.317 |
| Tabak | 1,167.025 |

Der Antheil der Gesamtexporte, der auf diese Gruppe entfällt, beträgt 23.76 Percent.

Die nachstehende Zusammenstellung zeigt Quantität und Werth der Opium-Ausfuhr in den letzten 5 Jahren:

| | lbs. | Rs. |
|-------------------|-----------|-----------|
| 1875—76 | 1,401.506 | 5,161.570 |
| 1876—77 | 1,329.599 | 5,702.291 |
| 1877—78 | 1,512.819 | 7,035.493 |
| 1878—79 | 1,417.893 | 7,769.036 |
| 1879—80 | 1,310.569 | 4,159.614 |

Die Werthzunahme in der Ausfuhr von Droguen, welche gegenüber den Ergebnissen des Vorjahres mehr als 400.000 Rs. betrug, rührt fast ausschliesslich von der Chin ar i n d e n - A u s f u h r her.

In der Umgebung von Darjeeling waren im Jahre 1879 2174 acres der Cinchonacultur zugewendet, und zählten diese Regierungspflanzungen an 5 Millionen Pflanzen. Die Nilgiri-Plantagen hatten 1,100.000, jene zu British Birma 100.000 Pflanzen. In Darjeeling wird der Rinde an Ort und Stelle das Alkaloid entzogen und so ein kräftiges Heilmittel gewonnen, welches dort um 20 Rs. per Pfund verkauft wird, während das importirte 90 Rs. per Pfund kostet. Im vorigen Jahre wurden 9434 Pfund des Alkaloides erzeugt, die theils in den öffentlichen Spitälern und Apotheken Verwendung fanden, theils an Private hintangeben wurden. Dieses billige und wirksame Substitut für importirtes Chinin hat insbesondere im Herbst des Jahres 1879 gelegentlich der mit grosser Heftigkeit in den Nordwest-Provinzen und im Punjab aufgetretenen Fieberepidemie vorzügliche Dienste geleistet. In Darjeeling wird gegenwärtig zunächst C. succirubra gezogen, doch wendet man gegenwärtig auch der Verbreitung der werthvolleren C. Calisaya grosse Aufmerksamkeit zu. In den Nilgiri-hügeln wird die Chinarinde als solche zur Ausfuhr gebracht. Dort sowie in Darjeeling hat sich auch die Privatindustrie dieser Culture bemächtigt, und bestanden in Darjeeling allein im Jahre 1879 Privaten gehörige Cinchonagärten im Ausmasse von 1800 Acres. Auch deren Erzeugniss ging in Form der Rinde nach England.

Die Ausfuhr an Oelen betrug:

| | 1875—76 | 1876—77 | 1877—78 |
|-------------------------------|-----------|-----------|-----------|
| Quantität { Gallons | 3,459.858 | 3,040.465 | 2,090.535 |
| { Cwt. | 106.082 | 194.518 | 181.950 |
| Werth Rs. | 4,235.829 | 3,777.396 | 3,715.521 |

| | 1878—79 | 1879—80 |
|-------------------------------|-----------|-----------|
| Quantität { Gallons | 3,319.166 | 4,205.815 |
| { Cwt. | 62.685 | 85.526 |
| Werth Rs. | 5,375.787 | 5,694.532 |

Den wichtigsten Artikel dieser Art bildet das Castor-Oel, von dem grosse Quantitäten von Calcutta nach Australien gehen.

Der zweiten Gruppe der Export-Producte, welche mit 15.58 Percent an der Gesamt-Ausfuhr participirt, gehören Getreide mit 98,608.984, andere Nahrungsmittel mit 2,060.505 Rs. an.

Die fallenden Preise, der geringere Bedarf für das Inland und die guten Ernten haben eine Zunahme des Reis-Exportes in den letzten Jahren mit sich gebracht. In Birma werden alljährlich neue Landstrecken der Reis-Cultur zugeführt; im östlichen Bengalen wird der Ausbau des Bahnnetzes den Reis-Transport nach Calcutta erleichtern. Diese Gebiete sind noch nie von Hungersnoth heimgesucht worden und dürften in Hin-kunft völlig in der Lage sein, bei lohnenden Preisen den Reisbedarf des Landes zu decken.

Die Weizen-Ausfuhr des Jahres 1879—80 betrug mehr als das Doppelte jener des Jahres 1878—79, wengleich sie sich weit unter den Quantitäten der Jahre 1876—77 und 1877—78 hielt. Die Rentabilität der Weizen-Ausfuhr Indiens hängt nicht allein von den Verschiffungen der Vereinigten Staaten nach England sondern auch von den Frachten und Cultur-Verhältnissen ab.

Aus der dritten Gruppe, deren Antheil am Jahres-Export 46.7 Percent beträgt, nennen wir:

| | Rs. |
|----------------------------|-------------|
| Kautschuk | 1,031.394 |
| Baumwolle | 111,454.528 |
| Indigo | 29,472.265 |
| Myrabolams | 1,580.818 |
| Gummen und Harze | 2,832.219 |
| Häute und Felle | 37,380.052 |
| Jute | 43,700.325 |
| Salpeter | 4,697.468 |
| Sämereien | 46,858.929 |
| Seide | 5,161.570 |
| Holz | 3,254.820 |
| Wolle | 10,959.723 |

Die Baumwollen-Ausfuhr zeigte, wenn schon sie die Ziffern von früheren Jahre bei weitem nicht erreichte, grossen Aufschwung gegenüber dem Jahre 1878—79. Die Preise erfuhren namhafte Steigerungen, desgleichen nahm die Nachfrage für die Deckung des Bedarfes der Continental-Häfen zu.

In den letzten fünf Jahren betrug der Baumwollen-Export Indiens:

| | 1875—76 | 1876—77 | 1877—78 |
|------------------------|-------------|-------------|-------------|
| Quantität Cwt. | 5,009.788 | 4,559.914 | 3,459.077 |
| Werth Rs. | 132,789.635 | 117,461.836 | 93,835.340 |
| | | 1878—79 | 1879—80 |
| Quantität Cwt. | | 2,966.060 | 3,948.476 |
| Werth Rs. | | 79,130.458 | 111,454.528 |

Im Jute-Export, welcher sich speciell nur auf Bengalen beschränkt, wird abermals ein namhafter Aufschwung verzeichnet. Während der Winter-Saison stiegen

die Preise zu solcher Höhe, dass die Geschäfte der indischen Jute-Spinnereien in's Stocken geriethen.

Die Jute-Ansfuhr betrug:

| | 1875-76 | 1876-77 | 1877-78 |
|------------------------|------------|------------|------------|
| Quantität Cwt. | 5,206.570 | 4,533.255 | 5,450.276 |
| Werth Rs. | 28,053.396 | 26,366.466 | 35,187.137 |
| | | 1878-79 | 1879-80 |
| Quantität Cwt. | | 6,021.382 | 6,680.670 |
| Werth Rs. | | 38,004.263 | 43,700.325 |

Wie bei früheren Anlässen bemerkt, erfreut sich in Bengalen die Seiden-Industrie keiner günstigen Entwicklung; dagegen zeigt Dehra Doon alle Chancen für den Erfolg der dort von Engländern in's Leben gerufenen Seiden-Eilanden. Klima und Bodenbeschaffenheit scheinen sich dort ganz vorzüglich für die Maulbeerzucht und Seidenproduction zu eignen.

Die Ausfuhr Indiens an Rohseide, Seidenabfall und Cocons betrug:

| | 1875-76 | 1876-77 | 1877-78 |
|--------------------------|-----------|-----------|-----------|
| Quantität lbs. | 1,310.569 | 1,417.893 | 1,512.819 |
| Werth Rs. | 4,159.614 | 7,769.036 | 7,035.493 |
| | | 1878-79 | 1879-80 |
| Quantität lbs. | | 1,329.599 | 1,401.506 |
| Werth Rs. | | 5,702.291 | 5,161.570 |

In der Ausfuhr von Wolle zeigt sich eine Abnahme der Quantität, die durch den Mangel an verfügbaren Transportmitteln in Folge des Krieges erklärt wird; gleichwohl stieg, wie nachstehende Tabelle zeigt, der Werth der Ausfuhr:

| | 1875-76 | 1876-77 | 1877-78 |
|--------------------------|------------|------------|------------|
| Quantität . . . lbs. | 23,767.692 | 24,056.767 | 23,075.323 |
| Werth Rs. | 10,942.002 | 10,773.720 | 9,436.448 |
| | | 1878-79 | 1879-80 |
| Quantität lbs. | | 26,568.518 | 26,368.794 |
| Werth Rs. | | 10,584.574 | 10,959.723 |

Auf die letzte Gruppe übergehend, sei vor Allem des Theehandels gedacht. Aus der untenstehenden Thee-Export-Tabelle geht das namhafte Sinken der Theepreise im letzten Jahre hervor.

| | 1875-76 | 1876-77 | 1877-78 |
|-------------------------|------------|------------|------------|
| Quantität . . . lbs. | 24,361.599 | 27,784.121 | 33,459.975 |
| Werth Rs. | 21,664.168 | 26,074.251 | 30,445.713 |
| | | 1878-79 | 1879-80 |
| Quantität lb. | | 34,432.573 | 38,174.521 |
| Werth Rs. | | 31,384.235 | 30,510.200 |

Enorme Vorräthe in London, grosse Zufuhr aus China und der steigende Thee-Export Indiens brachten vereint die Theepreise auf den niedrigsten Stand. Zeigen sich gegenwärtig schon bessere Chancen, so mag immer noch mit Bestimmtheit behauptet werden, dass der Theebau in Indien in Hinkunft nur dann günstige Erfolge geben wird, wenn die Theepflanzen ökonomischer bearbeitet und die Commissionskosten verringert werden, des weiteren auch der Packung und dem Gewichte der Päckchen mehr Aufmerksamkeit zugewendet wird.

Die Kaffee-Ausfuhr betrug:

| | 1875-76 | 1876-77 | 1877-78 |
|------------------------|------------|------------|------------|
| Quantität Cwt. | 371.986 | 302.489 | 297.327 |
| Werth Rs. | 16,270.267 | 13,458.217 | 13,384.992 |
| | | 1878-79 | 1879-80 |
| Quantität Cwt. | | 341.156 | 359.213 |
| Werth Rs. | | 15,436.427 | 16,267.465 |

Eigenthümlich ist, dass Frankreich das stärkste Absatzgebiet für Kaffee, nur wenig von dem indischen Producte bezieht, sondern London, wie für Thee, so auch für indischen Kaffee den bedeutendsten Markt bildet.

An Zucker exportirte Indien:

| | 1875-76 | 1876-77 | 1877-78 | |
|---------------------|---------------------|-----------|-----------|-----------|
| Raffinirt | Quant. cwt. | 107.208 | 674.627 | 477.128 |
| | Werth Rs. | 1,104.274 | 7,257.281 | 4,974.679 |
| | | | 1878-79 | 1879-80 |
| | Quant. cwt. | | 51.043 | 44.963 |
| Nicht raffinirt | Werth Rs. | | 696.792 | 591.652 |
| | | 1875-76 | 1876-77 | 1877-78 |
| | Quant. cwt. | 313.554 | 418.998 | 366.997 |
| | Werth Rs. | 1,435.100 | 1,994.680 | 2,483.834 |
| | | 1878-79 | 1879-80 | |
| Quant. cwt. | | 228.713 | 279.616 | |
| Werth Rs. | | 1,346.808 | 1,467.061 | |

Das Gros der Ausfuhr bestand demnach in rohem Zucker. In Behar wurde eine Zuckerfabrik mit europäischer Einrichtung erbaut, welche in der dortigen Gegend eine Zunahme der Cultur des Zuckerrohres herbeiführte. Auch einige Eingeborne haben das rationelle fremdländische Verfahren der Zuckergewinnung statt dem veralteten in Indien üblichen adoptirt und damit günstige Resultate erzielt.

MISCELLLEN.

Die Leipziger Handelskammer über den trans-oceanischen Handel Deutschlands. Wir entnehmen die nachstehenden Bemerkungen, die auch für uns viel des Wahren und Beherzigenswerthen enthalten, dem eben erschienenen Jahresberichte der Leipziger Handelskammer: „Je mehr zur Zeit der Verkehr mit den Nachbarstaaten durch Zollschranken behindert ist, desto nachdrücklicher macht sich für die deutsche Industrie, welche fast in allen ihren Zweigen auf den Export angewiesen ist (?), das Bedürfniss geltend, ihr Absatzgebiet in überseeischen Ländern zu erweitern. In dieser Hinsicht können wir nicht umhin, hier eine Mahnung auszusprechen, deren Nothwendigkeit sich uns wiederholt aufgedrängt hat. Deutsche Waare begegnet in fremden Ländern nur zu häufig einem schwer überwindlichen Misstrauen, und der Grund dieses Misstrauens liegt, wie aus mannigfachen Berichten von Consulaten, von deutschen Kaufleuten im Auslande und sonstigen Zeugnissen hervorgeht, in üblen Erfahrungen, welche man früher, zum Theile noch bis in die jüngste Zeit herab, mit aus Deutschland eingeführten Waaren gemacht hat: zu geringes Mass, schlechtere Qualität im Inneren des Stückes als am sogenannten Schau-Ende, sonstige verborgene Fehler, Lieferung von stückfarbigem Tuche, welchem der Schein von in der Wolle gefärbtem gegeben ist, Verwendung ungeeigneten Materiales u. s. w. Jedem nicht ganz kurz-sichtigen Fabrikanten leuchtet sofort ein, dass solches Haschen nach verhältnissmässig kleinem, jedenfalls aber unredlichem Gewinn sich nach kurzer Zeit rächen muss, indem der einmal getäuschte Abnehmer sich wohl hütet, zum zweiten Mal so unvorsichtig zu sein, vielmehr die Geschäftsverbindung einfach abbricht. Das Schlimmste dabei ist, dass, wenn es dem einzelnen Fsbrikanten vielleicht gelingen mag, sein unredliches Gebahren längere

Zeit hindurch fortzusetzen, indem er immer wieder andere Opfer dafür aufsucht, doch jedenfalls der ganze Industriezweig, dem er angehört, auf die Dauer dadurch geschädigt wird, und dass so die Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden müssen. Wir glauben deshalb, dass solchem Gebahren nicht scharf genug entgegengetreten werden kann, und wir werden im Interesse der redlichen Industrie gerne die Hand dazu bieten, es unnachlässiglich zu entlarven. Aber auch abgesehen von solchen unredlichen Manipulationen, welche — zur Ehre der deutschen Industrie sei es gesagt — doch nur vereinzelt Firmen zur Last fallen, scheinen beim Exporte nach überseeischen Ländern nicht überall die richtigen Wege eingeschlagen zu werden. Nur zwei Wahrnehmungen wollen wir hier anführen, welche uns aus Anlass der jüngsten Beziehungen zu Neu-Südwesten mehrfach entgegengetreten sind. Die eine besteht darin, dass die deutschen Waaren oft in sehr mangelhafter Weise verpackt werden; einestheils so, dass sie einen wenig empfehlenden Anblick bieten; z. B. die einzelnen Stücke in Maculatur gewickelt, mit schlechtem Bindfaden geschnürt u. dgl., andernteils so locker und mit zu wenig Schutzmitteln, so dass ein grosser Theil zerbrochen, durch Seewasser oder durch Reibung beschädigt am Orte der Bestimmung anlangt. Ein weiterer Fehler ist, dass die exportirenden Fabrikanten, welche doch im inländischen Handel und im Verkehre mit den Nachbarstaaten bedeutende Summen für Bereisen der Kundschaft aufzuwenden und im Creditgewähren nur zu freigebig zu sein pflegen, im Verkehre mit noch fremden Gebieten oft die Kosten einer tüchtigen Vertretung scheuen und, im Bewusstsein der dadurch bedingten Unsicherheit, Zahlung noch vor Empfang der Waare fordern, oder sonstige kaum annehmbare Bedingungen stellen. In der Regel wird es für den Fabrikanten der einfachste, sicherste und auf die Dauer auch der vortheilhafteste Weg sein, sich der Vermittlung eines der Exporthäuser in Deutschland selbst zu bedienen, welche, mit dem erforderlichen Capital, mit zuverlässigen Verbindungen und mit allen nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, Delcredere gewähren und die nöthigen Müheleistungen mit dem geringsten Aufwande leisten, beziehungsweise vermitteln kann. Wird aber in dem Exportlande selbst ein Vertreter gewählt, so muss man diesem auch durch entgegenkommendes Verhalten die Möglichkeit gewähren, allmählig in das Geschäft zu kommen.⁴

Ein Oesterreicher in der chinesischen Tuchfabrik zu Lan-chou-fu. Man schreibt uns aus Shanghai: Herr H. Mandl aus Wien, der einige Jahre hindurch provisorisch bei den kaiserlich chinesischen Seezöllen bedienstet war, erhielt Ende vorigen Jahres ein vortheilhaftes Engagement als Dolmetsch für die in Lan-chou-fu, der Hauptstadt von Kan-suh, der nordwestlichsten Provinz Chinas, von dem dortigen Vice-Könige Tso-Tsungtang errichteten Tuchfabrik, über die Sie in Ihrem Blatte seinerzeit berichteten.¹⁾ Obwohl Herr Mandl keine uns unbekanntes Gebiete bereisen wird — dieselben wurden von Freiherrn von Richthofen nach allen Richtungen durchforscht, und die Expedition des Grafen Széchényi hat durch ihren längeren Aufenthalt hieselbst die Erforschungen des

Ersteren ergänzt — dürften die Berichte dieses Oesterreichers für die Leser Ihres Blattes einiges Interesse haben. Es liegt uns ein kurzes Schreiben vom 22. Februar aus Hsiang-yang-fu — einer Präfecturstadt am Han-Flusse, einem Nebenflusse des Yang-tze, 32° 06' Br., 113° 05' L. — vor, in welchem Herr Mandl mittheilt, dass sich zwischen Hankow und Hsiang-yang-fu sechs Likin-²⁾ Stationen flussaufwärts (also für ausländische Waaren) und bloss drei flussabwärts (für einheimische Producte) befinden. Der Reisende hatte interessante Daten über Tarife und Ertrag dieser Aemter erlangt, und beabsichtigt diese, sowie werthvolle Mittheilungen über Transportmittel und Mandarin-Expresungen aus Ping-liang-fu und Liang-chou-fu einzusenden. Die Erlangung dieser Daten wird für den ausländischen Handel in jenen Absatzgebieten Chinas von grossem Werth sein. Die im letzten Herbste in Peking stattgefundenen Conferenzen der Vertreter der fremden Mächte beschäftigten sich hauptsächlich mit der Frage der Inland-Besteuerung und sie blieben zum Theile, in Folge des Mangels an irgend welchem verlässlichen statistischen Materiale, resultatlos.

J. H.

LITERATUR-BERICHT.

Josef R. v. Schedas **Generalkarte der Balkanländer**, enthaltend die Fürstenthümer Rumänien, Serbien und Montenegro, Bosnien und die Herzegowina, Bulgarien und Ost-Rumelien, die türkischen Provinzen in Europa, Griechenland, nebst Plan von Constantinopel. 13 Bl. 1:864.000. Von A. Steinhauser nach den neuesten officiellen Materialien gänzlich umgearbeitete Auflage 1880. Preis complet 9 fl. Wien, Artaria.

Diese Karte, welche von der Bukowina und Ungarn bis zur Insel Candia im Süden und von Fiume im Westen bis zur Linie Odessa-Ismid-Insel Rhodus im Osten sich ausdehnt, hat gegen die erste Auflage eine fast gänzliche Neubearbeitung erfahren. Durch den Orientkrieg, sowie durch die zur Detail-Feststellung der Grenzen der im Berliner Vertrage normirten Gebiets-Veränderungen abgesendeten Militär-Commissionen ist für die Topographie der Balkanländer viel neues und zuverlässiges Materiale gewonnen worden, das in der Karte fleissig benützt wurde. Das Terrain ist in brauner Schummerung ausgeführt, die Schrift und Situation in schwarzem Druck. Der Massstab, ungefähr dreimal kleiner als jener des k. k. militär-geographischen Instituts, gestattet, hinreichendes Detail zu bringen, ohne dass dadurch die Karte an Uebersichtlichkeit verliert. Für die richtige Auswahl desselben bürgt der Name eines so ausgezeichneten Kartographen wie Regierungsrath Steinhauser vollständig. Wenn wir an der Karte etwas tadeln sollten, so wäre es die Ausführung des Karst-Terrains in Bosnien, welches allzu grell ausgefallen ist, die Schrift zu sehr deckt und unleserlich macht. Eine sehr dankenswerthe Beigabe zur Karte bildet ein detaillirter und technisch schön ausgeführter Plan der Umgebung von Constantinopel in 1:28.800, welcher einen grossen Theil des Bosphorus, das ganze Thal der süssigen Wässer und Scutari umfasst und alle merkwürdigen Gebäude der weit ausgedehnten Hauptstadt des türkischen Reiches hervorhebt. F. v. Le Monnier.

²⁾ Likin sind besondere Taxen, die bei der Einfuhr oder Durchfuhr der Waaren in den einzelnen Präfecturen erhoben werden, und deren Ertrag nominell zum Unterhalte der Armee verwendet wird.

¹⁾ Siehe Nummer 2, Jahrgang 1879 unseres Blattes.

sterbend oder die Samenkapsel abwerfend. Diese ist von ovaler Form, etwa zwei Zoll Länge, und gelber Farbe, grossen Datteln ähnlich, doch von einer harten, faserigen Hülle umschlossen. Im Zustande der Reife öffnen sie sich und zeigen die Kapsel in drei Doppeltheile getheilt und in ganzen Reihen den Samen enthaltend, der die Grösse kleiner Bohnen hat. Jedes Samenkorn ist mit einer lichtblauen, seidenartigen Hülle bedeckt. Während unserer Reise längs der Küste hatten wir oft Gelegenheit, uns von der Richtigkeit der Aussagen der Reisenden zu überzeugen, die sich auf das von diesem Baume gelieferte Trinkwasser beziehen — Aussagen, die ich früher stets etwas skeptisch aufnahm. Wir fanden, dass aus dem unteren Theile der Blattstiele, wenn man in denselben einen Speer oder spitzen Stab einführt, ein Strahl guten, kühlen Süsswassers uns entgegensprudelte, von dem, wenn die Stiele nach abwärts gebogen wurden, eine grosse Schale voll aufgefangen werden konnte. Ein Längenschnitt in dem Blattstiel macht einen etwa $\frac{1}{4}$ Zoll breiten Canal sichtbar, der sich vom Blatte selbst an der Innenseite des Stieles hinabzieht und das an der kühlen Oberfläche des Blattes aus der Atmosphäre condensirte Wasser aufnimmt. Der Blattstiel hat Zellengewebe wie jene der Banane. Nach stundenlangen Märschen in schwerem Sande unter glühender Sonne nimmt der Wanderer dankbar das Wasser dieser lebenden vegetabilischen Brunnen zu sich, das auch von den Dorfbewohnern vielfach benützt wird. Aber die Wasserversorgung ist nur Einer der vielen Zwecke, denen dieser herrliche Baum dient. Längs der ganzen Ostküste werden die Hütten aus leichtem Balkenwerke verfertigt, das man mit den mittleren zu einer Art Matte vereinigten Blatttrippen des „Traveller Trees“ in der Art, wie man den Papyrus oder Zozöro in Imérina verwendet, ausfüllt. Eine solche Matte bildet auch das verschiebbare Thor der Vorder- und Rückseite des Hauses. Der Fussboden wird aus der Rinde des benannten Baumes verfertigt, während das Blatt gutes, dauerhaftes Dachdeckungs-Material liefert. Die grünen Blätter endlich dienen dem Volke als Schüssel und Teller.

Die sudanesische Weinrebe. Der Botaniker Lécard hat sich im letzten Sommer nach Senegal begeben, um im Auftrage der französischen Regierung Studien über den Pflanzenreichthum einiger Flussthäler anzustellen. Bei Kundian in den Thälern der Bakhoy und Baffing, dem Gebiete König Diango's, zwischen dem 13. und 12. Grad, fand Lécard eine bisher unbekannte Weinrebenart, die sich aus einer Knolle entwickelt. Dieselbe stand im Monate Mai in der Blüthe und hielt der genannte Botaniker die Entdeckung für wichtig genug, um auch die Frucht abzuwarten. Diese erwies sich denn auch als von ganz besonderer Güte. Die Pflanze verliert während der trockenen Saison die Blätter und das Holz, um während der Regenzeit wieder zu treiben; die Reben ähneln sehr jenen des europäischen Weinstockes. Nach Ansicht Lécard's würde diese Pflanze sich überall, selbst in Sibirien acclimatisiren lassen, da sie während der kalten Jahreszeit nur einen in der Erde eingebetteten Knollen zurücklässt und zur Reife nicht mehr als drei Monate warmer Zeit bedarf. Lécard, der diese Mittheilungen vor der Veröffentlichung seines Berichtes einem Kreise von Fachmännern in Bordeaux machte, hat lange

Zeit in Sénégäl, Neu-Caledonien und Cochinchina gelebt und gilt als eine vertrauenswerthe Capacität.

Exposition coloniale. Die Ueberwachungs-Commission der Exposition coloniale in Paris hielt unter dem Vorsitz des Präsidenten Schœlcher eine Sitzung ab, in welcher einige interessante Fragen in Rücksicht Verwerthung von Colonialproducten betreffend berathen wurden. Die vorgelegten Muster von Kohle aus Tonking rührten von Auslaufsstellen her und zeigten nicht sonderlich gute Qualität, doch vermuthet man bessere Kohle in tieferer Lage zu treffen. Eine Berathung der Frage über die Präparation der China gras-Faser auf chemischem Wege führte zu keinem Resultate, da sich das über diesen Gegenstand vorhandene Materiale als unvollständig erwies. — Weiters wurden die Vortheile der Verwerthung der in Japan unter dem Namen Ising-glass bekannten Algengallerte besprochen, deren Gewinnung auch an den Küsten Frankreichs mit Erfolg betrieben werden könnte.

Aus China. Man meldet aus Saïgon, dass der österr.-ungarische Lloyd, dessen jüngst eröffnete China-Linie Saïgon tangiren soll, sich an die dortige Colonial-Regierung mit der Bitte um Nachlass der Lichter- und Ankergebühren gewendet und Aussicht habe, sein Gesuch erfüllt zu sehen. — Die in Ta-tung-fu zwischen Tientsin und Peking gelegenen Kohlenwerke werden nunmehr durch eine grosse chinesische Gesellschaft mit englischen Maschinen, die bereits unterwegs nach China sind, bearbeitet werden. Die Behörden haben, wie man vernimmt, die Errichtung einer 5 Meilen langen Tramway bewilligt, die von den Kohlenwerken bis an den nächst gelegenen Canal führen sollen, der die Verbindung mit dem Seehafen vermittelt. Die Luftlinie zwischen diesem und dem Lager beträgt nicht mehr als 24 Meilen, und mit einigen zwanzig Meilen Bahnban mehr könnten die Kohlen auf vortheilhafteste Weise an Bord der Seeschiffe gebracht werden. Leider ist vorderhand von einer Herstellung dieser Linie noch nicht die Rede; in den Kreisen der Europäer verspricht man sich gleichwohl von dem genannten Unternehmen einen günstigen Einfluss auf die Eisenbahnfrage. Die bevorstehende Errichtung einer Telegraphenlinie zwischen Shanghai und Peking, die speciell dem Dienste der Central-Regierung in Peking grossen Vortheil bringen und hoffentlich in geringerem Masse Beschädigungen ausgesetzt sein wird wie die versuchte Küsten- und Formosa-Linie, wird gleichfalls als ein Zeichen für den Anbruch einer Fortschritts-Aera gedeutet. — In Shanghai ist vor Kurzem Major Bridgeford, der Repräsentant der Firma Sir William Armstrong & Co., eingetroffen, derselbe wurde von seinem Hause mit dem Auftrage betraut, den Chinesen bei der Aufstellung und Handhabung der von der chinesischen Regierung jüngst angekauften Armstrong-Kanonen behilflich zu sein. — Wir haben an dieser Stelle wiederholt der im Vorjahre projectirten Aufstellung einer grossen Baumwoll-Spinnerei und Weberei in China Erwähnung gethan, ein Project, das trotz des besonderen Protectorates seitens des Gouverneurs Li-hung-chang bis heute noch nicht zur Realisation gelangte. Aus Shanghai wird nun gemeldet, dass man sich in massgebenden Kreisen abermals, und zwar sehr ernstlich mit dieser Angelegenheit befasst und wie ein Prospectus, den die Directoren der

Chinese Cotton Mill Company eben versenden, darthut eine baldige Durchführung zu ermöglichen hofft. Billiges Rohmateriale, billige Arbeitskraft, Ersparung der Transport- und Versicherungs-Kosten bei Versorgung des heimischen Marktes, sind die Vortheile, die der chinesischen Zukunfts-Manufactur zur Seite stehen, der höhere Preis der Maschinen und der hohe Lohn fremdländischer Werkführer werden in dem Prospective als nur für die Anfangszeit bestehende Mehrkosten hingestellt. Das Capital soll 400 000 Taels (à 3 fl. ö. W.) betragen, die sich auf 4000 Actien vertheilen sollen. Vorderhand soll das Etablissement auf 400 Webstühle nebst Vorbereitungsmaschinen und einer Anzahl von Spindeln und Vorbereitungsmaschinen, welche die Weberei mit der genügenden Quantität Garn versorgen kann, angelegt werden, Spinnerei, Weberei, Dampfmaschinen, Gasapparate etc. sollen von der besten Sorte und den Erfindungen der neuesten Zeit entsprechend ausgeführt werden. An fremden Aufsehern werden fünf in Aussicht genommen, die 15,000 Taels Salair erhalten sollen, während man auf eine Arbeiterzahl von 691 Köpfen rechnet, von welchen 400 für die Bedienung der Webstühle allein in Aussicht genommen sind. Diese Zahl soll in einem Jahre auf die Hälfte reducirt werden, da dann jeder Arbeiter mindestens zwei Stühle bedienen soll. Der Prospect weist einen Jahresgewinn von circa 20—25 Percent aus. Für die Amortisation der Bauten und Maschinen ist ein Zwölftel des Anschaffungspreises zu verwenden.

Historisches über Glasfabrikation in China. Die Angaben über das Alter der Glasfabrikation in China zeigen grosse Verschiedenheit. Wenn die Annahme, dass Plinius, welcher das indische Glas als das beste der Welt bezeichnete, damit chinesisches Glas meinte, auf Wahrheit beruht, dann weist diese Technik in China ein hohes Alter auf. Ueber allen Umständen verlegen die chinesischen Geschichtsschreiber den Beginn des Glasmachens in die vorchristliche Zeit. Ein französischer Missionär in Peking, welcher um 1770 schrieb, erwähnt, dass nach chinesischen Quellen Kaiser Ou-ti der Hand-Dynasty, der um 140 vor Christi regierte, eine Fabrik von *lieou-li*, eine Gattung Glas, gehabt hätte. Auch der alte Dictionär Eulphyra enthält die Bezeichnung *lieou-li*. Tsi-yo sagt, dass falsche Perlen und Spiegel mit einer Composition bedeckt, aus demselben gemacht wurden. Die chinesischen Annalen constatiren, dass der König von Ta-tsin am Anfange des 3. Jahrhunderts an Tai-tsou, einen Abkömmling der Wei-Dynastie namhafte Geschenke von färbigen Glas-Objecten gemacht habe. Die Wei-Dynastie regierte in Nord-China und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die heute in ausgedehnter Masse in Shan-tung betriebene Glasfabrikation im 3. Jahrhunderte dort eingeführt wurde. Der früher erwähnte Missionär sagt, „er könnte noch manchen Beweis für das hohe Alter dieser Industrie in China anführen“, wolle sich aber darauf beschränken, auf eine Glas-Vase zu verweisen, welche der Kaiser Tai-tsou (627 v. Ch.) zum Geschenke erhielt; ein Object von solcher Ausdehnung, dass es einen Maulesel zu fassen vermochte und in einem an vier Wägen aufgehängten Netze transportirt werden musste. Gleichwohl ist der Missionär der Ansicht, dass die Glasfabrikation nie eine hohe Be-

deutung in China gehabt habe, chinesische Historiker erwähnen stets nur mit einer gewissen Verachtung der falschen Perlen, Spiegel etc. Die alten Bücher bezeichnen die Spiegel als von Kieseln und einem „aus dem Meere gewonnenen Materiale erzeugt, welch' letzteres zu Asche verwandelt wird — wahrscheinlich Seegrass. Ein Chineser im Jahre 1350 über Ceylon schreibt, erwähnt vergleichsweise des Glases. Die Geographie von El. Edrisi (1154) erwähnt einer Stadt in China, in der Glas erzeugt wird. Der Jesuitenpater Ricci, der China 1590—1600 bereiste, schreibt, er habe ein Glasprisma einem Convertiten gegeben, und meint an einer anderen Stelle, die Chinesen seien in der Glasfabrikation den Europäern gegenüber weit zurück.

Japanische Porcellanerde. Professor Wurtz, der vor einigen Jahren mehrere der in Arita verwendeten Thonsorten analysirte, fand, dass dieselben nicht zu kieselerde-reichen Thon gezählt werden können und zog daraus die gewagte Folgerung, dass die Japaner überhaupt keine sogenannte Porcellanerde verwenden. In letzter Zeit wurden jedoch mehrere Analysen seitens des ehemals am University College in London, gegenwärtig aber in Tokio docirenden Professor W. Atkinson angestellt, welche die von Wurtz aufgestellte Behauptung theilweise widerlegen. Zum mindesten thun dieselben dar, dass die Zusammensetzung einiger der japanischen Thonerden sehr ähnlich jener des gewöhnlichen Kaolins ist. Eine Gattung Satzuma-Porcellanerde enthält beispielsweise 51.79 Percent Kieselerde, 30.91 Alumin und 11.74 Percent Wasser. Allerdings stimmen andere Analysen des genannten Gelehrten mit jenem von Prof. Wurtz überein, so zeigt eine Sorte 81.86 Percent Kieselerde. Trotzdem ist erwiesen, dass wenigstens einige japanische Porcellan-Fabrikanten wirkliche Porcellanerde in ihrer Industrie verwenden. *The Academy.*

Erzeugung farbiger Baumwollgewebe in Japan. Färbige Muster werden auf den Geweben durch die sogenannte Buntweberei, sowie durch eine Reihe sehr primitiver Verfahrungsweisen hervorgerufen, von denen eigentlich keine als „Druckerei“ bezeichnet werden kann. Das Garn wird mitunter nach gewissen Dessins mit Schnüren unterbunden und in die Farbe gebracht, und erhält so ungefärbte Stellen; für andere Muster wird der Stoff selbst zwischen ein plattes und ein mit Relief-Schnitzereien versehenes Brett gepresst, der Farbe übergeben, die dann nur zu gewissen Zwischenräumen Zutritt hat. Derselbe Zweck wird entweder durch gewöhnliches Schabloniren, oder dadurch erreicht, dass man die Muster aus steifem Papier ausschneidet, auf das Gewebe legt und dieses sodann mit einer dünnen, zumeist aus Stärkemehl bereiteten Paste überzieht. Hebt man nun die Papierblätter ab und bestreicht das so präparirte Tuch mit Farbe, so bleibt diese an den früher bedeckten Stellen haften, während die Stärkelage, die dann durch Waschen entfernt wird, das Eindringen der Farbe an anderen Stellen verhindert. Die zarten, gewissen japanischen Stoffen eigenthümlichen Nuancen und Farbenübergänge werden auf keine der angedeuteten Weisen, sondern durch Malen mit Pinseln und Bürsten erzielt. Die in der Textil-Industrie am häufigsten angewendeten Farbstoffe sind Indigo, Gallnüsse für schwarz, Eisenvitriol für schwarz und braun, Curcuma und die Blüthen der *Gardenia florida* für gelb, Krapp und Safflor für

roth; ausserdem werden Brasillholz und in neuester Zeit auch Anilinfarben in namhaften Quantitäten verwendet.

Hanf und leinenartige Fasern in Japan. Der japanische Hanf zeichnet sich durch grosse Festigkeit und seidenartigen Glanz aus.¹⁾ Die besten Sorten werden im Lande selbst zu Preisen bezahlt, welche den Export denselben nicht gestatten. Die Hanf-Industrie hat ihren Sitz in Jamato. Unter den hanfähnlichen Fasern werden das Chinagras (*Boehmeria nivea*), Jute und die Fasern von *Pueraria Thumbergiana*, *Hybiscus syriacus*, *Musa basho*, *Wisteria chinensis*, *Salix Buergeriana*, *Tilia cordata* u. a. m. verwendet. Die Chinagras-Industrie ist in der Provinz Yechigo, woselbst sie vor 200 Jahren eingeführt wurde, zu Hause; die Jahresproduction von Chinagrasgeweben wird auf 100.000 Stück von circa 10 Meter Länge veranschlagt. Das Spinnen des Hanfes und ähnlicher Fasern wird, da das Brechen und Hecheln der Faser in Japan nicht üblich ist, auf sehr zeitraubende Art vollzogen; die einzelnen Fasern müssen, um dem Faden die erforderliche Länge zu geben, mit der Hand aneinander geknüpft werden.

Künstliche Fischzucht in Japan. Japan hat mehrere Etablissements für künstliche Fischzucht, eines derselben zu Shizako am Kawagoye-Kaido, ein anderes zu Yuki am Tamagawa-Flusse. In diesen beiden Etablissements werden hauptsächlich die zwei in Japan heimischen Salm-Arten, *Salmo Perryi* und *Salmo Orientalis*, vermehrt. Jede der Anstalten kann etwa 30.000 Fische aufziehen. Die grösste Schwierigkeit bietet die Temperatur des Wassers, die mitunter eine ziemlich hohe wird. Ausser diesen beiden Anstalten existiren solche im Shiga-ken, zu Mishima und zu Kanazawa, in ersterem werden Lachsforellen gezogen. Interessant ist die Fütterungsmethode in manchen dieser Anstalten; man verwendet nämlich in denselben zumeist Seidenwurm-Chrysaliden und Weizenmehl, erstere werden gepulvert und zu gleichen Theilen mit Weizenmehl gemischt, hierauf erhitzt und die Composition durch ein Drahtsieb passirt. Ein anderes Futter gibt eine Schneckenart, *Paludina malleata*, ab, die auch von den Menschen verzehrt wird und sich in grossen Mengen in den Reisfeldern findet.

Ausfuhr von Elephanten aus Ceylon. Seit dem Jahre 1873 hebt die Regierung von Ceylon einen Exportzoll von 200 Rupien für jeden ausgeführten Elephanten ein. Wenige Jahre nachdem dieses Gesetz in Wirksamkeit trat, reducirte sich die Elephanten-Ausfuhr Ceylons, die

| | | | |
|------|-----------|-------------------|--------|
| 1863 | 173 Stück | im Werthe von Rs. | 28.690 |
| 1864 | 194 | „ „ „ „ | 45.920 |
| 1865 | 271 | „ „ „ „ | 72.660 |
| 1866 | 203 | „ „ „ „ | 63.250 |
| 1867 | 148 | „ „ „ „ | 23.280 |
| 1868 | 167 | „ „ „ „ | 47.450 |
| 1869 | 199 | „ „ „ „ | 46.500 |

betrug, in den Jahren 1877, 1878 und 1879 auf je ein Stück im Werthe von 500, 500, beziehungsweise 1100 Rupien.

Japans Aussenhandel 1879. Dem dieses Jahr verspätet erschienenen englischen Consulatsberichte pro 1879

¹⁾ Muster von japanischem Hanf, in Oesterreich präparirt, sind im orientalischen Museum ausgestellt.

entnehmen wir, dass die Gesamt-Einfuhr des Landes in diesem Jahre 32.603.838 Dollars gegen 33.334.392 Dollars im Vorjahre, die Ausfuhr 27,372.976 Dollars gegen 26,359.419 Dollars im Jahre 1878 werthete. Unter den Importen zeigen Baumwoll-Manufacte (— 627.333 Dollars), Wollwaren (— 464.218 Dollars), Metalle (— 312.334 Dollars) Waffen und Munition (— 251.384 Dollars) die stärkste Abnahme, während der Import von halbwollenen Stoffen zugenommen hat. Die Verminderung des Wollwaren-Importes wird als Wirkung der Regierungs-Factoreien im Innern dargestellt. Einen namhaften Aufschwung zeigen unter den Export-Artikeln Rohseide (+ 2,153.299 Dollars), Thee (+ 3,033.032 Dollars), Tabak (+ 34.106 Dollars), vegetabilisches Wachs (+ 223.607 Dollars), Kampher (+ 145.317 Dollars). — Was die Seidenpreise anlangt, so waren diese während des Jahres 1879 niedriger als im Vorjahre, die Theepreise dagegen hielten sich stets höher. Die Zahl der in Japan angesiedelten Europäer betrug 1879 2398, um 79 weniger als im Vorjahre, der Hafen von Hiogo participirte allein an der letztgenannten Ziffer mit 64. Andererseits ist die Einwanderung der Chinesen in steter Zunahme begriffen und zählte Japan 1879 deren 3649, 1878 3028 und 1877 2107. Die Schiffahrts-Ausweise zeigen eine Abnahme des Tonnengehaltes gegen das Vorjahr. 1879 wies 641.830, 1878 748.772 als den Tonnengehalt der unter fremder Flagge in den japanischen Häfen ein- und angelaufenen Schiffe aus. Die Abnahme vertheilt sich auf die englische (76.662 Tonnen), die amerikanische (7434 Tonnen), die französische (1530 Tonnen), die schwedische (15.469 Tonnen) und auf andere Flaggen (5897 Tonnen), während die deutsche Schiffahrt eine Zunahme um 3372 Tonnen, die holländische eine solche um 1746 Tonnen dem Vorjahre gegenüber zeigte.

Indische Gräser für Papierfabrikation. Der Papierbedarf steigt in weit höherem Verhältnisse als die Zufuhr von Rohmaterial für die Papierfabrikation. In den botanischen Gärten zu Calcutta wurden jüngst mit einer Reihe von Grasarten von der Orissa-Küste Versuche angestellt, welche die völlige Eignung einiger dieser Gräser für die Verwendung in der Papierfabrikation darthaten. Unter denselben verdient besonders Ranikharia, das 46.1 Percent an Rohstoff nach dem Kochen, Waschen und Lufttrocknen gibt, sowie Tiansi, das 39 Percent gibt, genannt zu werden. Leider fehlen die botanischen Bezeichnungen für diese Gräser. Aus 25 Experimenten mit Espartogras resultirte als höchster Ertrag 47.2, als niedrigster 39.5 Percent an Rohmaterial für die Papierfabrikation. Von den beiden genannten Grassorten können grössere Quantitäten zu gleichem Preise, wie Espartogras geliefert werden und scheint es angezeigt, mit denselben Versuche in grösserem Massstabe anzustellen. M. Fisher in London hat jüngst mit verschiedenen Andropogon-Arten, die in den Straits in Massen vorkommen, Halbstoff und gutes ordinäres Papier hergestellt.

Die Eisenbahn- Frachtsätze in British-Indien. Die indischen Bahnen, Staatsbahnen oder vom Staate garantirte Bahnen, weisen in ihren Frachttarifen Verschiedenheiten auf, die einzig durch das Vorhandensein oder den Mangel an Concurrenz-Transportmitteln bedingt sind und

bereits einen schädigenden Einfluss auf den Handel Indiens zu nehmen beginnen. Wie die indischen Blätter melden, beschäftigt sich gegenwärtig das indische Handelsamt mit der Ausarbeitung eines einheitlichen Frachtsatzsystems, das von allen direct oder indirect unter Staatscontrole stehenden Bahnen angenommen werden soll. Der Transport einer Tonne Getreide per Meile kostet heute auf der:

| | Pence |
|--|-------|
| O. u. R. Bahn ¹⁾ | 0.561 |
| E. I. Bahn ²⁾ | 0.681 |
| G. I. P. Bahn ³⁾ | 0.681 |
| S. P. u. D. Bahn ⁴⁾ | 0.698 |
| Madras-Bahn | 1.021 |
| B. B. u. C. I. Bahn ⁵⁾ | 1.055 |
| Rajpootana und andere Staatsbahnen | 1.191 |

Während der amerikanische Weizen-Exporteur sein Product auf den amerikanischen Bahnen um 0.25 Pence per Meile befördert, bezahlt indischer Weizen, der von den Productions-Districten nach den Hafenplätzen zumeist per E. I. Bahn und G. I. P. Bahn befördert wird, 0.561 beziehungsweise 0.681 Pence per Meile.

Glaswaare bezahlt per 100 Maunds⁶⁾ per Meile auf der Annas⁷⁾ Pies

| | | |
|--|----|---|
| E. I., S. P. u. D. und O. u. R. Bahn | 8 | 4 |
| G. I. P. Bahn | 9 | 8 |
| Madras-Bahn | 11 | — |
| B. B. u. C. I. Bahn | 9 | 6 |
| Tirboot- und andere Staatsbahnen | 7 | 6 |

Einen weiteren Uebelstand bilden die verschiedenen Classifications-Systeme; so hat die E. I. Bahn 8, die O. u. R. Bahn 6, die G. I. P. Eisenbahn nicht weniger als 11 Güterclassen. Endlich figuriren in den Tarifen einiger Bahnen 100 Maund, in jenen anderer 1 Maund als Einheit für die Preisbemessung.

Eisenbahnen in Cochinchina. Im ostasiatischen Frankreich gibt sich gegenwärtig eine mächtige Bewegung zu Gunsten des Eisenbahnbaues kund. Mr. Rueff hat der Regierung ein Project zur Errichtung einer Bahn zwischen Saigon und Penh unterbreitet, für das das Municipium der Hauptstadt, sowie die Handelskammer der Colonie ein günstiges Votum abgegeben haben. Durch diese Bahn würde von Saigon aus in 12 Stunden das Haupt-Emporium des unter französischer Oberhoheit stehenden Reiches Cambodja erreicht werden. Wäre diese Bahn schon im Jahre 1879 zu Stande gekommen, so hätten die politischen Ereignisse dieser Zeit in jenen Gebieten einen ganz anderen Verlauf genommen. Wie in Cochinchina, so fehlt es auch für eine günstige Verwerthung der Landesproducte in Cambodja in erster Linie an Transportmitteln. Hier wie dort beschränkt sich heute die eingeborene Bevölkerung auf die Production der dringendsten eigenen Lebensbedürfnisse. Dass ein mit Verständniss der Verhältnisse angelegtes Eisenbahnnetz im wesentlichen Masse dazu beitragen wird, den Producten der beiden Gebiete die Concurrenz am Weltmarkte zu ermöglichen, steht ausser Frage — gleichwohl macht wie begreiflich die Schiffsrheder-Bevölkerung gegen das Project Front.

¹⁾ Oudh and Rohilkund. ²⁾ East India. ³⁾ Great India Peninsular. ⁴⁾ Scind, Punjab and Delhi. ⁵⁾ Bombay, Baroda und Central-India.

⁶⁾ 1 Maund = $\frac{2}{3}$ Cwt.

⁷⁾ 1 Anna = 12 Pies = $1\frac{1}{2}$ d.

Die Bevölkerung British-Indiens. Nach den letzten statistischen Ausweisen vertheilt sich die Bevölkerung des indischen Reiches

a) nach Religionen:

| | | Percent |
|-----------------------|-------------|---------|
| Hindus | 139,343.820 | 73.01 |
| Mahomedaner | 40,867.125 | 21.41 |
| Buddhisten | 2,832.851 | 1.48 |
| Sikhs | 1,174.436 | 62 |
| Christen | 897.682 | 47 |
| Andere Religionen | 5,746.673 | 3.01 |
| | 190,865.387 | 100 |

b) nach der Beschäftigung:

| | | Percent |
|---|--------------------------|---------|
| Landwirthe | 37,393.055 | 56.21 |
| Industrielle | 8,749.270 | 13.15 |
| Tagelöhner | 8,137.382 | 12.23 |
| Diener | 4,136.430 | 6.22 |
| Handeltreibende | 3,425.734 | 5.15 |
| Beamte und Diener der Regierung. | 2,401.630 | 3.61 |
| Diverse | 2,283.089 | 3.43 |
| | 66,526.294 ¹⁾ | 100 |

Textile fabrics of British India. Von Seite des „India office“ wird uns die Mittheilung, dass dieses Prachtwerk, welches in einer sehr kleinen Zahl von Exemplaren zum Theile publicirt und nur an Museen, Handelskammern etc. abgegeben wurde, in Folge des Rücktrittes des Leiters des India Museums, Dr. Forbes Watson, vom Amte nicht fortgesetzt werden soll. Bisher sind 17 Bände dieses Muster-Werkes, ausserdem 12 verglaste Rahmen mit Mustern erschienen. Bekanntlich hat das Orientalische Museum in Wien ein Exemplar dieser Publication erworben. Das leider nicht in der beabsichtigten Ausdehnung erschienene Werk enthält nach seiner jetzigen Vollendung 58 Muster von Kincobs und Goldbrocates, 67 Muster von Mushroos, 106 von Seidenstoffen, 60 von Baumwolle und Seidengeweben, 121 von Baumwoll-Beinkleidzengen, 51 von Bodicestücken, 57 von Muslins und Calicoes, 80 von Baumwollprints, 120 von Wollstoffen. Ausserdem eine Sammlung von Turbanstoffen; zwei Bände prachtvoller Männerkleiderzeuge, theils in Mustern der Originalgewebe, theils in Chromo-Lithographien; 12 Glasrahmen mit Rohmaterialien der indischen Textil-Industrie. Der letzte, den Abschluss des Werkes bildende Band enthält Muster von Stickereien aus Scind, aus Delhi und aus Kutch; endlich eine Reihe von Mustern von Palghat-Matten, wie sie in der Madras-Präsidentschaft verfertigt und zu Coimbatore zu Markte gebracht werden. Diese Matten, welche an Qualität und Schönheit des Dessins alle übrigen Sorten asiatischer Matten, auch die von den Maldiven-Inseln an die Regierung in Ceylon als Tribut gelieferten Geflechte übertreffen, sind gleichfalls in einigen Originalmustern im Orientalischen Museum vertreten. Dieselben stehen im Preise viel höher als die chinesischen Matten, sind aber weit dauerhafter als diese.

¹⁾ Diese Ziffer enthält bloß die Erwachsenen männlichen Geschlechtes.

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detrlng in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Wien, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Peez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis jährl. 5 fl. = 10 Mark.

Inhalt: Sklavenhandel im ägyptischen Sudan. 1880. Von Dr. G. Schweinfurth in Cairo. — Landesproducte Palästinas mit Rücksicht auf Colonisation. Von Paurath Schick in Jernsalem. (Schluss.) — Der Segen der Dattelpalme. Von Schweiger-Lerchenfeld. — Die englische Colonie Tasmanien. Von Richard Oberländer. — Australien und der Suezcanal. Von Zdenko Juniczek in Port Saïd. — Elopura, die Residenz des Maharadschah Overbeek. Miscellen: Eine neue Linie der chinesischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Zündwaaren-Fabrik in Hongkong. Uhren-Industrie in Japan — Literatur-Bericht: Herat: The Granary and Garden of Central Asia. By G. B. Malleson. Indien in Wort und Bild. Von Emil Schlagintweit. Monographie von Smyrna. Von Dr. Carl v. Scherzer. Indian Industries. By A. G. F. Elliot James.

SKLAVENHANDEL IM EGYPTISCHEN SUDAN. 1880.

Von Dr. G. Schweinfurth.

Cairo, October 1880.

Ges sind bald zehn Jahre her, seit ich die Länder am oberen Nil verlassen und meine damaligen Wahrnehmungen über die Ausdehnung des Sklavenhandels zu Papier gebracht habe. Es folgte eine Zeit, in welcher ein aufmerksamer Leser aller aus jenem Gebiete nach Europa gelangenden Nachrichten den Eindruck gewinnen musste, dass es, Dank der Bemühungen der Philanthropen, dem guten Willen des Chediv Ismail und der Energie der von diesem dahin entsandten europäischen Machthaber mit dem lange für unausrottbar gehaltenem Uebel, dem Sklavenraub und dem Sklavenschacher im Grossen, nunmehr zu Ende ginge. Es ist in dieser Zeit alles Mögliche aufgeboten worden, um eine Wiederkehr der früheren Willkürherrschaft, wie sie von dem rohen Chartumer Raubgesindel am oberen Nil entfaltet wurde, unmöglich zu machen und man muss, wie Gordon

Pascha noch neulich in einer Zuschrift an den Anti Slavery-Reporter ausdrücklich betonte, dem früheren Chediv allerdings das Zeugniß ausstellen, dass er sein Möglichstes gethan habe und dass er es nie an strengen Befehlen und umfassenden Massregeln hat fehlen lassen. Sir S. Baker hat fünf Jahre lang gegen die Banden der Sklavenhändler gekämpft; Dar-Fur, ein Centralmarkt des Menschenhandels, wurde von Egypten erobert; der gesammte Handel am oberen Nil wurde monopolisirt; Gordon, Baker's Nachfolger, hat in unablässigem Eifer auf der Suche nach den Schleichwegen des schändlichen Gewerbes, von einer Provinz seines ungeheuren Verwaltungs-Bezirktes nach der anderen eilend, die besten Jahre seines thatenreichen Lebens der edlen Sache der Sklaven-Emanzipation geopfert; sieben Europäer, sämmtlich von gleichem Eifer beseelt, wie ihr Chef, haben als Provinz-Gouverneure, von Gordon eingesetzt, Jahre lang angekämpft gegen diese eingebürgerten Schändlichkeiten, überall den rücksichtslosesten Gebrauch von den ihnen eingeräumten Vollmachten machend. Ein feierlicher Staatsvertrag wurde zwischen England und Egypten zur Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossen; Gessi zu allerletzt, und in historisch hervorragender Weise, hat einen Krieg geführt gegen die wohlorganisirten Rotten der Sklavenhändler, wie er in den Annalen Afrikas nicht seines

Gleichen findet, er hat über ein Jahr in Sümpfen, Steppen und Urwäldern diesen Krieg bis auf's Messer geführt zur Unterdrückung menschlicher Bosheit, an wehrlosen Wilden verübt, und Hunderte von Sklavenhändlern haben sie mit ihrem Leben büssen müssen.

Angesichts dieser Fülle von Thatsachen, die das Herannahen einer besseren Zeit für Central-Afrika zu verbürgen schienen, vermochte auch ich mich eine Zeit lang nicht dem guten Glauben an der Besserung der Zustände daselbst zu verschliessen. Die letzte Zeit aber hat diese meine, gewiss von Tausenden getheilte Leichtgläubigkeit auf's härteste gestraft. Es regnet der gegenheiligen Nachrichten eine erschreckliche Fülle, und seit dem beklagenswerthen Abgange Gordon Paschas bringt jede Post aus dem Sudan eine neue Hiobsbotschaft für die Sache der Menschlichkeit.

Von Allem, was ich erfahren, hat nichts mich so lebhaft bewegt, wie die kurzen und klaren Aufzeichnungen des Reisenden Buchta, der in den Jahren 1878—1880 so ziemlich das Gesamtgebiet der ägyptischen Herrschaft am oberen Nil durchwandert und Dank seiner vorzüglichen photographischen Aufnahmen sich das grösste Verdienst um die Völkerkunde jener Länder erworben hat.

Vor mir liegt ein Blatt mit seinen aphoristischen Aufzeichnungen, das ursprünglich zwar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, meines Erachtens jedoch dem Urtheile der europäischen Leserwelt nicht länger vorenthalten werden darf, zumal in einer Zeit, wo ganz Europa hinüberzublicken beginnt nach jenem schwarzen Welttheile, in der Erwartung, dass sich ihm dort über kurz oder lang ein neuer Culturkreis eröffnet. Dafür, dass jede Zeile die volle Wahrheit athme, steht jede Bürgschaft zu Gebote.

„Die ägyptischen Regierungsbeamten, Mudire und Gouverneure sind immer noch betheiligte am Sklavenhandel. Ahmed-Bey-Atrusch, Mudir in Makraka, Hassan-Bey-Ibrahim, Beamter in Rohl, Jussuf Pascha, gegenwärtig Mudir in Sennaar (Mörder des Königs Munza S.), Mohammed-Taha, Mudir in Latuka, alle Diese sandten, ausserdem,

dass sie in den Ländern am Bahr-el-Ghasal, Makraka und am obersten Nil grosse Sklavendepôts hielten und durch Bedrückung der eingeborenen Schecks ihren Sklavenstand beständig erhöhten, förmliche Transporte auf den Regierungsdampfern nach Chartum (1879). Der Mudir von Faschoda, Saleh-Bey, nahm als Durchfuhrzoll zwei Thaler pro Kopf (April 1880). Ibrahim-Bey-Fauzi, gewesener Gouverneur der Aequatorial-Provinzen, sowie Taib-Bey, trieben den Sklavenhandel und Sklavenraub auf alle mögliche Weise durch directe Erpressung bei den Negerstämmen und als „Bakschisch“ von den ihnen unterstehenden Beamten. Capitäne wie Mannschaften der Regierungsdampfer auf dem Weissen Nil sind stets bei dem Handel betheiligte und leisten demselben jeden möglichen Vorschub. Zur Vermeidung von Aufsehen werden die Schiffe vor Ankunft in Chartum, oberhalb Kalakla ausgeladen, erscheint dies zu gefährlich, so findet die Ausschiffung der Sklaven bereits in Kawa statt. Der Preis eines Negerknaben variirt in Chartum zwischen 30 und 40 Thaler; Mädchen, je nach Alter und Ausbildung des Körpers 50 bis 80 Thaler. Dagegen kauft man in den Aequatorial-Provinzen Knaben und Mädchen um weniger als den halben Preis. In Chartum selbst sind Abyssinierinnen lebhaft gesucht und fleissig zugeführt; sie erreichen einen Preis von 200 und mehr Thalern.

Der Weitertransport von Chartum geschieht einerseits längs des Nil, wie ich z. B. selbst auf dem linken Ufer, unweit Metemmeh (Juni 1880) eine mehr als 100 Köpfe zählende Sklaven-Karawane des Nachts antraf; die Armen waren sämmtlich in noch jugendlichem Alter und mit den Händen aneinandergelockt. Andererseits aber werden die Sklaven offener und unbehelligter in den zahlreichen Noggers (gr. Barken), welche den Handel zwischen Chartum und Berber vermitteln, nach letzterer Stadt gebracht. Niemals ist es der Regierung eingefallen, trotzdem sie eine genaue Kenntniss vom Stande der Dinge haben muss, diese Barken zu inspiciren, die an jedem beliebigen Punkte des Nil Sklaven ein- oder ausladen. So war die

mich in diesem Jahre (Juni 1880) von Chartum nach Berber führende Barke mit plötzlich während der Nacht aufgetauchten, zumeist dem allerkindlichsten Alter angehörenden Schwarzen, welche zum grösssten Theile für Dschedda bestimmt waren, gefüllt.

Als ich diese Herren, fromme Hadschis, die vom Morgen bis in die Nacht ununterbrochen „Allah - bu - akbar“ sangen und Gebete murmelten, nach den Passirscheinen ihrer Sklaven fragte, wurden mir dieselben vorgezeigt und ich fand, dass diese Sklavenkinder als „Diener“ ihrer Herren eingeschrieben waren und als solche frei passiren durften. Diese Passirscheine waren auf der Hokumdarih in Chartum ausgestellt und mit dem Siegel Rauf Paschas versehen. Nach Informationen, die ich während meines dreitägigen Aufenthaltes in Dschedda eingelesen, werden bei diesem Orte, trotz der Anwesenheit englischer und französischer Consulate, wöchentlich massenhaft Sklaven eingeführt und ist auch durchaus nicht abzusehen, dass dieser so lucrative Handel ein baldiges Ende finden sollte“.

Wie ich Solches las, habe ich meinen Augen nicht trauen wollen. Sollte sich in den zehn Jahren meiner Abwesenheit vom Sudan daselbst so wenig geändert haben, dass mein vortrefflicher Nachfolger That-sachen anzuführen, Orte zu nennen und Missbräuche von Beamten namhaft zu machen vermag, die wörtlich gerade ebenso in dem Capitel vom Sklavenhandel meines vor sechs Jahren erschienenen Reisewerkes „Im Herzen von Afrika“ zu lesen sind? Leider ist dem so. Immer noch erhebt der Gouverneur von Faschoda seinen Schandzoll von zwei Thalern pro Kopf, immer noch werden in Kaua und Kalakla die Sklaven ausgeschifft, um Chartum zu umgehen, immer wieder trifft man am Nil bei Metemneh Sklaven-Karawanen, die stromaufwärts nach Berber geführt werden. Und dann dieses unverbesserliche Dschidda mit seinen Consuln! Da muss man schier verzweifeln an der Sache der Humanität.

LANDESPRODUCTE PALÄSTINAS MIT RÜCKSICHT AUF COLONISATION.

Von *Baurath Schick* in Jerusalem.

(Schluss.)

Getreidearten, Hülsenfrüchte, Oelsaaten etc.
Weizen. Derselbe gedeiht überall im Lande, wird aber hauptsächlich auf den Ebenen gebaut, während die Bergelehnen mehr für Wein- und Baumpflanzungen benützt werden. In alten Zeiten bezogen Phönicien und andere Länder ihren Bedarf an Weizen von Palästina; jener von Minnith (eine Gegend jenseits des Jordans) war besonders berühmt. Auch heute wird diese Getreidesorte in guten Jahren ausgeführt. Der Weizen wird in der Regel gemahlen (auch gestossen) und zu Brod verarbeitet, mitunter auch geröstet und so genossen.

Die Gerste. Diese hat selten Fehljahre und braucht weniger Sorgfalt als der Weizen. Auch sie gedeiht in allen Landestheilen. Sie wird hauptsächlich als Pferdefutter benützt. König Salomo fütterte seine vielen Rosse mit Gerste.¹⁾ Diese wird aber auch oft gemahlen und zur Brodbereitung und für andere Speisen verwendet; solches Brod steht dem Weizenbrode an Güte nach. In beiden Getreidesorten findet sich „Suan“, ein schwarzes Korn, welches bitter schmeckt und betäubend wirkt.

Kesan, Durrah franschi oder Mais wird im Gebirge und den Ebenen gebaut und gedeiht in der Regel gut. Die Körner werden geröstet, in Essig eingelegt oder gemahlen und in der Form von Speisen und Brod genossen. Die langen Stiele dienen als Brennmaterial und die Blätter als Lagerstätten.

Reis wird nicht gebaut, sondern in grossen Mengen importirt; er würde blos in den fruchtbaren Niederungen, z. B. an den Sümpfen des Huleh, gedeihen, wo auch Ibrahim Pascha Versuche damit machen liess.

Durrah. Diese gedeiht sehr gut und kann lange aufbewahrt werden, sie wird daher auch ausgeführt. Sie gibt ein rauhes Brod und für Europäer unschmackhafte Speisen und wird auch häufig als Futter für Thiere, besonders für das Geflügel benützt.

An Hülsenfrüchten gibt es verschiedene Arten. Obenan stehen die verschiedenen Linsensorten. Sie werden hauptsächlich in den bergigen Gegenden und immer in solcher Menge cultivirt, dass sie den Bedarf der Landleute decken und einen Ueberschuss für die Städtebewohner geben. Als wichtigste Linsensorte sind die „Adas“ oder rothen Linsen zu bezeichnen. Diese wurden schon von Alters her cultivirt. Esau, müde und hungrig, verkauft seinem Bruder Jacob sein Erstgeburtsrecht für eine dampfende Schüssel rother Linsen. Die Linsen sind im warmen Klima schwer anzubewahren, indem in den Früchten kleine Insecten entstehen. Für die Landleute beeinträchtigt dies zwar nicht deren Geniessbarkeit, doch werden sie darum selten exportirt; der Städter mahlt die Linsen, um dem erwähnten Uebelstande zu steuern.

Hersenne, eine andere Linsen- oder Erbsenart mit kugelförmigen Körnern, wird blos zur Fütterung der Kameele oder der Ochsen verwendet.

„Humas“ wird blos in beschränktem Masse gepflanzt und mehr als Futterkraut verwendet. Die Körner

¹⁾ Siehe I, Kön. 4, 28.

werden ehe sie reif sind im Backofen gedörrt; man verkauft sie in den Strassen als Lieblings-Leckerbissen und bewahrt sie lange Zeit auf. Ausnahmsweise werden in den Gärten auch europäische Erbsen- und Bohnenarten gezogen.

„Ful“, die Ackerbohnen (in Süddeutschland auch „Saubohnen“ genannt), werden häufig gepflanzt und im unreifen Zustande mit den Schoten, wenn reif, ohne dieselben gekocht und gegessen. Es ist dies eine Lieblingspeise der Araber, welche die Bohne auch häufig mahlen und das Product unter das Brodmehl mischen. Wenn in der Blüthe, verbreitet diese Bohne einen starken, angenehmen Geruch.

Sesam oder „Sumsum“, wie der Araher ihn nennt, ist eine Oelfrucht, aus welcher man das sogenannte „Sniitsch“ bereitet, das zum Brennen und auch bei der Bereitung von Backwerk verwendet wird, dessen Geschmack aber nicht Jedermann liebt. Gewöhnlich wird von dieser Pflanze über Bedarf gebaut, und zwar in den Ebenen, da sie im Gebirge nicht so gut gedeiht. Bei günstiger Ernte gehen grosse Quantitäten nach Frankreich.

Dort, wo während des ganzen Jahres genügend Wasser vorhanden ist, gedeihen alle möglichen Gartengewächse und Gemüse.

Zunächst ist der das ganze Jahr grün bleibende Kaktus, arabisch Sapper, zu erwähnen, von welchem gewöhnlich die undurchdringlichen, stachelichten Hecken der Gärten hergestellt sind. Wo immer man ein Blatt in den Boden pflanzt, fasst es Wurzel und erlangt in wenigen Jahren riesige Blätter, welche alle mit einer Unzahl von Stacheln besetzt sind, die aus der Luft die Feuchtigkeit anziehen und die Pflanze gedeihen machen. Stamm und Blätter derselben bestehen aus einem reichen dreifaserigen Zellgewebe, dessen Zellen mit Wasser gefüllt sind. Im Frühjahr treiben sie rings am Rande der über einen Fuss grossen und 1 bis 1½ Zoll dicken Blätter eine Anzahl gelber, wohlriechender Blüten, aus denen eine Frucht sich entwickelt, die in einer mit feinen, fast unsichtbaren Stacheln reich besetzten Fleischhülle verkleidet ist, die man auf geschickte Weise heraus schneiden muss. Sie schliesst eine reiche Menge kleiner Fruchtkerne in sich und hat guten, erquickenden Geschmack. Die Früchte lassen sich nicht aufbewahren, noch weiter fortschicken und die grossen Mengen, welche man jährlich producirt, werden im Lande selbst verzehrt. Auch die Thiere, insbesondere das Kameel, lieben sie trotz der vielen Stacheln.

An die genannte Pflanze reiht sich der Karnabit oder Blumenkohl, der besonders sehr grosse und schöne Blätter treibt und den Anpflanzern guten Ertrag abwirft. Auch Kraut und Rübenarten gedeihen gut.

Alle bisher genannten Gemüse werden, wenn nicht frisch verbraucht, gewöhnlich in Essig aufbewahrt.

Die für eine orientalische Küche unentbehrlichen „Bandura“, die Tomaten oder Paradiesäpfel, wachsen fast wild. Sie werden frisch gebraucht, aber auch getrocknet, zu festen Kuchen gepresst, in den Handel gebracht.

Melonen und Kürbisse werden frisch genossen, die grossen Kürbisse, „Karch“ genannt, als Gemüse gekocht, oft auch ausgehöhlt und deren hart gewordene Schalen dann als Gefässe verwendet.

Sogenannter türkischer Pfeffer, grüner und rother, in Essig oder Salzwasser eingemacht, ist ein Lieblingsgewürz.

Auch alle Arten Salate, sowie gute Zwiebel und Knoblauch werden gezogen.

Chardal oder Senf kommt in grossen Quantitäten besonders in der Hebrongegend vor.

Viele Gewürze und Arzneipflanzen wachsen wild, als: Pfeffermünz, Coriander, Mohn, Salbei, Malven, Sennesblätter, Camillen gibt es besonders viel. Der Stechapfel oder Charuch wächst wild überall als Unkraut. Bei einiger Pflege gedeiht auch der Mohn ganz gut.

Fruchtbäume. a) Der Oelbaum gedeiht in diesem Lande sehr gut und bildet den Hauptreichtum der Gebirgsbewohner. In der Ebene kommt er blos an einzelnen Stellen vor und sind die Pflanzungen in der Ebene nicht durch Privatleute, sondern, wie jene bei Gaza, Ramleh und einigen anderen Orten, durch die Regierung oder durch Gesellschaften angelegt worden. Weder im ganzen Jordanthale, noch auf der Ebene Jesreel findet man auch nur einzelne Bäume.

Von Hebron nordwärts über Jerusalem und Naplus zeigt die Landschaft bis Dschenin am Rande der Jesreel-Ebene stets den Oelbaum. In den Bergen von Nazareth und in der Nähe von Safed trifft man ihn wieder. Der Oelbaum, dessen unwandelbares trauriges Grün so recht in die Landschaft passt, hat meist ein knorriges, krüppelhaftes, aber ehrwürdiges Aussehen. Er wird in der Regel sehr alt, ja er ist, wenn der Mensch nicht störend eingreift, sozusagen unsterblich, denn an seinen Wurzeln treibt er immer wieder neue Schösslinge, die dann zu selbstständigen Pflauren werden, wenn der ursprüngliche Baum längst verfallen ist. So geschieht es, dass nicht nur zwei oder drei, sondern öfters fünf und sechs Bäume als eine Gruppe bei einander stehen, die von einem vor langem verschwundenen Baum, der in ihrer Mitte, wo nun unbewachsener Boden sich zeigt, abstammen.

Die Oliven werden mit Stöcken abgeschlagen, gesammelt, in Salzwasser eingemacht und so vielfach als Speise benützt, die etwas bitter schmeckt, aber als sehr gesund gilt. Die wichtigste Verwendung ist aber jene zur Oelbereitung. Schon im Alterthume wurde diese vielfach betrieben, denn an Stellen, wo keine Oelbäume mehr stehen, findet man Oelpressen in Felsen gehauen. Nicht jedes Jahr gibt der Baum reichen Ertrag; stets aber nach einem regen- oder schneereichen Winter beim Schmelzen des Schnees dringt das Wasser langsamer und tiefer ein, als bei Platzregen. Der Boden für Oelbaumpflanzungen muss, um den Zutritt der Luft und Feuchtigkeit zu gestatten und dem Wuchern des Unkrautes zu steuern, wiederholt gepflügt werden. Das Oel wird im Lande als Nahrungsmittel, als Brennöl, sowie in den Seifenfabriken der Städte in grossen Quantitäten verbraucht und auch exportirt. Was bis jetzt fehlte, war die rationelle Reinigung. Würde diese stattfinden, so wäre die Oelbaumcultur eine lohnendere. Bereits machen einige Franken Versuche, die günstige Resultate ergeben.

Das Olivenholz hat sehr schöne Zeichnung und wird darum in Jerusalem und Bethlehem vielfach zur Anfertigung von Nippes verwendet. Es ist auch zugleich

das beste Brennholz, doch kann es nicht zur Kohlenbereitung verwendet werden. Aus Oelholz waren die Thüren von Tempel und die zwei grossen Cherubin im Allerheiligsten verfertigt.

b) Der Weinstock. Dieser gedeiht im heiligen Lande besonders gut; nach Professor Fraas hat derselbe an den Hängen des Libanon seine Heimat¹⁾, wo er an den Bäumen wild hinaufwächst, Stämme von Schenkeldicke zeigt und eine Menge der süssesten Trauben hervorbringt, die wer da will, Mensch, Fuchs oder Vogel, holen kann.

Dass in den frühesten Jahrhunderten Wein bereitet wurde, ist ausser Frage; da Mohamed denselben seinen Anhängern verbot, wurde die Weinbereitung, so weit der Islam reicht, sehr eingeschränkt, und wurden erst in neuerer Zeit wieder Versuche in diesen Gegenden in ausgedehnterem Masse gemacht.

Die Mohamedaner haben bisher die Trauben meist frisch gegessen oder zu Rosinen getrocknet, endlich zu „Dibs“ (Syrup) eingekocht, aufbewahrt oder versendet. Beide letztgenannten Conserve-Arten sind beliebt und kommen auch für den Export in Anwendung. Die Versuche, Wein auszuführen, hatten bisher nicht den gewünschten Erfolg, da der hiesige Wein leicht sauer wird. Auch der sogenannte „süsse“ Wein, der diese Bezeichnung nach europäischen Begriffen nicht verdient und von den Eingeborenen auf eigenthümliche Weise bereitet wird, ist nicht lange haltbar. Die Weingewinnung befindet sich überhaupt auf sehr niedriger Stufe der Entwicklung. Selbst der bekannte „Jerusalemwein“ ist noch zu keinem Ruhm gelangt, da er, auf kurze Strecken transportirt, bereits sauer wird! Wenn richtig behandelt, dürfte dieser Wien an Güte den französischen Weinen kaum nachstehen.

Die Rebe gedeiht überall im Lande, am besten aber an den Berghängen; in der Ebene wird mehr Getreide gebaut; eine Ausnahme hievon machen die sandigen Strecken längs der Küste, wie in der Nähe von Jaffa und anderen Orten.

Dass der Weinstock, wie der Oelbaum, in früherer Zeit noch weiter verbreitet war als heute, beweisen die aufgefundenen Weipressen an Orten, wo jetzt keine Reben wachsen, sondern Gestrüpp wuchert, das von Schafen und Ziegen abgeweidet wird.

Der englische Reisende Jowett schreibt vor 55 Jahren, dass er zwischen Dschenin und Jerusalem, nur fünf Stunden nördlich von Jerusalem, bei Jabrud, Weinberge angetroffen habe. Dies ist seither anders geworden. Jedes Jahr werden neue Weinberge angelegt. Hat Jowett vielleicht auch nicht genau beobachtet, so beweist seine Bemerkung doch, dass es damals noch wenige Weinberge gab, und darum die jetzigen meist neueren Datums sind, wie ich selbst aus eigener Anschauung bestätigen kann.

Mit dem Weinstock vereint ist in der Bibel meist c) der Feigenbaum genannt. „Unter dem Weinstock und Feigenbaum wohnen“ wird als Bild der Behaglichkeit und Sicherheit gebraucht. In der That findet man auch heute noch gar häufig die Weinrebe sich am Feigenbaum hinaufschlingeln, und sieht neben Feigen schöne

Trauben hängen. Beide Bäume haben grosse Blätter und geben darum viel Schatten und kühle Plätze für den Tag; werden dann noch Steine aufeinander gelegt und zu einer niedrigen Mauer formirt, so bildet dies eine Hütte, die auch bei Nacht Schutz gegen den Thau und unbetene Gäste bietet; ist Wasser in der Nähe, so wohnen die Eigenthümer in diesen Hütten während der Sommer-Erntezeit. Es sind dies die in der Bibel erwähnten „Nachtstätten“ in den Kürbisgärten. Unter Feigenbäumen zu campiren, soll besonders für die Augen ungesund sein; das Vorhandensein des Weinstockes soll diesen üblen Einfluss beheben.

Die Feigen sind hiezulande klein und stehen insofern den kleinasiatischen nach, dagegen sind sie süsser und weniger dem Wurmfrasse unterworfen als jene; sie gedeihen immer am besten im sogenannten Kreideboden.

Die Feigenernte wird im Lande selbst consumirt; die Früchte werden theils grün, mehr aber noch im getrockneten Zustande genossen. Leider hat die Industrie in den Städten in der neueren Zeit angefangen, sich der Feigen zur Branntwein-Fabrikation zu bemächtigen.

An den Feigenbaum reiht Moses d) den Granatapfelbaum. Derselbe mag wohl als der schönste aller Bäume dieses Landes bezeichnet werden und übertrifft auch seine Frucht, was Geruch, Geschmack und Schönheit betrifft, alle übrigen. Gleichwohl dient er mehr zur Zierde und als Luxusgewächs, weniger als Nutzpflanze, doch darf derselbe in keinem Baumgarten fehlen, wenn selber auf diesen Namen Anspruch machen will, und kommt im ganzen Lande vor. Manche Ortschaften, wie die vielen Rimmons, haben ihre Namen nach ihm.

e) Aepfel- und Birnbäume gibt es in verschiedenen Gegenden, aber stets in kleiner Menge; die meisten finden sich am Libanon. Diese hier gewissermassen noch wild wachsenden Früchte stehen den veredelten europäischen weit nach. Ausser den genannten Fruchtarten gedeihen hier Pflirsiche, Quitten und Mandeln.

Besonders sei hier noch f) der Maulbeerbaum oder Dut erwähnt. Von diesem finden sich mehrere Arten. Er zeichnet sich durch reiches Laub aus und gibt darum angenehmen Schatten. Sein Holz taugt nicht zur Verarbeitung, ist aber als Brennmaterial verwendbar; seine Früchte werden als solche genossen oder auch zu Syrup gekocht, der zur Sommerszeit mit Trinkwasser gemengt wird; letzteres Getränk ist sehr erfrischend und angenehm. Im Libanon, wo der Seidenwurm mit dem Laube des Maulbeerbaumes gefüttert wird, gibt es grosse Plantagen dieser Art. Neuerer Zeit wurden solche auch an vielen anderen Orten, selbst bei Jerusalem, angelegt, um die Seidenindustrie einzuführen. Im Libanon selbst, hat diese Industrie, in Folge des Sinkens der Seidenpreise, stark gelitten; die neuen Unternehmungen hatten umsoweniger Aussicht auf Erfolg, als man auch mit geringer Sorgfalt zu Werke ging und häufig die Zucht verdarb. Diese Versuche wurden meist aufgegeben, was aber nicht beweist, dass nicht bei mehr Geschicklichkeit und Genauigkeit bessere Resultate erzielt werden könnten; jedesfalls verdient dieser Industriezweig einige Aufmerksamkeit.

g) Nächst dem Maulbeerbaum mag der „Charub“ oder Johannesbrodbaum genannt werden, der, was schönen Bau und Laub betrifft, dem Granatapfelbaum

¹⁾ Drei Monate im Libanon, Seite 26 ff.

nahe kommt. Er hat eine Schotenfrucht, die genossen wird, und zählt zu den wild wachsenden Bäumen. Die harten, kleinen Kerne der Frucht bildeten bei den alten Israeliten das kleine Gewicht, die „Gera“. Der Baum hat besseres Holz als der Maulbeerbaum und ist von zäher, dauerhafter Beschaffenheit. Er findet sich darum häufig auf öffentlichen Plätzen, besonders auf Anhöhen, bei den sogenannten Walys oder kleinen Gebäuden und als Grabmonumente einzelner Heiliger oder Scheichs.

h) Der Nussbaum (Edschos) kommt überall im Lande fort, doch findet man ihn meistens nur in wenigen Exemplaren; nur in der Libanon-Gegend trifft man ihn sehr häufig. Sein Schatten ist angenehm, aber seine Ausdünstung soll ungesund sein und betäubend auf die Gehirnnerven wirken, weshalb es nicht rathsam ist, unter demselben zu schlafen. Er wächst ohne Pflege, ist aber gegen Beschädigung sehr empfindlich — Eigenschaften, die wohl mitbewirken, dass er nicht häufiger gepflanzt wird.

i) Mischmisch- oder Aprikosenbäume gibt es verhältnissmässig im Gebirge viele und gedeihen auch ihre Früchte gut und schön. Man kennt zweierlei Arten, die saueren sind die späteren und besseren. Was nicht frisch gebraucht wird, wird getrocknet, besonders aber auch sogenanntes „Kamasdin“ davon gemacht. Die ausgesteinten Früchte werden zu grossen Fladen gequetscht und getrocknet, in's Wasser gelegt, was dasselbe sehr kühl und erquickend macht, auch werden diese Kuchen oder Fladen in Wasser aufgelöst, den Speisen beigesetzt. Es ist auffallend, dass der Kamasdin durch den Handel seinen Weg noch nicht weiter in die Ferne genommen hat.

j) Orange- und Citronenbaum. Diese sind importirte Bäume, zwei Arten derselben Gattung, und kommen in der Bibel nicht vor; sie sind gleichwohl jetzt von grosser Wichtigkeit für dieses Land.

An mehreren Orten, besonders in den Küstenstädten, wo man eben mit der Bewässerung nicht zu sparen braucht, sind grosse Pflanzungen dieser Bäume angelegt, die gut gedeihen und, wie beispielsweise jene bei Jaffa, den Reichthum der Städte bilden. Die Ausfuhr dieser Früchte nimmt mit jedem Jahre zu, und war besonders im letzten Jahre bedeutend. Ich selbst zählte im Februar dieses Jahres, als ich eines Tages nach Jaffa kam, 17 Segelschiffe, die dort vor Anker lagen, um Orangen und Citronen zu holen, da in den nördlichen Gegenden der strenge Winter vielfach die Blüten zerstört hatte. Auch die Dampfschiffe, deren jede Woche einige ankommen, nehmen grosse Ladungen mit. Die Früchte werden gewöhnlich in leichten Kisten verpackt, die aus Brettchen oder Latten so verfertigt sind, dass Luft durchziehen kann.

Die Bewässerung der bezeichneten Gärten geschieht auf künstliche Weise, u. zw. durch einfache Göpelwerke, die mit endlosen Ketten, an denen die Kübel befestigt, versehen sind, und von Maulthieren gezogen werden. Diese Bewässerungsweise erhöht sehr die Erhaltungskosten der Orangengärten; man hat daher für Jaffa wiederholt den Plan besprochen, das Wasser des nahen grossen Flusses „Audjeh“ zur Bewässerung der Pflanzungen zu benutzen. Der Ausführung dieses Planes stehen aber einige technische Schwierigkeiten entgegen. Der Fluss hat einen kurzen, etwa drei Stunden langen Lauf und seine Quelle liegt bloss 33 Meter über

dem Meere. Die Gärten, welche bewässert werden sollten, liegen 10 bis 30 Meter über dem Meere. Da der Fall zu gering sein würde, müsste man sich daher auf die niedriger liegenden Gärten beschränken. Ausserdem ist eine breite Anhöhe zu durchstechen und über tiefe Gräben eine Anzahl Aquäduce zu erbauen, so dass die Sache ziemlich kostspielig würde. Allerdings könnten, wenn ein solcher Canal erbaut würde, in der Ebene noch viele weitere Gärten angelegt und bewässert werden.

Ich schliesse die Aufzählung der Fruchtbäume mit k) der Palme. Im Gebirge kommt sie bloss vereinzelt und meist nur in geschützter Lage vor; um so häufiger findet sie sich in der Ebene. Jericho, die „Palmenstadt“ wohl deshalb genannt, weil dort ehemals viele Palmen standen, zählt heute keinen einzigen Baum dieser Art mehr, so das ganze Jordanthal und die Jesreel-Ebene. Dagegen zeigen sie sich am Saume des Gebirges und in der Saron-Ebene, sowie in der Nähe der Küstenstädte, vor allem bei Gaza. Wenn auch vorderhand von einem Ertrag dieser Bäume oder gar von einer Ausfuhr kaum die Rede sein kann, so muss doch im Auge behalten werden, dass, wenn dem Lande wieder aufgeholfen werden soll, auch der Palmaum wieder häufiger zu pflanzen wäre. Der Nutzen des Baumes ist, abgesehen von seiner Frucht, die immerhin ein gutes Nahrungsmittel bildet, aber auf dem Gebirge nicht zur Reife gelangt, gar mannigfaltig, Zweige und Stamm finden vielfache Verwendung, erstere werden bei feierlichen Gelegenheiten — traurigen und freudigen — als Decorationen gebraucht. „Palmen tragen die Seligen“ und der Gerechte wird in der Schrift, Ps. 92, 13, mit dem Palmaum verglichen. Mit Palmzweigen deckt der Landmann seine Hütte, der Stamm dient ihr als Stütze aus der Palmfaser werden Bindfaden und Stricke verfertigt und der Palmaum überhattet mit seiner sich hoch in der Luft wiegenden Krone die Dörfer, belebt die Eintönigkeit der Ebene und verleiht der Landschaft ihren charakteristischen Zug. Palmen tragen auch die alten jüdischen Münzen, welche in diesem Lande geschlagen worden sind.

Waldbäume und Gebüsche. a) Die Ceder. Der so berühmte Cederbaum kommt, wie bekannt, in einer Anzahl von Prachtexemplaren noch auf dem Libanon vor, die Ueberbleibsel einer längst vergangenen Periode. Dieser Baum ist durch sein Alter heilig und darum auch vor Frevlerhand theilweise geschützt, wohl aber noch mehr dadurch, dass die Werkzeuge solcher, welche nach der Heiligkeit dieser Bäume nicht viel fragen würden, denselben nicht viel anhaben können. Einen jungen Nachwuchs gibt es nicht.

b) Snuober. Mehrere Arten Fichten und Pinien kommen besonders am Libanon, aber auch im übrigen Lande, in Judäa, u. zw. meistens in grossen Exemplaren vereinzelt in der Nähe von Gehöften oder Grabdenkmälern, als eine Art heiliger Bäume vor. Der Nachwuchs wird abgehauen, ehe er einige Mächtigkeit erlangt hat, was zur Folge hat, dass, wie bereits erwähnt, in diesem Lande das Bauholz fehlt und zu hohem Preise von Auswärts eingeführt werden muss.

c) An Eichen (Ballut) gibt es mehrere Arten. Dieselben haben, was deren Zahl und Ausbreitung an-

belangt, in diesem Lande als Waldbäume grosse Bedeutung. Der grössere Theil der Gesträuche sind Eichen, ausgewachsene Bäume aber gibt es wenige. Sie liefern gutes Brennholz und geben die besten Kohlen; die letzteren werden an den westlichen Gebirgsabhängen bereitet. Jenseits des Jordans, in der Gegend von Ammon kommen noch grössere Partien von ausgewachsenen Bäumen vor. Einer der bedeutendsten und ältesten Eichenbäume ist der sogenannte Abrahamsbaum bei Hetron, dessen Stamm über zwei Meter Durchmesser und dessen Zweige einen Kreis von mehr als 90 Schritte Umfang bedecken. Die Eicheln werden von den Landleuten gesammelt, geröstet und gemahlen und so als Nahrungsmittel für Menschen und Thiere verwendet.

d) An Terebinthen (Butm) gibt es auch verschiedene Arten, darunter die Pistazie; sie steht, was Grösse und Schönheit des Baumes betrifft, der Eiche kaum nach, kommt aber sehr vereinzelt und auch bloss noch in grossen ehrwürdigen, gewöhnlich als eine Art geheiligter Baum angesehenen Exemplaren vor. In alten Zeiten wurde die Baals-Verehrung und anderer heidnischer Cultus unter diesen Bäumen getrieben, wovon sich heute noch Reste zeigen, indem auch jetzt noch die Muhamedaner ihre Schafe bei feierlichen Anlässen an solchen Stellen schlachten und verzehren.

e) Die Cypresse, arabisch Serw, kommt, so viel ich weiss, nicht wild wachsend vor, obwohl sie in geschützten Lagen gut gedeihen würde; sie wird mehr als Zierbaum bei Kirchhöfen, Moscheen, Grabdenkmälern, Brunnen u. s. w. gezogen. Wenn häufiger gepflanzt, würde sie schöne Stangen und auch Balken liefern, da ihr Wuchs stets gerade und schlank ist. Der Wind bricht häufig deren Wipfel ab, wodurch der Baum verkrüppelt wird, indem Nebenschösslinge von verkrümmter Bildung sich zeigen. Die Ausdünstung des Baumes ist balsamisch duftend und gesund; das Cypressenholz ist der Fäulniss nicht unterworfen, wohlriechend und zu feinem Schnitzwerk sehr geeignet. Es wird schon in der Bibel oft erwähnt und glaubt man, dass die Arche Noah's aus demselben verfertigt wurde.

f) Die Akazie (Summt) kommt stets als einzelner Baum, und zwar bloss in Thälern vor, hat meist ein verkrüppeltes Aussehen. Mitunter, so besonders im Jordanthal, finden sich Gesträuche von derselben, und Pilger winden daraus Dornenkronen. Das Holz ist sehr schön und dauerhaft und nimmt die Politur gut an. Von diesen Baumarten erhält man auch den arabischen Gummi, dessen Einsammeln sich stets lohnt. Diese Bäume, wie sie jetzt vereinzelt in Palästina anzutreffen sind, müssen in alten Zeiten sich auch in der arabischen Wüste an fruchtbaren Stellen in Niederungen vorgefunden haben, da die Hölzer der Stifshütte daraus bereitet wurden; sie hiessen Schittim.

g) Dom (Sokkum), ein mit der Akazie verwandter Baum mit gelbem Holze, kommt hauptsächlich im Jordanthal vor; aus dessen gelben Früchten wird auf sehr unvollkommene Weise der sogenannte „Balsam“ bereitet. Dieser erfreut sich nicht mehr der Berühmtheit, die er im Alterthum hatte, wäre aber wohl verbesserungsfähig und könnte dessen Gewinnung eine lohnende Industrie abgeben.

h) Sarur oder Weissdorn, kommt häufig als Gesträuch, aber auch als ausgewachsener Baum, besonders im Gebirge, vor. Salomon sagt in seinen Sprüchen 24, 31, dass der Acker des Faulen sich mit Weissdorn bedeckt. Seine Frucht wird entweder als solche oder in Form eines Syrups genossen, der eine heilsame Wirkung haben soll. Das Holz wird als Brennmaterial und zur Kohlenbereitung verwendet.

i) Kekab kommt unter dem Waldesgebüsch sehr häufig vor; er hat Blätter ähnlich dem Johannisbrodbaum oder Charub und die Zweige und Aeste stehen mehr winkelrecht auf einander; die Rinde des Holzes ist roth. Er liefert sehr schönes weisses Holz, das zu allerlei Objecten verarbeitet wird, aber leicht springt; zur Kohlenbereitung taugt es weniger, da diese Kohle schnell verbrennt und keine grosse Hitze entwickelt.

k) Coloquinten wachsen wild im östlichen Jordanthal und in der Ebene von Gaza. Die besseren kommen aus letzterer Gegend. Die Frucht wird mitunter gesammelt und in den Handel gebracht, aber es fehlte bisher an der nöthigen Sachkenntniss in der Behandlung. Besonders ist bisher nicht genug Aufmerksamkeit dem Schälen derselben zugewendet worden.

l) Galläpfel und verschiedene Aiten, sowie Gumen, können, wenn besseres Augenmerk auf diese Producte gerichtet, in grossen Mengen gesammelt werden. Gute Gallustinte in Palästina zu bereiten, wo all die dazu erforderlichen Materialien vorhanden sind, müsste nutzbringend werden.

Andere Culturpflanzen. a) Der Tabak gedeiht sehr gut und wurde früher viel gepflanzt; seitdem aber eine hohe Steuer darauf gelegt worden, hat sich diese Cultur sehr vermindert.

b) Die Baumwolle gedeiht gleichfalls gut, wenn schon sie bekanntlich der amerikanischen an Güte nachsteht. Während des amerikanischen Bürgerkrieges wurde viel gebaut und nach England ausgeführt. Es ist möglich, dass man auch heute bei mehr Sorgfalt und besseren Einrichtungen in Bezug auf die Reinigung günstigere Resultate erzielen und mit anderen Märkten concurriren könnte. Immerhin würde es für die Colonisten lohnend sein, den eigenen Bedarf an Baumwolle zu bauen.

c) Zuckerrohr wächst an feuchten Stellen oder dort, wo die Bewässerung ermöglicht ist, in den Ebenen und im Jordanthale, seltener im Gebirge. Da keine Zuckerfabriken da sind, wird es nicht häufig angebaut. Früher war dies anders; so gab es zur Kreuzfahrerzeit, wie vorhandene Ruinen beweisen, bei Jericho eine Anzahl Zuckermühlen. Gewiss ein Erwerbszweig, der wieder aufgenommen werden könnte.

d) Auch Indigo wächst bei Jericho, gleichfalls Reste einer früheren Cultur, die gewiss auch heute noch an vielen anderen Stellen reichen Ertrag abwerfen würde.

e) Rohre und Binsen. Erstere wachsen besonders an den Bächen und Flüssen, da wo der rasche Lauf aufhört und die Strömung geringer wird, wie überall, wo dieselben aus dem Gebirge in die Ebenen hinaustreten. Sie werden oft 15—20 Fuss hoch, sind, weil durch eine grosse Anzahl Jahrringe unterbunden, stark und sehr leicht und werden zu allerlei Zwecken, z. B.

von den Arabern und Beduinen zur Anfertigung von mit Eisen beschlagenen Lanzenschäften benutzt. Auch als Stangen zu Hütten oder Einfriedungen, sowie als Brennmaterial verwendet man sie dort, wo das Holz fehlt. Die Israeliten fertigen alljährig in ihren Häusern die Laubhütten aus denselben.

Binsen wachsen ebenfalls an langsam laufenden Flüssen oder Bächen in den Ebenen, sowie an den dortigen Sümpfen in grosser Menge und Ueppigkeit. Sie werden zu Korbweiden, allerlei Arten Körben, besonders aber zu „Hassiren“ (Matten) zum Belegen der Stubenböden verwendet. In einigen Gegenden ist dies ein grosser Industriezweig, so z. B. in Bethanien und Abudis bei Jerusalem; letzteres deckt seinen Bedarf im Ghor oder Jordantal, während man in Jehudie und Lydda die Binsen vom Amscheh-Fluss und den dortigen Sümpfen herholt. Die Halme sind dick und werden zur Verarbeitung geschlitzt.

f) Papyrus, das einst so berühmt und nützlich war, gibt es nur am Huleh und seinen Sümpfen und wird, ähnlich wie die anderen Rohre, besonders von den dortigen Bewohnern zum Bau ihrer Hütten gebraucht, auch können Theile davon genossen werden.

g) Sumach, eine Pflanze, die zum Gerben gebraucht wird, wächst theilweise wild, theilweise wird sie cultivirt und gedeiht gut. Die Gärereien hier zu Lande, die sehr darniederliegen, gehen sehr verschwenderisch mit diesem Gerbemittel um, und sicher wäre auch in Europa ein Absatz für dasselbe zu finden.

h) Rosen, wachsen im Lande sehr viel, in der Nähe von Jerusalem bestehen grosse Rosengärten. Die Bereitung von Rosenöl ist gleichfalls noch auf sehr primitiver Stufe. Dass diese Industrie zu grösserer Ausdehnung gelangen könnte, ist als sicher anzunehmen.

So viel über das, was sich im Lande findet, und was dasselbe bis jetzt hervorbringt; im Nächsten Einiges über das Thierreich, während den Schluss Mittheilungen über dessen Bewohner, sowie Vorschläge zur Colonisirung des Landes bilden mögen.

DER SEGEN DER DATTELPALME.

Von *Schweiger-Lerchenfeld*.

Einem abendländischen Reisenden sagten einst mehrere Araber in einer Hafenstadt des Persergolfes ungefähr Folgendes: „Siehe dieses Schiff, es ist aus Palmholz; seine Masten und Raen sind aus Palmholz; aus Palmbast haben wir die Seile gedreht, die Segel gewebt; Datteln sind unsere Provision und Datteln führen wir als Fracht nach fernen Ländern. So bietet uns die Palme Alles, was wir bedürfen, wonach unser Herz sich sehnt . . .“ In diesem Ausspruche, der dem französischen Orient-Reisenden Dupon gemacht wurde, verbirgt sich die ganze Bedeutung, die dem edelsten Baume des Ostens innewohnt, der volle Segen, den er den Kindern jenes Landgebietes spendet, das seine Heimat ist. . . Man hat die Palme das „Siegel des Orients“ genannt, aber diese Phrase ist etwas vager Natur. Wäre der „Orient“ identisch mit der semitischen Welt, speciell mit dem Araberthum, dann könnte man sich mit jener Redensart am Ende noch abfinden. So

aber drängt sich in den Rahmen dessen, was man gemeinhin „Orient“ nennt, noch manches Gebiet, manches Land oder bevölkerte Reich, die alle mit der Heimat der Dattelpalme nichts zu schaffen haben. Die regenlose subtropische Zone der alten Welt ist die wahre Heimat der Dattelpalme. Da der Verbreitungsbezirk des Islam weit über jenes engere Gebiet hinausreicht, so kann die Palme auch nicht das Symbol der Religion des Propheten sein, der unter dem Schatten einer Palme seine erste Epistel an die damals noch zweifelvollen Zuhörer vom Stapel liess. Ein so feiner und geistreicher Beobachter wie Graf Hellmuth v. Moltke, hatte sonach Recht, wenn er in seinem vor einem Jahrzehnte erschienenen Buche die Dattelpalme das „Charaktergewächs des arabischen Klimas und das Wahrzeichen der dauernden arabischen Herrschaft“ nannte. Fast wäre man geneigt, der zweiten Hälfte dieses Satzes noch grössere Bedeutung zuzuschreiben, als der ersteren, denn die Partisane des arabischen Khalifats haben das Symbol ihrer Herrschaft auch auf Gebiete verpflanzt, denen keineswegs ein „arabisches Klima“ eigen ist. Als hätten die Streiter der Abbassiden den Gluthauch Mesopotamiens in die Ferne getragen, gedieh die Dattelpalme auf den iranischen Hochplateaux und an den Gestaden des Kaspischen Meeres. Früchte freilich sollte der edle Baum hier keineswegs zeitigen, und als das Araberthum wieder in seine alte Umgrenzung zurückfluthete, verschwand auch das Symbol ihrer Herrschaft aus jenem kälteren nordischen Landstriche. Umgekehrt aber sollten jene Länder, denen die arabische Invasion die Dattelpalme brachte — wie Sicilien und Andalusien — den herrlichen Baum auch dann noch behalten, als die Ommejaden-Dynastie von dem Boden Europas hinweggefegt war. Abderrahman, der erste Herrscher zu Cordova, hatte um das Jahr 756 im Garten neben seinem Palaste eigenhändig die erste Palme auf spanischem Boden gepflanzt. Heute zieht allein der weitberühmte Palmenhain zu Elche in der Nähe der Provinz Murcia mehrere tausend Stämme.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, über die geographische Verbreitung der Dattelpalme, ihre culturgeschichtliche Bedeutung, ihre Wanderung mit dem Semitismus aus ihrer engeren Stammheimat nach den südlichen Strichen Europas u. dgl. zu berichten. Das Alles hat schon vor einem Menschenalter Carl Ritter in einer streng wissenschaftlichen Abhandlung niedergelegt und damit gewissermassen den Rahmen gezogen, in welchem sich die weitere Forschung zu bewegen hatte, um neue Resultate, seien sie nun solche naturwissenschaftlicher oder culturgeschichtlicher, oder rein national-ökonomischer Art, zu Tage zu fördern. . . Uns schwebt in diesen wenigen Zeilen eine andere Aufgabe vor Augen: Die knappe Darlegung der Thatsache, wie enge verknüpft das Wohl und Wehe der arabischen Bevölkerung mit der Dattelpalme ist, wie die wichtigsten Existenzfragen sich in jenem Zauberkreise bewegen, dessen Mittelpunkt der „heilige Baum“ mit seiner fruchtbladenen Federkrone ist. Keine wirtschaftliche Krisisvermöchte den arabischen Orient vehementer zu erschüttern, als die Vernichtung des Dattelsegens. Nach den grossen Zeitfragen, die den Islam betreffen, dreht sich alles Fühlen und Denken der Araber um die Dattelernte. Auf dem langwierigen

Wege des Karawanenverkehrs bringen die Händler Kunde vom Stande der Ernte und sie tragen die Botschaft von Stadt zu Stadt, von Rastort zu Rastort, Neben den Kriegen, welche das religiöse Oberhaupt der Islamiten und andere Glaubensfürsten zeitweilig mit den Ungläubigen zu führen haben, interessirt das Bazar-Publicum der arabischen, syrischen und mesopotamischen Messstädte nicht so sehr, wie das Gedeihen der Dattel. Ihre Ernte ist eine Speculation, in der man ein Vermögen erwerben oder verlieren kann. Von dem Ertrage eines Palmengartens hängt die Mitgift bei Verheirathungen, die Erbschaft bei Todesfällen ab. Im Oman, wo das Küstenland auf der Seite von Maskat einen Palmenwald von 40 Stunden Länge und 2 Stunden Breite besitzt, ist jeder Baum im Register seines Besitzers eingetragen. Ein einziger stattlicher Baum, der reichlich Früchte trägt, vermag eine Familie ein ganzes Jahr hindurch zu ernähren und ein Kameel, dem man die gekochten Dattelkerne als Futter vorwirft, noch dazu. Wie der Private seine Lebensbedürfnisse nach dem Stande der Ernte einrichtet, der Händler und Kaufmann seine Conjunctionen stellt, muss der Feldherr in arabischen Gegenden nur zu häufig seinen Operations-Calcul nach der Ertragsfähigkeit der ihm zur Disposition stehenden Palmenwälder richten. Das Heer Ibrahim Paschas von Egypten, das bekanntlich im zweiten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts einen höchst beschwerlichen Feldzug in's Hochland von Nedschd unternahm, um das feste Derajeh und mit ihm den Wahabiten-Hochmuth zu Falle zu bringen, wäre gewiss zu Grunde gegangen, wenn es nicht einen Rückhalt an den herrlichen Dattelpalmen-Hainen Central-Arabiens gehabt hätte. Der gesammte Verpflegs-Apparat des Egypters diente sich um diesen Factor. Aehnlich verhielt es sich einige Zeit später, als die Egypter das rauhe Assy mit Krieg überzogen. Andererseits ist das Vernichten, Niederhauen oder Niederbrennen ganzer Palmenwälder für die Eroberer in jenen Ländern das wirksamste Mittel, um einem invasirten Lande das unentbehrlichste Existenzmittel zu entziehen und das Volk zu meistern. Als derselbe Ibrahim, der den Wahabitenkönig Abdallah aus seiner glänzenden Königsburg vertrieben hatte, während des Assy-Krieges in die Oase Bischeh einrückte, drohte er, alle Dattelwälder vernichten zu lassen, wenn die Bewohner die verlangten Provisionen nicht beschaffen würden. Die Drohung hatte begreiflicher Weise ihre augenblickliche Wirkung.

Es ist bezeichnend, dass eine der ersten und energischsten Interpellationen in der Stambuler Deputirtenkammer die Dattel-Cultur betraf. Der Bagdader Deputirte Abu Rhizak erklärte: „Die Dattel-Cultur, unser Haupterwerbszweig, war nie so hoch besteuert, wie jetzt (1877); jeder der rasch aufeinander gefolgtten Gouverneure hat eben die Steuer derart emporgeschaubt, dass den Besitzern nicht nur kein Gewinn, sondern selbst Schaden und Belästigung erwachsen, so dass sie ihrer Pflanzungen überdrüssig wurden und die Cultur aufgaben.“ . . . Gegen andere Feinde, wie beispielsweise gegen die raublustigen, aber besitzlosen Beduinenhorden, schützten sich die Dattelpflanzer allerdings durch ausgiebige Selbsthilfe, indem die einzelnen Tribus Wächter-

Abtheilungen aufstellen, die jeden Diebs- oder Raubzug mit bewaffneter Hand zurückweisen.

So knüpft sich an das erste Gedeihen der Dattelfrucht Kampf und Fehde und ehe sie reift, hält bange Sorge Einkehr in die Hütten, wird der Boden, dem sie entsprosst, mit Blut gedüngt. Der Segen der Dattelpalme ist eben ein ungemein vielfacher; ihre Frucht spendet Nahrung in allen Formen, ihr Holz liefert das geschätzteste Baumaterial, ihr Stamm wird zur zierlichen Säule bei Prunk-Architekturen, sei es als Modell zu steingehauenen Trägern, sei es als wirklicher Baum. Die Küstenbewohner zimmern Schiffe aus den edlen Stämmen, die Kriegsbaumeister Brücken und Knüppelwege durch versumpftes Gebiet. . . Bleiben wir zunächst bei der Nahrung. Sie ist eine so mannigfache, dass man darüber billig erstaunen darf, unter welcher verschiedenen Formen der Araber mit jener Frucht seinen Bedürfnissen gerecht wird. Eine alte Hausregel sagt: Eine umsichtige Frau kann ihrem Herrn ein Monat hindurch täglich ein anderes Dattelergericht vorsetzen. Man isst die Dattel in rohem und getrocknetem Zustande, in Butter abgekocht, zu Kuchen gepresst, mit Reis vermengt, mit Milch zu einem dicken Brei gekocht, mit Butter geröstet und mit Honig übergossen u. s. w. Zu diesen Speisen kommen verschiedene Getränke, so der ungemein herbe Dattelwein, der Dattlessig und Dattelbranntwein. In dem sonst so zelotischen und koranstrengen Mekka weiss die ganze hochheilige islamitische Clerisei den berausenden Labetrunk des Dattelweines ebenso zu würdigen, wie der gemeine Mann, der zu solchem Schlemmerluxus das Geld aus den Beuteln der Pilger herausholt.

Die erquickendste, nahrhafteste Speise ist die frische Dattel (Er-Ruteb). Die „Ruteb-Zeit“ dauert aber in arabischen Landen höchstens zwei Monate, und so sind die Bewohner gezwungen, in der ganzen übrigen Zeit die Frucht in getrocknetem Zustande zu geniessen. Die gewöhnliche Form, in welcher sie sodann in den Handel kommt und überhaupt consumirt wird, ist das „Dattelpod“ — die Ajné oder Adwa — eine feste Masse von zusammengepressten frischen Datteln, die in Gährung übergehen, wodurch das „Pod“ eine Zucker- glasur erhält, die sich beim Eintauchen in Wasser löst und diesem einen angenehmen, erquickenden Geschmack verleiht. Das Dattelpod selbst wird einfach zerschnitten und stückweise verkauft. In jedem Orte gibt es zahlreiche Buden, welche solches Pod führen und Burckhart hat daher Recht, wenn er sie mit unseren Bäckerläden vergleicht, denn auch in Arabien dient die Adjué den unteren ärmeren Volksschichten fast ausschliesslich als Nahrungsmittel. Dabei ist aber zu bemerken, dass, wie die Frucht selbst, auch das Dattelpod von sehr verschiedener Güte ist, Unterschiede, die im allgemeinen Verkehre wohlbekannt und durch Preise (meist officiële Marktpreise) geregelt sind.

Verdankt der Araber der Dattelpalme die Nahrung, so verdankt er ihr — sofern vom sesshaften Bewohner die Rede ist — nicht minder sein Heim. Aus Palm- matten baut er seine luftige Hütte, Palm- matten decken den Boden, bilden die Wohn- Abtheilungen und die Thürverschlüsse. Selbst in den grossen Städten findet man solche Matten überall in Verwendung, meist in

den Bazarstrassen, wo sie nothwendigenfalls die Einwölbungen ersetzen und schattige Kühle in Gassen und Buden halten. Die Palmhütten oder „Kadschan“ findet man überall dort, wo sich die Cultur des Baumes der ausgiebigsten Pflege erfreut. Im palmengesegneten Oman und Schat-Gebiete werden Palmstöcke in den Boden getrieben, Wände aus Matten aufgerichtet, Dächer und Hürden aus Palmblättern geflochten. Meist stehen mehrere solche Hütten im Schatten einer Palmengruppe. Auf der Wanderung aber genügt es das Lager einfach unter den Bäumen aufzuschlagen, zwischen den Stämmen eine Matte und um dieselbe ein Segeltuch zu spannen. Unbekümmert um des Lebens Sorge überlässt sich der arabische Nomade in so primitiver Behausung der süßen Täuschung einer kaum mehr zu überbietenden Behaglichkeit und er verachtet im Stillen den unvernünftigen Städter, der sich hinter Mauern verbirgt, sich in die Keller-Finsterniss des „Sardap“ verkriecht, oder auf lehmgestampfter Terrasse den erstickenden Staub der Gasse einathmet. Der Städter freilich meint ein Bruchstück der Palmenherrlichkeit innerhalb seiner vier Pfähle zu besitzen, wenn einige ihre zartbefiederten Kronen über dem platten Dache seines Hauses schaukeln und erquickenden Schatten über den Teppich breiten, der ihm zum Ruheplätzchen dient.

In der arabischen Architektur hat der Palmstamm früh eine Rolle gespielt. Neu war die Anwendung desselben freilich nicht, denn die älteren Vorbilder fanden sich schon in den Königsresidenzen von Susa und Babylon und überall dort, wo die antiken Baumeister des Palmholzes zu constructiven oder decorativen Zwecken bedurften. Die Thatsache, dass der Palmaum bei horizontaler Lage und verticalem Drucke der Last nicht nachgibt, sondern sich vielmehr derart gegen dieselbe stemmt, dass er eine Biegung nach aufwärts (dem Drucke entgegen) annimmt, hatte Letronne, den Interpreten des Strabo, zu der Vermuthung Anlass gegeben, dass diese Erscheinung zuerst zur Construction des Spitzbogens geführt habe. Stelle man nämlich zwei Balken aus Palmholz schräge (also im spitzen Winkel) zu einander und belaste man dieselbe ausserhalb des Dreieckes, welches sie mit der Basisfläche bilden, gleichmässig und ausgiebig, so werden sich jene leicht nach auswärts (also gegen die Last) biegen und so die Form des Spitzbogens annehmen. Die Bemerkung Letronne's, dass die Ziegelgewölbe babylonischer Mauerreste, sowie deren moderne Nachahmungen in der Architektur Bagdads ihre Entstehung jener Erscheinung verdanken, hat jedenfalls viel Wahrscheinlichkeit für sich. Dagegen dürfte die andere Bemerkung Letronne's den Fachmann etwas befremden, die nämlich, dass die Palmstämme obiger Eigenschaft halber sich vorzüglich zu Gewölbsgerüsten eignen müssten. Wir denken nun, dass ein solches Gerüst seine bestimmte Form (zu der es gezimmert worden) haben müsse, nicht aber von der Biegungsfähigkeit und Dehnungstendenz des Holzes abhängen dürfe.

Was die Verbreitung der Dattelpalme auf arabischem Boden anbelangt, sind es zwei Gebiete, die im wahren Sinne des Wortes „Dattelländer“ sind. Das eine derselben ist das ruinenreiche Chaldäa, der Strich zur Seite des Schat-el-arab, also vom Zusammenflusse des Euphrat und Tigris bis zu den Gestaden des Persergolfes. Wo

die trüben Wasser des arabischen Zwillingsstromes dahin gleiten, dehnen sich unübersehbare Dattelwälder. Aufwärts des Euphrat mangelt es keineswegs an gleichfalls ausgedehnten Hainen und Plantagen, dagegen fehlt die Dattelpalme auf der Tigrisstrecke zwischen Korna (dem Punkte des Zusammenflusses mit dem Euphrat) und Bagdad. Das Land im Bereiche der alten Chalifenstadt ist eine Palmen-Oase. Höher hinauf, bis über das mesopotamische Rundgebirge, gedeiht die Dattel nicht mehr so gut wie unter dem sengenden Himmel des Tieflandes, und schon am Nordrande Mesopotamiens zeitigt der Baum keine Früchte. Das zweite Dattelland ist der Küstenstrich von Oman zwischen dem Vorgebirge Mesandum und der Stadt Maskat. Ein einziger Wald von 40 deutschen Meilen Länge erstreckt sich längs des Gestades, der dem felsigen Küstengebirge vorliegt. Zwischen dem Palmen-Districte vom Schat und jenem von Maskat besteht eine schütterere Verbindungszone, die mit dem arabischen Gestade des Persergolfes identisch ist. Diese Palmenzone ist indess an vielen Stellen vollständig unterbrochen, namentlich an der klippigen Küste des Bahr-el-Benat — der sogenannten Piratenküste — und nördlich von El Khatif.

Wir haben früher flüchtig der Thatsache gedacht, wie vielfältig die Zubereitungsart der Dattelfrucht ist, und wie erfindungsreich der Araber sich in der Kunst erweist, in den Genuss derselben Abwechslung zu bringen. Auch in diesem Punkte scheint die Natur dem Menschen entgegenzukommen, zieht man die grosse Zahl von Dattelsorten in Betracht. Die Palmen am Schat und im Bereiche von Bagdad liefern allein 40 Sorten! Niebuhr hat die Namen derselben bekannt gemacht. Jede Sorte wird zu einer bestimmten Bereitungsart verwendet, oder wohl auch gleich eine ganze Gruppe von Sorten, denn hinsichtlich der 26 Sorten der Schat-Dattel versichert beispielsweise der genannte Reisende, dass sie sammt und sonders zu „Dibs“, d. i. Syrup, dienen. Andere Sorten dienen zur Bereitung der Adjué (Dattelbrod), wieder andere zur Bereitung des Weines, Essigs oder Branntweines. Es ist begreiflich, dass auch das Araberthum über Feinschmecker verfügt, deren höher organisirten Geschmacksorganen der Unterschied nicht entgeht, der zwischen einer Adjué aus „Schukar“ oder „Chadraui“, aus „Mektum“ oder „Sabia el Arus“ besteht, oder eines Dibs aus gelbem „Digl“ oder rothem „Aschkar“ oder purpurgesprenkeltem „Jammer bint Essaba“. Der Basraner liebt den Schnaps, der aus den kleinen Früchten der „Ibrahimî“ gebraut wird, weit mehr, als den aus der minder süssen Kissib-Frucht. Dem Bagdader wieder mundet die goldgelbe „Zahedi“ mehr, oder die aromatische „Marassa“, aus der der duftige Dattelwein des mittleren Tigrislandes gekeltet wird. Auch ist es für solche Feinschmecker nicht gleichgiltig, wie man die einzelnen Sorten gemeinsam verwendet. Dattelbrod, aus der Basraner Chanäsi-Frucht bereitet und mit dem Syrup der Bagdader „Mekkawi“-Dattel übergossen, ist ein wesentlich anderes Gericht als dasjenige, welches durch die umgekehrte Mischung gewonnen wird. Ferner weiss der braune Gourmand, dass die kleine Däri-Frucht den Reisbrei besser würzt, als die volle, saftige Istameran; die rothe Bumkie sich besser in Milch abkochen lässt, als die gelbe Mektum; die

„Saade“ aromatischer aus der flüssigen Butter dampft, als die Om-Fattel u. s. w. Bemerkenswerth ist, dass für die einzelnen Sorten ganz bedeutende Preisunterschiede bestehen, so dass manche der besseren Sorten für das ärmere Volk gar nicht zugänglich sind. Die Perle unter allen Bagdadiner Sorten ist beispielsweise die Chastauifrucht — weil sie nie den Magen beschwert — die untergeordnetste die Zabedi-Frucht, weil sie bläht, Verdauungsbeschwerden erzeugt u. dgl. m. Nun kommt es aber häufig vor, dass die eine Sorte, welche in einem bestimmten Gebiete als schlecht oder untergeordnet gilt, in einem zweiten Culturgebiete weit besser gedeiht, demgemäss auch im Preise höher steht und gesuchter ist. Da dasselbe auch von den bevorzugten Sorten gilt, so ersieht man unschwer, dass nicht nur die grosse Zahl von Dattelsorten das Vertriebs- und überhaupt Handelsgeschäft zu einem sehr complicirten gestalten, sondern auch die Provenienzorte der einzelnen Sorten.

Neben der Bagdader, der Schat- und Oman Frucht, spielen die übrigen arabischen Dattelgebiete eine fast untergeordnete Rolle. Im Hadramaut und Yemen gibt es nirgends grosse geschlossene Datteldäler. Längs des Rothen Meeres finden sich nur einzelne Gruppen und kleine Haine vor. Dagegen sind die Datteln von Medina weit berühmt in ganz Arabien. Was die Zahl der Sorten anbelangt, stellen die Medineser-Datteln selbst jene des Schat vollständig in den Schatten, denn es soll deren mehr als 100 — nach einheimischen Autoren bei 150 Arten geben. Die kleinste Gattung ist die „Heleya“, die nicht grösser als eine Haselnuss ist, die grösste die „Djeleby“; letztere misst drei Zoll in der Länge und einem Zoll im Durchmesser. Von dieser Sorte existiren selbst am Provenienzorte Medina nur wenige Bäume und sie ist so kostspielig, dass die Pilger, welche am Grabe des Propheten verweilt haben, die Frucht als Andenken in ihre Heimat mitnehmen. Ausser den gewöhnlichen Sorten gibt es zu Medina auch solche, an welche sich Legenden knüpfen; so bezeichnet man die Sorte Es-Sihani als diejenige, welche den Propheten, als er in ihren Schatten trat, ehrfurchtsvoll begrüsst. Eine andere Sorte — die Bioni-Frucht — soll Mohammed's Lieblingsspeise gewesen sein, und es ist noch nicht lange her, dass derjenige Pascha, welcher den Hadsch oder Pilgerzug von Damascus nach Mekka führte, vom Sultan den Auftrag hatte, grössere Quantitäten der „Propheten-Dattel“ aus Medina mitzubringen. Berühmt sind auch die Datteln von Koba, von Jambo und Es-Safra. Eine kleine safrangelbe Sorte — Kalayd-esch-Scham genannt — wird sonderbarer Weise von den Mädchen als Schmuck benützt, indem die Früchte, auf Fäden gereiht, wie Halsbänder umschnürt werden. Alle guten Dattelsorten im Culturgebiete von Medina sind gelb oder grün, meist purpur-gesprenkelt und von angenehmen Dufte, während die guten Sorten von Basra roth oder grüngelb sind und kein Aroma besitzen.

Die Dattelpalme, die so reiche Segen spendet, hat auch ihre Poesie, ihren unvergleichlichen Reiz als Staffage in einer orientalischen Landschaft. Säulenschlank ragt sie empor, ein Bild des Stolzes und der Anmuth. Die lichtgrüne Federkrone bebzt leise im Steppenwinde, während der dünne ungemein hohe Stam m

taktmässig pendelt. Wenn die Lüfte ruhen und das Gluthenbad von der Sonne herabflammt, pulst das Leben durch den rissigen Stamm, durch das Geäst bis zur Fruchtraube, in der die Paradiesessüsse in aromatischem Dufte schwillt. Der Araber sagt: Die Palme bade ihren Fuss im Wasser, ihr Haupt aber im Feuer. . . Am ersten fehlt es wohl nie, während am letzteren häufig Mangel ist. Andererseits lässt die Existenz des königlichen Stammes auf das Vorhandensein von genügendem Grundwasser schliessen, und in diesem Sinne wird die Palme häufig genug zur Retterin in der Noth. Nach mühevoller Wanderung über glühendem Boden, nach verderblichen Sandstürmen oder beschwerlichem Irren durch vegetationslose Einöden briugt der Palmengruss am Wüstenhorizont neuen Muth in die Karawane, neue Lebenshoffnung in die Brust des Verzweifelten. Wo die Palme ragt, da rieselt wohl auch ein Quell, die Lebensader der Oase. Der Anblick der lichten Palme öst die dicken Dunstschleier vor den Augen und die Sonnenlohe verliert an Intensität, denn alsbald regt sich die leise Brise, die im Bereiche einer jeden Palmengruppe, sei es selbst inmitten der schauerlichsten Wildniss, wie unversiegbarer Lebensathem weht. . . Mitunter freilich grüssten den Verschmachtenden die grünen Wipfel nur unbestimmt, verschwommen, wie durch Geisterhand plötzlich in die unendliche Einförmigkeit des Wüsten-oceans eingefügt — und dann sind sie in der That nur ein Zauberspek, ein beirrendes Scheinbild, des Wüsten-dämons Truggebilde. Durch die brennendsten Farben taucht das erquickende Oasenbild, schattenhaft emporsteigende Baumkuppeln vom Lebenshanche durchtränkt, saftiggrüne Kronen auf tiefblauem Hintergrunde in greifbarer Nähe — daun plötzlich schmelzen Farben und Linien dahin, als versenke sie der Sonnenbrand, noch einige blasse Schatten und der Spuk ist zerstoben ohne eine Spur auf dem röthlichgelben Wüstensaume zurückzulassen.

DIE ENGLISCHE COLONIE TASMANIEN.

Nach officiellen Quellen. Von *Richard Oberländer*.

II.

Hobarttown, die Hauptstadt Tasmaniens und Sitz der Regierung, ist malerisch am Fusse des 1390 Meter hohen Mount Wellington, am Flusse Derwent (etwa 18 Kilometer von dessen Mündung) unter 42° 53' 32" südl. Br. und 147° 21' 20" östl. L. gelegen. Der windgeschützte Hafen ist leicht zugänglich und hat genügende Wassertiefe selbst für grössere Schiffe. Auch fehlt es nicht an Werften und Docks zur bequemen Einladung und Ausladung und zur Reparatur der Schiffe.

Die eigentliche, auf mehreren Hügeln erbaute, Stadt bildet heinahe ein Viereck. Sie nimmt einen Flächeninhalt von 1270 Ackern ein und hat eine Bevölkerung von 20 000 Seelen in etwa 5000 Häusern, deren Jahreswerth zu 103,500 Pfd. St. angenommen wird. Die Strassen, deren Gesamtlänge 70 Kilometer beträgt, sind breit, gut angelegt und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Namen der Hauptstrassen sind Elisabeth-, Liverpool-, Collins-, Macquarie- und Murray-Street.

Es fehlt nicht an öffentlichen Gebäuden, unter denen der Regierungspalast, das Parlaments-Gebäude,

das Stadthaus, die Post, das Museum, das neue Logengebäude in der Murray-Street, ein Theater und einige Banken Erwähnung finden mögen. Man zählt ausser zwei Kathedralen einige dreissig Kirchen. Mit dem Stadthause in Verbindung steht eine öffentliche, circa 8000 Bände zählende Bibliothek nebst Lesezimmer.

In der Stadt befinden sich fünf Brauereien (unter denen zwei bedeutende), fünf Dampf-Mahlmühlen, sechs Fruchtsaft-Kochereien, verschiedene Gerbereien und eine Wollenweberei.

Queens-Domain ist ein 1000 Acker grosser, schön angelegter und gut gehaltener Park. Im Mittelpunkt der Stadt steht ein Denkmal zu Ehren Sir John Franklin's, des Nordpolfahrers, welcher, ehe er seine Reisen antrat, Gouverneur in Tasmanien gewesen ist. Um das Denkmal ist ein schattiger Park angelegt, ein Lieblingsspaziergang der Hobarttowner. Die Presse ist vertreten durch die täglich erscheinenden Zeitungen „Mercury“ und „Tasmanian Tribune“; „Tasmanian Mail“ erscheint wöchentlich. Monatsblätter sind: „Literary Intelligencer“, „Church News“, „Peoples Friend“ und „Catholic Standard“.

Die Deportirten haben aus Hobarttowne eine reizende, hübsche Stadt mit breiten Strassen und massiven schönen Häusern gemacht. Sie hat, wie alle grösseren australischen Städte, Gasbeleuchtung und ist reichlich mit Wasser versehen. Das Wasser wird von den reichlichen Quellen des Mount Mington nach der Stadt geleitet. Am Sandy Bay Rivulet ist ein Klärbassin angelegt, welches fünfzig Millionen Gallonen Wasser fassen kann.

Von Hobarttown lassen sich viele lohnende Ausflüge unternehmen: nach den Bergen und Seen, nach dem Flusse Huon, nach mehreren mit baumartigen Farren bestandenen Thälern u. s. w. — überall ist die Landschaft reizend. Das gesellschaftliche Leben ist durchaus englisch und die Lebensmittel sind billig; durch gute Schulen ist bestens für die Kinder gesorgt, so dass es eigentlich für Leute, welche zurückgezogen, billig, gut und gesund von ihren Renten leben wollen, keinen besseren Aufenthalt geben kann.

Mit Hobarttown durch Eisenbahn verbunden, liegt an der Nordküste Launceston, die zweite Stadt der Insel-Colonie unter 41° 30' südl. Br. und 147° 14' östl. L., am Vereinigungspunkte der Flüsse Esk und Tamar, in einem von Hügeln eingeschlossenen Thale. Der 1550 Meter hohe Mount Barrow überragt die Stadt.

Von hier aus gehen zweimal wöchentlich Dampfer nach Melbourne ab; mit anderen Küstenstädten der Inseln und anderen Häfen der australischen Colonien besteht ebenfalls lebhafter Schiffsverkehr.

Die Stadt hat breite Strassen, schöne öffentliche Gebäude, eine grosse öffentliche Bibliothek und einen, neun Acker umfassenden Stadtpark. Der Gewerbe-Verein besitzt eine Bibliothek von über 7000 Bänden. Die Bevölkerung beträgt etwas über 11.000 Seelen, die Stadt ist aber, obschon viel kleiner als die Hauptstadt, in Bezug auf Handel und Verkehr wegen ihrer Nähe zum Festlande mindestens ebenso bedeutend als jene.

Täglich erscheinende Zeitungen sind „Launceston Examiner“, „The Cornwall Chronicle“; zweimal wöchentlich erscheint der „Cornwall Advertiser“, wöchentlich „The Tasmanian“ und „The Tasmanian Punch“.

Die einzige andere Stadt, welche eine Bevölkerung von über 1000 Seelen hat, ist Westbury am Quamby's Creek im County Westmoreland mit 1500 Einwohnern, inmitten eines bedeutenden, Ackerbau treibenden Districts. Andere Städte sind Deloraine mit 800 Einwohnern, die Endstation der Westbahn; Franklin mit 600 Einwohnern am Flusse Huon, in dichtbewaldeter und reich mit Obstbäumen bestandener Gegend. Campbelltown ist ein kleines, hübsches Städtchen, im County Somerset gelegen, an den Ufern des Elisabethflusses, 120 Kilometer von Hobarttown entfernt. Die Umgebung der Stadt zeichnet sich durch grosse Fruchtbarkeit aus.

Neu-Norfolk mit 870 Einwohnern, am Derwent, da, wo er aufhört schiffbar zu sein, hat viel Hopfenboden, und Stanley mit 600 Einwohnern ist ein Hafenplatz an der Nordküste, im County Wellington, am Vorgebirge Circular Head, von wo viel Kartoffeln ausgeführt werden.

Die Ansiedler Tasmaniens sind in den letzten Jahren etwas niedergeschlagen und sehen neidisch auf die rapide Entwicklung der benachbarten Colonien des Festlandes, im Vergleich zu welchen sie allerdings nur langsamere Fortschritte machen. Man spricht vielfach davon, sich der Colonie Victoria einverleiben zu lassen und hofft, von dieser mit fortgerissen zu werden. Wird man gut daran thun? Die Bewohner dieses selten fruchtbaren Landes haben wahrlich keine Ursache zur Klage. Nicht alle Colonien werden einen so raschen Aufschwung nehmen können, wie das goldreiche Victoria, aber bescheidene Ansiedler und Einwanderer werden im ruhigen Tasmanien eine friedliche Heimstatt finden, und die Arbeit ihrer Hände wird jederzeit reichen Lohn bringen!

AUSTRALIEN UND DER SUEZCANAL.

Von Zdenko Janiczek.

Port-Said, October 1880.

Als zur Zeit der Eröffnung des maritimen Canals Fachmänner daran gingen, die Häfen festzustellen, zwischen denen der Verkehr mit Vortheil via Suez zu bewerkstelligen wäre, stimmte man allgemein in der Ansicht überein, dass Australien ein Handelsgebiet sei, das auch zukünftig ein Monopol der Fahrt um das Cap bleiben werde, da man bei dieser die bedeutenden Canalgebühren erspare, ohne von der Mehrzahl der europäischen Häfen aus eine längere Fahrt zu haben.

Vor Allem aber war die Concurrenz der billigeren Segelschiffahrt um das Cap übermächtig, umso mehr, als diese gerade zur Zeit in Folge der Erbauung der neuen Klipperschiffe und der Benützung der Sailing directions von Maury, welche den Schiffen die zweckmässigste Fahrt unter Beobachtung der Winde und Strömungen angaben, riesige Fortschritte gemacht und auf manchen Strecken Abkürzungen der Fahrzeit von 20—30 Percent erzielt hatte.

Ausserdem gehörten die Exportartikel Australiens nicht zu den sogenannten „canalfähigen Waaren“, d. h. ihr Werth stand zu dem Raum, den sie im Schiff einnahmen, im ungünstigen Verhältniss, so dass sie die nach dem Tonnengehalt bemessene Canaltaxe härter trifft, als Artikel kleinen Volumens.

Diese Verhältnisse haben sich nun geändert, und seitdem im October 1877 die beiden Dampfer „Lusitania“ und „Chimborasso“ mit einem Gehalt von 7356 Tonnen und 417 Passagieren regelmässige Australiafahrten durch den Suezcanal eröffneten, ist die Anzahl der Schiffe, die auf diesem Wege von Australien kommen, oder dahin gehen, in ungeahnter Weise gestiegen; schon das Jahr 1878 weist 27 Schiffe mit 66.029 Tonnen und 3509 Passagieren auf, und die Passage im Jahre 1879 betrug 42 Schiffe mit 101.502 Tonnen und 6865 Passagieren.

Seit 1880 vermitteln drei Linien den regelmässigen Verkehr mit Australien auf diesem Wege.

Die erste directe Linie zwischen England und Australien ist eine Vereinigung der „Orient- und der Pacific-Linie“, dieselbe unternimmt jeden Monat zwei Fahrten unter der Flagge der ersteren und macht den Hinweg um das Cap, während sie am Rückweg den Canal benützt.

Geringere Bedeutung hat die Linie Money Wigram, die monatliche Fahrten auf demselben Wege unternimmt, während die Peninsular Company durch den Anschluss der Linie Galle (Ceylon) K. Go. Sound etc. bis Sydney an die Linie Aden-Galle alle 14 Tage den Verkehr mit Australien vermittelt.

Dieser Umschwung erklärt sich zunächst aus den Fortschritten, die die Dampfschiffahrt namentlich in folgenden Beziehungen gemacht hat:

Erstens wurde durch Anwendung der Expansion und Condensation des Dampfes eine Verminderung des Kohlenverbrauches der Maschinen erzielt.

Die Maschinen und Kohlen werden auf den möglichst geringen Raum eingeschränkt, und nur die beste Kohle, die den grössten Brennstoffgehalt im geringsten Volumen enthält, angewendet.

Endlich wurde die billige Lieferung guter Kohle durch Anlage zahlreicher Kohlendepôts und regelmässiger Zufuhr dahin gesichert, so dass die Schiffe nur kleinere Partien derselben auf einmal mit sich führen müssen.

Ausserdem wurde dem 1876er Vertrag zwischen der Suezcompagnie und der englischen Regierung gemäss eine fortgesetzte Verminderung der Canalgebühr stipulirt.

Neben der Vervollkommnung der Dampfschiffahrt war die Veranlassung dieser Veränderung die allgemeine Lage des Welthandels im Jahre 1877.

Die Handelskrise der Jahre 1877/79 hatte die Frachtpreise in den indischen Häfen auf eine Stufe herabgedrückt, die die Rentabilität der Fahrt in Frage stellten; die naturgemässe Folge davon war, dass die Schiffe andere Häfen und Linien aufsuchten.

Ein Theil ging nach Ost-Asien und etablierte dort Verbindungen zwischen China und Japan, andere besuchten Süd-Amerika und ein Theil wandte sich nach Australien.

So geschah es, dass, während die Frequenz im Canal im Jahre 1879 im Allgemeinen gegen die Vorjahre zurückblieb, die Zahl der auf der australischen Linie verkehrenden Schiffe in dem früher angedeuteten Masse stieg.

Einen entscheidenden Einfluss auf die Errichtung neuer Dampferlinien übte die sehr ergiebige 1879er Ernte in Australien aus, da die schnellere Dampferverbindung die günstige Conjunction des europäischen Marktes trotz der Canalgebühren mit Vortheil zu benützen gestattete.

Von überwiegender Bedeutung als der Feldbau war in Folge der klimatischen Verhältnisse von jeher die Viehzucht Australiens, die seit der Colonisation grossartige Fortschritte gemacht hatte.

Im Jahre 1796 betrug die Zahl der Pferde in der Colonie 57, die des Hornviehs 227 und die der Schafe 1530 Stück.

Dreiundachtzig Jahre später, 1879, aber zählte man bereits 1 Million Pferde, 7½ Millionen Hornvieh und 62 Millionen Schafe.

Diese vertheilen sich auf die einzelnen Colonien folgendermassen:

| | Schafe | Rinder |
|---------------------------|------------|-----------|
| Neu-Süd-wales | 23,967.053 | 2,771.583 |
| Victoria | 9,379.276 | 1,184.843 |
| Süd-Australien | 6,377.812 | 251.802 |
| Queensland | 6,664.465 | 2,483.567 |
| Tasmania | 1,838.831 | 126.276 |
| West-Australien | 869.325 | 56.158 |
| Neu-See-land | 13,069.338 | 578.430 |
| | 62,166.100 | 7,452.659 |

Es ist dies ein erstaunlicher Reichthum, der sich in Folge günstiger klimatischer Verhältnisse und das Vorhandensein enormer, bis jetzt unbewohnter, zur Viehzucht jedoch sehr geeigneter Districte noch steigern muss.

Aber schon jetzt übersteigt der Reichthum an Vieh in diesen Colonien, die seit der Aufhebung des Zwischenzolles für Vieh als einziges Productionsgebiet betrachtet werden können, die Bedürfnisse der nach der Zählung vom 31. December 1878 2,032.490 Köpfe starken Bevölkerung. Eine Ausnahmehat gilt nur bezüglich Neu-See-lands, das nicht exportirt, da seine Bedürfnisse gegenüber der einheimischen Production jährlich grösser werden, und für Tasmanien, das gleichfalls Vieh aus Neu-Süd-wales bezieht.

Für Europa aber hat dieser Reichthum an Vieh in doppelter Hinsicht grosse Bedeutung.

Der eine Vortheil, den Europa aus demselben zieht, ist die Menge vorzüglicher Wolle, die seit lange auf dem Wege um das Cap auf unsere Märkte gebracht wird. Der zweite ist jedoch neuesten Datums und hängt unmittelbar mit der Erschliessung des kürzeren Weges durch den Canal zusammen, ich meine den Handel mit frischem und conservirtem Fleisch, der jährlich eine höhere Bedeutung gewinnt.

Von der früher berechneten Menge von Rindern ist nämlich mehr als der fünfte Theil zur Mästung geeignet, der übrige ist entweder zu jung oder zur Zichtung bestimmt. Dies macht 1½ Millionen Stück Mastvieh aus. Zieht man hievon den Bedarf der einheimischen Consumption ab, so verbleibt ein jährlich wachsender Exportationsstock von 250.000 Rindern. Relativ etwas geringer ist die zur Mästung bestimmte Menge von Schafen. Doch steht auch von diesen eine sehr ansehnliche Menge dem Export zur Verfügung. Im Jänner dieses Jahres passirte nun das erste Schiff mit geschlachtetem frischem Fleische den Canal; es war der

„Stratheden“, der in eigens construirten Eiskammern in einer Temperatur von 12° F. das Fleisch von 70 Ochsen und 500 Schafen von Sydney nach London führte.

Der Erfolg war ein vollständiger, da das Fleisch sich im gefrorenen Zustande 62 Tage vollkommen erhält, die Fahrt aber zwischen Sydney und London via Suez nie über 50 Tage dauert, die von Adelaide nach Southampton aber kürzlich binnen 35 Tagen 7 Stunden gemacht worden ist.

Seither haben sich die Engländer mit gewohnter Energie dieses Zweiges des Australiahandels bemächtigt und auch Frankreich geht an die Errichtung neuer Linien. „L’Australie est un pays nouveau, où les marchés sont encore à créer“, sagte der französische Handelsminister Tirard in seinem Circulär an die Handelskammern bezüglich der Ausstellung in Melbourne.

ELOPURA, DIE RESIDENZ DES MAHARADSCHAH OVERBECK.

Die schroffen Kegel, die unter dem Namen der „Sandakanköpfe“ bekannt sind, werden vom Meer aus schon von weitem gesehen; gelangt man in ihre Nähe, so zeigt sich eine Oeffnung in der Küstenlinie, durch welche man in den prächtigen Hafen von Sandakan einläuft. Eine niedrige Bergkette bildet in einer Entfernung von 20 Meilen die weitere Küste. Zur Rechten zieht eine Reihe von Hügeln, die 400–500 Fuss hoch und mit üppigen Waldungen bedeckt sind, hinab bis zum Meeressaum; während zur Linken zahlreiche Inseln, von denen einige bedeutende Ausdehnung haben, die Oberfläche der Bucht bedecken. Gleich an der inneren Seite der Einfahrt, rechter Hand, liegt die aufblühende Stadt „Elopura“ — d. h. „die schöne Stadt“. Wir landen am Hafendamm und überblicken die neue Schöpfung. Vor Allem versichert man uns, dass im Juli vorigen Jahres der erste Baum gefällt wurde. Früher war das ganze Ufer mit einem dichten undurchdringlichen Wald bedeckt; nirgend war eine Spur menschlicher Arbeit zu finden; daher ist Alles, was wir vor uns sehen, das Resultat von wenigen Wochen grosser Anstrengungen gewesen. Schon der Hafendamm allein, auf welchem wir stehen, mit seinen mächtigen Pfeilern, welche in einer Wassertiefe von 20 Fuss auslaufen, scheint für seine Vollendung diesen Zeitraum benöthigt zu haben. Diesem gegenüber zur Rechten erscheint das Fort Bluff, welches die Stadt und die Einfahrt vollkommen beherrscht. Aus den Schiesscharten gucken ein paar Kauonenmündungen hervor; eine nett uniformirte Schildwache hält ihre Rundschau über die Stadt und den Hafen. Hinter dem Fort, dem Gefängniss und dem Wachhause befinden sich das Zollhaus und die Regierungsämter. Die Wohnhäuser der europäischen Mitglieder der Regierung stehen auf malerischen Punkten der Bergabhänge. Seewärts vom Fort liegt nur die Werfte eines Schiffbauers, wo etwa 20 chinesische Zimmerleute in eifrigster Arbeit begriffen sind. Längs dem Hafendamme sieht man viele Boote aus den benachbarten Flüssen und von den Inseln ihre Ladungen, die zumeist aus Palmrinde, Rotang, oder Trepang (*biche de mer*) bestehen, ausschiffen und in die Häuser der Handelsleute schaffen, deren es etwa einige zwanzig gibt. Am

Fusse des Steindammes befindet sich der Bazar, in welchem sich eine sehr belebte Scene entwickelt. Der allgegenwärtige chinesische Heide reibt ohne Umstände seinen Ellenbogen an jenem des so feierlich einhersehreitenden Mekka Hadschi; Afrikaner aus Zanzibar handeln mit Weibern aus Badschan um den Preis von Gemüsen; malayische und Zulufischer tragen das Resultat ihrer nächtlichen Mühe herbei und Verkäufer von Eiern, Kuchen, Früchten und anderen kleinen Waaren sind in bunten Gruppen rund herum gelagert, alle unter einer Bedachung von Palmlättern, welche eine väterliche und sorgsame Regierung für sie hergestellt hat. Wir verlassen nun das Getümmel des chinesischen und Bazarviertels und wandeln auf einem trockenen, mit sauberem Kies bedeckten Wege weiter. Dieser führt uns längs des Ufersaumes an den Häusern der malayischen Handelsleute vorüber, welche viel reinlicher und stattlicher aussehen — in denen aber nicht die Hälfte der Geschäfte abgemacht werden, die in den chinesischen statthaben — und endlich gelangen wir zu üppigen Gemüsegärten, die eine Zeit lang unsere Aufmerksamkeit fesseln. Dann verfolgen wir einen gewundenen Pfad, der zur Wohnung des Residenten, Road Loongug, ansteigt, die auf einem sanft abgedachten Hügel liegt und von deren Veranda man einen herrlichen Ueberblick über die ganze Bucht genießt. Zu unseren Füßen sind die Hütten verschiedener Sulu gelagert; blicken wir rechts, so sehen wir einen hübschen kleinen Fluss, den Suba Gallum, über welchen die auf beiden Ufern überhängenden Banmäste ein schattiges Laubdach bilden, sich durch die Fluren hinschlingeln.

Von hier aus gehen wir auf einem zu beiden Seiten mit Orangenbäumen, welche eine prächtige Cocosnusspalme, der zierlichste Baum der Welt, überragt, besetzten Pfade weiter und erreichen bald den Bergabhang, der mit Bananen, Zuckerrohr, süssen Kartoffeln und anderen Gewächsen dicht bepflanzt ist; oberhalb befindet sich eine Kaffeepflanzung, nicht Ceylon-Pflanzen, sondern die höher geschätzte gleichartige Zamboangangattung, welche auch auf niedrigeren Höhen besser gedeiht als jene. Auf dem anderen Ufer des Suba Gallum liegt ein Campong (Ansiedlung) chinesischer Handwerker, welche, wie uns der Resident bemerkt, nach ästhetischen Principien angelegt ist. Eine breite Strasse führt vom Flusse zu einem Gebäude, dessen Styl eine Mischung von einem Joss-Hause und einem Yamen ist. Diese Strasse ist zu beiden Seiten mit Cocosnusspalmen besetzt, hinter welchen sich die Wohnungen der verschiedenen Handwerker: Schneider, Schuster u. s. w. befinden. Ganz nahe am Meeresufer bemerkt man eine zweite Werfte, auf welcher Boote gebaut werden. Hier auf folgen noch ein paar Lichtungen und Häuser von Eingeborenen, und endlich gelangt man zum Campong der Fischer. Hier scheint ein dichter Wald jedes weitere Vordringen zu hemmen, und doch führt ein durch denselben gehauener Weg zu mehreren Häusern und Campongs, die meistentheils von Sulu bewohnt sind. Der Viehtrieb ist ebenfalls umzäunt. Sandakan dürfte mit der Zeit sogar Hongkong mit frischem Rindfleisch versehen, denn die hiesigen Rinder geben ein vorzügliches Fleisch, wahrscheinlich ist dies dem üppigen und saftigen Gras zu verdanken, welches auf diesem

herrlichen Boden gedeiht. Auf verschiedenen der Inseln sind Lichtungen zu sehen, welche mit jungen Orangen-, Limonie-, Durian-, Mango- und anderen Bäumen bepflanzt worden sind, die in Zukunft Hongkong mit den köstlichsten Früchten versehen werden. Alle diese Plätze, jedes Haus, bis zur letzten Hütte herab, ist neu; denn alle Eingeborenen sind dem Schicksal des Residenten nach dem neuen Lande gefolgt, welches er für sie ausgesucht hat. Mir bleibt nur noch zu sagen übrig, dass der Platz sehr gesund ist und dass er, seiner fortwährenden Frische wegen, einen reizenden Zufluchtsort für jene bieten würde, welche sich der Hitze des Hongkonger Sommers zu entziehen suchen; dabei ist noch zu berücksichtigen, dass die Bucht und die Umgegend den Liebhabern der Fischerei und der Jagd die möglichsten Erleichterungen bieten. Der beste Boden für den Ackerbau befindet sich südlich vom Hafen, wo er sich ganz besonders für Cacao-, Indigo-, Gewürzbaum-, Tabak- und Zuckerrohr-Pflanzungen eignet; überhaupt für alle Gewächse, welche eines üppigen Erdreiches bedürfen; während Cocosnussbäume, Pfeffer, Tapioca etc. überall fortkommen können. (Ausland.)

MISCELLEN.

Eine neue Linie der chinesischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Die „China Merchants' Steam Navigation Company“, deren Actien ausschliesslich in den Händen von Chinesen sind, und deren Leitung, was den commerciellen Theil anlangt, nur von Chinesen besorgt wird, hat soeben von dem Gouvernement von Hawaii eine Subvention für die regelmässige Befahrung der Linie Shanghai-Honolulu erhalten. Die chinesische Gesellschaft welche von der Regierung in Peking kräftig unterstützt wird, beabsichtigt die Verlängerung dieser Linie nach Californien und Süd-Amerika und will so auch auf diesen Linien die Concurrenz mit den beiden bestehenden amerikanischen Gesellschaften aufnehmen. Die chinesische Regierung fördert durch die gedachte Compagnie in hohem Masse die Auswanderung aus dem himmlischen Reiche und scheint — trotzdem das die Emigration auf das strengste verbotende Gesetz noch nicht aufgehoben wurde — offen manifestiren zu wollen, dass die Auswanderung für das Reich eine namhafte Quelle des Wohlstandes sei. In der That kehren die chinesischen Auswanderer nicht allein nach einer Reihe von Jahren mit ihren Ersparnissen nach dem Heimatlande zurück, sondern sie bleiben auch während der Zeit ihrer Abwesenheit namhafte Consumenten von chinesischen Rohproducten und Fabrikaten. Bemerkenswerth ist es, dass dieser Umschwung in der Anschauung des Tsung-li-Yamen der Zeit nach mit den Bestrebungen der amerikanischen Regierung zusammenfällt, die auf eine Restriction der chinesischen Einwanderung durch eine Revision des chinesisch-amerikanischen Handelsvertrages abzielen. — Der mit der jüngsten chinesischen Post eingelangte Jahresbericht weist ein Betriebs-Capital der Gesellschaft von 4,066.401 Taels (à 3 fl. ö. W.) aus, von dem mehr als die Hälfte seitens der Regierung gezeichnet wurde, welche den Transport des Reistributes nach den Nordhäfen ausschliesslich durch dieses Unternehmen besorgen lässt. Die „C. M. S. N. Com-

pany“ besitzt gegenwärtig 28 Dampfer und denkt, wie der Jahresbericht andeutet, daran, ihre Linien mit der Zeit nach all' jenen Ländern auszudehnen, in welchen Chinesen etablirt sind. Dass die Gesellschaft den Schiffern der europäischen Nationen, die in den Gewässern Ost-Asiens lohnende Beschäftigung fanden, eine sehr beachtenswerthe Concurrenz bereitet, steht ausser Frage.

Zündwaaren-Fabrik in Hongkong. Vor Kurzem wurde in dem kleinen Dorfe Jow Mah Tee auf der Insel Hongkong von zwei Chinesen eine Zündhölzchen-Fabrik errichtet. Die Unternehmer hatten die Erzeugung von Zündhölzchen nach europäischer Art in Japan gelernt, woselbst diese Industrie seit einigen Jahren nicht nur für den heimischen Consum, sondern auch für den Export betrieben wird. Das benannte Dorf eignet sich gut für den Betrieb industrieller Unternehmungen; Miethe und Abgaben sind niedrig, desgleichen der Arbeitslohn; an Arbeitern, insbesondere an Frauen und Kindern, die in dem neuerrichteten Etablissement zumeist Beschäftigung finden, fehlt es nicht. Dass die praktischen Unternehmer es vorgezogen, die Fabrik auf englischem Boden zu errichten, anstatt auf chinesischem Territorium, hat seine Ursache in dem von den chinesischen Behörden befolgten Aussage-System, durch welches der Nutzen jeder industriellen Unternehmung wesentlich geschmälert wird. Das Erzeugniss der neuen Fabrik ist sehr brauchbar, wenschon es an Schönheit zu wünschen übrig lässt. Dasselbe soll, wie Anfmachung und Qualität zeigen, mit dem schwedischen Producte die Concurrenz aufnehmen. Die Chinesen verbrauchen trotz ihres sprichwörtlich gewordenen Sparsinnes ganz enorme Quantitäten von Zündwaaren, die bisher aus England, Schweden und in geringeren Quantitäten aus Oesterreich eingeführt wurden.

Uhren-Industrie in Japan. Im Jahre 1877 sendete ein japanischer Beamter der von Europäern geleiteten Münze in Osaka seinen Sohn nach der Schweiz, um dort die Uhren-Fabrikation zu erlernen. Derselbe kehrte im April nach Japan zurück und ist nunmehr im Vereine mit seinem Vater mit der Einführung der Uhren-Industrie nach europäischer Art in Japan beschäftigt. Für die in Hinoknschi in Errichtung begriffene Uhrenfabrik hat er seitens der Regierung eine Subvention von 2500 Yen erlangt.

LITERATUR-BERICHT.

Herat: The Granary and Garden of Central Asia. With an index and a map, by Colonel G. B. Malleson. C. S. J. London. W. H. Allen & Comp. 1880.

Die Publication des im Titel stehenden Buches fällt in eine Zeit, da das conservative Ministerium Englands sich auf der hohen Fluth seiner Afghanistan-Politik befunden und die Frage entschieden werden sollte, ob man angesichts dem Vordringen des Russen auf der Turkomanensteppe in Kandahar stehen bleiben oder den Vorwärtmarsch bis nach Herat fortsetzen soll. Die Tendenz des Buches ist daher eine rein politische, doch ist der Inhalt von unbestreitbarem geo- und ethnographischem Werthe, und Jeder, der für die Literatur Centralasiens nur einiges Interesse fühlt, wird Herrn

Oberst Malleson Dank wissen für die Mühe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er aus den nicht für alle Welt zugänglichen Quellen die Daten für sein Buch gesammelt und veröffentlicht hat. Herr Oberst Malleson, der verdienstvolle Autor einer Geschichte Afghanistans und einer Skizze über die von der britischen Regierung subsidierten einheimischen Prinzen, zugleich auch Fortsetzer der „Sépoy-Revolution“ von Sir John Kayes, führt eine glänzende Sprache und verfügt über einen kräftigen rhetorischen Styl, wie nur wenige seiner Standesgenossen in England. Sein Buch ist daher eben so belehrend wie anziehend und wir können nicht umhin, dasselbe Jedem bestens zu empfehlen, der für diesen zukünftigen Erisapfel der innerasiatischen Welt sich einigermaßen interessirt.

Nach einem einleitenden Abschnitte politischen Inhaltes schildert uns der Autor die eigentlichen Grenzen der Provinz Herat und geht sodann im 3. Abschnitte zur Beschreibung dieses „in Sand gefassten Edelsteines“ — wie Herat genannt wird — über, welcher sodann von einer kurzen Skizze über die Geschichte dieser Provinz und Stadt abgeschlossen wird. In Capitel 4 wird Herat als die Fruchtkammer und der Garten Centralasiens uns dargestellt und zwar mit vollem Rechte, denn was Schreiber dieser Zeilen diesbezüglich seinerzeit in Erfahrung gebracht, stimmt vollkommen mit den Angaben Malleson's überein. Ja, Herat ist ein fetter Bissen, nach welchem russische sowohl als englische Ganmen lechzen! In den nächstfolgenden Abschnitten, nämlich von 5—12, erhalten wir einen sehr werthvollen Bericht über die von und nach Herat ziehenden Strassen, so: von Kandahar nach Herat, von Mesched nach Herat, von Herat nach Sarrachs, Merv und Tschardschui, von Herat nach Meimene und Antchoi, von Herat nach Tschiborgan, Beleh, Kundus und Feizabad, von Kabul nach Chulm und schliesslich von Herat nach Kabul, in welcher Itinerarien insgesamt nicht nur die einzelnen Stationen sammt ihrer Entfernung, sondern auch Weideplätze, Wasser und sonstige geo- und ethnographische Daten angegeben sind. Den Schluss des Buches bildet ein nützlicher Index. Jedenfalls ist Oberst Malleson's Buch, was die Kenntnisse über diesen wenig beschriebenen Theil Centralasiens anbelangt, dem Buche des russischen Obersten Grodjekov: „Ein Ritt von Samarkand nach Herat“ vorzuziehen.

H. Vámbéry.

Indien in Wort und Bild von Emil Schlagintweit.
Mit 400 Illustrationen. Schmidt & Günther.

Mit der 20. Lieferung schliesst der I. Band dieses interessanten Prachtwerkes. Der reiche und gediegene Inhalt, geschmückt durch schöne Illustrationen bei eleganter Ausstattung macht das Werk zu einer Zierde unserer Literatur. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Die Schilderung des Landes und seiner Producte, sodann die Beschreibung von Bombay mit seinen verschiedenartigen Bewohnern und deren häusliche und religiöse Sitten. Dann folgen die Völker und Kasten Indiens von der wilden Urrasse bis zu den gebildeten Parsi, die Beschreibung der uralten Felsentempel in Elephanta und anderen Orten, die Schilderung des Dykhan, der Provinz Haidarabad und Madras, der Nilgiris oder blauen Berge; darauf die Geschichte des Christenthums in Indien und der Religion

der Hindus mit ihrem heiligen Lande Orissa. Die Schilderung der Provinz Bengalen und Behar schliesst den I. Band.

Von Dr. Carl v. Scherzer's **Monographie von Smyrna** (französische Ausgabe) erschien soeben in der Knapp'schen Buchhandlung in Leipzig die zweite Auflage. Der Verfasser hat durch Zusätze und Ergänzungen, welche bis zum Jahre 1879 reichen, seinem Werke neuerdings den Werth der Actualität verliehen, so dass dasselbe auch dieses Mal wie bei seinem ersten Erscheinen einen ausgedehnten Leserkreis finden wird.

Indian Industries. By A. G. F. Elliot James. London W. H. Allen & Co. 1880.

Eine compilerische Arbeit, welche in ein paar Bänden das in verschiedenen Werken zerstreute Materiale über die industriellen und gewerblichen Ressourcen Indiens wiedergibt, bildet eines der Desiderata, die sich dem Volkswirthe, sowie dem Laien aufdrängen, der sich mit dem Studium der grossen englischen Colonie befasst. Ueber die Landwirtschaft in Indien, sowie über jene landwirtschaftlichen Industrien, von welchen in erster Linie die Wohlfahrt des Landes abhängt, geben die *blue books* der indischen Regierung, die in deren Auftrag verfassten Monographien über einzelne Producte, die Administrations-Rapporte der verschiedenen Provinzen und andere officielle Publicationen die verlässlichsten und umfassendsten Aufschlüsse und es bedurfte nur der sichtigenden Hand eines mit dem Gegenstande vertrauten Compilers, um ein ziemlich vollständiges Bild dieses Theiles der indischen Industrie — den Begriff im weiteren Sinne aufgefasst — zu entwerfen. Diese, allerdings nicht allzu schwierige Aufgabe dürfte dem Autor des uns vorliegenden Bandes, der sich um die in Indien ansässigen Europäer bereits früher durch einige praktische Publicationen verdient gemacht hat, zum grossen Theile geglückt sein. Die Abschnitte über Baumwolle und andere Pflanzenfasern, Seide, Farbstoffe, Oele, Opium, Kaffee, Thee und Zucker, über Chinin, Bier und Drogen geben in gedrängter Kürze und zweckentsprechender Anordnung die wichtigsten Daten über diese Zweige der Production und dieser Capitel halber sei das Werk bestens empfohlen. Anders verhält es sich mit dem, was uns der Autor über die Kunst-Industrie bietet. Was wir über das in den verschiedensten Richtungen so hoch entwickelte indische Kunstgewerbe in dem Werke finden, ist mit geinger Sachkenntniss aus den wenigen Publicationen auf diesem Gebiete zusammengetragen, die dem Autor bekannt oder zugänglich waren, und mit Recht glauben wir es auszusprechen zu dürfen, dass die Lectüre dieser Abschnitte des Buches keiner Kategorie von Lesern Befriedigung bieten kann. Die vorhandene Literatur über das indische Kunstgewerbe der Gegenwart ist quantitativ und qualitativ nicht allzu reich und das Volumen des Werkes „Indian Industries“ hätte nur eine erwünschte und sehr mässige Ausdehnung erfahren, wenn der Verfasser bei Abfassung der vorhandenen Capitel „Carpets“ und „Pottery“ einige Quellenstudien gemacht und auf Grund solcher auch die übrigen Zweige der Wollwaren- und Druck-Industrie, sowie der hochinteressanten Metall-Industrie Indiens, die wir in dem Werke gänzlich missen, eingehend behandelt hätte.

— a

OESTERREICHISCHE

Monatsschrift für den Orient.

Herausgegeben vom

ORIENTALISCHEN MUSEUM IN WIEN.

Unter besonderer Mitwirkung der Herren: M. A. Becker in Wien, G. Detring in Shanghai, F. von Hellwald in Stuttgart, Fr. von Hochstetter in Wien, F. Kanitz in Wien, A. von Kremer in Wien, F. X. von Neumann-Spallart in Wien, A. Pez in Wien, J. E. Polak in Wien, F. von Richthofen in Berlin, C. von Scherzer in Leipzig, J. von Schwegel in Wien, H. Vámbéry in Budapest, G. Wagener in Yedo, Edmund Graf Zichy in Wien, J. von Zwiedinek in Wien.

Redigirt von A. von Scala.

Monatlich eine Nummer.

VERLAG VON GEROLD & COMP. IN WIEN, STEPHANSPLATZ.

Preis já hrl. 5 fl. — 10 Mark.

Inhalt: Die Chinesen in Nordamerika seit 1875. Von Dr. Fried. Ratzel. — Die neue Orientbahn. Von C. Büchelen. — Cessi Pascha über den Sklavenhandel. Mitgetheilt von Dr. G. Schaeferfurth. — Zur Sklavenfrage im ägyptischen Sudan. Von L. Reinisch. — Ueber Tibet. Von Prof. Dr. G. A. v. Klöden. — Die Naphta-Quellen bei Baku. Von Nicolaus von Nasackin. — Miscellen: Der Travellers Tree auf Madagasear. Die sudanesische Weinrebe. Exposition coloniale. Aus China. Historisches über Glasfabrikation in China. Japanische Porcellanerde. Erzeugung färbiger Baumwollgewebe in Japan. Hauf und leinenartige Fasern in Japan. Künstliche Fischzucht in Japan. Ausfuhr von Elephanten aus Ceylon. Japans Ansenhandel 1879. Indische Gräser für Papierfabrikation. Die Eisenbahn-Frachtsätze in British-Indien. Die Bevölkerung in British-Indien. Textile Manufactures of British-India.

DIE CHINESEN IN NORDAMERIKA SEIT 1875.

Von Dr. Fried. Ratzel.



Man hat Amerika mit Recht als ein Versuchsfeld für politische und sociale Probleme bezeichnet. Das leichte Eingehen auf Neuerungen liegt im Wesen der Colonien. Die Colonien Griechenlands in Italien und Kleinasien waren hiefür zu ihrer Zeit ebenso berühmt, wie in den letzten Jahrhunderten Neu-England oder Pennsylvanien und in unseren Tagen die Staaten des jungen Westens. Der weite Raum und das fruchtbare Land gibt den Menschen auf solch' jungem Boden eine Beweglichkeit, eine Kühnheit, eine Unternehmungslust, wie sie in unseren alten Ländern im Schoosse unserer festgegliederten Gesellschaften nicht mehr möglich sind. Dass die Unterscheidung von alten und jungen Völkern eine tiefe Berechtigung in der Natur der Verhältnisse findet, wird uns nirgends so klar, als bei einem vergleichenden Blicke auf das jugendliche Amerika und das alternde Europa. Wir sind viel zu sehr eingezwängt, als dass wir unserer politischen und gesellschaftlichen Entwicklung ein weiteres Ziel setzen dürften, als die Erhaltung, und was an Kräfteüberschuss vorhanden, verschlingt zum grössten Theile die traurige Völker-Eifersucht mit ihrer Nothwendigkeit des bewaffneten Friedens. Unsere transatlantischen Brüder und Vettern fühlen hingegen nicht blos die Möglichkeit, sondern

auch den Trieb, neue Lebensformen für Staaten und Gesellschaften zu finden, weil sie nicht bange zu sein brauchen um ihren Bestand, den kein äusserer Feind bedroht, und um ihre Zukunft, welche sie mit dem ganzen Optimismus der Jugend gross und sicher in Händen zu halten glauben. Wenn auch selbst ihre Erfindungsgabe und ihr Neuerungstrieb geringer wären, als sie es sind, so würde doch die Natur der Verhältnisse, in denen sie leben, stets genug neue Aufgaben an die Oberfläche bringen, um selbst dem Thatenlustigsten vollauf Gelegenheit zu neuen Plänen und Unternehmungen zu bieten.

Von europäischen Geschichtsphilosophen, Politikern, Volkswirthen u. s. f. ist oft schon die Frage aufgeworfen worden, welche Folgen dem einst unvermeidlichen Zusammentreffen der alten ostasiatischen Culturnationen mit den Völkern des Westens entspringen müssten. Glücklicherweise hat bis heute diese Frage für uns Europäer nur eine einseitige und noch höchst fragmentarische Lösung gefunden, indem ein kleiner Bruchtheil aus unserer Mitte sich nach jenen alten Culturstätten begab, während deren Volksmassen, deren Summe wohl um die Hälfte die Volkszahl Europas übersteigt, noch keinen Weg gefunden haben, um nach unserer Seite hin überzufließen. Um so energischer hat aber ihr Vordringen nach den ihren Wohnstätten gegenüberliegenden amerikanischen Ufern eingesetzt, wo eine dünne Bevölkerung ihnen zuerst keinen Widerstand entgegengesetzte, theils weil sie billiger Arbeitskräfte bedurfte, theils auch weil das Land, das sie bewohnt, weit genug schien, um den gelben Ankömmlingen so gut Raum bieten zu können, wie den weissen. So hat sich denn, vom pacifischen Rande hervordringend, eine chinesische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten verbreitet, wo sie vor dem Beginne der gegen sie eingeleiteten Agitation bereits auf circa 100.000 Köpfe geschätzt werden konnte; und jenes in akademischer Weise so oft erwogene Problem gewann damit hier im Handumdrehen, wie so manches, praktische Gestalt. Die Ansiedler kaukasischer Race sahen sich plötzlich umgeben von Menschen mongolischer Abstammung und die Wettbewerbung der beiden be-

gann alsbald, um sehr frühe schon in einen jener erbitterten Kämpfe auszuarten, wie sie beim Zusammentreffen zweier sehr verschiedener Racen stets unvermeidlich sind. Der gelbe Mann spielte dabei durchaus die passive Rolle, während sich der Weisse erst in Vorwürfen, dann in Thätlichkeiten Luft machte. Der erst nur auf bestimmte Interessenkreise beschränkte Hass gegen die „schlitzgängigen Mongolen“ ergriff zusehends die ganze niedere Bevölkerung, welche sich von der chinesischen Wettbewerbung auf dem Arbeitsmarkte bedroht sah, und zögerte natürlich nicht, in der Hand von Politikern, denen eine volksaufregende Frage wie diese nur willkommen sein konnte, die ganze Grösse und Schwierigkeit einer hochpolitischen Classen- und Racenfrage anzunehmen. Noch 1875 konnte Schreiber dieses in seinem Buche „Die chinesische Answanderung“, in welchem zum ersten Male diese merkwürdige Völkerbewegung in ihren ethnographischen, wirthschaftlichen und politischen Wirkungen darzustellen versucht ward, die californische Chinesenfrage als ein vorwiegend wirthschaftliches Problem auffassen, aufgeworfen durch die Unlust der weissen Arbeiter, sich auf den niedrigen Lohnsatz der anspruchsloseren Chinesen herabdrücken zu lassen. Aber seitdem ist vielmehr die Racenfrage in den Vordergrund getreten worden, und es ist vorwiegend die allgemeine Unvereinbarkeit chinesischen Wesens mit unserem Culturstande, welcher als Grund der Ausschliessung geltend gemacht wird.

Damit wird aus der örtlichen Frage der Wettbewerbung zweier Classen von Arbeitern eine Principienfrage von grösster Tragweite, deren Begründung zu vernehmen von Interesse sein dürfte. Die vollständigste und präziseste Aufzählung der Klagen, die von dieser Seite gegen die Chinesen erhoben werden, enthält vielleicht ein im December 1877 im Colonial-Institute zu London gehaltener Vortrag eines Herrn A. Macalister, australischen Politikers. Dort heisst es: „Sie kommen aus Hafenplätzen, wo die verwerflichsten Theile des chinesischen Volkes wohnen. Sie kommen auf Verträge mit Unternehmern hin, welche sie oft nur unvollkommen verstehen, nach einem fremden Lande und für ungewisse Beschäftigungen. Weder die Regierung Chinas, noch der Colonie hat eine Sicherheit, dass diese Verträge richtig sind, oder dass der Unternehmer seine Versprechungen erfüllt. . . Nirgends hat der Chinese sich in grösserer Zahl niedergelassen, ohne unsere Institutionen zu verletzen und zu beflecken. Selbst in den Städten, mitten unter den Annehmlichkeiten städtischen Lebens bildet die „China Town“ ein betrübendes Bild. Nirgends mischt er sich mit den Angelsachsen. Die Kluft zwischen Beiden ist zu gross, um überbrückt werden zu können. Die Fortschritts-Ideen der westlichen Welt stimmen nicht mit denen einer Welt, die vom Alter gebeugt ist. Sie sind keine Colonisten in unserem Sinne des Wortes. Sie kommen allein und bringen nicht Weiber und Familie mit sich. Wenn Huc von ihnen sagt, „sie sind skeptisch und gleichgiltig gegen Alles, was die moralische Seite des Menschen angeht“, so verdienen sie diesen Vorwurf doppelt in der eigenthümlichen Lage, in der sie bei uns leben. Sie betrachten einen guten Sarg für wichtiger, als ein tüchtiges Leben. Was wir von ihren Gewohnheiten hören,

entzieht sich der Besprechung und ist gewiss geeignet, jede Regierung davon abzuschrecken, sie einer Bevölkerung aufzuzwingen, welche nichts von ihnen wissen will. Sie sprechen weder, noch verstehen sie unsere Sprache. Sie hegen keinen Wunsch nach Fortschritt. Sie haben keinen Begriff von repräsentativen oder freien Staatseinrichtungen. Sie kommen nach Queensland u. s. f. nicht wegen einer der normalen Lebenserwerbe, sondern um Besitz zu nehmen von den Goldfeldern, die Erde ihrer Goldschätze zu berauben, dadurch das Land ärmer zu machen und nach dieser Leistung sich nach China zurückzugeben und dort ihre Tage zu verleben. Sie legen kein Capital in unsere Unternehmungen an und unternehmen kein Gewerbe von dauerndem Charakter. Wenn sie fort sind, bleibt keine Spur von ihnen, nicht einmal ein Grabstein, um ihr Andenken zu verewigen. Selbst ihre Asche lassen sie mit aller Anstrengung nach dem „Blumenlande“ bringen.

Es ist das im Ganzen und Grossen dieselbe Art von Beschwerden, wie sie immer und überall gegen die niederen oder für nieder gehaltenen Racen von den höheren oder sich höher dünkenden vorgebracht zu werden pflegen. Die einzelnen Punkte erscheinen geringfügig und jeder für sich wäre zu bestreiten, als eine so schwere Massregel, wie die völlige Ausschliessung der Einen von den Anderen, in keiner Weise rechtfertigend. Aber der Abneigung gegen die Aufnahme eines nach so vielen Richtungen hin fremdartigen Elementes in die Mitte eines ziemlich geschlossenen Culturvolkes muss eine Berechtigung zugestanden werden, welche in dem Falle der Chinesen noch verstärkt wird durch die merkwürdige Zähigkeit, mit welcher sie ihr Fremdartiges festzuhalten suchen. Diese Berechtigung liegt ganz allgemein in der Schwierigkeit, zwei auf so verschiedenem Boden stehende Volks-Elemente in ein gemeinsames Staats- und Gemeinwesen gedeihlich zu vereinigen. Auch darf die weisse Race sich in mehreren Beziehungen, wenn nicht dem Wesen, so doch dem Cultur-Erwerbe nach als über der gelben stehend erachten, und man versteht es, dass sie eine Vermischung ablehnt, welche bei längerem Zusammenleben zweier Völker erfahrungsgemäss nicht zu vermeiden sein würde. Man erwäge die glücklicherweise noch fernliegende Möglichkeit einer chinesischen Masseneinwanderung nach Europa. Mit dieser neuen Möglichkeit würde sich Europa eine neue Frage stellen, zu deren Lösung die Humanität allein, welche bisher im Denken der leitenden Geister Europas die Völkerbeziehungen regelte, nicht mehr ausreicht. Auch bei uns wird sich zweifellos diejenige Race, welche sich für die höhere hält, weigern, eine niedrigere in sich aufzunehmen. Dabei werden Vernunftgründe viel weniger angerufen werden, als der Instinct der Selbsterhaltung, beziehungsweise der Reinerhaltung. Wie viel von Inconsequenz in dieser Beziehung möglich ist, lehrt wohl kein Zeugniß überraschender, als der Bericht des nordamerikanischen Congress-Comités über die chinesische Einwanderung, welcher 1877 erstattet wurde. Derselbe stützt sich auf eine reichliche Menge von Thatfachen und bewahrt durchaus eine Ruhe in seinen Schlüssen und Darlegungen, welche geeignet ist, Vertrauen einzufliessen. Und doch die unverhohlenste Anerkennung der Unterdrückung einer Race durch eine andere! Und das

zwölf Jahre nach Beendigung des grossen Bürgerkrieges, dessen Zweck es gewesen war, einen krassen und grossartigen Fall von Racen-Tyrannie aus der Welt zu schaffen! Dieser Bericht gibt offen zu, dass die Hilfsquellen des Staates rascher und reichlicher entwickelt werden konnten vermöge der billigen Arbeit der Chinesen, als ohne dieselbe möglich gewesen sein würde. Doch nennt er die hieraus erwachsene Blüthe eine täuschende, da die Vortheile dieser Arbeit dem Capitalisten zu Gute kommen, während sie den weissen Arbeiter schädigen. Ein gesundes Gedeihen der Gesellschaft gründet sich auf hinreichende Löhne, auf die Familie und die Kinder-Erziehung aber keines von diesen Elementen findet man bei den Chinesen. Darum ist der Reichthum, welchen ihre Arbeit erzeugt, ungesund und unsolid. Wettbewerbung ist auf jedem Arbeitsfelde wünschenswerth, wenn dieselbe jedoch die Preise drückt auf Kosten des Wohlbehagens und der Sitte, so wird der Wettbewerber zum unerträglichen Uebel. Der Bericht schildert den Schmutz und die Ungesundheit der Chinesenquartiere von San Francisco und bezeichnet mit Recht die „China Town“ als eine Schädlichkeit, die unter allen Umständen zu beseitigen sei. (Beiläufig gesagt, gibt er die chinesische Bevölkerung dieser Stadt zu 35.000 an, während kurz vorher in einer Adresse von Bürgern Californiens an den Präsidenten 75.000 angegeben worden waren.) Indem der Bericht Vortheil und Nachtheil der Chinesen-Arbeit abwägt, kommt er zu dem Schlusse, dass der Regierung zu empfehlen sei, die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und China auf das Gebiet des Handels zu beschränken, d. h. sich freie Hand zu halten, um die Einwanderung der Chinesen nach Belieben zu erschweren oder zu verbieten.

Diese Aufstellungen umschliessen den massvollsten Ausdruck der Meinungen, welche in den nicht materiell unmittelbar beteiligten Kreisen einer Nation sich über diese chinesische Racenfrage ausgebildet haben. Den Widerspruch zwischen der Duldung der 5 Millionen Neger und Mulatten und der Unduldsamkeit gegen die 100.000 Chinesen erklärt nur zum Theile die Thatsache, dass jene durch Schuld der Weissen in's Land kamen und nun einmal da sind, während diese freiwillig kamen und noch nicht Fuss gefasst, noch kein Recht auf das Land gewonnen haben. Stärker ist jedenfalls die Erwägung, dass sie keine geduldige, leicht in jede Form zu bringende Volksmasse darstellen, die bereit ist, sich absorbiren zu lassen, sondern eine active, scharfsinnig alle Vortheile sich zu Gute machende, die in ihrer Heimat genug Belege für die Fähigkeit gegeben hat, auf verschiedensten Gebieten die Wettbewerbung mit dem Weissen siegreich durchzuführen, jenen langsam, mit kleinen Mitteln, aber sicher zu verdrängen. Und ebenso stark die andere, dass hinter diesen Einwanderern eine Bevölkerung von einer Grösse und Dichtigkeit steht, wie sie kein anderes Land kennt, und dass ans diesem grossen und übervollen Gefässe des ostasiatischen Grossreiches ein Strom, der einmal eingesetzt hat, solchen Nachschub erhalten könnte, wie die europäische Auswanderung ihn in ihren besten Zeiten niemals gehabt hat, noch haben könnte. Erscheint auf solchem Grunde die Zuwanderung eines Volkes zu dem eigenen als eine

Gefahr, so wehrt man sie ab; besitzt sie diesen Charakter nicht, so lässt man sie ruhig sich vollziehen. Es ist darin kein Princip; aber das ist gerade interessant an der nordamerikanischen Erscheinungsform der Chinesenfrage, dass sie rein nur den Instinct der Selbsterhaltung eines Volkes anruft und, von diesem geleitet, völlig principlos handelt. Die Völkerbeziehungen der Zukunft werden gewiss öfter zu derartigen Racenfragen führen, als man jetzt voraussieht, und es wird sich das Gleiche auch wohl jederzeit wiederholen.

Uebersehen wir nun kurz, wie die Chinesenfrage in Nord-Amerika sich von der Zeit an abgespielt hat, dass sie politischen Charakter annahm, was zuerst in Californien geschah, wo auch heute noch hauptsächlich ihr Sitz. Ob die ersten Wurzeln des Hasses gegen die Chinesen auf die Theilnahme derselben an der Ausbeutung der californischen Goldfelder oder auf ihre anerkannt wichtige Theilnahme am Bau der Pacificbahn zurückreichen, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist die Abneigung gegen sie nicht von neuem Datum und brauchte sich nur bis zu einem gewissen Masse zu sammeln, um mit der Kraft hervorzubrechen, welche eine sehr schwere und sehr gefährliche politische Frage schuf. Als die Handelskrise von 1873, welche die Arbeitslöhne erniedrigte und zahlreiche Arbeiter brodtlos machte, mit der Hochfluth der Chinesen-Einwanderung zusammentraf, welche damals jährlich 10—12.000 allein nach San Francisco brachte, wurde dieses Mass erreicht und diese bis dahin von den meisten Seiten mehr mit Neugierde als mit Aengstlichkeit oder Abscheu betrachtete Einwanderung, wurde nun der Gegenstand heftiger Anfeindung, die in einzelnen Fällen sogar zu blutigen Zusammenstössen führte. Die Arbeiter, welche die Erinnerung an die schönen „flush times“ Californiens nicht verwirren konnten, warfen die Schuld dafür, dass sie dieses Paradies verloren, auf die Chinesen, welche allerdings in Stadt und Land nicht gefeiert hatten. Die Bundesregierung sah sich genöthigt, die Frage zum Gegenstande der Berathung einer besonderen Commission zu machen, welche, 1876 niedergesetzt, im darauffolgenden Jahre einen Bericht erstattete, dessen Spitze sich auf eine Abänderung des mit China geschlossenen Vertrages richtete; unter allen Umständen sollten Mittel gefunden werden, um die Staaten der pacifischen Küste von der „schrecklichen Plage“ der chinesischen Einwanderung zu befreien.

Die Einfuhr von chinesischen Franen war indessen bereits in einigen Fällen auf Grund eines Gesetzes-Paragraphen verhindert worden, welcher nur unbescholtene Personen die Einwanderung gestattet. Die Localbehörden hatten sich auch andere Belästigungen der gelben Einwanderer erlanbt, was schon im Frühjahr 1877 die chinesische Regierung veranlasste, dem nordamerikanischen Gesandten Vorstellungen über die Behandlung ihrer Unterthanen in Californien zu machen. Uebrigens waren es die Vereinigten Staaten, welche den ersten Schritt in der diplomatischen Behandlung der Chinesenfrage machten, indem ihr Gesandter schon am 28. Juni 1876 mit den chinesischen Ministern über die Schwierigkeiten sprach, welche der starke Zufluss ihrer Unterthanen in Californien schaffe und die Einrichtung eines chinesischen Consulates in San Francisco dringend empfahl. Jene meinten, nicht einsehen zu können, mit

welchem Rechte die Amerikaner sich beschwerten, wenn die Chinesen in manchen Arbeiten geschickter seien, und legten starken Ton auf die Verpflichtung der Regierung der Vereinigten Staaten, den Chinesen Schutz angedeihen zu lassen gegen jede Unterdrückung oder Belästigung. Das geschah auch, wiewohl unvollkommen, bei den Unruhen, welche 1877 in San Francisco, Chico, Rocklin und anderen Orten gegen die Chinesen zum Ausbruche kamen. In Chico hatte sich eine Art von Kuklux-Clan gegen die Chinesen gebildet, eine geheime Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe machte, die Häuser der Chinesen anzuzünden oder in die Luft zu sprengen und die Inwohner zu ermorden. Thatsächlich wurden dort im Frühlinge 1875 wehrlose Chinesen meuchlings erschossen! Als im Sommer desselben Jahres der bekannte Sklavenfreund Senator Morton nach San Francisco kam, machte ihm eine Deputation hervorragender chinesischer Kaufleute ihre Aufwartung und klagte über die vollständige Recht- und Schutzlosigkeit, in welcher sie sich befände; sie gab ihre Absicht zu erkennen, 100.000 Dollars Schadenersatz von der Regierung der Vereinigten Staaten zu verlangen. Zugleich ersuchten sie Morton mit echt chinesischer Winkelzieherei, ein Gesetz veranlassen zu wollen, das jeden einwandernden Chinesen mit 100 Dollars besteuere, und dass aus dieser Steuer den Rückkehrenden die Ueberfahrt bezahlt werden sollte. Sie stellten sich also selber auf den Standpunkt der Weissen: „Weg mit der Wettbewerbung.“ Aus diesem selben Kreise stammte wohl auch die sehr geschickt gemachte Beschwerdeschrift der „Sechs Gesellschaften“ in San Francisco, vom 30. November 1877, welche die Summen anführte, die China an Amerika als Schadenersatz bezahlt habe, und die sehr naheliegende Frage daran knüpfte, wie gross wohl die Summen seien, um welche die Chinesen durch Raub, Aufstand und Mord in Californien schon gebracht worden seien. Kaum ein Fall unter fünfzig komme zur Bestrafung. Sie wiederholten auch den Wunsch, dass die chinesische Einwanderung eingeschränkt werden möge, wenn dadurch die Möglichkeit geboten werde, „die Furchtsamen zu bennruhigen und ihre Lente in ihrem Rechte zu schützen“.

Diese Hoffnung fand keine starke Ermuthigung auf Seiten des Attorney-General der Vereinigten Staaten, welcher im December 1877 in einem amtlichen Actenstück die Erklärung abgab, dass der Schutz der Chinesen nicht eher von der Bundesregierung in die Hand genommen werden könne, als bis der betreffende Staat sie darum angehe. Wenn auch der Vertrag mit China zu Recht bestehe, so habe doch bis dahin der Congress die Bundesregierung nicht ermächtigt, bei den Einzelstaaten zu Gunsten der Ausführung desselben einzuschreiten. Praktisch gaben weder die Bundes- noch die Polizeibehörden von San Francisco diesem Zweifel irgend welche Folge, denn als am 18. Jänner 1878 ein organisirter, bewaffneter Pöbelhaufe einen Angriff auf neu ankommende chinesische Einwanderer machte, wurden die Rädelsführer in's Gefängniss gesetzt, während die Chinesen vor Gewaltthat geschützt, ruhig ihren Weg nach der Stadt fortsetzen konnten.

Während indessen die Agitation gegen die Chinesen an der pacifischen Küste so rüstig weiterbetrieben wurde, dass in den 14 Monaten, endigend December 1879,

nicht weniger als 10.947 Chinesen den Hafen von San Francisco verliessen, während nur 5699 neu ankamen (1877 waren aus Hongkong, dem Haupt-Auswanderungshafen, 9562 nach Californien gewandert, 7130 von da zurückgekehrt), und im November und December sich diese Zahlen sogar auf 2119 und 571 hoben, kam in Washington die Frage vor den Congress. Am 9. Jänner 1879 wurde ein Gesetzentwurf im Congress und Senat eingebracht, welcher jedem Schiffsführer bei strengen Strafen verbot, mehr als 10 Chinesen auf einmal nach den Vereinigten Staaten zu bringen. Der Entwurf ging am 28. Jänner durch den Congress und wurde am 22. Februar sammt den Zusätzen des Senates in beiden Häusern angenommen. Wie wenig weite Kreise im Osten denselben billigten, zeigte unter Anderem ein Beschluss der Gesetzgebung von Rhode Island, welcher diesen Versuch der Ausschliessung einer ganzen Race streng tadelte; und als der Präsident Hayes am 10. März gegen das Gesetz sein Veto einlegte, erregte dieser nicht eben gewöhnliche Schritt grosse Befriedigung in allen Theilen der Union mit Ausnahme der pacifischen Staaten und Territorien. War es doch auch nur begreiflich, dass ein Land, das erst vor wenigen Jahren eine unterdrückte Classe der Bevölkerung mit gewaltigen Opfern an Blut und Geld befreit hatte, nicht gesonnen sein konnte, in einem kleinen Theile des Landes der Rohheit der Anschauungen und dem Mangel an politischer Einsicht einen neuen Act der Unterdrückung zu gestatten. Bei aller nöthigen Rücksicht auf die, wenn nicht grosse Bevölkerungsmassen, so doch gewichtigste Interessenvertretenden pacifischen Staaten und Territorien konnte nicht eine Vertragsverletzung und zugleich eine Verletzung der Grundsätze der republikanischen Regierung zugelassen werden, deren einziger Zweck doch nur darauf hinauslief, den Interessen eines Theiles der Bevölkerung, nicht aber des Landes im Ganzen zu fördern. In seiner Veto-Botschaft hob Präsident Hayes vor Allem die Artikel V und VI des sogenannten Burlingame-Vertrages hervor, welche die freie Ein- und Auswanderung der Bürger beider Länder und den gegenseitigen Schutz der Einwanderer festsetzen. Eine Verletzung derselben durch einseitige Gesetzesvorschriften seitens eines der beiden Contrahenten müsse ausgeschlossen bleiben. Es sei möglich, dass mit der Zeit die einfachen Festsetzungen des Burlingame-Vertrages durch sorgfältigere Ausführungen zu ersetzen sein möchten, welche sowohl die Chinesen als uns selbst vor einer stärkeren Zumischung dieser Race schützen, als unser wirtschaftliches und gesellschaftliches System aufnehmen und verdauen kann. Der Präsident verhehlte sich nicht die Unbehaglichkeit der Lage an der pacifischen Küste, welche besonders bei einem Blicke in die Zukunft starke Befürchtungen zu erwecken geeignet sei und die Aufmerksamkeit sowohl der Regierung als des Congresses verdiene.

Diese zugleich ehrliche und kluge Auffassung der Chinesenfrage seitens des Präsidenten fand keine Nachahmung bei den californischen Demokraten und Socialisten, für welche die Chinesenfrage den willkommensten Anlass bot zu demagogischen Aufregungen der Leidenschaften des niederen Volkes und damit zur Gewinnung der Herrschaft über dasselbe und zur Erwerbung der grösstmöglichen Stimmenzahl bei den Wahlen. Diese Partei, an deren Spitze

der notorische Demagog Denis Kearney stand, zwang im Frühling 1879, kurz nach dem Veto des Präsidenten, dem Volke von Californien eine revidirte Verfassung auf, welche geradezu den Hass gegen die Chinesen athmete. Dieselbe bestimmte, dass keine Gesellschaft irgendwelcher Art „Mongolians“ beschäftigen dürfe. Kein Chinese solle, wenn nicht zu Strafzwecken, an öffentlichen Gebäuden oder Unternehmungen arbeiten. Städte und Dorfgemeinden erhalten das Recht, Chinesen von ihren Gemarkungen fernzubalotten oder über dieselben hinauszuschaffen. Die chinesische Einwanderung hat anzuhören. Sämmtliche Kuli-Verträge werden null und nichtig erklärt. Kein Chinese kann Stimmrecht erlangen.

Indem diese Bewegung sich nach den Nachbargebieten fortpflanzte, erzeugte sie Chinesenfragen unter Umständen, welche im äussersten Grade unpassend erschienen für die Aufwerfung einer so schweren socialen und Racenfrage. Im August 1878 machte die Gesetzgebung von British-Columbia ein Gesetz, welches eine Kopfsteuer von 40 Dollars auf die chinesische Bevölkerung legte. Dieser Beschluss erregte mit vollem Rechte einiges Erstaunen in allen jenen Kreisen, wo man die minimale Zahl der Bevölkerung dieser Colonie kennt und den starken Bedarf an Menschenkräften, den gerade sie nöthig hat. Zwar stiess der Oberste Gerichtshof der Colonie schon wenige Wochen später das Gesetz als verfassungswidrig um, aber die Chinesenfrage blieb auf der Tagesordnung und es zeigte sich in der niederen Bevölkerung ein Geist der Feindseligkeit gegen die paar Tausend Chinesen, welcher unbegreiflich ist, wenn man den Arbeitermangel in Betracht zieht, welcher der Entwicklung dieser Colonie mehr als irgend ein anderes Hinderniss sich entgegenstellt. Hier wie in Californien zögerten die Folgen der Agitation nicht, sich zur Geltung zu bringen. Die Auswanderung derselben nahm rasch zu, die Zuwanderung ab. Selbst in Ottawa (Canada), wo höchstens 100 Chinesen zu finden, zeigte sich damals ein „Antichinese Feeling“. Die Handelskammer von Portland (Oregon) richtete gleichfalls im Sommer 1879 eine Denkschrift an den Präsidenten, in welcher sie sich ganz auf den antichinesischen Standpunkt der Californier stellte.

Das laufende Jahr eröffnete mit dem Inslebentreten der famosen „populären“ Verfassung Kearney's und Kalloch's und mit dem Erlasse eines Gesetzes, welches die Assembly am 19. Februar mit 73 gegen 2 Stimmen votirte, und welches Körperschaften jeder Art die Anstellung chinesischer Arbeiter verbot. Der Governor bestätigte dasselbe unverzüglich und „freiwillige Arbeiter-Comités“ machten die Runde bei Fabrikanten, Grosshändlern u. dgl., um auf die Entfernung der Chinesen auch aus deren Werkstätten und Packhäusern zu dringen. Es hiess, dass die Bevölkerung, welche durch das immer rücksichtslosere und immer mehr socialistische Farbe annehmende Treiben der Arbeiterpartei benruhigt wurde, ein „Vigilanz-Comité“ gebildet habe, wie es einst in der tollsten Zeit des Goldfiebers für nothwendig befunden worden war. Vergeblich warnte Kalloch, der Major von San Francisco, die Arbeiter vor Ausschreitungen. Thatsächlich mussten endlich die besonneneren Bürger mindestens zur Gründung eines „Protectiv-Comités“ schreiten, dessen

festen Haltung die Geister etwas ernüchterte. Noch wirklicher war es, dass der Hauptagitator Kearney endlich wegen des Gebrauches von „*incendiary language*“ gerichtlich belangt und zu sechs Monaten Gefängnis und 1000 Dollars Strafe verurtheilt werden musste (März 1880). Sein Genosse Gannon folgte ihm in dieser Linie. Unterdessen setzten die neuen Behörden ihr Geschäft der „Ausräucherung“ fort. So erklärte der Gesundheitsrath von San Francisco, dass die Chinesenstadt eine Schädlichkeit sei und ordnete die sofortige Entfernung sämmtlicher gesundheitsgefährlicher Elemente aus derselben an. Schon 14 Tage nach Erlass des oben erwähnten Gesetzes gegen die Körperschaften wurde eine Klage gegen die Sulphur Bank Quicksilver-Gesellschaft erhoben wegen Beschäftigung chinesischer Arbeiter. Aber das Ergebniss der Verhandlung vor dem Obersten Gerichtshof war allerdings nichts anderes, als die unbedingte Verwerfung jenes Gesetzes als eines unverfassungsmässigen.

Unterdessen wurde die Agitation, welche an der pacifischen Küste ihren Zweck erreichte, indem die Chinesen in immer grösseren Massen das Land verliessen (theilweise allerdings nicht heimwärts, sondern ostwärts nach den Staaten des Innern und New-York ziehend), auch in Washington wieder aufgenommen und der Präsident wusste einer Wiedereinbringung des durch sein Veto beseitigten Gesetzes von 1879 nur zu entgehen, indem er am 31. März zugleich mit der Ernennung eines neuen Gesandten für China zwei Commissäre, John Swift von Californien und William Trescott von S. Carolina, behufs Verhandlungen mit der chinesischen Regierung über Abänderung des Burlingame-Vertrages ernannte.

Der am 10. März vom Committee of Labour and Education dem Hause empfohlene, seit dem vorigen Jahre nur unwesentlich veränderte Gesetzentwurf wurde bei Seite gelegt, als der Präsident dem Congresse einen Bericht des Staatssecretärs Evarts vom 9. April 1880 vorlegen konnte, in welchem mitgetheilt wurde, dass der Gesandte der Vereinigten Staaten angewiesen worden sei, mit der chinesischen Regierung über Massregeln nach der Verminderung der übermässigen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu verhandeln, und dass seine diesbezüglichen Eröffnungen entgegenkommend aufgenommen worden seien. Die Gesandtschaft kam im August in Tschifu an und dürften die Verhandlungen jetzt bereits im Gange sein.¹⁾ Ein kleiner Streitfall, den unterdessen das erstmalige Eintreffen eines chinesischen Dampfers in San Francisco, der chinesischen Kaufmanns-Gesellschaft von Canton gehöriq, aufwarf, dem die Zollbehörde aus formalen Gründen eine Surtaxe von 10 Percent auflegte, scheint zur Zufriedenheit beigelegt zu sein.

Ein Einvernehmen mit England in Betreff der Abänderung der Verträge war für ein späteres Stadium der Verhandlungen vorgesehen. Die Chinesen rüsteten sich ihrerseits, wie das Gerücht sagte und wie man bei ihrem kaufmännischen Geist wohl glauben darf, zur Vorbringung von Gegenforderungen, welche das Entgelt für die Erfüllung der Wünsche der Vereinigten Staaten bilden sollten. Nicht ohne Grund scheint man in einigen Kreisen

¹⁾ Nach einem Telegramm.

zu befürchten, dass der einmal gegebene Austoss zur Abänderung der Verträge von der Pekinger Regierung in ähnlicher Weise benutzt werden möchte, wie es von der japanischen bereits versucht ist, d. h. um die wichtigsten der den Mächten eingeräumten Vorrechte zurückzuerlangen.

Während so im fernen Westen die Anti-Chinesen-Agitation zur Aufwerfung grosser politischer und Principienfragen geführt hat, macht im Osten und im Innern, wo vielleicht ein Zehntel der Chinesenbevölkerung der Vereinigten Staaten über die Städte und Industriebezirke weit verbreitet ist, die chinesische Arbeit ihren Weg und gewinnt sich vor Allem in den Industriebezirken von Neu-England und den Mittelstaaten immer mehr Anerkennung. In den grossen Schuhfabriken von Massachusetts, welche vor einigen Jahren so schwer von den organisirten Strikes der sogenannten Crispin-Gesellschaft heimgesucht waren, gehören sie zu den geschicktesten Arbeitern. In Hartford Conn. werden 100 bis 120 chinesische Knaben von chinesischen und amerikanischen Lehrern auf Kosten der chinesischen Regierung unterrichtet. In New-York ist ein christlicher Chinese an die Spitze einer Chinesen-Mission gestellt worden, welche sich der angeblich schon auf gegen 3000 (?) Köpfe angewachsenen chinesischen Bevölkerung in der Stadt New-York und Umgebung annehmen soll. Man zählte hier 1879 über 300 chinesische Waschanstalten, 50 Specerei- und 20 Tabakläden, in Brooklyn 50 Waschanstalten und sechs Tabakläden, in Jersey City drei Fabriken mit ausschliesslich chinesischer Arbeit. Drei Schulen besorgen den Unterricht der Chinesen in der Stadt New-York. Wenn auch demokratische Politiker des Ostens mit lauter Stimme in den Schlachtruf der californischen Anti-Chinesen-Partei eingestimmt haben: „Sie müssen fort!“, so ist doch in viel weiteren Kreisen jenes Wort Charles Sumners, des Freundes aller Unterdrückten, nicht vergessen: „Kommen die Chinesen bloss um zu arbeiten, so geniessen wir den Vortheil ihres wunderbaren, gelehrigen Fleisses. Kommen sie, um Bürger zu werden, so nehmen wir sie in unsere Republik auf und lassen sie zum Wachstume derselben beitragen.“ In Chicago haben die Strikes der Schuhmacher 1879 eine Einwanderung von 1500 chinesischen Schuharbeitern in Aussicht nehmen lassen, doch kam der Plan nicht ganz zur Ausführung. Im Süden ist durch die Arbeitsunlust der Neger die Frage oft erörtert worden, ob nicht mit Vortheil Chinesen als Arbeiter in den Baumwollen- und Reisfeldern zu verwenden seien, doch scheint, trotzdem eigene Versammlungen zur Erörterung dieser Frage im Frühling 1879 in Georgia, Alabama u. a. abgehalten wurden, kein weiterer praktischer Schritt in dieser Richtung versucht worden zu sein. Bei der Ueberszahl der zwar schlecht arbeitenden, aber immerhin auf Lohnarbeit angewiesenen Neger und der leider noch immer beträchtlichen Zahl von armen Weissen — die Einwanderung nach den Südstaaten ist seit 15 Jahren in stetigem Wachsen — ist die Frage der Chinesen-Arbeit hier ebensowenig von praktischer Bedeutung wie in Indien, wo dieselbe in den letzten Jahren wegen der Ungenügendheit der einheimischen Arbeitskräfte hinsichtlich der Körperkraft und Geschicklichkeit öfters in anglo-indischen Blättern aufgeworfen wurde.

Aber in den Industriestaaten des Ostens und der Mitte bewährt sich vollkommen, was die „Times“ sehr richtig während des Chinesen-Conflictes in Queensland (1877) schrieb: „Wir glauben, dass weisse Arbeit in der weitaus grössten Zahl der Fälle der sogenannten gelben Arbeit weit überlegen sei und dass sie an und für sich stets vom Arbeitgeber weit vorgezogen werden wird. Aber wenn weisse Arbeiter übertriebene Lohnforderungen erheben, wenn sie striken und sonst auf tausenderlei Art Anlass zu Wirrnissen geben, so mag der Arbeitgeber sich höchlichst freuen, dass er nicht gänzlich auf sie angewiesen ist, sondern eine gelehrigere Race zur Hand hat, welche leichter zu befriedigen ist und welche weniger leicht die Beziehung vergisst, in welcher sie zu ihm steht, und die Pflichten, welche aus dieser Stellung entsiessen.“ Eine gewisse erziehende Wirkung der guten Seiten des chinesischen Arbeiters auf die niederen Schichten der Weissen wird ohne Zweifel auf diesem Wege geübt: Die Letzteren werden gezwungen, fleissiger, frugaler und sparsamer zu sein. Aber das ist eben der Hauptgrund ihres Hasses gegen diese gefährliche Wettbewerbung, der, wenn die chinesische Zuwanderung auch im Osten der Vereinigten Staaten fort-dauert, nicht zögern wird, sich Luft zu machen.

DIE NEUE ORIENTBAHN.

Von C. Büchelen.

I.

Die Hoffnung, dass durch den endlich einmal erfolgten Abschluss der längst schwebenden Eisenbahn-Convention zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien die Angelegenheit der Orientbahn-Ausschlüsse von der Tagesordnung abgesetzt werden könnte, hat sich also nicht erfüllt. Wohl ist es Serbien gelungen, einen Generaldirector für seine Zukunftsbahnen, nicht aber auch annehmbare Offerte für den Bau und Betrieb dieser Bahnen zu gewinnen. Dass es so kommen würde, war vorauszusehen, nachdem Ungarn den einzigen sachlich interessirten österreichischen Bewerber um die serbischen Bahnen davon abdrängte, nachdem ferner die serbische Regierung der Offert-Ausschreibung Bedingungen zu Grunde legte, welche, wie sie sich selbst sagen konnte, reelle Bewerber nicht eingehen konnten.

Serbien wird nun vielleicht den Versuch machen, die für seine Bahnbauten nöthigen Millionen aufzunehmen, um die Bahnen, in eigener Regie auszuführen. Misslingt auch dieser Versuch, kann oder will Serbien die für ein solches Anlehen zu fordernden Garantien nicht geben, so stehen wir wiederum da, wo wir vor zehn Jahren standen. Hat solchermassen Serbien den Beweis erbracht, dass es die Eisenbahn-Convention nicht durchführen, die im Berliner Friedensvertrag eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen kann, so wäre es wohl auch nutzlos, wenn Oesterreich-Ungarn Serbien hiezu zwingen wollte, und hätte ein solcher Zwang noch nmsoweniger Aussicht auf Erfolg, als es andererseits Mächte gibt, welche es sehr gerne sehen werden, wenn die Convention unausgeführt bleibt. Selbst ein grosser Theil der serbischen Bevölkerung wird sich darüber nicht grämen und ganz zufrieden sein, wenn Ungarn eine

Bahn nach Belgrad baut und englische Capitalien die Bahnen vom Süden her auf serbisches Gebiet führen.

Wäre es nun angesichts dieser Eventualität nicht für Oesterreich-Ungarn angemessen, sich nicht länger mehr auf Serbien zu verlassen, sondern die Herstellung der Eisenbahnverbindung mit Salonichi auf eigenem Gebiete, respective über Bosnien, endlich einmal ernstlich in's Auge zu fassen, ähnlich wie es die Staatseisenbahngesellschaft gethan hat, betreffs der Bahnverbindung mit Constantinopel, welche bekanntlich jetzt über Rumänien hergestellt werden soll, unabhängig von den Entschliessungen Serbiens und Ungarns?

Nachdem es der Staatseisenbahn-Gesellschaft unmöglich gemacht wurde, ihre Linie mit der in Aussicht genommenen serbischen Bahn bei Belgrad (oder im Morawa-Thal) zu verbinden, dieselbe aber nicht Willens war, sich von dem künftigen Orientverkehre gänzlich ausschliessen zu lassen, so war sie, beziehungsweise eine ihr nahestehende Gruppe französischer Financiers darauf angewiesen, einen anderen Weg nach Constantinopel ausfindig zu machen. Dies ist denn auch gelungen, und damit allein schon der nicht zu unterschätzende Vortheil erreicht, dass der Glaube vernichtet wurde, als könnte die Verbindung mit Constantinopel nur mit serbischer Hilfe und mit Ungarns Zustimmung hergestellt werden.

Nach dem, was bis jetzt über die Traceführung der „neuen Orientbahn“ bekannt geworden, scheint die Absicht zu bestehen, die „neue Orientbahn“ von Krajoa oder Slatina — Stationen der rumänischen Bahn — abzuzweigen, bei Nikopolis oder Sistowo die Donau zu übersetzen, für den Balkan-Uebergang den Schipka-, Hainkiöj- oder Elena-Pass zu wäblen und die neue Orientbahn mit der Tirnova-Jambolier Linie in Anschluss zu bringen. Um mit bestimmten Factoren zu rechnen, stellen wir die Linie Krajoa, Nikopolis, Sistowo, Tirnova, Schipka-Pass, Kazanlik, Eski-Sagra, Radincmahale, und zwar, unseren Ermittlungen zufolge, mit 395 Kilometer Länge in Rechnung. Dadurch erhält die Route Wien-Schipka-Pass-Constantinopel eine Länge von 1736 Kilometer, was gegenüber der 1669 Kilometer langen Route Wien-Belgrad-Constantinopel eine Mehrlänge von 67 Kilometer ergibt.

Die grössere Länge der Schipka-Linie hat jedoch in Bezug auf die Concurrenzfähigkeit keinerlei Bedeutung. Ueberdies kommt der Schipka-Linie zu Gute, dass bei derselben nur 395 Kilometer, bei der serbischen Linie dagegen 840 Kilometer Bahnen neu gebaut werden müssten. Ein zweiter, auf die künftigen Tarife günstig einwirkender Umstand ist der, dass die Schipka-Linie nach dem Secundärbahn-Princip, d. h. billig gebaut und betrieben werden soll.

Dem Verdienst, den Glauben an die Nothwendigkeit der Beihilfe Serbiens zur Herstellung der Orientbahnen erichtet zu haben, reibt sich das gleich hohe Verdienst an, mit dem Wahne gebrochen zu haben, als könnte eine solche Linie nur nach den bisherigen Principien der europäischen Welttrouten gebaut werden. Die erste Forderung, welche wir an die Orient-Linien stellen müssen, ist amerikanische Beschränkung auf das vorerst allein Nothwendige, weil wir vor Allem billige Tarife brauchen, dann erst kommt mit der Entwicklung des

Verkehres das Verlangen nach grösserer Geschwindigkeit und sonstigen Vervollkommnungen. Dabei darf nicht übersehen werden, dass uns selbst eine nur mässige Geschwindigkeit zulassende directe Bahnverbindung mit Constantinopel gegenüber den derzeit bestehenden Land- und Wasserverbindungen auch in Bezug auf Geschwindigkeit schon jetzt namhafte Vortheile bieten würde.

Angenommen, auf der „neuen Orientbahn“ (Krajoa-Radincmahale) würden nur 20 Kilometer, auf der türkischen Bahn nur 30 Kilometer per Stunde zurückgelegt, so würden zu einer Reise von Wien nach Constantinopel nur 57 Stunden benöthigt, mithin gegenüber den heute nöthigen 69 Stunden 12 Stunden erspart. Dies wäre aber der geringere Vortheil; ein grösserer wäre ja die erhöhte Sicherheit, dass die Fahrzeit auch wirklich eingehalten werden könnte und nicht, wie heute häufig, mehrtägige Ueberschreitungen der Reisezeit eintreten (Schwierigkeiten in der Donau-Ueberfuhr zwischen Giurgewo und Rutschuk bei Eisgang, Stürme auf dem schwarzen Meere etc.); endlich die Möglichkeit, die Reise jeden Tag antreten zu können, während dies heute nur zweimal in der Woche möglich ist.

Die Schipka-Linie wäre daher vollkommen geeignet, den Verkehr Mittel-Europas mit Constantinopel zu vermitteln. Ja noch mehr: sie ist auch geeignet, den Verkehr Rumäniens und Russlands mit Constantinopel, mit dem Aegäischen Meere (Dedeagh), sowie mit Sofia zu vermitteln, sobald — wie es auch beabsichtigt ist — die während des Krieges von den Russen hergestellte 68 Kilometer lange Linie Fratesi-Zimnitsa wieder fahrbar gemacht oder die 62 Kilometer lange Linie Sistovorutschuk und die 100 Kilometer lange Linie Sarambay Sofia gebaut wird. Die Länge der neu zu erbauenden Bahnen würde in diesem Falle mindestens 557 Kilometer betragen.

Die grosse Wichtigkeit, welche diese neue Orientbahn für Russland hat, macht es erklärlich, dass sich die Förderer dieses Unternehmens der Unterstützung der russischen Regierung erfreuen, welche für das Zustandekommen dieser Linie in Bukarest, Sofia und Philippopel thätig ist.

So wichtig aber auch diese Linie für Russland ist, so bezweifeln wir ernstlich, dass dies Interesse genügt, um auch die Rentabilität der Linie zu garantiren, die offenbar nicht so sehr das Ergebniss technischer und commercieller Studien, als vielmehr das eines Compromisses zwischen den beteiligten Staaten zu sein scheint. Darüber darf man sich nicht täuschen so weit auch der Balkan-Uebergang nach Osten gerückt ist, noch ist er es nicht genug, als dass ihm nicht in Bälde dort eine Concurrenz erstehen sollte. Ostrumelien benöthigt absolut die Linie Jamboli-Karnabat-Aidos-Burgas und wird dieselbe um so eher erhalten, als der Bau derselben — wie die vorhandenen Detailpläne darthun — ausserordentlich günstig ist. Dem Baue dieser Linie folgt aber dann derjenige der Linie Schumla-Karnabat — wo die höchste zu überschreitende Höhe nur 400 Meter über dem Meere liegt — sofort nach. Allein auch ohne diese Concurrenzlinie bleibt die Rentabilität der Schipka-Linie höchst fraglich, da der internationale Verkehr — welcher überdies allseitiger mehrjähriger Anstrengungen bedarf, um in neue Wege gelenkt zu werden — hiefür

nicht ausschlaggebend ist, ein Localverkehr aber oder vielmehr — wenn es uns gestattet ist, eine neue Bezeichnung einzuführen — ein Provinzverkehr sich auch in Zukunft auf der Schipka-Linie nicht wird entwickeln können.

Die „neue Orientbahn“ zerfällt nämlich durch die Donau- und die Balkan-Uebersetzung (welche überdies gleichzeitig politische Grenzen sind) in vier Sectionen, wovon wohl die erste (Krajova-Donau), die zweite (Nikopolis-Tirnowa) und die vierte (Kazanlik-Radinmahale) jede für sich — die dritte (Gebirgsstrecke: Tirnowa-Kazanlik) dagegen aber nicht — einen bestimmten Localverkehr in sich schliessen, dagegen ein Verkehr der vier Sectionen unter sich — insoweit er nicht in den Begriff „Transitverkehr“ fällt — in kaum nennenswerthem Masse stattfinden wird. Selbst die eventuelle Beseitigung der politischen Grenze zwischen Bulgarien und Ostrumelien, wie die Erleichterung der Communication durch eine Bahn wird an der Thatsache nichts ändern, dass die nördlich und südlich vom Balkan gelegenen Gebiete zu gleichartige wirtschaftliche Bedingungen haben, als dass durch gegenseitigen Anstansch der Producte sich hier ein lebhafter Verkehr entwickeln könnte. Diese Gebiete fallen einerseits in den Handelsbereich der Donaustädte, andererseits in den von Philippopol, beziehungsweise der Seehäfen Dedeagh und Burgas. Der Bahnverkehr der an der Donau gelegenen Städte mit Dedeagh wird aber sehr gering sein, da die ausschliesslich in Naturproducten bestehende Ausfuhr der Donaustädte der billigen Schifffahrt zufällt, durch dieselbe aber dann auch der Import von Manufactur- und Colonialwaaren erfolgt. Vice versa aber hat wieder Philippopol nichts in den — soweit unterhalb gelegenen — Donauhäfen zu suchen, da demselben die Seehäfen Dedeagh und Burgas bequemer gelegen sind, um seine Handelsbeziehungen mit England, Frankreich etc. zu pflegen.

Der geringe Localverkehr ist aber ein Nachtheil, welchen der an der Orientbahn interessirte Handelsstand Oesterreichs und Deutschlands nicht ausser Acht lassen darf, weil er geeignet ist, auf die Vertheuerung der Tarife einzuwirken und dadurch die früher gerühmten Vortheile der Schipka-Linie aufzuheben.

Diesem Nachtheile gesellt sich aber der noch grössere hinzu, dass die neue Orientbahn das für uns so wichtige Gebiet von Sofia ganz bei Seite lässt. Ueber den Schipka-Pass würde nämlich die Route Wien-Sofia um 570 Kilometer kürzer als die über Belgrad führende Route. Da aber das nur 180 Kilometer von der Donau (Lom Palanka) entfernte Sofia vermittelst der Schipka-Linie mit der Donau (Sistovo) durch eine 520 Kilometer lange Bahn verbunden werden will, während es dann zum Seehafen Dedeagh nur 482 Kilometer hätte, so würde Sofia geradezu gezwungen, sich mit seinem Handel von der Donau ab- und dem Seehafen Dedeagh zuzuwenden. So grossen Werth man nun auch auf eine Bahnverbindung mit Constantinopel zu legen hat, so gestehen wir doch, dass wir den Preis zu hoch finden, dafür Sofia an die mit uns rivalisirenden Handelsmächte preiszugeben. Denn wenn wir ruhig zuschauen, wie zu den schon verlorenen Handelsgebieten auch noch gerade die uns nächstgelegenen Gebiete der Balkan-Halbinsel für

uns verloren gehen sollen, wie können wir dann hoffen, uns die entfernter gelegenen Gebiete in handelspolitischer Beziehung wiederum zurückzuerobern?

Wenngleich nun die Schipka-Linie für den Verkehr Mittel-Europas mit Constantinopel geeignet erscheint, so erheischen die Handelsinteressen Oesterreichs und Deutschlands doch entweder eine zweite Orientbahn, welche uns die Gebiete von Sofia und Philippopol näher rückt, oder aber muss eine andere Traceführung der neuen Orientbahn gewünscht und angestrebt werden.

Dass es aber Tracen gibt, durch welche die berechtigten Interessen Oesterreichs und Deutschlands nicht verletzt werden, durch welche gleichzeitig auch denjenigen Bulgariens Rechnung getragen wird, welche nebstbei aber die Rentabilität der neuen Orientbahn gewährleisten, so dass sie mithin auch im Interesse der Concessionäre, im Interesse der österreichischen Staatseisenbahn-Gesellschaft gelegen sind, werden wir in einem zweiten Artikel nachweisen.

GISSI PASCHA ÜBER DEN SKLAVENHANDEL.

Mitgetheilt von *Dr. G. Schweinfurth.*

Cairo, 10. November.

Gestatten Sie mir aus einem leider sehr verspätet bei mir eingegangenen Schreiben Gessi Paschas Ihnen das Nachstehende im Auszuge mitzutheilen. Die angeführten Thatsachen beweisen, dass Gessi, nachdem er mit drakonischer Strenge die mit dem Gedeihen der seiner Verwaltung anvertrauten Negerländer unverträglichen Uebelstände, Sklavenjagden und Sklavenhandel, beseitigt, nun auch Alles aufbietet, was in seiner Macht liegt, um jenem Gebiete auf ehrlichem Wege neue Handelsquellen zu erschliessen und demselben die Möglichkeit zu eröffnen, unter geordneten Verhältnissen allmählig in die Bahnen der Civilisation einzulunken.

Dembo, den 11. Mai 1880.

(Nebenfluss des Djar, circa 8 $\frac{1}{2}$ ° n. Br.)

..... Ich kann nicht voraussagen, was werden wird, aber in jedem Falle bin ich entschlossen, von meinem Programme nicht einen Schritt zu weichen, es mag kommen, was da will. So lange ich meinen Posten behalte, werde ich mit derselben Strenge verfahren gegen jeden Sklavenhändler oder gegen Solche, die den Eingeborenen den mindesten Schaden zufügen wollen. Ich habe Alles versucht, aber weder Milde und Ueberredung im Guten, noch Kusbatsch und Gefängniss halfen; das einzige Mittel, um Resultate zu erzielen, bleibt der Galgen.

Ich habe auch meine Noth mit einer Partei Araber in Chartum, welche mir feindselig gesinnt sind. Diese sind entweder Angehörige der Verurtheilten, oder solche, die ich von hier zurückgeschickt und verbannt habe. Alle möglichen Schändlichkeiten werden mir aufgebürdet. Glücklicherweise habe ich die beiden Mitglieder der London Church Mission und Dr. Junker zu Zeugen. Sie konnten sich davon überzeugen, was ich alles für das Wohl des Landes gethan habe.

Um der Regierung zu zeigen, wie schädlich die Duldung des Sklavenhandels ihren eigenen Interessen gewesen und wie sehr dadurch Handel und Wandel beeinträchtigt worden sind, habe ich mir Mühe gegeben,

neue Producte ausfindig zu machen, die wohl noch bessere Einkünfte abgeben werden als Elfenbein. So habe ich dieses Jahr über Tausend Centner Kautschuk¹⁾ sammeln lassen und gegen Tausend Centner Tamarinde²⁾. Ich habe leider spät angefangen mit diesen Versuchen, denn seit der Ergreifung von Soliman Siber bin ich beständig auf der Verfolgung der zerstreuten Rebellenbanden gewesen und konnte keine Zeit und Musse finden zu solchen friedlichen Dingen. Im nächsten Jahre hoffe ich mehr als 4000 Centner Tamarinde aufzutreiben zu können. Arowroot (verschiedene Marantha-Arten) gibt es im Niamniam-Lande ganze Waldungen voll, während Gummi arabicum, eben so guter Qualität wie die Kordofan-Sorte, in einer grossen Waldung am Bahr el Ghazal, im Gebiete der Nuër, zu erbeuten ist.

Ausgezeichnete Versuche habe ich auch mit dem Anbau von Baumwolle gemacht und wir verfertigen bereits hier unseren eigenen Damur (das grobe, feste Zeug der Sudanesen), der von weit besserer Qualität ist als der im Seuaar gewebte. Eisen erzeugen wir jetzt selbst in genügender Menge für unseren Gebrauch und wir werden davon sogar genug für die Bedürfnisse des Chartumer Arsenal liefern können³⁾.

Arak-Butter⁴⁾ wird in Menge für den Gebrauch der Dampfer auf dem Flusse gewonnen. Bienenwachs wird dieses Jahr an 300 Centner nach Chartum expedirt. Kupfer beziehen wir (von den Kupfergruben im Süden Darfurs) genug, um es bei den Niamniam gegen Elfenbein einzutauschen. Wer würde alle diese Producte einsammeln, wenn es gestattet wäre, dass man den Eingeborenen ihre Kinder wegnehme, um sie in die Sklaverei zu schleppen?

Seit ich dem Sklavenhandel hier ein Ende gemacht habe, sind die entferntesten Häuptlinge zu mir gekommen, um sich aus freien Stücken der Regierung zu unterwerfen, und unter diesen Ndóruma, einer der mächtigsten Niamniam-Fürsten, der sich seine Unabhängigkeit von den früheren Chartumer Compagnien durch Waffen erkämpft hatte. Diese letzteren unterhielten früher im Bahr el Ghazal-Gebiete 8000 bewaffnete Araber (respective Nubier) und der gesammte Elfenbeinbetrag, den sie mittelst Pulver und Blei zu erzielen wussten, belief sich im Jahr auf 1600 bis

¹⁾ Von Landolphia Florida Bth., die auch an der Westküste Kautschuk liefert. Es ist der erste Versuch dieser Art, der im Gesamtgebiete des oberen Nils, das so reich an diesem Producte ist, gemacht wurde. G. S.

²⁾ Wie hiesige Exporthändler behaupten, hat die Zufuhr von Tamarinde aus Darfur seit den letzten Jahren ganz aufgehört und ist der Artikel am Platze sehr selten geworden. Alles Vorhandene davon wird von dem Mailänder Grosshause Erba, das eigene Tamarinden-Expeditionen ausgesendet hat, aufgekauft. Das Bahr el Ghazal-Gebiet, in welchem Tamarinde in allen Wäldern wild wächst und wo sie ohne Mühe eingesammelt werden kann, kann davon soviel liefern, als Europa nur verlangt. G. S.

³⁾ Die ganze Gegend ist bekanntlich eine ununterbrochene Formation von Roseneisenstein und bei dem Holzreichtum daselbst fällt es nicht schwer, selbst auf die alte primitive Weise der Eingeborenen grosse Quantitäten Eisen hervorzubringen. Die Qualität als Schmiedeeisen ist, wie alle Erzeugnisse centralafrikanischer Schmiedearbeit bezeugen, eine ausgezeichnete. G. S.

⁴⁾ Von Butyrospermum Parkii, auch Galam-Butter genannt, wird von Senegambien zur Seifenfabrikation in den Handel gebracht. Das feste Fett schmilzt bei + 36° C. Der Baum wächst im Gebiete in Menge zwischen 1° und 9° n. Br. G. S.

1700 Centner. Ich besitze nur 280 Araber, welche am Bahr el Ghazal und bei den Niamniam in den Dörfern vertheilt sind, so dass manchmal nur drei Araber auf ein Dorf kommen. Dennoch erhielt ich in diesem Jahre an die 4000 Centner Elfenbein, ohne dabei irgend welche Pression auf die Leute ausgeübt zu haben.

Eine schwierige Frage bot der Transport der Producte dar. Aber auch diese soll gelöst werden. Sie werden wissen, dass der Djur-Fluss während der Regenzeit sehr gut zu befahren ist. Ich liess den Fluss an seinem unteren, von Grasmassen vielfach verstopften Theile reinigen. In Wau (an dem Nebenflusse der Djur gleichen Namens) werden jetzt grosse Nogger von 300 Ardeb Gehalt gebaut, welche direct den Strom hinunter gehen sollen. Gegenwärtig sind zwei dieser Barken fertig und die dritte ist im Bau. Der erste Versuch, am oberen Djur selbst Barken zu bauen, ist vor 19 Jahren von dem Chartumer Kaufmann Ali Abu Amuri gemacht worden. Seit jener Zeit ist keine derartige Unternehmung wieder versucht worden. (Vergl. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weissen Nil, Seite 117 und Pet. Mitth. Ergänzungsheft Nr. 11, Seite 147.) Jeder Nogger kostet 80 Thaler und nachdem ein solches Fahrzeug seine Fracht nach Chartum gebracht haben wird, kann man daselbst mindestens 500 Thaler dafür erhalten. Ferner wurden Schiffversuche mit Flößen und Boten auf den kleineren Gewässern gemacht. Man kann jetzt, einen Stock in der Hand, bis in die entferntesten Niamniam-Stationen reisen. Die Regierung möge nun einsehen, dass alles dies geschehen ist, nachdem Leben und Eigenthum des Negers geschützt und der Sklavenhandel abgeschafft wurde.

Dr. Junker, dem ich bis Dem-Soliman das Geleite gegeben und den ich mit Trägern und Briefen an die Agenten versehen hatte, setzte seine Reise zu Ndóruma fort. Dieser, schon lange von Dr. Junker's Ankunft benachrichtigt, schickte mit letztem einen Boten und liess mir sagen, dass er selbst nach Dem-Soliman gekommen wäre, wenn die Erntezeit ihn nicht davon abgehalten hätte, er wolle aber dem Dr. Junker auf halbem Wege entgegenkommen zu seiner Begrüssung und für den Weitertransport seiner Effecten Sorge tragen. Ich sandte dem Ndóruma durch Dr. Junker ein goldgesticktes Tuch, eine grosse kupferne Trommel, ein Gewehr, einen Säbel mit Silberbeschlag, Schuhe, Fez, Munition u. dergl. als Geschenk⁵⁾. Uebrigens ist Dr. Junker reichlich versehen mit vielen Gegenständen, die für Häuptlinge passen. Ich habe dem Dr. Junker vier von meinen zuverlässigsten Moubuttu-Jungen und zwei Knechte für die Esel mitgegeben. Wir haben bei den Niamniam über 1200 Besinger (aus freigelassenen Sklaven gebildete Soldaten) und Dr. Junker wird daselbst so sicher reisen, wie zwischen Petersburg und Moskau. Bohndorff, sein Begleiter und Präparator, hat für die kurze Zeit bereits gute Ausbeute gemacht. Er hat unter anderem eine *Balaeniceps rex* ausgestopft. Ich glaube, die ganze Karawane der Reisenden besteht aus 210 Trägern. R. Gessi.

⁵⁾ Ueber des Reisenden Begegnung mit Ndóruma gibt ein Brief desselben, datirt Dem-Bekir 7. Mai, genauere Auskunft. Nach den letzten Nachrichten hatte Gessi Pascha bereits Kunde von seinem glücklichen Eintreffen in Ndóruma's Residenz erhalten.

ZUR SKLAVENFRAGE IM EGYPTISCHEN SUDAN,

Von *L. Reinisch.*

Dr. Schweinfurt hat in der Nummer 11 vom 15. November 1880 einen Bericht über Sklavenhandel im Sudan publicirt, dem an dieser Stelle eine Ergänzung und auch theilweise Richtigestellung durch Augenzeugen werden möge. Auf unserer Reise nach den nordabessinischen Grenzländern (August 1879 bis April 1880) kamen wir unter Anderem auch nach dem noch beinahe unbekanntem Lande der Bazen und mussten uns dort wegen des sehr gefahrvollen Aufenthalts im Lager einer kleinen Abtheilung ägyptischer Soldaten aufhalten. Dieselben machten fast jeden zweiten Tag einen Raubzug in die umliegenden Ortschaften, um die Steuer einzutreiben, die die Einwohner nicht gutwillig geben, weil sie mit vollem Rechte keine Veranlassung zu haben glauben, Mord, Raub und Brandschatzung — gewiss fragliche Vortheile der ägyptischen Verwaltung — zu bezahlen. Würden die ägyptischen Soldaten sie noch irgendwie vor den abessinischen Horden schützen, dann liessen sie sich noch Manches gefallen. Leider aber verlassen die ägyptischen Feiglinge das Land, sobald sie den armen Kunama weggestohlen, was sie gefunden, um sie alsdann den abessinischen Räubern zu überlassen, welche sie vollends ausplündern, so dass alle Jahre viele Einwohner vor Hunger zu Grunde gehen.

Planen die Ägypter einen Raubzug, von dem das unglückliche Volk Wind bekommt, und finden die Soldaten das Dorf mit der wenigen Habe auf der Flucht, so brennen sie die ganze Niederlassung zusammen und nehmen die ersten besten Menschen, die ihnen in die Hände fallen, um sie als Sklaven zu verkaufen. Das Geld nimmt die Regierung als Schadloshaltung „für den entgangenen Tribut“. Da in die Zeit unseres dortigen Aufenthalts die Abdankung Gordon Paschas fiel und ich auch von seinen Bestrebungen, das Sklaventhum auszurotten, gelesen hatte, war ich höchst erstaunt über diese Vorgänge. Die Kunde von der Abdankung Gordon's war kaum bis dahin gedrungen; ich fragte deshalb mehrere Baschibozuks, die sich noch als die anständigsten der Garnison erwiesen, seit wann sie so die Menschen einfingen und dann verkauften, worauf sie mir Alle übereinstimmend sagten, dass seit Munzinger's Tode dies immer so gewesen sei.

Gordon hat den grössten Theil seiner Zeit zwischen Chartum und Kassala während seiner Function als Hockmdar zugebracht. Amideb, eine Tagereise nördlich von unserer Ansiedlung entfernt, liegt nur drei Tagereisen von Kassala. Alle geraubten Gegenstände gingen von uns aus zuerst nach Amideb, wo sie beim dortigen Gouverneur verzeichnet wurden, von dort schickte man die Menschen weiter, um sie dann auf dem Wege von Amideb nach Kassala, gewöhnlich in Algeden, zu verkaufen. Als wir aus dem bedauernswerthen Lande abzogen, schlossen sich an unsere Karawane zwei ältere Frauen und ein hübscher Knabe von zwölf Jahren an, welche von einem Diener des Scheich Saïd, Anführer der ägyptischen Soldaten im Lande der Kunama, begleitet wurden. In Amideb erfuhren wir, dass diese armen Menschen beim letzten Raubzuge erbeutet wurden; ja der That übergab man sie in Amideb vor unseren

Augen dem Gouverneur, um bei nächster Gelegenheit unter dem Schutze einer Karawane weiter zum Verkaufe abgeführt zu werden. Auf meine Frage, zu was wohl die alten, sehr schwachen und mageren Frauen gebraucht würden, antwortete man mir, diese erhielten jeden Morgen einen grossen Korb Getreide, den sie tagsüber mahlen müssen; kommen sie ihrer Aufgabe nicht nach, so werden sie mit Schlägen gestraft oder eingesperrt. Das geschah also schon seit nahezu sechs Jahren. Wenn die Regierung in Gordon's unmittelbarer Nähe sich solches erlaubte, dürfte dessen Gegnerschaft gegen die Sklaverei nicht allzu heftig gewesen sein. Doch will ich noch andere Thatsachen anführen.

Als wir uns Anfangs April in Massaua einschifften und von da nach Suakin kamen, wurden dort hundert Soldaten eingeschifft, sämmtliche mit Weib und Kind. Sie kamen vom Sudan und wurden zum Garnisonswechsel nach Cairo gesandt. Jede dieser Soldaten-Familien hatte ein oder zwei sudanesisch Kinder als Sklaven, und sagten mir die Soldaten auf mein Befragen ganz einfach, sie hätten die Kinder von der Regierung an Zahlungsstatt bekommen.

Einige waren, wie man mir sagte, ein Jahr, andere auch zwei im Besitze der Soldaten. Sie hatten zugewartet, bis eine Zeit kam, wo sie diese günstig losbringen würden, und das konnte jetzt am besten in Cairo geschehen, wo sie dieselben sehr gut verkaufen konnten. Auch wie sie dazu gekommen, erzählten sie mir, und zwar hatte man Sklaven-Karawanen aufgegriffen, da man aber nicht wusste, was mit der grossen Zahl von Kindern anzufangen, und sich nicht die allerdings grosse Mühe geben wollte, sie ihrer Heimat und ihren Angehörigen zurückzuerstatten, vertheilte man sie an die Soldaten an Zahlungsstatt, denn man war gerade wie gewöhnlich im Rückstande. Das war also vor mehr wie einem Jahre geschehen, wo Gordon noch in voller Macht stand und sich gerade in den Gegenden, wo dies geschah, aufhielt.

Ein paar Stunden nach Abfahrt von Suakin kamen noch andere solcher Unglücksgeschöpfe zu Tage, die aber anwesenden Sklavenhändlern gehörten. Sie hatten wahrscheinlich gefürchtet, wir könnten Einwendungen machen, wenn wir sie schon beim Aufenthalte in Suakin gesehen hätten. Darum liess man die Sklaven anfangs versteckt, doch nach der Abfahrt hatte man nichts mehr zu befürchten. Wir waren ja nur drei Europäer auf dem Schiffe, ein Engländer und wir, unser Protest hätte nichts genützt, die Menschenränder scheuen auch vor dem Morde nicht zurück. Bis nach Dschedda reicht der europäische Arm nicht und so waren sie sicher. Die Zahl dieser Sklaven war acht: vier Knaben und vier Mädchen. Die Ersteren waren nicht älter als etwa zehn Jahre, von den Mädchen war das grösste etwa sechzehn, das andere fünfzehn und die zwei letzten dreizehn. Die Buben waren alle von hübschem Aeusseren mit den charakteristischen Gesichtern der Dar-fur und auch die Stammeszeichen, wie ich sie oft an anderen freien Dar-fur gesehen hatte, waren auf ihren Wangen eingeschnitten. Sie erzählten mir, dass sie nach dem Raube nach Chartum geführt wurden, von dort nach Kassala und Suakin. Jetzt sollten sie in Dschedda verkauft werden. Die Sklavenhändler beteten unterdessen fleissig und

rollten unablässig den Rosenkranz in den Händen. Mancher giftige Blick aus ihren tückischen Augen traf mich, wenn ich mit den Sklaven sprach, die sie selber übrigens gut behandelten. Während die Herren schliefen, mussten ihnen die Sklaven Kühlung zufächeln oder die Handfläche und Fusssohlen reiben.

Die ganze Mannschaft des Regierungsdampfers war mit Allem einverstanden. Der erste Capitän war ein nach den dortigen Verhältnissen gebildeter Araber, der viel Zeit in Europa zubrachte, in Paris, London und anderen grossen Städten gelebt hatte, der also wohl wusste, dass der Sklavenhandel verboten, nach unseren Begriffen ein Schandgewerbe sei, und doch nahm er die Fracht an.

In Suakin ist der erste Zollbeamte ein Engländer, dennoch hat dieser, obgleich er die Macht besass, keinen Protest gegen die Einschiffung dieser Sklaven erhoben, die ihm sicher nicht unbekannt war.

Wie viel weniger kann man den Consuln und besseren Europäern in Dschedda einen Vorwurf machen, welche — ohne Staatsanstellung — in der kleinen Zahl von acht bis zehn Personen (die Griechen kann man wie im ganzen Orient nicht zu den Europäern zählen) sich der Wuth einer ganzen Stadt religiös fanatischer Menschen aussetzen würden, einer Stadt, die überdies ohne alle directe Verbindung mit Europa dasteht. Die Bevölkerung Dscheddas, die durch die Sklavenfrage in dem innersten Kern ihrer Anschauungen getroffen wird, würde die Europäer einfach ermorden, wenn sie in ihre Rechte eingriffen. Wie die Ermordung zweier Consuln im Jahre 1858 wohl beweist, ist der Christenhass in Dschedda stark verbreitet.

Auch die türkische Besetzung Dscheddas würde keinen Moment schwanken, um die Partei gegen die Europäer zu ergreifen.

Was die dortigen Europäer thun können und was jeder anständige thut, ist, die Sklaven einigermassen vor Misshandlungen zu sichern, denn jeder, der sich in das Haus eines Europäers flüchten kann, wird dort so lange geschützt, bis sein Herr verspricht, ihn in Zukunft besser zu behandeln. Wenn den Engländern wirklich so viel an der Aufhebung der Sklaverei gelegen ist, so sollen sie ein Kriegsschiff vor Dschedda legen, das theils zum Schutze der Europäer, die dann etwas thun könnten, theils aber auch dazu dienen würde, die anlangenden egyptischen und arabischen Schiffe (sogenannte Feluken) zu durchsuchen, um die vorhandenen Sklaven zu befreien. Denn jedes dieser Schiffe führt Sklaven aus, und zwar meist von Suakin.

So mancher edelgesinnte Engländer, der zu Hause im Kreise seiner Familie sitzt und die englischen Berichte über die fortschreitende Unterdrückung des Sklavenhandels liest, denkt wohl nicht, dass sich draussen in den fernen Welttheilen die Sachen ganz anders verhalten und dass sogar mitunter seine eigenen Landsleute, die Eroberer und Provinzverwalter, dem Sklavenhandel nicht nur nicht steuern, sondern ihm Vorschub leisten.

Zum Schlusse noch eine kleine Statistik, die wohl besser als alles Andere die Zustände beleuchten wird.

Im Jahre 1878, zu welcher Zeit Gordon Pascha noch allmächtiger Hokmdar des Sudans war, wurden durch die Provinz Galabat zehntausend Sklaven transportirt. Der Durchfuhrzoll per Kopf wurde von der

Regierung auf 11 $\frac{1}{2}$ Thaler gesetzt, und zwar kamen davon 7 Thaler auf den Scheich, 3 Thaler auf den Ma'amur, 1 Thaler auf den Scheich tûjar und $\frac{1}{2}$ Thaler auf den Ma'amur der Polizei, zusammen 11 $\frac{1}{2}$, mit 10.000 multiplicirt macht 115.000 Thaler, welche die genannten Herren als Besoldung von der Regierung bekommen.

ÜBER TIBET.

Von Prof. Dr. G. A. v. Klöden.

Berlin, November 1880.

Dr. Ganzenmüller hat in seinem Werkchen: „Tibet, nach den Resultaten der geographischen Forschungen Stuttgart, 1878“ in trefflicher Weise zusammengearbeitet was über Tibet beizubringen ist. Aber eine Quelle ist ihm entgangen, deren Inhalt ich (meist im Auszuge) als Ergänzung hier mittheilen will. Dr. A. Campbell nämlich hat als Oberaufseher von Darjeeling jahrelang in Sikkim und Nepal gelebt, acht Jahre lang jährlich die Duarlandschaften besucht, hat ganz Sikkim durchreist und ist mit Dr. Hooker 1849 bis in Tibet vorgedrungen, hat somit so viel mit reisenden und handelnden Tibetanern verkehrt, dass es ihm möglich geworden ist, durch Ausfragen verlässliche Nachrichten über Tibet zu erkunden, die er 1871 in der Zeitschrift „Phoenix, a monthly Magazine for China, Japan and Eastern Asia“, London (Jänner-Heft), von welcher vier Jahrgänge erschienen sind (1870 bis 1873), veröffentlicht hat.

In der Stadt Lasa und in ganz Tibet ist der im Norden der Hauptstadt im Patala-Gumpa (Kloster) residirende Gtawa Rembutschi¹⁾ die höchste Autorität

¹⁾ Mit der Zunahme unserer Kenntniss von den asiatischen Verhältnissen ändern sich auch so manche jenen Sprachen angehörende Benennungen. Wir haben z. B. Alle gelernt, „dass Japan zwei Kaiser hat, einen geistlichen und einen weltlichen; der Erstere ist der Mikado, nach seinem Hofhalte, dem Da'ri, auch wohl mit diesem Namen genannt; der Letztere, der die eigentliche Macht in Händen hat, ursprünglich ein Feldherr, dessen Würde sich allmählig zu der eines Majordomus entwickelt hat, ist der Dsiogun oder Taikun“. Nun hat der japanische Vice-Finanzminister Matsugata in Paris das Werkchen: „Le Japon à l'exposition universelle de 1878“ in Paris drucken lassen, welches Buch eine kurze Kaisergeschichte Japans enthält. Darin kommt der Ausdruck Da'ri nirgends vor. Kaiser heisst Tenno. Von allen 121 Tenno haben nur neun zusammengesetzte Namen (wie Friedrich Wilhelm) und nur bei dreien derselben heisst der eine dieser Namen Mikado; der 83., welcher 1199 bis 1210 regierte, hiess Tsuchin-Mikado-Tenno; der 102., welcher 1465 bis 1500 regierte, hiess Go-Tsuchin-Mikado-Tenno; der 113., welcher 1710 bis 1735 regierte, hiess Naka-Mikado-Tenno. Unter diesem Letzteren kamen die katholischen Missionäre ins Land, und von da an wurde der Name Mikado für die Kaiserbezeichnung gehalten. Der 50. Tenno, Kuwammu, der 782 bis 805 regierte, hatte einem Minister den Titel Shogun (wir scheinen, es ist Sjogun zu sprechen) verliehen. Der Nächste, dem dies geschah, war der grosse Feldherr und Staatsmann Joritomo (um 1180), der zum Sei-i-tai-Shogun ernannt wurde, mit welchem Titel ihm und seinen Nachkommen bestimmte Ermächtigungen gegeben wurden, kraft deren die Shogun aber bald so mächtig wurden, dass sie die eigentlichen Herren Japans blieben. Unter dem 106. Tenno hat der verdiente Feldherr und Shogun Hidejoshi, dass er zum Sei-i-tai-Shogun ernannt werde. Aber dieser Titel gehörte, wie gesagt, der Familie Minamoto an; ebenso gehörte der Titel Kampaku der Familie Fuschiwara, und der Titel Taiko der Familie Tojotomi. Dennoch wurde ihm der letztere zugestanden. Danach folgten wieder Shoguns, welcher Titel nun in der Familie Tokugawa erblich blieb. Derselbe erlosch erst um 1870 unter dem jetzigen Kaiser. Mit Mikado, Dsiogun und Taikun verhält sich also Alles anders, als wir gelernt.

in weltlichen und geistlichen Dingen. Zwei chinesische Gesandte, genannt Ampas, sind in Lasa stationirt. Ihnen untergeordnet sind zwei hohe Beamte, Chinesen, Dalu-hi genannt; ihr Rang und ihre Beschäftigung sind die von General-Beamten. Diesen zunächst stehen zwei Phopums, welche als Zahlmeister der Truppen fungiren und das Amt unserer Adjutanten und General-Quartiermeister versehen. Auch diese sind Chinesen. Gewöhnlich ist ein Dalu-hi und ein Phopum in Digartsi stationirt. Diese Beamten bilden den Generalstab der Armee in Tibet. Zunächst im Range stehen drei Tschong-bars. Sie sind Chinesen und Militär-Commandeurs; einer ist gewöhnlich in Digartsi und einer in Tingri an der Nepalesischen Grenze stationirt. Unter diesen stehen die Tingpuns, chinesische Officiere. Andere chinesische Militär-Beamte gibt es in Tibet nicht. Die gewöhnliche Zahl chinesischer Truppen, alles Mantschu-Tataren, in Tibet übersteigt nicht 4000 Mann: 2000 in Lasa, 1000 in Digartsi, 500 in Giangtschi und 500 in Tingri. Somit sind die chinesischen Functionäre nur politische und militärische Beamte.

Alle Civilämter haben Tibetaner inne. Die Local-Regierung von Tibet ist folgendermassen zusammengesetzt: An der Spitze steht der Gross-Lama, welcher in allen politischen und militärischen Angelegenheiten und der Hauptsache nach auch in den Civil-Angelegenheiten durch die chinesischen Ampas und den Kaiser von China geleitet wird.

Der erste Beamte ist der Tschemeling, der zweite der Kandaling, der dritte der Tengeling; sie sind alle Tibetaner und Ober-Lamas oder Awataris und führen ihre Namen nach den unter ihnen stehenden Klöstern (hauptsächlich ihrer zwölf in nächster Nähe der Hauptstadt, mit 200 bis 1500 Mönchen). Aus diesen drei Lama-Räthen ernennt der Kaiser von China den Gialtschup Nume-hen (bei Huc Nome-Khan genannt), den man Premier-Minister betiteln kann. Er ist Regent, so lange der Gross-Lama minderjährig ist, und stets das *alter et idem* Seiner Heiligkeit. Er ist immer einer der drei oben genannten Gross-Lamas. Bei seinem Tode oder seiner Absetzung folgt ihm im Amte einer der beiden anderen Räthe, indess immer unter dem Oberbefehl des Kaisers. Sein Nachfolger als Oberhaupt seines Klosters muss, wie beim Gross-Lama, ein Avatar sein, d. h. er muss als ein Kind der im Fleische wiedergeborene Lama sein und zu dieser Stellung erzogen werden.

Von gleichem Range mit dem Nume-hen, aber ohne weltliche Autorität, ist der Genden-Tepa-Lama, die höchste geistliche Person nächst dem Gross-Lama. Wegen hoher Begabung und Heiligkeit wird er von den Local-Autoritäten erwählt und dann vom Kaiser ernannt. Er steht an der Spitze des grossen Genden-Klosters; erwählt wird er durch den Nume-hen, die beiden Ampas und die vier Schapis; sie schlagen ihn dem Gross-Lama vor und wenn dieser ihn billigt, wird die Ernennung des Kaisers erbeten. Er ist Haupt-Lama des genannten Klosters, aber kein Avatari.

Dem Nume-hen zunächst stehen in Rang und Macht die vier Schapis. Sie sind nicht Lamas, aber Tibetaner, und die Executivbeamten der Regierung im

Finanz- und Justizfache, höchste Richter in den Civil- und Criminalhöfen. Zunächst dem Genden-Tepa steht der „Lama Jeungdsching“, der Geheime Gnuu oder Hohepriester des Gross-Lama. Auch dieser wird vom Kaiser bestätigt und ist manchmal ein Avatari-Lama. Er hat den Gross-Lama in der Jugend zu erziehen und zu unterrichten und leitet ihn womöglich auch später. Er ist somit in der buddhistischen Welt eine wichtige Person, denn er ist nichts Geringeres, als der Gewissensrath des Gross-Lama. Dass seine Ernennung in der Hand des Kaisers liegt, liefert eine interessante Andeutung in Betreff der Ausdehnung der kaiserlichen Macht über die Kirche von Tibet.

Der Tsche-kap-kempu-Lama ist in der Regierung ein Kirchenbeamter von grossem Einflusse. Er scheidet den Gross-Lama im Staatsrathe und in den Berathungen der Schapis zu repräsentiren. Man könnte ihn geistlichen Minister nennen und die Schapis sehr wohl Finanz-, Justiz-, Einnahmen- und Haus-Secretäre oder Minister.

Den Schatz verwalten zwei Beamte, Ihassas genannt, beides Lamas; sie sind gemeinsam wirksam, obwohl der Eine Schatzmeister ist seitens des Gross-Lama und der Andere seitens des Nume-hen oder der weltlichen Angelegenheiten. Ihnen assistiren zwei Unterschatzmeister, Schangdschotes genannt. Vier Beamte, Da-puns, sind die Befehlshaber der tibetischen Truppen und sind als Civil- und politische Beauftragte in Grenz- und anderen Störungen wirksam; sie sind Tibetaner und nicht Lamas. Der Da-pun wird befördert zum Schapi. Dieser Beamte wird oft bei Deputationen in Civilsachen, juristischen oder fiscalischen, verwendet, und alle Fälle, welche von der Polizei zur Untersuchung vor die Schapis kommen sollen, werden durch diesen Beamten befördert. Alle Ernennungen zu obigen Aemtern erfordern die Bestätigung durch den Kaiser.

1. Tinkpun — Oberaufseher der Polizei und der Gefängnisse.

2. Scheipankpa — Assessoren des Oberaufsehers zur Mässigung seiner Massnahmen.

3. Bu-pun — Militär-Beamte unter den Da-puns, aber nöthigenfalls auch bei Civilsachen verwendet.

4. Jong-puns — Einnehmer und Magistrate im Inneren. Sie sind gewöhnlich nur drei Jahre im Amte und sind Alle Laien. Einer, der im Districte Gatope, heisst der Gar-pun. Er ist der Beauftragte für die sehr werthvollen Salz- und Goldgräbereien im Westen. Im Kampa-Lande, östlich von Lasa, heissen diese Beamte Maikam-tedsche.

5. Gia-puns — untergeordnete Militär-Beamte.

6. Ding-puns — ebenso.

7. Tschu-pun — ebenso.

Private heissen Ma-Mi, d. h. fechtende Männer.

Diese sieben Beamtenklassen sind Schützlinge des Gialtschup-Nume-hen; aber die chinesischen Ampas haben ein Veto, wenn sie sich dessen bedienen wollen, und man sucht sich der Billigung dieser hohen Beamten zu versichern, ehe man sie ernannt.

Einer der Ampas besucht jährlich Nepal und die Ladak-Grenzen.²⁾ Der Nume-hen und die vier Schapis

²⁾ 1846 war Keschen der einzige Ampa; das System der zwei Ampas war suspendirt. Er war einer der acht Tongtongs des Reiches und speciell deputirt, die tibetischen Angelegenheiten

haben die gesammte Controle der Landsteuer, des Handels, der Zölle und anderer Einnahmequellen, und ich glaube, dass der Kaiser keinen Bericht über die Einnahmen und Ausgaben in Tibet verlangt. Die chinesischen Truppen und alle chinesischen Beamten in Tibet werden von China, und zwar in Geld bezahlt; die tibetischen Truppen durch Anweisungen auf den Regierungs-Antheil der Bodensteuer. Geld-Einkünfte werden nicht nach China gesendet, sondern jährlich nur geht eine Gesandtschaft mit Kleidungsstücken, Bildern, Büchern, Räncherwerk etc. dahin.

Im Patala-Kloster befindet sich ein Fond, der jährlich um 100.000 Rupien (à 2 Mark) vermehrt wird. Derselbe wird nur in Zeiten grosser Kriegskosten geöffnet. Ein Ampa hat täglich 140 Rupien Gehalt und erhält beim Durchreisen von Tibet grosse Geschenke. Ein Schapi erhält monatlich 140 Rupien von China und hat Ländereien und andere Emolumente vom Gross-Lama.

Tibet hat keine Artillerie; die sogenannte Cavallerie besitzt nur Ponies; die Haupttruppe ist die Infanterie, und diese wird mit grosser Mühewaltung zu Schützen einexercirt. Preise und Beförderungen sind stets die Belohnungen guter Schützen. Die chinesischen Truppen werden von den tibetischen ganz ferne gehalten; diese sind nur eine gelegentlich einzuberufende, nicht regelmässig bezahlte Miliz. Die Zahl der kaiserlichen Truppen in Tibet übersteigt nicht 4000 Mann und die tibetische Macht ist nicht so stark. 2000 Kaiserliche stehen in Lasa, 1000 in Digatsi, 500 in Giangtschi und Detachements in Phari und Tingri, letzteres an der Grenze von Nepal. Die Kaiserlichen haben lange Luntengewehre auf einem Lanzenschaft, die Tibeter nur wenige Feuerwaffen, wohl aber Bogen, Pfeile und kurze Schwerter. Das Pulver ist sehr schlecht.

Die höheren Classen in Tibet tragen in der warmen Jahreszeit chinesische Seidenstoffe, diese werden in der Kälte mit Pelz gefüttert. Die Anderen tragen Wolle in der Wärme, Pelz und Schaffelle in der Kälte und gehen nie ohne Schuhe. Die Männer gehen nicht bewaffnet. Der gemeine Mann wäscht sich in der Kälte nie und zu anderen Zeiten nur sehr selten, angeblich, weil sonst die Haut reisst und Geschwüre bekommt. Ganz allgemein verschmäht man das Waschen des Körpers und der Bekleidung, Seife wird also wenig gebraucht. Sie ist theuer und wird in Tibet nicht gemacht. Eine Graswurzel gibt Schaum und wird wohl zum Waschen von Kleidung gebraucht.

in jener Zeit zu ordnen. Da er die Interessen seines Landes an die Engländer im Kriege verkauft haben sollte, wurde er zum Tode verurtheilt und die Strafe wurde nur durch die Fürsprache vom Sak Lama, dem Freunde des Kaisers Taokwong, in Verbannung in Ketten verwandelt. Danach wurde auf das Drängen desselben Lama Keschen zum Vicekönig von Tibet ernannt. In Lasa und in ganz Tibet lagen die Dinge in grosser Verwirrung; drei Gross-Lamas waren binnen wenigen Jahren vergiftet und der Nume-hen war des Verbrechens verdächtig. Keschen hatte nun Gelegenheit, seinen Ruf wieder herzustellen; er brachte wieder Ordnung in das Land und überführte den Nume-hen. Aus seiner Verbannung in der Mantschurei reiste er zu seiner Regierung in Lasa in Ketten, d. h. er trug unter seiner Kleidung eine goldene Kette um den Hals, und diese wurde erst entfernt und ihm volle Verzeihung gewährt, nachdem er Lasa als Gouverneur von Stz-schuen verlassen hatte.

Reisen macht man reitend auf Yak-Ochsen. Die Frauen sitzen wie die Männer und in gleicher Kleidung. Bei jedem Hause befindet sich ein Abtritt (was in Indien nicht der Fall ist) und der Koth hat als Dünger Werth; derselbe wird in den Städten jährlich verkauft und der der höheren Stände am besten bezahlt. Leichen werden bekanntlich auf hochgelegenen Stellen den Geiern zum Verzehren ausgesetzt. Die dies besorgenden Leute niedriger und verachteter Classe sind reich. Die Leichen der Armen schleift man an Stricken durch die Strassen und wirft sie den Hunden vor, welche dazu gehalten werden; die der Reichen werden in Stücke geschnitten, Schädel und Knochen zu Pulver gestossen, und dann werden durch einen aufsteigenden Rauch die Geier zu Tausenden herangezogen. Die chinesischen Begräbnissorte sind gut gehalten und geschmückt, der in Lasa soll 100.000 Gräber haben.

Es werden im Jahre zwölf religiöse Feste gefeiert. Auch am Todestage eines Haupt-Lama eines Gumpa (Klosters) findet ein grosses Fest mit Illumination statt. In Teschi-Lumbu hat man jährlich drei solcher Feste. Der Jahrestag der ersten Proclamation der Buddha-Religion durch Shakya zu Lasa ist das „Lasa Meuhlum“.

Mau unterscheidet vier Jahreszeiten: Chid oder Vorfrühling (Februar, März April), Teuh oder Frühling (Mai, Juni, Juli), Yirrh oder Regen (August, September, October), Gunh, Winter (November, December, Jänner). Im ersten regnet es zuweilen und es herrschen südliche Winde; im zweiten ist es gemässigt und trocken, aber es fehlt nicht an Regen und Gewitter; im dritten regnet es anhaltend, aber nicht heftig, hagelt auch im September und October; im Winter Frost, und starke Schneefälle nur im Gebirge.

Ferner unterscheidet man: schwarzen, weichen Boden, meist in U und Tschang; röhlichen, ziemlich thonigen, nördlich längs des Himalaya, ganz unfruchtbar; und grauen, lehmig-sandigen längs der Gewässer. Die Fruchtbarkeit ist gross und der Weizen lohnt fünfzigfach; im Allgemeinen sind die Ernten sicher, nur frühzeitiger Frost schädigt sehr.

Weizen, Gerste etc. werden im April und Mai gesät und reifen im September und October. Alles wird bewässert. Die Pflirsiche reifen in Lasa im October und November, sie werden gedörrt. Weintrauben wachsen nicht in Lasa, sie kommen aus Ladakh. Neuer Boden wird gehackt; den Pflug, der dem indischen gleicht, ziehen Ochsen, auch wohl Ponies, die Saat wird mit der Hand gedeckt. Von der Gerste nähren sich vier Fünftel der Bevölkerung. Weizen, Gerste, Erbsen etc. kommen ohne Bewässerung nicht zur Reife. Die Saat muss bis zur Reife drei bis vier Male gewässert werden; dies geschieht im Sommer durch Canäle vom Flusse aus, nachdem im Winter die Ueberschwemmung den Boden vorbereitet hat. Das ganze Ackerland längs des Painom und grossentheils längs des Gang-po ist mittelst Steinmauern terrassirt, und das sorgfältig vertheilte Wasser rinnt von Terrasse zu Terrasse oder wird aus Ledersäcken gegossen. Bei der Trockenheit der Atmosphäre würde ohne Bewässerung die Sonnenhitze die Saat verbrennen. Uebrigens geben die ackerbaren Striche längs der Ströme eine ganz geringe Summe. — Man lässt die Ernten von Weizen, Gerste, Buchweizen

Erbsen, Rüben und etwas Senf regelmässig wechseln. Gerste wird mindestens dreimal so viel ausgesät als Weizen, und nur geröstet. Gerstenbrot isst man zum Thee. — Menschenkoth und Asche sind das einzige Dungmaterial, da der Thiermist als Brennmaterial verbraucht wird. Man schneidet das Korn mit Sicheln ganz unten am Boden und drischt es mit Dreschflegeln so sorgsam aus, dass kein Stückchen verloren geht. Gemahlen wird es in Wassermühlen, Windmühlen gibt es nicht, und doch herrscht hier im Winter ein ganz feststehender Wind. Alles Brod ist ungegohren und wird auf heissen Steinen gebacken. Der Arme nimmt grobes Weizenmehl und Wasser, die besseren Classen gutes Mehl und Butter, was wie schwerer Bisquit schmeckt. Das feine tibetische Mehl ist ganz ausgezeichnet. Reis essen nur die Chinesen und die reicheren Bhotigas, er kommt aus Bhotan und Sikkim. Man macht aus dem Mehl mit Butter und Zucker nicht flaches Brod, sondern grosse Klösse. Hauptnahrung ist Tschampa, Suttu der Indier, fein gemalenes Mehl aus gerösteter Gerste; dasselbe wird allgemein gegessen. In Gestalt von festen Ballen und mit heissem Wasser gemeugt, bildet es das Paak, das die Reisenden oft aus der Tasche essen; finden sie Brennholz, so wird heisser Thee darauf gegossen. Die Tibeter sind grosse Esser, wenn sie Vorrath haben. Thee wird stets und überall getrunken, regelmässig viermal des Tages. Zum Frühstück nimmt man gerne Tupka, eine Art von Brod, nebst Hammel- oder Yackfleisch, Tschampa, dicke Milch, Butter, Salz und Rüben ohne Brod, und darauf folgt eine Tasse brühheisser Thee. Sie trinken den Thee nie, wenn er im geringsten abgekühlt ist, und einen Fremden, der ihn abgekühlt trinkt, betrachten sie als einen sehr unvorsichtigen Menschen. Immer wird die Tasse voll und damit heiss erhalten. Wer ausgetrunken hat, steckt die Tasse in die Brusttasche seines Rockes, das allgemeine Receptaculum für das Allerlei eines Bhotia, das äusserst schmutzig ist und worin sich die Schnupftabakdose, das dicke wollene Schnupftuch, die Theetasche, Stücke trockenen Fleisches etc. befinden.

An Producten des Mineralreiches lernte Campbell kennen:

Peu, kohlensaures Natron, findet sich in ganz Dingscham und Tibet, südlich vom Dsangpo, als weisses Pulver an der Oberfläche. Man verwendet es als Medicin und setzt dem Thee ein Weniges zu.

Tschulla, Borax, kommt in Menge nach Digartsi und wird von da weiter verführt und ausgeführt.

Sitscha, Salpeter, wird viel aus dem Schafdünger und aus der Erde der Schafhürden gewonnen.

Le n t s c h a, Kochsalz: Sertscha, das weisse, beste; Tschama, röhlich, gut; Pentscha, gelblich, schlecht, mit Bittersalz und Erde gemeugt. Es kommt Alles aus Seen oder Gruben nördlich vom Dsangpo, oder aus dem Districte Latsche zwischen Digartsi und Lasa. Die Salz producienden Districte sind die denkbar rauhesten und unzugänglichsten, die nur in den warmen Monaten zu erreichen sind. Tausende von Schafen tragen die Lasten von Salz herab, jedes acht bis zehn Pfund, in gangbarer Gegend 20 bis 24 Pfund. Mehr als zwei Monate bleiben die Salzlager vom Schnee tief bedeckt. Man glaubt, dass sich Salz auch in einem See bei Tünke

in Diogtscham finde, bei einer der Quellen des Arun, aber es wird nicht gewonnen und sehr geheim gehalten. Nach einer Prophezeiung soll es nämlich mit dem Glanze von Tibet vorbei sein, sobald sich Salz in den Seen von Dingscham finden wird, wahrscheinlich in Folge des zu erwartenden Zulaufes, bei welchem dann die Fremden nicht abzuhalten sein werden.

Ser, „Gold, führt der Sand eines Zuflusses des Dsangpo auf der linken Seite, der aus dem Lande Schapduk kommt und westlich von Digartsi mündet. Das meiste tibetische Gold wird gegraben. Andere Metalle oder deren Erze kennt man in Tibet nicht.

Pabea, das gelbe Arsenik des Handels, findet sich bei Telungtschurfu, nahe der nördlichen Grenze an China, westlich von Lasa.

Peu-tsehe, Bernstein, imitirt, ein Product aus Terpentin, dessen Kngeln in Ketten vielfach um den Hals getragen werden.

Türkis, Gya-yu oder Chinesen-Stein, Pe-yu oder tibetischer Stein, Te-yu oder Kaschmir-Stein, wird fast von Jedermann getragen, sehr selten echt, gewöhnlich imitirt aus China; die echten, aber auch nicht weithvollen, kommen aus Kaschmir.

Von Thieren nennt er nächst dem Ovis Ammon, einem Hasen, dem wilden Esel (Kiang), dem Moschusthier (Lawa), einen grossen Hirschen, die Antilope Hodgsoni (Schen oder Schiru), den Dong, den wilden Yak, den wildesten aller Wiederkäuer, der zu Pferde gejagt wird und in grossen Heerden auf Ebenen weidet.

Die gewöhnliche Grösse des Dong ist die vierfache des gezähmten Yacks; er ist ganz schwarz, bisweilen mit einem weissen Strich auf der Stirn. Die Hörner eines voll ausgewachsenen sollen 1 Meter lang und der Umfang muss ungeheurer sein, wohl bei acht Zoll im unteren Durchmesser. Diese dienen, polirt und durch Gold und Silber oder Edelsteinen verziert, in Tibet bei Festlichkeiten als Trinkhörner. Haben die Jäger die Weide des Yacks ausgespäht, so stellen sie in der Mitte derselben Kreise aus Steinen auf, einige Yards von einander. Aus einem dieser Kreise feuert der Jäger auf das Thier und läuft sofort in einen anderen; der Yak wendet sich dahin, wo er das Pulver riecht und wüthet gegen die Steine, die er zerstösst. Dann folgt der nächste Schuss und die zweite Flucht des Jägers und so fort, bis das Thier getödtet ist. Einen ausgestopften Dong findet man gewöhnlich in den tibetischen Klöstern vor dem Bilde der Maha Kali aufgestellt.

Pegu ist der gezähmte Yack. Die Kuh ist kleiner wie die bengalische, hat aber langes Haar. Sauh heisst die Kreuzung zwischen Kuh und Yack; Sauh Yack die zwischen Kuh und dem Yak Bullen. Ba Sauh, das Junge des weiblichen Yack und vom Bullen, die besten Milchgeber.

Luk, Schaf, hat vier Haupt-Varietäten: 1. Tschang-Luk oder Nord-Schaf, sehr gross, mit feiner Wolle; Heerden von 400 bis 1000 unter Einem Schäfer. 2. Sok-Luk, selten, aber sehr geschätzt; es ist ein schwerschwänziges, kommt aus der Provinz Sok im Districte Lasa; Wolle nicht sehr fein. 3. Lho-Luk, sehr klein, meist weiss, wird hauptsächlich um Lasa gezogen. Wolle sehr fein, wie Shawl-Wolle. 4. Tschangumpo-Luk, sehr viele um Geru und in Dingscham, gewöhnlich sehr

gross. Man kann keine schöneren Schafe als alle diese sehen, Wolle und Fleisch sind gleich ausgezeichnet.

Pen Ra, Ziege, klein, haarig, von allen Farben, Unterhaar von feiner Wolle, wie Shawl-Wolle, gutes Fleisch.

Phak, Schwein, zwei Varietäten: das Lho-Phak oder Süd-Schwein, häufig südlich von Lasa, ähnlich dem indischen Dorf-Schweine; und das kleine chinesische, viel in den Städten. Wilde Schweine fehlen.

Tscha, Huhn, meist klein in Tibet, in Sikkim merkwürdig gross.

Danijha, Enten, und Damijah Tschimu, Gänse, werden nur von den Chinesen gegessen.

All' das zahlreiche wilde Geflügel, welches im März und April aus Indien kommt und im October und November dahin zurückkehrt, wird bisweilen gegessen, aber doch ungern getödtet; die Eier finden sich an den Seen und Flüssen in grösster Menge, aber man entleert nie ein Nest ganz und gar.

Tschungu, ein wilder Hund, röthlich von Farbe.

Nehornehu, ein grosses Schaf in den rauhesten Gebirgsgegenden nördlich vom Dsangpo, 13 Meter hoch, mit 13 Meter langen Hörnern, ist von verschiedener Farbe.

Blutegel, Mosquitos, Mücken und Fliegen gibt es nicht, ebensowenig Bienen und Wespen; nur im Tschumbi-Thale gewinnt man guten Honig. Die Seen, der Yamdo, Ramschu, Kala, Tschomotetung bei Dobta etc., sind reich an Fischen.

Die Zahl der Schafe ist ausserordentlich gross, die Heerden sind ungeheuer; ein Mann mässigen Besitzes hat 2- bis 3000, grössere Eigenthümer bis 7000. Im Mai oder Juni findet die Schnur statt. Die grosse Lammzeit ist im April und Mai, die zweite im October und November. Ein Mantel aus 14 Lammfellen ist 50 Mark werth. Man rechnet zwei oder drei Böcke für jedes Hundert Schafe.

Im Sommer wird wenig frisches Fleisch verwendet, denn der Tibeter liebt es nicht gekocht, sondern nur getrocknet. Im November findet in den Städten ein grosses Schlaechten statt, ein Wohlhabender tödtet dann 200 Stück zu seinem Consum. Das Thier wird geschlachtet, abgezogen und ausgeweidet und dann auf seinen Füssen in einen frischen Luftzug gestellt, wo es in einigen Tagen hart und weiss und zum Verspeisen fertig ist. So hält es sich unverändert länger als ein Jahr. Wird es lange den Winden in Tibet ausgesetzt, so wird das Fleisch so hart, dass man es mit der Hand zu Pulver zerreiben kann. In diesem Zustande wird es mit Wasser gemengt und getrunken oder in verschiedener anderer Weise verbraucht; der Tibeter isst animalische Nahrung in unzähliger Gestaltung, und ein grosser Theil des Volkes isst nichts Anderes. Die gefrorene Leber wird hoch geschätzt; sie ist bitter und steinhart. Das Fell wird getrocknet, in den Magen verpackt und so verkauft oder aufbewahrt. Aus den Fellen wird Kleidung gefertigt.

Jedes Dorf hat seinen eigenen Schlächter. Bei der gewaltigen Menge consumirten Fleisches findet in den Städten ein grosser Handel statt. Mancher Schlächter mag 500 Stück vorrätzig haben. Das Schlächtergewerbe ist erblich und vererbtet. Die Hörner finden keine Ver-

wendung; bisweilen braucht man sie als Bausteine, indem man sie mit Kalk aneinander bindet. Auch Ziegen zieht man in grossen Heerden, aber nur wegen der Milch. Ueberall genießt man dicke Milch und eine Menge anderer Milchgerichte. Pferdemilch scheint man nicht zu verwenden.

Im Juli und August sind schlimme Fieber nicht ungewöhnlich. Cholera ist unbekannt. Dissenterie ist bisweilen schon nach vier Tagen tödtlich. Ophthalmie ist sehr herrschend und schlimm; Augenärzte durchziehen wandernd das Land und heilen mit Salben und Waschungen, aber ohne Operationen. Die Tagreisen im Schnee machen schneeblind. Ungeachtet der gewaltigen Unreinlichkeit sind Hautkrankheiten doch keineswegs gewöhnlich. Die gefürchtetste und schlimmste Krankheit ist die Pocke. Jeder flieht vor dieser Krankheit und verlässt sein Haus, selbst bei schlimmstem Wetter. Geimpft wird regelmässig jährlich in der warmen Jahreszeit. Zwei Methoden sind im Gebrauche: durch Einschnitt am Handgelenke und durch Inhalation. Ein Stück Baumwolle, mit Lymphe getränkt und getrocknet, wird zwei oder drei Tage in der Nase getragen und dann erscheinen die Pocken. Diese Methode stammt aus China, wo sie weithin angewendet wird. Wassersucht ist ziemlich allgemein und in der kalten Zeit meist gefährlich. Rheumatismen zeigen sich im eigentlichen Tibet sehr wenig, in Baktschan in Tschumbi herrschen sie dagegen sehr ausgedehnt. Sehr gefürchtet ist die Lach-Krankheit, woran die Leute sterben. Sie besteht in heftigen Lachausbrüchen mit qualvollen Schmerzen in der Kehle. Im Lande heisst sie Dschumkuk. Sie ist nicht von Fieber begleitet und tödtet oft schon in wenigen Tagen.

DIE NAPHTA-QUELLEN BEI BAKU.

Paris, December 1880.

Zu Anfang der Sechziger Jahre, zur Zeit da die Regierung das Recht der Naphta-Ausbeute noch in Pacht gab, konnte man in der Umgebung Baku's nur vereinzelt Bohr-Quellen begegnen, die namentlich von den noch bestehenden Firmen Mirsojer und Burmeister ausgebeutet wurden. Nachdem jedoch die staatliche Verpachtung aufgehoben und der Verkauf naphthahältiger Grundstücke an Privat-Unternehmer vor sich gegangen war, entwickelte sich hier mit einem Male die Ausbeute dieses Productes in weit ausgedehnteren Verhältnissen. Man ersetzte die frühere mühevollen Handarbeit und die mehr oder weniger primitiven Werkzeuge durch mannigfache technische Vorkehrungen und Maschinen, bohrte auf diesem Wege Brunnen von 200—300 Fuss Tiefe und mit 8—15zölligen Oeffnungen und förderte beträchtliche Mengen des Rohmaterials zu Tage. Dennoch zählte man hier anfangs 1876 nicht mehr als 40 Bohrbrunnen, welche zusammen in ihren Ergebnissen jene 170 Millionen Kilogramm Naphta bereits überstiegen, die zur Mineralöl-Erzeugung für die damals vorhandenen Raffinerien erforderlich waren. Aus 3 Klgr. Naphta erzielte man jedoch nur 1 Klgr. Petroleum. Abfall gab es daher in Menge, und dieser fand keine rechte Verwendung. Man verbrannte denselben an den Aeckern, goss ihn in die umliegenden Seen aus, begoss damit auch die Strassen — auch gegenwärtig werden in Baku

die Strassen mit ähnlichen Producten bespritzt, um den Staub zu bekämpfen.

Vor dem letzten russisch-türkischen Kriege machte die Naphta-Industrie hier eine ernste Krisis durch — das Petroleum war so billig geworden, dass viele Raffinerien geschlossen werden mussten. Die rechtzeitige Abschaffung, im Jahre 1876, der von der Regierung behobenen und diese Industrie sehr drückenden Accise half ihr wieder auf. Erst seit die Naphta-Ansbeute eine vollkommen steuerfreie Industrie wurde, hat sie sich in jenem grossartigen Massstabe entwickeln können, wie sie sich jetzt im Gouvernement Baku präsentirt.

Statt der vor einigen Jahren vorhandenen 40 Bohrbrunnen, ist deren Zahl gegenwärtig schon auf 300 gestiegen. Anstatt, wie früher, Fässer zu verwenden, haben viele Industrielle bereits angefangen, in directer Weise Fahrzeuge mit Naphta zu füllen, was eine ansehnliche Transport-Flotille hat entstehen lassen. Statt der früheren hochräderigen Karren und Schläuche, womit man den Transport der Naphta von den Fundstätten zu den Fabriken und zum Hafen effectuirt, sind hier jetzt Röhrenleitungen und Schienenwege im Gebrauch. Statt der früheren hohen Preise (zur Pachtzeit 85 Kopeken¹⁾ der Centner, später bei der Accise ca. 40 Kopek.) verkauft man heute die Naphta an Ort und Stelle, und dies zwar noch mit Gewinn, zu 5 Kopeken den Centner. Statt, wie früher, ausschliesslich von ausländischen Technikern abhängig zu sein, hat man hier jetzt eigene, ganz ausgezeichnete und vortheilhafte Bohrverfahren angenommen. Statt des früher üblichen Verbrennens der Ueberbleibsel aus den Fabriken auf den Feldern, verwerthet man sie jetzt zur Schmierfette-Erzeugung sowie zur Heizung der Dampfschiffe, die auf der Wolga und auf dem Kaspischen Meere verkehren.

Die glücklichen Folgen des Aufschwunges der Naphta-Ansbeute im Bakuer Gouvernement offenbaren sich namentlich durch die billigen Preise des Mineralöls, welches in Zaryzin auf 5 Kopeken per Klgr. zu stehen kommt, durch die Entwicklung des Exportes von Schmieröl, welchen die Firma Ragosin von Baku aus nach dem Auslande betreibt, endlich durch das Heranziehen zahlreicher unternehmender Leute nach diesem der Civilisation etwas entrückten Erdenwinkel.

Dennoch ist hier bei weitem noch nicht Alles gethan. Die Transportmittel, sowie die Handelsverhältnisse überhaupt, erwarten eine höhere Vervollkommnung, es bedarf hier neuer Arbeitskräfte, neuer Capitalien, besonders auch der Einigung schon vorhandener Kräfte zu Associationen. Dies Alles ist nur mehr eine Frage der Zeit und der Ausdauer seitens der Unternehmer.

Fachleute, welchen sowohl die Bakuer Quellen, als auch diejenigen Pensylvaniens genau bekannt sind, behaupten, dass die ersteren unvergleichlich reicher an Naphta sind, und dass sich in Baku das Product leichter ausbeuten lasse. Dieses erhellt auch aus den in beiden Gegenden gangbaren Preisen, welche sich in Pensylvanien für Naphta an Ort und Stelle auf das drei bis vierfache der Bakuer Preise stellen. In Baku erwarten ganze Naphta-Seen Consumenten. Die Firmen Kokorer, Benkendorf, Burmeister, Bugadof und viele andere be-

sitzen einzelne Brunnen, aus welchen sie zu gewissen Jahresperioden bis zu 170.000 Klgr. Naphta täglich hervorsprudeln lassen oder schöpfen können.

Es ist hier also Naphta im Ueberfluss vorhanden, und es gilt nur, dieses Product noch gründlicher auszubenten als bis jetzt, um nicht allein den inländischen Consum Russlands an Mineralöl zu decken, sondern auch dem bezüglichen amerikanischen Producte auf dem europäischen Markte ernstlich Concurrenz zu machen.

Aus uns vorliegenden statistischen Daten ergibt sich, dass Dank der schnellen Entwicklung der Mineralöl-Production im Bakuer Gouvernement während der letzten fünf Jahre der Verbrauch des einheimischen Productes in Russland festen Fuss fasste und dass, während beispielsweise im Jahre 1873 von dem ganzen Quantum des in Russland consumirten Petroleums (120 Millionen Klgr.) noch 68·3 Percent auf ausländisches und nur 31·7 Percent auf inländisches Product entfallen, gegenwärtig schon fast ausschliesslich einheimisches Mineralöl consumirt wird.

Nicolaus von Nasackin.

MISCELLLEN.

Der Travellers Tree auf Madagascar.¹⁾ Der merkwürdigste Baum Madagascars ist zweifelsohne der „Baum der Reisenden“, *Urania speciosa*, der sich in grossen Mengen auf der Insel findet und der Landschaft der Küstenebenen und den niederen Abhängen des äusseren Waldgürtels ein charakteristisches Gepräge verleiht. Er gehört den Musacien an, obschon sein Bau eher jenem der Palmen als dem der Bananen gleicht und sich der Baum von ersteren, sowie überhaupt von allen anderen Bäumen in auffallender Weise durch seine herrliche Krone und seine lichtgrünen, bananenartigen Blätter, die sich fächerförmig am Stammesende ansetzen, unterscheidet. Die Blätter, meist 20 bis 30 an der Zahl, haben 10 Fuss Länge und 1—1½ Fuss Breite. Der Stamm erreicht je nach der Situation des Baumes grössere oder geringere Höhe; in der Ebene, wo diese Pflanze nebst dem Pandanus die dominirende Form der Vegetation bildet und ihr genügender Raum zur Ausbreitung zur Verfügung steht, hat der Baum durchschnittlich 15 bis 20 Fuss Höhe bis zum Blätter-Ansatz, in den Wäldern jedoch, wo er eine Menge Rivalen hat, die mit ihm um Licht und Luft ringen, schießt er nicht selten bis zur Höhe von 80 bis 90 Fuss auf. Der Stamm hat 12 bis 15 Zoll Durchmesser und zeigt oft eine schwammige Textur, die ihn wenig geeignet für Bauzwecke macht. Die Pflanze gedeiht vom Meeresspiegel aufwärts bis in Höhen von 2000 Fuss, kommt aber in den höher gelegenen Ebenen der Insel nicht vor. Dem Reisenden im Timoro-Lande fällt an fast jedem dieser Bäume die Frucht auf, die in ihren Blattscheiden in Büscheln zu je einem Dutzend, in Form und Grösse den Hörnern kurzhörniger Ochsen gleichen. Diese Büschel treten zu dreien oder vierten zwischen den Blattstielen heraus, zwei etwa in vollem Saft, zwei ab-

¹⁾ Dem bei Trübner & Co. in London soeben erschienenen Werke: *Madagascar, the Great African Island*. By the Rev. James Sibree jun. F. R. G. S. Author of „*Madagascar and its People*“ etc. entnommen.

¹⁾ 1 Kopeke = 1½ Kreuzer österr. Währ.

sterbend oder die Samenkapsel abwerfend. Diese ist von ovaler Form, etwa zwei Zoll Länge, und gelber Farbe, grossen Datteln ähnlich, doch von einer harten, faserigen Hülle umschlossen. Im Zustande der Reife öffnen sie sich und zeigen die Kapsel in drei Doppeltheile getheilt und in ganzen Reihen den Samen enthaltend, der die Grösse kleiner Bohnen hat. Jedes Samenkorn ist mit einer lichtblauen, seidenartigen Hülle bedeckt. Während unserer Reise längs der Küste hatten wir oft Gelegenheit, uns von der Richtigkeit der Aussagen der Reisenden zu überzeugen, die sich auf das von diesem Baume gelieferte Trinkwasser beziehen — Aussagen, die ich früher stets etwas skeptisch aufnahm. Wir fanden, dass aus dem unteren Theile der Blattstiele, wenn man in denselben einen Speer oder spitzen Stab einführt, ein Strahl guten, kühlen Süsswassers uns entgegensprudelte, von dem, wenn die Stiele nach abwärts gebogen wurden, eine grosse Schale voll aufgefangen werden konnte. Ein Längenschnitt in dem Blattstiel macht einen etwa $\frac{1}{4}$ Zoll breiten Canal sichtbar, der sich vom Blatte selbst an der Innenseite des Stieles hinabzieht und das an der kühlen Oberfläche des Blattes aus der Atmosphäre condensirte Wasser aufnimmt. Der Blattstiel hat Zellengewebe wie jene der Banane. Nach stundenlangen Märschen in schwerem Sande unter glühender Sonne nimmt der Wanderer dankbar das Wasser dieser lebenden vegetabilischen Brunnen zu sich, das auch von den Dorfbewohnern vielfach benützt wird. Aber die Wasserversorgung ist nur Einer der vielen Zwecke, denen dieser herrliche Baum dient. Längs der ganzen Ostküste werden die Hütten aus leichtem Balkenwerke verfertigt, das man mit den mittleren zu einer Art Matte vereinigten Blattrippen des „Traveller Trees“ in der Art, wie man den Papyrus oder Zozòro in Imèrina verwendet, ausfüllt. Eine solche Matte bildet auch das verschiebbare Thor der Vorder- und Rückseite des Hauses. Der Fussboden wird aus der Rinde des benannten Baumes verfertigt, während das Blatt gutes, dauerhaftes Dachdeckungs-Material liefert. Die grünen Blätter endlich dienen dem Volke als Schüssel und Teller.

Die sudanesische Weinrebe. Der Botaniker Lécard hat sich im letzten Sommer nach Senegal begeben, um im Auftrage der französischen Regierung Studien über den Pflanzenreichthum einiger Flussthäler anzustellen. Bei Kundian in den Thälern der Bakhoy und Baffing, dem Gebiete König Diango's, zwischen dem 13. und 12. Grad, fand Lécard eine bisher unbekante Weinrebenart, die sich aus einer Knolle entwickelt. Dieselbe stand im Monate Mai in der Blüthe und hielt der genannte Botaniker die Entdeckung für wichtig genug, um auch die Frucht abzuwarten. Diese erwies sich denn auch als von ganz besonderer Güte. Die Pflanze verliert während der trockenen Saison die Blätter und das Holz, um während der Regenzeit wieder zu treiben; die Reben ähneln sehr jenen des europäischen Weinstockes. Nach Ansicht Lécard's würde diese Pflanze sich überall, selbst in Sibirien acclimatisiren lassen, da sie während der kalten Jahreszeit nur einen in der Erde eingebetteten Knollen zurücklässt und zur Reife nicht mehr als drei Monate warmer Zeit bedarf. Lécard, der diese Mittheilungen vor der Veröffentlichung seines Berichtes einem Kreise von Fachmännern in Bordeaux machte, hat lange

Zeit in Sénegal, Neu-Caledonien und Cochinchina gelebt und gilt als eine vertrauenswerthe Capacität.

Exposition coloniale. Die Ueberwachungs-Commission der Exposition coloniale in Paris hielt unter dem Vorsitz des Präsidenten Schoelcher eine Sitzung ab, in welcher einige interessante Fragen in Rücksicht Verwerthung von Colonialproducten betreffend berathen wurden. Die vorgelegten Muster von Kohle aus Tonking rührten von Auslaufstellen her und zeigten nicht sonderlich gute Qualität, doch vermuthet man bessere Kohle in tieferer Lage zu treffen. Eine Berathung der Frage über die Präparation der China gras-Faser auf chemischem Wege führte zu keinem Resultate, da sich das über diesen Gegenstand vorhandene Materiale als unvollständig erwies. — Weiters wurden die Vortheile der Verwerthung der in Japan unter dem Namen Ising-glass bekannten Algengallerte besprochen, deren Gewinnung auch an den Küsten Frankreichs mit Erfolg betrieben werden könnte.

Aus China. Man meldet aus Saïgon, dass der österreichische Lloyd, dessen jüngst eröffnete China - Linie Saïgon tangiren soll, sich an die dortige Colonial-Regierung mit der Bitte um Nachlass der Lichter- und Ankergebühren gewendet und Aussicht habe, sein Gesuch erfüllt zu sehen. — Die in Ta-tung-fu zwischen Tientsin und Peking gelegenen Kohlenwerke werden nunmehr durch eine grosse chinesische Gesellschaft mit englischen Maschinen, die bereits unterwegs nach China sind, bearbeitet werden. Die Behörden haben, wie man vernimmt, die Errichtung einer 5 Meilen langen Tramway bewilligt, die von den Kohlenwerken bis an den nächst gelegenen Canal führen sollen, der die Verbindung mit dem Seehafen vermittelt. Die Luftlinie zwischen diesem und dem Lager beträgt nicht mehr als 24 Meilen, und mit einigen zwanzig Meilen Bahnbau mehr könnten die Kohlen auf vortheilhafteste Weise an Bord der Seeschiffe gebracht werden. Leider ist vorderhand von einer Herstellung dieser Linie noch nicht die Rede; in den Kreisen der Europäer verspricht man sich gleichwohl von dem genannten Unternehmen einen günstigen Einfluss auf die Eisenbahnfrage. Die bevorstehende Errichtung einer Telegraphenlinie zwischen Shanghai und Peking, die speciell dem Dienste der Central-Regierung in Peking grossen Vortheil bringen und hoffentlich in geringerem Masse Beschädigungen ausgesetzt sein wird wie die versuchte Küsten- und Formosa - Linie, wird gleichfalls als ein Zeichen für den Anbruch einer Fortschritts-Aera gedeutet. — In Shanghai ist vor Kurzem Major Bridgeford, der Repräsentant der Firma Sir William Armstrong & Co., eingetroffen, derselbe wurde von seinem Hause mit dem Auftrage betraut, den Chinesen bei der Aufstellung und Handhabung der von der chinesischen Regierung jüngst angekauften Armstrong-Kanonen behilflich zu sein. — Wir haben an dieser Stelle wiederholt der im Vorjahre projectirten Aufstellung einer grossen Baumwoll-Spinnerei und Weberei in China Erwähnung gethan, ein Project, das trotz des besondern Protectorates seitens des Gouverneurs Li-hung-chang bis heute noch nicht zur Realisation gelangte. Aus Shanghai wird nun gemeldet, dass man sich in massgebenden Kreisen ahernals, und zwar sehr ernstlich mit dieser Angelegenheit befasst und wie ein Prospectus, den die Directoren der

Chinese Cotton Mill Company eben versenden, darthut eine baldige Durchführung zu ermöglichen hofft. Billiges Rohmateriale, billige Arbeitskraft, Ersparung der Transport- und Versicherungs-Kosten bei Versorgung des heimischen Marktes, sind die Vortheile, die der chinesischen Zukunfts-Manufactur zur Seite stehen, der höhere Preis der Maschinen und der hohe Lohn fremdländischer Werkführer werden in dem Prospective als nur für die Anfangszeit bestehende Mehrkosten hingestellt. Das Capital soll 400 000 Taels (à 3 fl. ö. W.) betragen, die sich auf 4000 Actien vertheilen sollen. Vorderhand soll das Etablissement auf 400 Webstühle nebst Vorbereitungsmaschinen und einer Anzahl von Spindeln und Vorbereitungsmaschinen, welche die Weberei mit der genügenden Quantität Garn versorgen kann, angelegt werden. Spinnerei, Weberei, Dampfmaschinen, Gasapparate etc. sollen von der besten Sorte und den Erfindungen der neuesten Zeit entsprechend ausgeführt werden. An fremden Aufsehern werden fünf in Aussicht genommen, die 15,000 Taels Salair erhalten sollen, während man auf eine Arbeiterzahl von 691 Köpfen rechnet, von welchen 400 für die Bedienung der Webstühle allein in Aussicht genommen sind. Diese Zahl soll in einem Jahre auf die Hälfte reducirt werden, da dann jeder Arbeiter mindestens zwei Stühle bedienen soll. Der Prospect weist einen Jahresgewinn von circa 20—25 Percent aus. Für die Amortisation der Bauten und Maschinen ist ein Zwölftel des Anschaffungspreises zu verwenden.

Historisches über Glasfabrikation in China. Die Angaben über das Alter der Glasfabrikation in China zeigen grosse Verschiedenheit. Wenn die Annahme, dass Plinius, welcher das indische Glas als das beste der Welt bezeichnete, damit chinesisches Glas meinte, auf Wahrheit beruht, dann weist diese Technik in China ein hohes Alter auf. Unter allen Umständen verlegen die chinesischen Geschichtsschreiber den Beginn des Glasmachens in die vorchristliche Zeit. Ein französischer Missionär in Peking, welcher um 1770 schrieb, erwähnt, dass nach chinesischen Quellen Kaiser Ou-ti der Han-Dynasty, der um 140 vor Christi regierte, eine Fabrik von *lieou-li*, eine Gattung Glas, gehabt hätte. Auch der alte Dictionär *Enlphy* enthält die Bezeichnung *lieou-li*. Tsi-yo sagt, dass falsche Perlen und Spiegel mit einer Composition bedeckt, aus demselben gemacht wurden. Die chinesischen Annalen constatiren, dass der König von Ta-tsin am Anfange des 3. Jahrhunderts an Taitsou, einen Abkömmling der Wei-Dynastie namhafte Geschenke von farbigen Glas-Objecten gemacht habe. Die Wei-Dynastie regierte in Nord-China und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die heute in ausgedehntem Masse in Shan-tung betriebene Glasfabrikation im 3. Jahrhunderte dort eingeführt wurde. Der früher erwähnte Missionär sagt, „er könnte noch manchen Beweis für das hohe Alter dieser Industrie in China anführen“, wolle sich aber darauf beschränken, auf eine Glas-Vase zu verweisen, welche der Kaiser Tai-tson (627 v. Ch.) zum Geschenke erhielt; ein Object von solcher Ausdehnung, dass es einen Manlesel zu fassen vermochte und in einem an vier Wägen aufgehängten Netze transportirt werden musste. Gleichwohl ist der Missionär der Ansicht, dass die Glasfabrikation nie eine hohe Be-

deutung in China gehabt habe, chinesische Historiker erwähnen stets nur mit einer gewissen Verachtung der falschen Perlen, Spiegel etc. Die alten Bücher bezeichnen die Spiegel als von Kieselstein und einem „aus dem Meere gewonnenen Materiale erzeugt, welch' letzteres zu Asche verwandelt wird — wahrscheinlich Seegras. Ein Chinese, der im Jahre 1350 über Ceylon schreibt, erwähnt vergleichsweise des Glases. Die Geographie von El. Edrisi (1154) erwähnt einer Stadt in China, in der Glas erzeugt wird. Der Jesuitenpater Ricci, der China 1590—1600 bereiste, schreibt, er habe ein Glasprisma einem Convertiten gegeben, und meint an einer anderen Stelle, die Chinesen seien in der Glasfabrikation den Europäern gegenüber weit zurück.

Japanische Porcellanerde. Professor Wurtz, der vor einigen Jahren mehrere der in Arita verwendeten Thonsorten analysirte, fand, dass dieselben nicht zu kieselerde-reichen Thon gezählt werden können und zog daraus die gewagte Folgerung, dass die Japaner überhaupt keine sogenannte Porcellanerde verwenden. In letzter Zeit wurden jedoch mehrere Analysen seitens des ehemals am University College in London, gegenwärtig aber in Tokio docirenden Professor W. Atkinson angestellt, welche die von Wurtz aufgestellte Behauptung theilweise widerlegen. Zum mindesten thun dieselben dar, dass die Zusammensetzung einiger der japanischen Thonerden sehr ähnlich jener des gewöhnlichen Kaolins ist. Eine Gattung Satzuma-Porcellanerde enthält beispielsweise 51.79 Percent Kieselerde, 30.91 Alumin und 11.74 Percent Wasser. Allerdings stimmen andere Analysen des genannten Gelehrten mit jenem von Prof. Wurtz überein, so zeigt eine Sorte 81.86 Percent Kieselerde. Trotzdem ist erwiesen, dass wenigstens einige japanische Porcellan-Fabrikanten wirkliche Porcellanerde in ihrer Industrie verwenden. *The Academy.*

Erzeugung farbiger Baumwollgewebe in Japan. Färbige Muster werden auf den Geweben durch die sogenannte Buntweberei, sowie durch eine Reihe sehr primitiver Verfahrungsweisen hervorgerufen, von denen eigentlich keine als „Druckerei“ bezeichnet werden kann. Das Garn wird mitunter nach gewissen Dessins mit Schnüren unterbunden und in die Farbe gebracht, und erhält so ungefärbte Stellen; für andere Muster wird der Stoff selbst zwischen ein plattes und ein mit Relief-Schnitzereien versehenes Brett gepresst, der Farbe übergeben, die dann nur zu gewissen Zwischenräumen Zutritt hat. Derselbe Zweck wird entweder durch gewöhnliches Schabloniren, oder dadurch erreicht, dass man die Muster aus steifem Papier ausschneidet, auf das Gewebe legt und dieses sodann mit einer dünnen, zumeist aus Stärkemehl bereiteten Paste überzieht. Hebt man nun die Papierblätter ab und bestreicht das so präparirte Tuch mit Farbe, so bleibt diese an den früher bedeckten Stellen haften, während die Stärkelage, die dann durch Waschen entfernt wird, das Eindringen der Farbe an anderen Stellen verhindert. Die zarten, gewissen japanischen Stoffen eigenthümlichen Nuancen und Farbenübergänge werden auf keine der angedeuteten Weisen, sondern durch Malen mit Pinseln und Bürsten erzielt. Die in der Textil-Industrie am häufigsten angewendeten Farbstoffe sind Indigo, Gallnüsse für schwarz, Eisenvitriol für schwarz und braun, Curcuma und die Blüten der *Gardenia florida* für gelb, Krapp und Safflor für

roth; ausserdem werden Brasilholz und in neuester Zeit auch Anilinfarben in namhaften Quantitäten verwendet.

Hanf und ieinenartige Fasern in Japan. Der japanische Hanf zeichnet sich durch grosse Festigkeit und seidenartigen Glanz aus.¹⁾ Die besten Sorten werden im Lande selbst zu Preisen bezahlt, welche den Export derselben nicht gestatten. Die Hanf-Industrie hat ihren Sitz in Jamato. Unter den hanfähnlichen Fasern werden das Chinagras (*Boehmeria nivea*), Jute und die Fasern von *Pueraria Thumbergiana*, *Hybiscus syriacus*, *Musa basho*, *Wisteria chinensis*, *Salix Buergeriana*, *Tilia cordata* u. a. m. verwendet. Die Chinagras-Industrie ist in der Provinz Yechigo, woselbst sie vor 200 Jahren eingeführt wurde, zu Hause; die Jahresproduction von Chinagrasgewebe wird auf 100.000 Stück von circa 10 Meter Länge veranschlagt. Das Spinnen des Hanfes und ähnlicher Fasern wird, da das Brechen und Hecheln der Faser in Japan nicht üblich ist, auf sehr zeitraubende Art vollzogen; die einzelnen Fasern müssen, um dem Faden die erforderliche Länge zu geben, mit der Hand aneinander geknüpft werden.

Künstliche Fischzucht in Japan. Japan hat mehrere Etablissements für künstliche Fischzucht, eines derselben zu Shizako am Kawagoye-Kaido, ein anderes zu Yuki am Tamagawa-Flusse. In diesen beiden Etablissements werden hauptsächlich die zwei in Japan heimischen Salm-Arten, *Salmo Perryi* und *Salmo Orientalis*, vermehrt. Jede der Anstalten kann etwa 30.000 Fische aufziehen. Die grösste Schwierigkeit bietet die Temperatur des Wassers, die mitunter eine ziemlich hohe wird. Ausser diesen beiden Anstalten existiren solche im Shiga-ken, zu Mishima und zu Kanazawa, in ersterem werden Lachsforellen gezogen. Interessant ist die Fütterungsmethode in manchen dieser Anstalten; man verwendet nämlich in denselben zumeist Seidenwurm-Chrysaliden und Weizenmehl, erstere werden gepulvert und zu gleichen Theilen mit Weizenmehl gemischt, hierauf erhitzt und die Composition durch ein Drahtsieb passiert. Ein anderes Futter gibt eine Schneckenart, *Paludina malleata*, ab, die auch von den Menschen verzehrt wird und sich in grossen Mengen in den Reisfeldern findet.

Ausfuhr von Elephanten aus Ceylon. Seit dem Jahre 1873 hebt die Regierung von Ceylon einen Exportzoll von 200 Rupien für jeden ausgeführten Elephanten ein. Wenige Jahre nachdem dieses Gesetz in Wirksamkeit trat, reducirte sich die Elephanten-Ausfuhr Ceylons, die

| | | |
|------|-------------|--------------------------|
| 1863 | 173 Stück | im Werthe von Rs. 28.690 |
| 1864 | 194 „ „ „ „ | 45.920 |
| 1865 | 271 „ „ „ „ | 72.660 |
| 1866 | 203 „ „ „ „ | 63.250 |
| 1867 | 148 „ „ „ „ | 23.280 |
| 1868 | 167 „ „ „ „ | 47.450 |
| 1869 | 199 „ „ „ „ | 46.500 |

betrug, in den Jahren 1877, 1878 und 1879 auf je ein Stück im Werthe von 500, 500, beziehungsweise 1100 Rupien.

Japans Aussenhandel 1879. Dem dieses Jahr verspätet erschienenen englischen Consulatsberichte pro 1879

entnehmen wir, dass die Gesamt-Einfuhr des Landes in diesem Jahre 32.603.838 Dollars gegen 33.334.392 Dollars im Vorjahre, die Ausfuhr 27.372.976 Dollars gegen 26.359.419 Dollars im Jahre 1878 werthete. Unter den Importen zeigen Baumwoll-Manufacte (— 627.333 Dollars), Wollwaaren (— 464.218 Dollars), Metalle (— 312.334 Dollars) Waffen und Munition (— 251.384 Dollars) die stärkste Abnahme, während der Import von halhewollenen Stoffen zugenommen hat. Die Verminderung des Wollwaaren-Importes wird als Wirkung der Regierungsfactoreien im Innern dargestellt. Einen namhaften Aufschwung zeigen unter den Export-Artikeln Rohseide (+ 2.153.299 Dollars), Thee (+ 3.033.032 Dollars), Tabak (+ 34.106 Dollars), vegetabilisches Wachs (+ 223.607 Dollars), Kampher (+ 145.317 Dollars). — Was die Seidenpreise anlangt, so waren diese während des Jahres 1879 niedriger als im Vorjahre, die Theepreise dagegen hielten sich stets höher. Die Zahl der in Japan angesiedelten Europäer betrug 1879 2398, um 79 weniger als im Vorjahre, der Hafen von Hiogo participirte allein an der letztgenannten Ziffer mit 64. Andererseits ist die Einwanderung der Chinesen in steter Zunahme begriffen und zählte Japan 1879 deren 3649, 1878 3028 und 1877 2107. Die Schiffahrts-Ausweise zeigen eine Abnahme des Tonnengehaltes gegen das Vorjahr. 1879 wies 641.830, 1878 748.772 als den Tonnengehalt der unter fremder Flagge in den japanischen Häfen ein- und ausgelaufenen Schiffe aus. Die Abnahme vertheilt sich auf die englische (76.662 Tonnen), die amerikanische (7434 Tonnen), die französische (1530 Tonnen), die schwedische (15.469 Tonnen) und auf andere Flaggen (5897 Tonnen), während die deutsche Schiffahrt eine Zunahme um 3372 Tonnen, die holländische eine solche um 1746 Tonnen dem Vorjahre gegenüber zeigte.

Indische Gräser für Papierfabrikation. Der Papierbedarf steigt in weit höherem Verhältnisse als die Zufuhr von Rohmaterial für die Papierfabrikation. In den botanischen Gärten zu Calcutta wurden jüngst mit einer Reihe von Grasarten von der Orissa-Küste Versuche angestellt, welche die völlige Eignung einiger dieser Gräser für die Verwendung in der Papierfabrikation darthaten. Unter denselben verdient besonders Ranikharia, das 46.1 Percent an Rohstoff nach dem Kochen, Waschen und Lufttrocknen gibt, sowie Tiansi, das 39 Percent gibt, genannt zu werden. Leider fehlen die botanischen Bezeichnungen für diese Gräser. Aus 25 Experimenten mit Espartogras resultirte als höchster Ertrag 47.2, als niedrigster 39.5 Percent an Rohmaterial für die Papierfabrikation. Von den beiden genannten Grassorten können grössere Quantitäten zu gleichem Preise, wie Espartogras geliefert werden und scheint es angezeigt, mit denselben Versuche in grösserem Massstabe anzustellen. M. Fisher in London hat jüngst mit verschiedener Andropogon-Arten, die in den Straits in Massen vorkommen, Halbstoff und gutes ordinäres Papier hergestellt.

Die Eisenbahn-Frachtsätze in British-Indien. Die indischen Bahnen, Staatsbahnen oder vom Staate garantierte Bahnen, weisen in ihren Frachttarifen Verschiedenheiten auf, die einzig durch das Vorhandensein oder den Mangel an Concurrenz-Transportmitteln bedingt sind und

¹⁾ Muster von japanischem Hanf, in Oesterreich präparirt, sind im orientalischen Museum ausgestellt.

bereits einen schädigenden Einfluss auf den Handel Indiens zu nehmen beginnen. Wie die indischen Blätter melden, beschäftigt sich gegenwärtig das indische Handelsamt mit der Ausarbeitung eines einheitlichen Frachtsatzsystems, das von allen direct oder indirect unter Staatscontrolen stehenden Bahnen angenommen werden soll. Der Transport einer Tonne Getreide per Meile kostet heute auf der:

| | Pence |
|--|-------|
| O. u. R. Bahn ¹⁾ | 0.561 |
| E. I. Bahn ²⁾ | 0.681 |
| G. I. P. Bahn ³⁾ | 0.681 |
| S. P. u. D. Bahn ⁴⁾ | 0.698 |
| Madras-Bahn | 1.021 |
| B. B. u. C. I. Bahn ⁵⁾ | 1.055 |
| Rajpootana-und andere Staatsbahnen | 1.191 |

Während der amerikanische Weizen-Exporteur sein Product auf den amerikanischen Bahnen um 0.25 Pence per Meile befördert, bezahlt indischer Weizen, der von den Productions-Districten nach den Hafenplätzen zumeist per E. I. Bahn und G. I. P. Bahn befördert wird, 0.561 beziehungsweise 0.681 Pence per Meile.

| Glaswaare bezahlt per 100 Maunds ⁶⁾ per Meile auf der | Annas ⁷⁾ | Pies |
|--|---------------------|------|
| E. I., S. P. u. D. und O. u. R. Bahn | 8 | 4 |
| G. I. P. Bahn | 9 | 8 |
| Madras-Bahn | 11 | — |
| B. B. u. C. I. Bahn | 9 | 6 |
| Tirhoot- und andere Staatsbahnen | 7 | 6 |

Einen weiteren Uebelstand bilden die verschiedenen Classifications-Systeme; so hat die E. I. Bahn 8, die O. u. R. Bahn 6, die G. I. P. Eisenbahn nicht weniger als 11 Güterclassen. Endlich figuriren in den Tarifen einiger Bahnen 100 Maund, in jenen anderer 1 Maund als Einheit für die Preisbemessung.

Eisenbahnen in Cochinchina. Im ostasiatischen Frankreich gibt sich gegenwärtig eine mächtige Bewegung zu Gunsten des Eisenbahnbaues kund. Mr. Rueff hat der Regierung ein Project zur Errichtung einer Bahn zwischen Saigon und Penh unterbreitet, für das das Municipium der Hauptstadt, sowie die Handelskammer der Colonie ein günstiges Votum abgegeben haben. Durch diese Bahn würde von Saigon aus in 12 Stunden das Haupt-Emporium des unter französischer Oberhoheit stehenden Reiches Cambodja erreicht werden. Wäre diese Bahn schon im Jahre 1879 zu Stande gekommen, so hätten die politischen Ereignisse dieser Zeit in jenen Gebieten einen ganz anderen Verlauf genommen. Wie in Cochinchina, so fehlt es auch für eine günstige Verwerthung der Landesproducte in Cambodja in erster Linie an Transportmitteln. Hier wie dort beschränkt sich heute die eingeborene Bevölkerung auf die Production der dringendsten eigenen Lebensbedürfnisse. Dass ein mit Verständniss der Verhältnisse angelegtes Eisenbahnnetz im wesentlichen Masse dazu beitragen wird, den Producten der beiden Gebiete die Concurrenz am Weltmarkte zu ermöglichen, steht ausser Frage — gleichwohl macht wie begreiflich die Schiffsrheder-Bevölkerung gegen das Project Front.

¹⁾ Oudh and Rohilkund. ²⁾ East India. ³⁾ Great India Pentinsular. ⁴⁾ Scind, Punjab and Delhi. ⁵⁾ Bombay, Baroda and Central-India.

⁶⁾ 1 Maund = $\frac{2}{3}$ Cwt.

⁷⁾ 1 Anna = 12 Pies = $1\frac{1}{2}$ d.

Die Bevölkerung British-Indiens. Nach den letzten statistischen Ausweisen vertheilt sich die Bevölkerung des indischen Reiches

| a) nach Religionen: | Percent |
|-----------------------|----------------------|
| Hindus | 139,343.820 73.01 |
| Mahomedaner | 40,867.125 21.41 |
| Buddhisten | 2,832.851 1.48 |
| Sikhs | 1,174.436 .62 |
| Christen | 897.682 .47 |
| Andere Religionen | 5,746.673 3.01 |
| | 190,865.387 100 |

| b) nach der Beschäftigung: | Percent |
|--|---------------------------------|
| Landwirthe | 37,393.055 56.21 |
| Industrielle | 8,749.270 13.15 |
| Tagelöhner | 8,137.382 12.23 |
| Diener | 4,136.430 6.22 |
| Handeltreibende | 3,425.734 5.15 |
| Beamte und Diener der Regierung | 2,401.630 3.61 |
| Diverse | 2,283.089 3.43 |
| | 66,526.294 ¹⁾ 100 |

Textile fabrics of British India. Von Seite des „India office“ wird uns die Mittheilung, dass dieses Prachtwerk, welches in einer sehr kleinen Zahl von Exemplaren zum Theile publicirt und nur an Museen, Handelskammern etc. abgegeben wurde, in Folge des Rücktrittes des Leiters des India Museums, Dr. Forbes Watson, vom Amte nicht fortgesetzt werden soll. Bisher sind 17 Bände dieses Muster-Werkes, ausserdem 12 verglaste Rahmen mit Mustern erschienen. Bekanntlich hat das Orientalische Museum in Wien ein Exemplar dieser Publication erworben. Das leider nicht in der beabsichtigten Ausdehnung erschienene Werk enthält nach seiner jetzigen Vollendung 58 Muster von Kincobs und Goldbrocates, 67 Muster von Mushroos, 106 von Seidenstoffen, 60 von Baumwolle und Seidengeweben, 121 von Baumwoll-Beinkleidzengen, 51 von Bodicestücken, 57 von Muslins und Calicoes, 80 von Baumwollprints, 120 von Wollstoffen. Ausserdem eine Sammlung von Turbanstoffen; zwei Bände prachtvoller Männerkleiderzeuge, theils in Mustern der Originalgewebe, theils in Chromo-Lithographien; 12 Glasrahmen mit Rohmaterialien der indischen Textil-Industrie. Der letzte, den Abschluss des Werkes bildende Band enthält Muster von Stickereien aus Scind, aus Delhi und aus Kutch; endlich eine Reihe von Mustern von Palghat-Matten, wie sie in der Madras-Präsidentschaft verfertigt und zu Coimbatore zu Markte gebracht werden. Diese Matten, welche an Qualität und Schönheit des Dessins alle übrigen Sorten asiatischer Matten, auch die von den Maldiven-Inseln an die Regierung in Ceylon als Tribut gelieferten Geflechte übertreffen, sind gleichfalls in einigen Originalmustern im Orientalischen Museum vertreten. Dieselben stehen im Preise viel höher als die chinesischen Matten, sind aber weit dauerhafter als diese.

¹⁾ Diese Ziffer enthält bloß die Erwachsenen männlichen Geschlechtes.



INDEX.

| | Seite | | Seite |
|--|--------|--|----------------|
| A. | | | |
| Aden (1840—1880) | 109 | Chinesen in Nordamerika seit 1875, die | 189 |
| Afrika, aus | 14, 66 | Chinesische Baumwollwaaren | 120 |
| Afrika, Dr. Lenz im nordwestlichen | 120 | Chinesischen Dampfschiffahrts - Gesellschaft, eine neue Linie der | 187 |
| Afrika-Forschung, Stand der, am Ende des Siebziger- Decenniums | 159 | „Chinesische Skizzen.“ Von Herbert A. Giles. In's Deutsche übertragen von W. Schlösser. Berlin 1880 | 123 |
| Afrikanischen Association, von der internationalen | 120 | Chinise Stories etc. | 40 |
| Algerien, aromatische Oele und Parfums aus | 154 | Chinesische Studenten in den Lebranstalten Amerikas | 121 |
| Arabien, die Türken in | 82 | Chinesischen Tuchfabrik zu Lan-chou-fu, ein Oester- reicher in der | 172 |
| Australien und der Suezcanal | 184 | Chronik der bemerkenswerthesten Ereignisse des Jahres 1879 in Ost- und Südasien, Afrika und Australien | 34, 53, 69, 90 |
| B. | | | |
| Baku, die Naphta-Quellen bei | 203 | Cochinchina, Eisenbahnen in | 208 |
| Balkan-Länder, Josef R. v. Scheda's Generalkarte der, 13 Bl. Von A. Steinhauser. 1880 | 172 | Congo-Expedition, Stanley's | 59 |
| Batum | 123 | Constantinopel, eine neue Passagier-Route nach . | 34 |
| Berichtigung | 92 | Cyprischer Honig | 72 |
| Besenstrauch-Fasern, Teppiche aus | 59 | D. | |
| Bôrô-Boudour dans l'île de Java, publié par le Dr. C. Leemans-Leide | 156 | Dattelpalme, der Segen der | 180 |
| British-India, Textile fabrics of | 208 | Deutschlands, die Leipziger Handelskammer über den transoceanischen Handel | 171 |
| British-Indien, Baumwoll - Spinnereien und Webe- ereien in | 58 | Deutschlands Handel mit dem Orient | 138 |
| British-Indiens, die Ausfuhr-Producte | 169 | Donau, die, als Verkehrsstrasse nach dem Orient 5, | 27 |
| British-Indiens, die Bevölkerung | 208 | E. | |
| British-Indien, die Eisenbahn-Frachtsätze in | 207 | Egypten, Briefe aus | 46 |
| British-Indien, die Kunstindustrie in | 138 | Egypten in Bild und Wort | 62 |
| British-Indien, Indigo-Bau in | 60 | Egypten nach Syrien, die Karawanenstrasse von . | 141 |
| British-Indien 1874 — 1879, Oesterreichs directer Handel mit | 68 | Egypten, Wiederaufleben des Sklavenhandels in . . | 98 |
| British-Indiens, Tabakhandel | 119 | Egyptischen Sudân, Sklavenhandel im, 1880 . | 173, 198 |
| C. | | | |
| Cambodschas, die Ruinenplätze | 134 | Eisenbahnen, die bosnischen | 25 |
| Ceylon, Ausfuhr von Elephanten aus | 207 | Eisenbahnen, die serbischen | 25, 57 |
| Ceylons Aussenhandel pro 1879 | 120 | Eisenbahn, die neue Orient- | 195 |
| China auf der Berliner Fischerei-Ausstellung | 60 | Eisenbahn, die Salonik- | 23 |
| China, aus | 205 | Eisenbahnen, transkaukasische | 19 |
| Chinas Aussenhandel 1879 | 136 | Eisenbahn- und Strassenbauten in Persien, projectirte | 31 |
| China auf der Berliner Fischerei-Ausstellung | 60 | Elopura, die Residenz des Maharadscha Overbeck | 186 |
| China, europäische Wissenschaft in | 59 | Exposition coloniale | 205 |
| China, Graf Szechényi's Expedition in | 61 | F. | |
| China-Gras | 105 | Formosa, Kamphergewinnung auf | 122 |
| China, Historisches über Glasfabrikation in | 206 | Françaises, les colonies, Par Paul Gaffarel | 40 |
| China, Pilze für | 39 | Frankreichs Orienthandel | 74 |
| China, zur Porcellan-Manufactur in | 118 | | |

| | Seite | | Seite |
|--|---------|--|---------------|
| G. | | L. | |
| Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. Von Dr. Wilhelm Heyd. Stuttgart 1879 | 74 | Les colonies françaises. Par Paul Caffarel. Paris | 40 |
| H. | | Levantehandels, Geschichte des, im Mittelalter. Von Dr. Wilhelm Heyd. Cotta 1870 | 74 |
| Handel, Herat und der europäische | 21 | Lloydfahrten nach Hongkong | 74 |
| Handels-Routen nach dem Orient | 5, 23 | Lloyd, Oesterreichisch-ungarischer . . 3, 7, 31, 56, | 92 |
| Herat: The Granary and Garden of Central Asia. By Colonel G. B. Malleon. London 1880 | 187 | M. | |
| Herat und der europäische Handel | 21 | Madagascar, der Travellers Tree auf | 204 |
| Histoires orientales, Par le Vicomte E. Melchior de Vogué. Paris 1880 | 139 | N. | |
| Holländisch-indischen Besitzungen, Kaffee-Production der | 105 | Nach Jerusalem. Ein Führer für Pilgerfahrten etc. Von Joh. Fahrngruber. Würzburg | 155 |
| Hongkong, Lloydfahrten nach | 74 | Naphtha-Quellen bei Baku, die | 203 |
| Hongkong, Zündwaren-Fabrik in | 187 | Nephrit | 106 |
| I. | | O. | |
| Indian Industries. By A. G. F. Elliot James. London 1880 | 188 | Orient, Deutschlands Handel mit dem | 138 |
| Indien, Jute und Jute-Fabrikate in | 39 | Orient, die Donau als Verkehrs-Strasse nach dem | 27 |
| Indien, Kameele als Lastthiere in | 139 | Orient, die Handels-Routen nach dem | 5, 23 |
| Indien, Kunst-Industrie in | 138 | Orient, zur Hebung unseres Verkehrs mit dem | 92 |
| Indien, Mechanische Baumwoll-Spinnereien und Webereien in | 58 | Orients, die Schriftmittel und Schreiber des | 87, 102 |
| Indigo-Bau in British-Indien | 60 | Orientbahn, die neue | 194 |
| Indisches Bier | 152 | Ostasien, zur Hebung unseres Verkehrs mit | 1 |
| Indische Gräser für Papier-Fabrikation | 207 | Ost-Turkestans, aus den Gebieten | 50 |
| Indischen Kaiserreiches, Emil Schlagintweit's Schilderung des | 77, 188 | Oxuslauf, der obere, in commercieller Beziehung | 157 |
| Industrielles aus Japan | 39 | P. | |
| Inner-Afrika, dritte belgische Expedition nach | 106 | Palästina, Fortschritte der Civilisation in den letzten 25 Jahren in | 10, 63 |
| Inner-Asien, russische Expedition nach | 105 | Palästinas Landesproducte mit Rücksicht auf Colonisation | 129, 162, 175 |
| J. | | Papier, japanisches | 17, 106 |
| Jade | 106 | Persien, Projectirte Eisenbahn- und Strassenbauten in | 31 |
| Japans Aussenhandel 1879 | 207 | Persiens, zur wirthschaftlichen Lage | 125, 146 |
| Japan, Erzeugung farbiger Baumwoll-Gewebe in | 206 | Persischer Sprache, ein Prachtwerk in | 121 |
| Japan, hanf- und leinenartige Fasern in | 207 | Pilze für China | 39 |
| Japan, Industrielles aus | 39 | Porcellan-Manufactur in China | 118 |
| Japan, künstliche Fischzucht in | 207 | R. | |
| Japan, Seidenweberei in | 153 | Reise einer kaiserlich deutschen Gesandtschaft durch Ungarn, Serbien und Bulgarien im Jahre 1577, die | 113, 131 |
| Japan, Spinnereien und Webereien in | 121 | Rhea-Faser | 20, 105 |
| Japan, Strikes in | 153 | Rumänien, aus | 74 |
| Japan, eine mechanische Wollweberei in | 137 | Russlands Handel mit seinen asiatischen Grenz-nachbarn | 122 |
| Japan, Uhren-Industrie in | 187 | S. | |
| Japanisches Berg- und Hüttenwesen, über | 38 | Saghalien | 153 |
| Japanisches Papier | 106 | Sahara und Sudân. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Von Dr. Gustav Nachtigal. I. Theil. Berlin 1879 | 20 |
| Japanischen Papiere, die Bereitung des | 17 | Sahara und Sudân | 107 |
| Japanische Porcellanerde | 206 | Senegal nach dem Niger, die französische Expedition von | 151 |
| Japanische Seiden-Saison 1879/80, die | 153 | Serbischen Eisenbahnen, die | 57 |
| Jerusalem, nach. Von Joh. Fahrngruber | 155 | Siam, Saphirlager in | 20 |
| Jungle Life in India. By A. Hall M. A. London 1880 | 60 | Sibirien, ein Museum in | 154 |
| Jute und Jute-Fabrikate in Indien | 39 | Sibirien, Ziegelthee für | 138 |
| K. | | Sklavenfrage im egyptischen Sudân, zur | 46, 66, 198 |
| Kaffee-Production der holländisch-indischen Besitzungen | 105 | Sklavenhandel, Gessi Pascha über den | 16, 196 |
| Kameele als Lastthiere in Indien | 139 | | |
| Kamphergewinnung auf Formosa | 122 | | |
| Kaschmir, Industrielles aus | 153 | | |

| | |
|---|-------|
| | Seite |
| Sklavenhandel, Wiederaufleben des, in Egypten . . . | 98 |
| Smyrna, Monographie von. Von Dr. Carl v. Scherzer | 188 |
| Sofia, Geistige und materielle Verhältnisse zu . . . | 41 |
| Strange Stories from a Chinese Studio. By Herbert A. Giles. 2 Vol. London 1880 | 40 |
| Sudânesische Weinrebe, die | 205 |
| Suezcanal, Australien und der | 184 |
| Syrie centrale, la, par le Marquis de Vogué | 58 |

T.

| | |
|--|----------|
| Tabakhandel British-Indiens | 119 |
| Tasmanien, die englische Colonie | 165, 183 |
| Teppiche aus Besenstrauch-Fasern | 59 |
| The Cities and Towns of China. A geographical Dictionary by G. M. H. Playfair. Hong- kong 1879 | 156 |
| Thee-Production und Thee-Handel | 81 |
| Tibet, über | 199 |

| | |
|---|-----|
| Tokio Daigaku. The Calendar of the Departments of Law, Science and Literature, 1879—80. Tokio | 140 |
| Transkaukasische Eisenbahnen | 19 |
| Transoceanischer Handel Deutschlands | 171 |
| Türken in Arabien, die | 83 |
| Turkestans (Ost-), aus den Gebieten | 50 |

V.

| | |
|---|----|
| Varna, der Pontushafen, im Mai 1880 | 93 |
|---|----|

W.

| | |
|---|------------|
| Wachs, Pflanzen- und Insecten- | 19 |
| Welt-Industrien. Studien während einer Fürstenreise etc. Von Dr. Carl von Scherzer. Stuttgart 1880 | <u>140</u> |

Z.

| | |
|-----------------------------------|-----|
| Zanzibar, aus | 149 |
| Ziegelthee für Sibirien | 138 |

Autoren - Index.

| | |
|--|----------------|
| | Seite |
| Büchelen Carl in Wien | 5, 23, 57, 194 |
| Donau-Verein, der, in Wien | 27 |
| Duveyrier Henri in Paris | 20 |
| Gessi R. in Cairo | 100 |
| Gyrkovics Georg v. in Wien | 57 |
| Hansal M. L. in Chartum | 14, 66 |
| Hellwald Friedrich v. in Stuttgart | 134 |
| Janiczek Zdenko in Port-Said | 184 |
| Kanitz F. in Wien | 41, 93 |
| Klöden Dr. G. A. v. in Berlin | 199 |
| Kremer A. v. in Cairo | 62 |
| Kutschera Hugo in Constantinopel | 34 |
| Le Mounier F. v. in Wien | 172 |
| Nasackin Nicolaus v. in Paris | 19, 105, 203 |
| Neumann-Spallart F. X. v. in Wien | 81 |
| Neumann W. A. Dr. in Wien | 75, 92, 156 |
| Oberländer Richard in Leipzig | 165, 183 |

| | |
|--|-----------------------|
| | Seite |
| O'Connor J. E. in Calcutta | 169 |
| Ohnefalsch-Richter Max in Larnaka | 72 |
| Paul K. in Wien | 38 |
| Paulitschke Dr. Ph. in Wien | 107, 159 |
| Ratzel Dr. Friedr. in München | 189 |
| Roth Gottfried in Assiout | 98 |
| Rudel Dr. A. in Dresden | 87 |
| Scherzer Dr. Carl v. in Leipzig | I, 77, 141 |
| Schick C. in Jerusalem | 10, 63, 129, 162, 175 |
| Schlagintweit-Sakünlünski Hermann v. in München | 50 |
| Schweiger-Lerchenfeld Frhr. v. in Wien | 83, 109, 180 |
| Schweinfurth Dr. G. in Cairo | 46, 98, 100, 173, 196 |
| Siebold Heinrich v. in Jedo | 17 |
| Stichler C. in Bern | 113, 131 |
| Strauch F. v. Brüssel | 106 |
| Vámbery H. in Pest | 21, 157, 187 |





tn

HF Oesterreichische Monatsschrift
13 für den Orient
04
Jg.6

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

